Digitalisiert von Google

GRI
.S9

Digitalisiert von Google

3. Jahrgang 1930-31

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgegeben

von

Dr. Gustav Jungbauer

Prag 1930

Im Buchhandel durch die J. G. Calve'sche Universitäts-Buchhandlung in Prag

Digitalisiert von Google

281158 GR1 .S9

Inhaltsverzeichnis

Größere Beiträge

Seite

Dr. Gustav Jungbauer, Das kleine Andachtsbild . . . . . 1—20

Dr. Ernst Hoyer, Zur Erbfolge in Bauerngütern nach dem im 18. Jahrhunderte in Westböhmen geltenden Rechte . . . . . 20—24

Dr. Rudolf Kubitschek, Die Herkunft der Hirschauer . . . . . 24—36

(Dr. Gustav Jungbauer), Adolf Hauffen † . . . . . 51—58

Alfred Karasek-Langer, Sagen von der Moosfrau aus Oberstuben in der Slowakei . . . . . 58—65

Rudolf Hruschka, Eine Bauernhochzeit in Südwestmähren . . . . . 65—77

(Dr. Gustav Jungbauer), Alois John ein Siebziger . . . . . 77—79

Dr. Hubert Haßmann, Zur Dialektgeographie der bayrischen Oberpfalz und Westböhmens . . . . . 99—112

Dr. Rudolf Kubitschek, „Auf die Kirchweih laden" . . . . . 113—114

Dr. Jakob Loidl, Einiges zum Namen Wagendrüssel . . . . . 114—116

Ignaz Göth, Der Berghäuerzug in Iglau . . . . . 116—120

Dr. Leonhard Franz, Schatzgräber . . . . . 120—123

Nikolaus Rollinger, Volksbotanisches aus Klein-Mohrau bei Freudenthal in Schlesien . . . . . 123—128

Dr. Gustav Jungbauer, Sprachinselvolkskunde . . 143—150, 196—204, 244—256

Dr. Eduard Eisenmeier, Zephyrin Zettl, der Mundartdichter des Böhmerwaldes . . . . . 150—157

Dr. Gustav Haas, Der Handel unserer Vorfahren vor dem Eisenbahnbau 158—170

(Dr. Gustav Jungbauer), Emil Lehmann. Zum 50. Geburtstag . . . . 191—192

Dr. Rudolf Kubitschek, Das Gedächtnis des Volkes . . . . . 193—195

Franz Breiner, Kleine Beiträge zum südmährischen Hochzeitsbrauchtum 205—210

Alfred Karasek-Langer, Die Wunderlampe. Märchen aus Ober-Turtz in der Kremnitzer Sprachinsel . . . . . 210—216

Petr Bogatyrev, Die Bräuche und der Aberglaube bei dem Bau eines Hauses in Karpathenrußland . . . . . 216—220

Egon Lendl, Sudetendeutsche Kolonisten in Oberslawonien . . . . . 239—244

Karl M. Klier, Zum deutschen Volkstanz . . . . . 256—259

Richard Zeisel, Der Dumme hat 's Glück. Märchen aus der Deutsch-Probener Sprachinsel . . . . . 259—263

Franz J. Beranek, Zum Hausbau in Karpathenrußland . . . . . 263—264

NOV 29 1934
Digitized by Google

Kleine Mitteilungen

Seite

Emil Mauder, Dreikönigslieder aus Nordböhmen . . . . . 27—30
Dr. Rudolf Kubitschek, Der Wallerer Familienname Sanheitl 30
Franz Götz, Herenglaube um Bodenstadt in Mähren . . . . . 31—32
Ignaz Göth, Eine „Lebige Leich" in der Iglauer Sprachinsel . . . . . 33—35
Josef Maschek, Eine Art Steckbrief aus dem Jahre 1761 35
Dr. Gustav Jungbauer, Hauffen und Naumann 37
Staatsanstalt für das Volkslied . . . . . 37—38
Volkskundliche Vorlesungen an der Deutschen Universität in Prag . . . 38, 272
Walter König-Beyer, Glasrücken 79
Dr. Rudolf Hadwich, Das Kümmernisbild in Mähr.-Rothmühl 80
Deutsches Rechtswörterbuch 83
Richard Baumann, Das Maibaumfällen in Neusattl bei Elbogen . . . 128—130
Dr. Rudolf Kubitschek, Spielgebete der Kinder . . . . . 130—131
Augustin Galse, Heilmittel aus Südböhmen 131
Hubert Nerad, Puppenspiele 131
Krippenforschung . . . . . 131—132
Josaphat (Umfrage) 132
Adolf Glücklhorn, Schimpf im südlichen Egerland . . . . . 170—173
Franz Meisinger, Österreime aus dem Böhmerwalde . . . . . 173—176
Eduard Böhs, Aus der Volkssprache des oberen Schönhengstgaues . . . 176—177
Der Bauer als Erzieher 177
Der zweite Volkskunstkongreß . . . . . 177—178, 223
Papst Pius XI. als Schätzer der Volkskunde 178
Ernst Eßler, Die weibliche Volkstracht in der Wischauer Sprachinsel . . 220—221
Ignaz Göth, Der Prügelkrapfen 221
Augustin Galse, Zum südböhmischen Volksglauben 222
Der erste deutsche Volkskundetag 222
Vorbildliche Sammelarbeit . . . . . 222—223
Eugen Diederichs † 223
Adolf König, Ein Hirtenspiel aus Reichenberg . . . . . 264—266
Johann Březina, Zukunftsforschung in der Weihnachtszeit 266
R. Slawitschek's Anastasius Katzenschlucker und die Volksüberlieferung . . 266
Trutzgsängln aus Annaberg (Ostgalizien) . . . . . 267—268
Karl Ledel, Dreschflegelreime aus dem Schönhengstgau 269
Adolf Glücklhorn, Wie man Ertrunkene findet 269
Hans Freising, Die Flußmuschel in der Volksmeinung 269
Dr. Rudolf Kubitschek, Merkwürdige Tiernamen . . . . . 269—270
Emma Saxl, Bei- und Spottnamen aus Grulich und Umgebung . . . . 270—271
Von den deutschböhmischen Siedlern im Banat . . . . . 271—272
Sudetendeutsches Mundartenwörterbuch 272
Atlas der deutschen Volkskunde . 35—37, 81—83, 132—133, 178—179, 223—227, 272—274
Einlauf für das Archiv . . . . . 133, 274—275
Antworten . . . . . 38—44, 83—91, 133—137, 180—185, 227—231, 275—279
Umfragen . . . . . 44, 91—92, 137, 185—186, 231—232, 279—280
Kurze Nachrichten 92
Besprechungen . . . . . 44—50, 92—98, 137—142, 186—190, 232—238, 280—286
Abbildungen . . . . 3, 5, 9, 13, 15 (zwei), 17 (zwei), 33, 43 (drei Skizzen), 51, 78, 80, 84, 117, 118, 119, 120, 146, 151, 178, 184, 191, 197, 221, 248 (zwei)

Digitalisiert von Google

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Anton Altrichter (Nikolsburg). Franz Andreß (Dobrzan). Heinrich Ankert (Leitmeritz).

Richard Baumann (Altrohlau). Franz J. Beranek (Neuhaus). Dr. Alois Bergmann (Mähr.-Ostrau). Johann Bernard (Nieder-Mohrau bei Römerstadt). Oskar Bernerth (Sternberg). Josef Bezdek (Reichenau bei Mähr.-Trübau). Franz Blöchl (Pilsen). Petr Bogatyrev (Prag). Eduard Böhs (Mähr.-Rothmühl). Dr. Ed. Braun (Troppau). Franz Breiner (Prag). Johann Březina (Gratzen).

Th. Chmela (Prag).

Johann Dolak (Mähr.-Neustadt).

Dr. Eduard Eisenmeier (Prag). Hans Englisch (Mähr.-Kotzendorf). Ernst Eßler (Lissowitz).

Dr. Leonhard Franz (Prag). Hans Freising (Brünn).

Augustin Galfe (Gratzen). Ignaz Göth (Znaim). Franz Götz (Poschkau). Fanni Greipl (Friedberg). Karl Gruber (Roßhaupt). Leopold Gruß (Göllnitz). Adolf Gücklhorn (Prag).

Dr. Gustav Haas (Freudenthal). Dr. Josef Hanika (Prag). Dr. Hubert Haßmann (Elbogen). Dr. A. Herr (Warnsdorf). Dr. Johann Hille (Wölmsdorf). Eduard Honl (Bischofteinitz). Dr. Ernst Hoyer (Prag). F. Ed. Hrabe (Winterberg). Rudolf Hruschka (Althart).

Dr. Gustav Jungbauer (Prag). Dr. Ernst Jungwirth (Römerstadt).

Alfred Karasek (Brünn). Johann Keßler (Petersdorf in Schlesien). Karl M. Klier (Wien). Erich Knoll (Bergstadt). Adolf König (Reichenberg). Walter König-Beyer (Reichenberg). Hans Krcal (Iglau). Dr. Rudolf Kubitschek (Eger). Dr. Hermann Kügler (Berlin). Dr. Hermann Kügler (Krönau).

Rudolf Lange (Nürnberg). Josef Lanz (Neudorf bei Drohobycz). Karl Ledel (Grünau bei Mähr.-Trübau). Egon Lendl (Wien). Dr. Jakob Loidl (Salzburg). Dr. Franz Longin (Prag). Josef Lösch (Podersam).

Josef Maschek (Holeischen). Emil Mauder (Bodenbach). Franz Meisinger (Frauenthal bei Prachatitz). Franz Meißner (Niederlangenau).

Hubert Nerad (Prag).

Dr. Kurt Oberdorffer (Brüx).

Nikolaus Rollinger (Prag).

Emma Sarl (Prag). Johann Schreiber (Grosse). Julius Schunke (Zdice). Robert Staininger (Sandl in O.-C.). Karl Storch (Nürschau).

Dr. Gustav Treixler (Graslitz).

Viktor Wenhart (Hall i. T.). Dr. Franz Wiesner (Dittershof).

Richard Zeisel (Zeche bei Deutsch-Proben).

Digitalisiert von Google

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgeber und Leiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII. Vocelova 10

3. Jahrgang 1930 **1. Heft**

Das kleine Andachtsbild

Von **Gustav Jungbauer**

Schon im Jahre 1912 hielt A. Spamer im „Bayerischen Landesverein für Heimatschutz" in München einen Lichtbildervortrag über „Unsere Gebetbuchbilder" und verband damit eine Ausstellung von Bildern aus eigenem Besitz und aus verschiedenen Münchner Sammlungen. Aus diesen kleinen Anfängen ist in zwanzigjähriger unablässiger Sammel- und Forschungsarbeit ein umfassendes Werk herangereift, das in der prächtigsten Ausstattung soeben erschienen ist[1]).

Den Bildstoff lieferten dem Verfasser mehr als 100 deutsche, österreichische, schweizerische und belgische Sammlungen in Privatbesitz, ferner einzelne Klöster und Museen mit ihren allerdings meist kleinen Beständen. Für die entwicklungsgeschichtliche Behandlung des Stoffes mußte der Verfasser viele bisher unbekannte und weit verstreute Quellen erschließen und außerdem Archivakten, besonders der Augsburger Briefmaler und Kupferstecher, heranziehen. Da zwischen Augsburg und Prag starke Beziehungen bestanden und der sudetendeutsche Anteil am kleinen Andachtsbild nicht gering ist, sei im folgenden das Wichtigste aus dem Werke herausgehoben, zugleich zu dem Zwecke, unsere Öffentlichkeit auf die Bedeutung der Andachtsbilder aufmerksam zu machen. Solche befinden sich, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, nicht bloß in kleiner Anzahl als Einlagen in den Gebetbüchern, sondern oft in großer Menge, aufbewahrt in Schachteln und Kästchen, im Besitze vieler Familien. Nicht selten werden sie achtlos verworfen, was kaum geschähe, wenn die Besitzer wüßten, daß das Andachts- oder Heiligenbild nicht nur für die Volkskunde wie auch für die Religionswissenschaft, Kunst- und Kulturgeschichte und allgemeine Geistesgeschichte von großer Bedeutung ist, sondern zuweilen auch einen Sammelwert von mehreren tausend Kronen hat. Denn auch hier gibt es, ähnlich wie bei den Briefmarken, Stücke, die schon wegen ihrer Seltenheit, aber auch wegen des Stoffes, des Bildes und der Ausführung besonders kostbar

[1]) Adolf Spamer, Das kleine Andachtsbild vom XIV. bis zum XX. Jahrhundert. Mit 314 Abbildungen auf 218 Tafeln und 54 Abbildungen im Text. Verlag F. Bruckmann A.-G., München 1930. Preis in Ganzleinenband mit Kopfgoldschnitt 60 Mark, in feinem handgebundenem Ganzlederband 120 Mark. Unsere Bilder (1.—4.) sind dem Buche entnommen; der Verlag hat in entgegenkommender Weise die Druckstöcke zur Verfügung gestellt.

Digitalisiert von Google

sind. So ist z. B. das Bildchen „Kruzifixus", der einzig bisher bekannt gewordene religiöse Kupferstich auf Elfenbein, ein Unikum des Dresdner Kupferstichkabinetts. Es ist wahrscheinlich, daß auch auf sudetendeutschem Gebiete im Privatbesitz und in Museen wertvolle Stücke vorhanden sind[1]). Diesen Bestand, den Spamer nur ausnahmsweise benützen konnte, zu erfassen und zu überprüfen, wäre eine verdienstvolle Aufgabe. Einsendungen von Bildern sind auch dem „Archiv für sudetendeutsche Volkskunde" sehr willkommen.

Die kleinen, meist in Gebet- und Erbauungsbüchern aufbewahrten Andachtsbilder sind ursprünglich wohl nichts anderes als die aus ihrem Begleittext losgelösten Miniaturen, mit denen man die Andachts- und Gebetbücher schmückte. Wie auch heute noch vorwiegend Frauenklöster einzelne Arten der Andachtsbilder herstellen, z. B. Spitzenbilder, die auf sudetendeutschem Boden, wie unsere 81. Umfrage gezeigt hat, in Chotieschau bei Pilsen, ferner in Freudenthal und in Troppau erzeugt werden, so stehen die Frauenklöster auch am Anfang der Entwicklung. Im 14. Jahrhundert waren sie die Mittelpunkte des religiösen und geistigen Lebens, des literarischen und künstlerischen Schaffens. Hier war das Andachtsbild entweder Selbstzweck als Gegenstand der frommen Erbauung oder es diente zu Geschenkzwecken als Zeichen der Verehrung und des Dankes. Zuerst finden sich Bildchen, die man in die Deckel oder auch in die Texte der Handschriften einklebte. Zum Einkleben oder auch Einmalen der Bilder ließen die Schreiber oft einen Raum in den Andachtsbüchern frei.

Die Motive der Bilder zeigen den engsten Zusammenhang mit der zeitgenössischen Literatur. Von den Anfängen bis in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts wird mit Vorliebe das Christkind in den verschiedensten Gestaltungen dargestellt und gern ein Spruch hinzugefügt. Dabei erscheint im Andachtsbild der Frauenklöster oft derselbe Vorwurf sowohl im Angelobungs- und Neujahrsbild wie auch im reinen Erbauungsbild. Als Neujahrsgeschenke benützte man die Andachtsbilder bis ins 15. und 16. Jahrhundert. An zweiter Stelle steht das Passionsmotiv, die Darstellung des Leidens Christi. Häufig ist ferner das ebenfalls ganz aus der alles beherrschenden Mystik der mittelalterlichen Frauenklöster erwachsene, auch in der Dichtung beliebte Motiv von Christus und der minnenden Seele und das damit bisweilen verbundene Klopfammotiv. Dieses, der Offenbarung 3, 20 entnommen, war im 14. und 15. Jahrhundert besonders volkstümlich und ist es im Bilde und in der Dichtung bis in die neueste Zeit geblieben, wie neben anderm die 1904 in 5. Auflage erschienene Schrift „Das Anklopfen des Heilandes vor der Thüre des Menschen" von Johannes Goßner (1773—1858) beweist. Spamer erinnert hier an die Umzüge gabenheischender Kinder in den Klöpfleinsnächten.

[1]) Im „Verzeichnis einiger wichtigerer Andachtsbildsammlungen" führt Spamer (S. 333) aus der Tschechoslowakei an: Städt. Museum in Budweis (Knappsammlung), Dr. A. Berut in Gablonz a. N., jetzt Kaaden (Pergamentminiaturen und Schnittbilder), Dr. Paul Krasnopolski in Prag (bes. Pergamentminiaturen), Stift Tepl bei Marienbad.

Digitalisiert von Google

die er irrtümlich den Zwölfnächten (Weihnachten bis Dreikönig) gleichsetzt. So oder auch Klopfarstäg, Anklopfete u. a. werden in Südwestdeutschland und in der Schweiz die drei Donnerstage vor Weihnachten genannt (vgl. Sartori, Sitte und Brauch, 3, 12; Fehrle, Feste und Volksbräuche, 3. Aufl., S. 12ff.). Ein weiteres Motiv des ältesten Andachtsbildes war die geistliche Stufenleiter oder Treppe, die auf die Himmelsleiter vorchristlicher Zeiten zurückweist. Hier kann darauf aufmerksam gemacht werden, daß wir ein Seitenstück, eine besondere Anwendungsart des gleichen Motives auch noch im religiösen Leben unserer Zeit in den „Heiligen Stiegen" mancher Wallfahrtsorte — in Böhmen in Prag, in

S. Regina. Klappbildchen, auf Papier aquarelliert. 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts. (Sammlung Robert Heß, Basel.)

Graupen bei Teplitz-Schönau, im Kapuzinerkloster in Rumburg, bei Grulich und in Přibram, in Mähren in Brünn — besitzen. Von der „Heiligen Stiege" in Rumburg wird berichtet[1]): „Sie ist eine getreue Nachbildung jener Stiege, die zum Richthause des Pontius Pilatus in Jerusalem hinaufführte und welche der göttliche Heiland Jesus Christus selbst betreten und durch seine hl. Blutstropfen geweiht hat. Nach der Überlieferung ist diese Stiege auf Veranlassung der Kaiserin Helena, der Mutter Kon-

[1]) P. Thaddäus Walter, Anleitung zum andächtigen Besuche der Heiligen Stiege in Rumburg. Verlag des Kapuzinerklosters in Rumburg, 1926. (Bearbeitet nach dem gleichnamigen Büchlein Rom 1924, mit Genehmigung des Verlages Scuola Tipografika Pio X.).

Digitalisiert von Google

stantins des Großen, im vierten Jahrhunderte von Jerusalem nach Rom gebracht worden und vom damaligen Papst Silvester I. im alten Lateranpalast, der Residenz der Päpste, untergebracht worden. Papst Sixtus V. ließ sie im sechzehnten Jahrhundert in die Kapelle Sancta Sanctorum, unweit der Laterankirche, übertragen, wo sie wohl von den meisten Rompilgern andächtig bestiegen wird. Der Bau der hl. Stiege in Rumburg ist am 1. Oktober 1767 mit der Grundsteinlegung begonnen worden und am 22. Juli 1770, am Feste der hl. Büßerin Maria Magdalena, wurde sie feierlich eingeweiht und hl. Reliquien in die einzelnen Stufen gelegt. Die hl. Stiege darf man nur kniend ersteigen. Zu beiden Seiten befinden sich zwei enge Treppen zum Hinauf- und Hinuntergehen." Mit dem knienden Ersteigen der 28 Stufen dieser Stiege und dem Verrichten der vorgeschriebenen Gebete ist ein Ablaß verbunden.

Alle Andachtsbilder der Frühzeit, bei welchen auch Darstellungen von Heiligen und, allerdings seltener, von biblischen Szenen erscheinen, sind wie die Miniaturen der Handschriften gemalt. Der gesteigerten Nachfrage konnten die Miniaturisten aber bald nicht mehr genügen und so stellte sich um 1400 der Bilddruck ein, zunächst als Holzschnittabdruck, zu dem sich bald der Metallschnitt gesellte, und später der Kupferstich, dessen Erfindung dem Andachtsbild erst die volle Möglichkeit zur künstlerischen Entfaltung bot.

Die gewerbsmäßige Herstellung der Andachtsbilder wurde die Sache der „Briefmaler", die wohl aus den Miniaturisten und Schreibern, kaum aus den Schreinern (Formschneidern) hervorgegangen sind. Als erster Briefmaler wird 1434 Hans Wachter in Ulm genannt. Diese ehemaligen Briefschreiber wurden nun zu Briefdruckern, sie behielten aber in Augsburg und in Nürnberg, den Mittelpunkten ihres Schaffens, den alten Namen bis in das 19. Jahrhundert bei. Sie waren sowohl Hersteller als auch Verleger der gesamten kleinen volkstümlichen Bild- und Flugblattliteratur. Mit dem Herstellen von Bilddrucken befaßten sich aber auch einzelne, besonders flämische und niederländische Klöster, die sich nach der Erfindung der Buchdruckerkunst eigene Privatpressen eingerichtet hatten. In der Regel bestellten aber auch die Klostergeistlichen wie die Weltgeistlichen die benötigten Heiligenbilder bei den städtischen Druckern. Solche Bilder wurden vornehmlich bei Kirchenfesten und Wallfahrten verschenkt oder verkauft. Manche waren auch mit einem Ablaßgebet bedruckt.

Die Verwendung der Andachtsbilder war schon in dieser Frühzeit verschieden. Seit je ist zu beobachten, daß zwischen dem Bild und dem Besitzer ein enges persönliches Verhältnis besteht, das dort, wo das Bild den Namens- oder Berufspatron darstellt, um so stärker sein muß. Dies kann man auch heute noch im Volke bemerken. Jedes im Gebetbuch liegende Andachtsbild, das beim Beten betrachtet wird und dessen etwa auf der Rückseite stehenden Gebete gesprochen werden, ist für den Besitzer ein Kleinod. Zuweilen nimmt diese Verehrung des Heiligen im Bilde absonderliche Formen an. In Rumburg ist mir eine über 70 Jahre alte Frau bekannt, die sich als treue und fleißige Bedienerin

Digitalisiert von Google

ihren Lebensunterhalt erwirbt. In ihrem Gebetbuch hat sie mehrere Heiligenbilder liegen. Sie bewahrt darin aber auch ihr Papiergeld in der Weise auf, daß sie jedem Heiligen je eine Banknote beilegt, einem besonders geschätzten mehr, etwa eine Zwanzigkronennote, einem anderen weniger, z. B. nur eine Zehnkronennote. Erhält sie Geld, so überlegt sie

Der Hl. Bernhard von Clairveaux. Kupferstich der Klauber. Die Darstellung (nach 1. Petr. 2. 2) zeigt, wie S. Bernhard den Milchstrahl aus der Brust der Jungfrau Maria empfängt. (Sammlung A. Spamer.)

Digitalisiert von Google

lange, welchen Heiligen sie mehr bedenken soll. Als sie im vorigen Jahre zum ersten Male von der Altersversicherung mehrere hundert Kronen durch die Post zugesandt erhielt, wollte sie anfänglich das Geld vom Postboten nicht annehmen. Erst als sie über die ihr ganz unbekannte Einführung der Altersversicherung aufgeklärt wurde, feierten ihre Heiligen einen Festtag. Und ist sie gezwungen, Geld herauszunehmen, so geschieht dies erst nach langem Überlegen, welcher Heilige am ehesten einen Betrag entbehren kann, wobei sie ihm wohl noch im stillen Abbitte leistet. In diesem Falle mag auch der Glaube mitspielen, daß die Heiligen das Geld besser behüten als eine feuersichere Panzerkasse. Sie sind also Schutzpatrone.

Von diesen *Schutz-* und von den *Krankheitspatronen*, die auf den Andachtsbildern häufiger wiederkehren, führt Spamer an: Rochus, Sebastian und Antonius, vielfach verbunden mit dem magischen T(au), sowie Anna als Schützer gegen die Pest, Florian als Feuerpatron, die hl. drei Könige und Christophorus, der zu Beginn des 16. Jahrhunderts als ein fast universaler Schutzpatron verehrt wurde, als Beschützer der Reisenden und gegen den jähen Tod, Valentin als Helfer gegen die Fallsucht, Wendelin und Leonhard als Viehpatrone, Apollonia, die bei Zahnschmerz, und Odilia, die bei Augenkrankheiten angerufen wird, u. a. Hier wäre wohl noch die hl. Kümmernis zu nennen, die ebenfalls durch lange Zeit eine Universalpatronin war und auch auf Andachtsbildern erscheint (vgl. unsere Zeitschrift I, 1928, S. 230ff.). Wenn bei der katholischen Landbevölkerung, z. B. auch im Böhmerwalde, der Brauch besteht, die Innenseite der Leinwandschränke, Truhen und Kastendeckeln mit Heiligenbilder zu bekleben, so dürfte heute weniger der alte Schutzglaube mitspielen als vielmehr die Schmuckfreude und der Drang, Bilder und Erinnerungen an möglichst sichtbarer Stelle anzubringen.

Eine andere Deutung erfordert dagegen der auch in den deutschen Sprachinseln Karpathenrußlands vorkommende Brauch, auf den aufgebahrten Toten Heiligenbilder zu legen, die mit ihm bestattet werden. Spamer führt als ältesten Beleg an, daß man in der Gruft der Kathedrale von Brügge zwei kolorierte Holzschnitte aus dem 15. Jahrhundert fand, von denen der eine zu Häupten, der andere zu Füßen des Verstorbenen in der gemauerten Grabstelle angebracht war. Heute bedecken die von Verwandten und Bekannten gespendeten Bilder oft die ganze Brust, bei Kindern den ganzen Leib des im Sarge Liegenden. Die Spender bekunden damit, wie im städtischen Brauch mit Kränzen und Blumen, ihre Anteilnahme. Aber es scheint auch die fromme Meinung mitzuspielen, daß der Tote sich besonders der Spender, deren Gaben ihn ins Jenseits begleiten, dort erinnern und für sie im Himmel ein Fürsprecher sein wird.

Wie sich beim Andachtsbild immer mehr die Motive erweitern — beliebt wird auch die hl. Maria mit dem Schutzmantel und im Ährenfeld —, so zeigt sich auf fortwährend das Suchen nach Neuem in der technischen Herstellung und Ausführung. Nach 1460 tauchen die vergänglichen *Teigdrucke* auf, die ihre Blütezeit gegen Ende des 15. Jahrhunderts erlebten, und ihre Abart, die Samtteigdrucke, von welchen nur vier Stück bekannt sind.

Digitalisiert von Google

Als sich mit der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert das Gesicht der Zeit, das im 14. und zum Teil noch im 15. Jahrhundert nach innen gewandt war und in der Seele die Einheit von Mensch und Gott suchte, ganz der Außenwelt zukehrte und das sachlich und nüchtern denkende Bürgertum das geistige Leben beherrschte, konnte sich das Andachtsbild seelisch nicht entwickeln, wenn es sich auch zuweilen formal zu künstlerisch hoch stehenden Gebilden gestaltete, begünstigt durch das Vorherrschen des Kupferstiches, zu dessen Meistern in dieser Zeit auch Wenzel von Olmütz gehört. Die seelische Verkümmerung äußert sich auch darin, daß sich nun der Bildkreis auf das eigentliche Heiligenbild, auf Darstellungen der Mutter Gottes, der Evangelisten und Apostel, der Trinitas und der Passion verengt.

Einen Umschwung und neue Formen bringt erst wieder die Zeit der Gegenreformation und des Barock. Jetzt wird der Einfluß der Jesuiten von größter Bedeutung. „War das kleine Andachtsbild der mittelalterlichen Mystik ein Zeugnis der weltfernen Frömmigkeit stiller Klausuren, waren die Holzschnitte der Briefmaler ein Zweig ihrer geschäftlichen Massenproduktion, so ist das Devotionalbild des Barock ein wohl bedachtes Kapitel aus dem umfänglichen Lehrbuch jesuitischer Religionspädagogik und jesuitischer Propaganda" (S. 62). Diese haben das kleine Andachtsbild nicht allein dem Bedürfnis und Geschmack weiter Volkskreise angepaßt, sondern auch mit seiner Hilfe das ganze menschliche Leben zu einer ständigen Tagesheiligung auszugestalten versucht. Nun kommen zu den alten Tauf- und Namenspatronen, zu den Krankheits- und Schutzpatronen, die Wahlpatrone, die Jahres-, Monats-, Tages- und Stundenpatrone. Die Jesuiten förderten besonders die Monatspatrone. Seit den 20er Jahren des 17. Jahrhunderts enthalten die Monatsheiligenzettel das Bild des Heiligen, die Sentenz, die Tugendübung, die Gebetsmeinung und eine kurze Lebensbeschreibung auf der Rückseite. Erst später, im Laufe des 18. Jahrhunderts, stellen sich die Gedenkblätter zu Taufe (Patenbriefe), Firmung, Primiz, Namenstag und Ehe ein.

Das handgemalte Pergamentbild erlebte im 17. Jahrhundert eine neue Blüte. Ein Meister war der 1572 in Augsburg geborene und 1613 in Prag gestorbene Miniaturmaler Rudolfs II., Daniel Fröschlein (Fröschl). Um 1600 kommt aber auch in Ausschneidekunst und Schnittbild eine neue Kunstübung auf. Mit diesem, aus dem Orient stammenden Papier- und Pergamentschnitt erfährt das Andachtsbild eine weitere Vervollkommnung. Das dem 17. Jahrhundert eigentümliche Streben nach Absonderlichem ließ ferner den alten Stoffdruck wieder aufleben. Abdrücke von Kupferplatten auf leuchtende Atlasstücke wurden Mode, seine größte Verbreitung im Andachtsbilde erlangte der Atlasdruck aber erst im 18. Jahrhundert, wo man immer dünneres und billigere Seidenstoffe benützte. Auch auf Samt wurden um und nach der Mitte des 17. Jahrhunderts Bilder abgedruckt. Wahrscheinlich hat man um diese Zeit auch schon Abzüge von Kupferplatten auf dünne Folien von Birkenrinde versucht, wofür der erste literarische Beleg freilich erst aus 1710 vorliegt. Ganz absonderlich sind die ebenfalls im 17. Jahrhundert

Digitalisiert von Google

aufkommenden, aus Samenkörnern oder Käfern zusammengestellten Bilder, ferner die aus Stroh geklebten Bilder und endlich die nach amerikanischen, besonders mexikanischen Vorbildern aus Federn geklebten oder gestickten Bilder. Die Herstellung solcher Feder- oder Vogelbilder, nicht auf das Andachtsbild beschränkt, wurde später besonders im Egerland betrieben (vgl. A. John in „Unser Egerland" 20, 1916, S. 69—71).

Auch die Seidenstickerei wird beliebt. Doch spielt das in Seide gestickte Andachtsbild als doppelseitige Stickerei auf Pergament und Papier erst im 18. Jahrhundert eine größere Rolle neben dem Schnittbild und dem aus Seidenläppchen zusammengesetzten Stofflebebild, der „gespickelten" Arbeit, wobei Hintergrund und Umrahmung der Bildminiatur, die sich oft nur als kleines Oval erhält, weder ausgemalt noch ausgeschnitten, sondern in stilisiertem Blumenwerk und Gerank, wohl auch mit Vögeln und allerlei Getier aus kleinen bunten Seidenläppchen beklebt wird. Eine ursprünglich klösterliche, gegen 1640 aufgekommene Kunstübung ist ferner das Hausenblasenbild, bei dem man den aus der Blase des Hausenfisches gewonnenen Leim verwendet. Mit ihm stellt man durch einen dünnen, gefärbten Aufguß auf Kupferplatten die Bilder her, die später Hauchbildchen genannt wurden, weil sie sich krümmen, wenn man sie anhaucht. Seit der zweiten Hälfte der 19. Jahrhunderts gebraucht man für die Hausenblase verschiedene Ersatzstoffe, gewöhnlich Gelatine (Knochenleim). Im 17. Jahrhundert begegnet auch das Rebusbild, das vereinzelt schon in den Einlegebildchen des 15. Jahrhunderts vorkommt, zunächst in weltlichen Bildblättern und später im katholischen Bild, wobei der Ausgangspunkt die „Geistlichen Herzens-Einbildungen" (1684) eines Protestanten sind, des Augsburger Ratsherren Marx Mattsperger, die in zwei Bänden 750 Stellen der Lutherischen Bibel durch Bilder erläuterten. Überhaupt liefern nicht selten religiöse Werke mit Abbildungen die Vorlagen für die Andachtsbilder. Das berühmteste und für die Gestaltung des Kleinbildes wichtigste Werk sind die drei Bücher „Pia Desideria" des Jesuiten Hermann Hugo, die 1624, mit 46 Kupfern geschmückt, zu Antwerpen erschienen. Zu nennen ist ferner das in Einzelheiten bis ins 15. Jahrhundert zurückweisende Buch „Le miroir du pecheur", das in Deutschland erst im 18. Jahrhundert als „Geistlicher Sittenspiegel" bekannt und in der Bearbeitung durch Johannes Goßner „Das Herz des Menschen usw." (1812) besonders beliebt wurde.

Hauptsächlich in den Niederlanden, wo im Andachtsbild Blumen- und Tierschmuck schon im 15. Jahrhundert anzutreffen ist, erscheinen als weitere Bildform die Blumenheiligen, wobei die alte, religiöse Blumensymbolik wieder zum Ausdruck kommt. Hier zeigt sich aber auch der Einfluß symbolisch-mystischer Schriften der asketischen Jesuitenliteratur. So begegnet eine Form der Blumenheiligenbildchen, die im Spickel- und Schnittbild bevorzugt wurde und den Heiligen oder eine ganze Szene im Kreis oder Oval der geöffneten, vielfach stilisierten Blume statt der Staubfäden einfügt, zum Teil schon in der mit Kupferstichen gezierten Predigtsammlung „Maria Flos Mysticus" (Mainz 1629) des Jesuiten Maximilian Sandaeus. Eine zweite, im Kupferstich sehr verbreitete Form

Digitalisiert von Google

der Blumenheiligen, bei welcher die dargestellte heilige Person aus der Blüte herauswächst, hat ihr Vorbild bei Callot und Raphael Sadeler.

Diese rührige Kupferstecher- und Künstlerfamilie Sadeler führt uns auf das sudetendeutsche Gebiet und besonders nach Prag. Sie hat den niederländischen Kupferstich nach dem deutschen Süden und Südosten gebracht, wo für Raphael d. Ä. und seinen Bruder Jan Sadeler d. Ä.

Obristhofmeisterin Gräfin Marie Charlotte Fuchs als Hl. Maria Magdalena. Einlegebild im Gebetbuch der Kaiserin Maria Theresia. Miniatur auf Pergament. (Sammlung Albert Figdor, Wien.)

München zur zweiten Heimat wurde. Von den zwei Söhnen Jans scheint Marcus hauptsächlich in Prag gewirkt zu haben. Hier war seit 1600 der bedeutendste aus dieser Familie, der jüngere Egidius (1570—1629) tätig, gefördert von den drei Kaisern Rudolf II., Matthias und Ferdinand II. Ein Sohn von ihm dürfte Tobias gewesen sein, der ebenfalls in Prag (1670—1675) und in Wien schuf und neben anderm eine Reihe böhmischer Wallfahrtsbildchen gestochen hat. In Prag arbeitete ferner von 1669 an der Stecher Joh. Kaspar Gutwein, der später in Brünn und von 1685 an in Regensburg lebte. Schon seit 1647 wirkten in Prag die Brüder Georg und Gerhard Groß, die gegen das Ende des Jahrhunderts viele, meist datierte Marienwallfahrtsbilder herstellten, zum Teil nach Vor-

Digitalisiert von Google

lagen von Christ. Dittmann (gest. 1702) und L. Harscher. Hier war eine Zeitlang auch der Antwerpener Arnold van Westerhout (gest. 1725) tätig, wie auch sein Bruder Balthasar (gest. 1728), von dem eine Reihe böhmischer Wallfahrtsbilder stammt. Von Augsburg kam Anton Birckhart (1677—1748) nach Prag, wo er im Auftrag der Jesuiten Heiligen- und Wallfahrtsbilder herstellte. Diese Tätigkeit setzte sein in den Orden eingetretener Sohn Karl (1721—1749) in kleinerem Umfange fort. Bei Anton Birckhart lernte Joseph Sebastian Klauber (1700—1768), der dann mit seinem jüngeren Bruder Augsburg zum Mittelpunkt des Andachtsbildstiches machte, wo das Klauber'sche Verlagshaus bis gegen 1849 bestand.

Mit den Brüdern Klauber arbeitete gemeinsam „die stärkste künstlerische Persönlichkeit des Andachtsbildstiches des 18. Jahrhunderts", der Deutschmährer Gottfried Bernhard Göz (1708—1774). Geboren in Welehrad, lernte er in Brünn und kam dann nach Augsburg. Ihn kennzeichnet der Aufklärer Friedrich Nicolai, der nicht allein am Volkslied, sondern auch am katholischen Andachtslied Anstoß nahm, im 8. Band seiner „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781" (S. 81) mit den Worten:

„Dieser Maler, von welchem viele Frescogemählde an den Häusern in Augsburg, und auch das Deckenstück in der Kirche zu St. Salvator ist, hat eine leichte und freye Zeichnung, aber sie ist nicht allein nicht korrekt, sondern sein Kolorit ist höchst grell und unnatürlich; noch mehr aber fällt es auf, daß alle seine Figuren etwas gemeines, etwas klösterliches, etwas pfäffisches haben. Er hat in seinem eigenen Kunstverlage eine sehr große Menge von Heiligenbildern gezeichnet, in einer ziemlich angenehmen Manier, welche noch dazu durch die recht saubere punktirte Art des Kupferstichs, fast wie opus mallei, sehr gut in die Augen fallen. Dazu hat er eine eigene Art, sie mit verschiedenen Farben, zum Theil auf Atlaß abzudrucken, welche sich recht hübsch ausnimmt, und diesen Heiligenbildern weit und breit auch unter den höheren Ständen Absatz verschafft; wie ich denn einige derselben in einem vornehmen katholischen Hause in den Gegenden des Rheins fand. Aber nun die Vorstellungen selbst! Sie sind ganz voll jesuitischer Ideen über allen Glauben bigott, und stellen die grundlosesten schriftwidrigsten Menschensatzungen, und die sinnlosesten Legenden vor, um die Jugend fein früh, durch sinnliche Eindrücke an Ideen zugewöhnen, die dem gesunden Menschenverstande geradezu widerstreiten ..."

Wie man sieht, mußte auch Nicolai die künstlerische Begabung dieses Sudetendeutschen anerkennen. Über ihn schreibt Spamer (S. 232): „In seinem Schaffen entfaltet sich das reinste, formenvollste Spiel des Rokoko. Meisterhaft spielt die Phantasiewelt seiner Arabesken mit Schnecken-, Muschel- und Netzwerk, und seine Rocaillerien scheinen bald zu Flammenbergen aufzuflackern, bald klettern und fliegen sie in seliger Luft, bald zertropfen, verwittern und zerbröckeln sie in trostloser Todesnähe. Mit der Freude an der vollen Beherrschung des Formalen verbindet sich eine letzte geistige Durchsaugung des Stoffliches, die es Göz ermöglicht, schwie-

Digitalisiert von Google

rigere Allegorien und heikele Themen bei oft nur diskreter Andeutung in eine künstlerische Formensprache aufzulösen." Spamer bedauert, daß über diesen Künstler bis heute eine Monographie fehlt. Vielleicht geben unsere Zeilen den Anlaß, daß diese Arbeit von berufener Seite geleistet wird.

Ein weiteres Merkmal des Andachtsbildes des 17. Jahrhunderts ist der barocke Prunk, mit dem man es zu umgeben beginnt. Man umkleidet es, wie überhaupt die Gnadenbilder, mit kostbaren Stoffen, Edelsteinen und anderem Schmuck. Neben dieser Verweltlichung des religiösen Bildgutes erscheint aber auch die echt barocke Grabes- und Todesromantik, die Darstellung des Todes als Gerippe, der Hinweis auf die Vergänglichkeit alles Irdischen durch Totenköpfe u. a. Hier kam das Klappbild, dessen Anfänge wahrscheinlich schon im 15. Jahrhundert liegen, sehr gelegen. Der ältere Klappbrief führt gern junge, vornehm gekleidete Personen vor, deren Beine, zuweilen auch der ganze Körper als Gerippe erscheint, wenn das Bild aufgeklappt wird. Jetzt dient als Klappe, die das Heiligenbild verdeckt, oft eine Blume, Tür, auch Altarflügel, dann Sargdeckel u. a. Diese Klappbilder wurden von den Verlegern der Andachtsbilder in Prag bis in das 19. Jahrhundert immer wieder in neuen Formen aufgelegt. Sie sind auch heute noch stark verbreitet.

Ein von Spamer nicht erwähntes Seitenstück findet sich auf jenen Friedhofkreuzen, bei welchen die Inschrift durch eine Klapptür zugedeckt ist. Auch auf der Außenseite des Türchens stehen zuweilen Reime, so z. B. auf einem Grabkreuz des alten Friedhofs in Wilten (Hörmann, Grabschriften und Marterln I. 1905, S. 61) die sonderbaren, scherzhaften Reime:

Außen: Hier liegt Hans Sauf,
Wandrer mach' das Thürl auf.

Innen: Gott geb' ihm die ewige Ruh',
Wandrer mach das Thürl zu.

Überhaupt besteht ein bisher wenig erforschter Zusammenhang in Bild und Wort zwischen dem Andachtsbild einerseits und den Grabkreuzen, Armeseelenbildern, Votivtafeln, Bildstöcken und Marterln andrerseits. Marterl- und Denkkreuzinschriften beginnen z. B. oft mit den gleichen Worten wie unsere heutigen Sterbebilder: „Christliches Andenken an ..." oder „Zur frommen Erinnerung an ...". Vor allem aber dürfte die Betonung der Vergänglichkeit alles Irdischen im Andachtsbild in den Bildern und Inschriften der Grab- und Gedenkkreuze und Bildstöcke ihr Vorbild haben. Bei Hörmann a. a. O. II. 1906, S. 76 wird von einem Kreuz bei Gräbn (Tannheim) berichtet, wo unter dem geschnitzten Kopf eines jungen Mädchens und neben einem Totenkopf der Spruch steht:

Siehst du hier Wol einen Unterschied
Ob arm ob reich
Der Tod machts gleich
Heut rot
Morgen todt.

Digitalisiert von Google

Der auf fast allen Darstellungen des auf dem Kreuz schlafenden Jesuskindes stehende Spruch, den Spamer S. 246 anführt, findet sich unter dem gleichen Bilde in einer hölzernen Kapelle oberhalb Raitis (Hörmann a. a. O. II. S. 120).

Im 17. und 18. Jahrhundert zeigen sich in Augsburg auch Ansätze zur Schaffung eines lutherisch-evangelischen Andachtsbildes, aber ohne weitere Auswirkung. In der nichtkatholischen Welt haben bloß die Herrnhuter das Andachtsbild gepflegt und ihm sogar die besonderen Züge ihres religiösen Lebens aufgeprägt.

Eine weitere Ausgestaltung erfuhr das Andachtsbild gegen Ende des 17. Jahrhunderts durch die Erfindung des Goldpapieres und Goldbilddruckes. In dieser Zeit beginnt der bemalte Kupferstich auch im Andachtsbild durchzudringen; daneben gewinnen die handgemalten Pergamentbilder neue Beliebtheit. Die Massenerzeugung durch „Freihandmaler", wie sich jetzt die ehemaligen Briefmaler nennen, bewirkte jedoch „sowohl eine skrupellose Stilverschlampung wie andererseits auch jene Vermalung zur vereinfachten Typik der „Volkskunst", durch die sich besonders österreichische Pergamentbilder des 18. Jahrhundert, aber auch noch des Biedermeiers auszeichnen. Namentlich im Egerland hat dieser Briefmalerstil im Andachtsbild bis tief ins 19. Jahrhundert nachgewirkt" (S. 192f.). So waren in Eger um 1840 noch neun Maler mit fast doppelt so viel Gehilfen tätig, die auch geklebte Vogelbilder fertigten. Sie malten Heiligenbildchen auf mit Bleiweiß grundiertem Pergament oder Papier, die im Inland, besonders in den Kurorten, aber auch im Ausland abgesetzt wurden.

Neben dem billigeren, auf Pergament abgezogenen und bunt bemalten Kupferstich behauptete sich das handgemalte Pergamentbild durch das ganze 18. Jahrhundert. Es wurde besonders am kaiserlichen Hofe in Wien und durch die Kaiserin Maria Theresia gefördert. In der berühmten Sammlung des 1927 gestorbenen Dr. Albert Figdor[1]) in Wien befindet sich eine Anzahl von solchen Pergamentminiaturen, die von der Kaiserin Verwandten und Freunden gegeben oder ihr selbst geschenkt wurden. Maria Theresia ließ auch Sterbebilder von ihren Angehörigen auf Pergamentblättchen malen. An ihrem Hofe erfuhr das Heiligenbild eine merkwürdige Verschmelzung mit dem persönlichen Leben, indem man sich selbst in Heiligengestalt darstellen ließ. So erscheint Maria Theresia als Gnadenmutter, ihre Obristhofmeisterin Gräfin Marie Charlotte Fuchs als hl. Maria Magdalena. Es ist daher erklärlich, wenn Wien in dieser Zeit zu einem Mittelpunkt der Andachtsbilderzeugung wurde. Neben vielen anderen Bildstechern lebte hier auch der in Prag geborene Julius Ernst Mansfeld (1738—1796). Aber auch Prag selbst und andere Orte Böhmens beteiligten sich von nun an bis zur ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eifrig an der Herstellung von Andachtsbildern.

---

[1]) Wie Spamer S. 197 anführt, ging sie — mit Ausnahme der Bienenfuß — nach dem Tode Figdors (März 1927) in den Besitz seiner Nichte, Frau Oberbürgermeister Dr. Walz in Heidelberg, über. Diese verkaufte sie im Jänner 1929 um drei Millionen Dollar an den Kunsthändler Rebekah.

Digitalisiert von Google

Der vom Grafen Fr. von Sporck von Nürnberg nach Kukus in Böhmen berufene M. H. Rentz (1701—1758) versorgte nicht allein Böhmen, sondern auch die österreichischen Länder mit Andachtsbildern. Sein Schüler ist Johann Balzer (1738—1799), der in Kukus geboren wurde und jahrelang in Lissa, der Herrschaft des Grafen Sporck, arbeitete. Spamer bezeichnet ihn, der von seinen Brüdern Gregor und Matthias unterstützt wurde, als den fruchtbarsten Andachtsbildstecher des 18. Jahrhunderts. Aus dem Balzer'schen Verlag in Prag bezog der Händler Joseph Carmine,

Ostereibild mit Auferstehung. Miniatur auf Pergament. 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts. (Sammlung Kremer, München.)

der in Augsburg ein Kommissionslager besaß, Bilder, brachte aber auch nach Prag, wohin er von 1778 an jährlich zweimal kam, Augsburger Kupferstiche. Das Werk Johann Balzers setzte sein Sohn Anton (1771 bis 1807) fort. Fruchtbare Prager Andachtsbildstecher waren ferner Johann Eißel (um 1729) und Christ. Aug. Schentz (um 1755). Auch außerhalb Prags entstanden Verlagsfirmen des Andachtsbildes, so besonders in Hohenelbe, wo die Verleger Stanislaus Aust, Ignaz Pohl und Langhamer tätig waren, und in Neuhaus, wo Joh. Seb. Schuler gegen Ende des 18. Jahrhunderts wirkte. In Mähren sind Joseph Roßmayer in Brünn und Antonius Freindt (1667—1727) und Johann Anton Freindt (gest. gegen 1778) in Olmütz zu nennen. Hier konnte Spamer auf eine Vor-

Digitalisiert von Google

arbeit verweisen, auf das „Verzeichnis mährischer Kupferstecher" von W. Schramm (Brünn 1894).

Im 18. Jahrhundert erlebt besonders das religiöse Schnittbild einen Aufstieg. Die zarten „Spitzenbilder" des Rokoko scheinen aber zum Teil nicht mehr Handarbeit zu sein, sondern wurden schon hie und da mittels eines Stanzmodels ausgestochen. Während der Bilderschnitt aus schwarzem Papier zunächst nur in der nach dem sparsamen Finanzminister Etienne de Silhouette benannten Porträtsilhouette große Beliebtheit, im Andachtsbild aber erst allmählich Verwertung fand, wurde das Nadelstichbild seit den 70er Jahren des 18. Jahrhunderts bald Mode. Auch dieses Jahrhundert bringt einige Absonderlichkeiten in der Wahl und Herstellung der Bildstoffe, so die aus Schmetterlingsflügeln geklebten Bilder, die Miniaturen und Kupferstichabzüge auf Eihaut und Spinngewebe, bzw. Seidenkokon, dann die in den 70er und 80er Jahren aufkommenden, aus Menschenhaar gestickten oder geklebten Bilder u. a. Skapulierbilder oder Schutzblattamulette, die in gestickter Hülle oder in einem Gehäuse kleine Segen, Bilder u. a. enthielten und im Weltkriege wieder massenhaft aufgetaucht sind, sind schon aus dem Beginn des 17. Jahrhunderts bezeugt.

Als Ostergeschenke erscheinen gegen Ende des 17. Jahrhunderts die Ostereierbilder, bei denen das Ei entweder als Klappe dem eigentlichen Bild aufgeklebt ist, oder in und um das Ei als Mittel- oder Fußstück Bilder, vor allem Darstellung der Auferstehung und des Osterlammes, eingezeichnet sind. Spamer meint: „Ihre Entstehung verdanken sie wohl dem in den galanten Zeiten des Barocks und Rokoko weit ausgebauten Brauch, sich mit echten, zierlich bemalten Ostereiern oder auch deren Nachbildungen in Edelmetall oder Holz, als Attrappen allerlei frommer und weltlicher Gaben, zu beschenken" (S. 240f.). Und er fügt in einer Anmerkung hinzu: „Vielleicht ist diese Sitte der Ostereiergaben erst aus der patrizischen Gesellschaft in den Volksbrauch abgewandert, wo sie sich ebenso im religiösen Leben wie im ländlichen Liebesleben erhielt. Während die mit Ornamenten, Figuren und Sprüchlein bemalten Ostereier noch in den slawischen Ländern weit verbreitet und auch dem österlichen Kult der griechisch-orthodoxen Kirche verknüpft sind, blieb uns als schwacher Rest das gefärbte „Osterhasenei" und die österliche Fiattrappe der Konditoren." Abgesehen davon, daß auch heute noch in weiten Gebieten des deutschen Ostens, so besonders in unseren sudetendeutschen Ländern (vgl. Beiträge zur deutschböhmischen Volkskunde VIII. S. 173 bis 181; XI. S. 169f.), die Ostereier mit Ornamenten, Figuren und Sprüchen bemalt werden, scheint hier die Entwicklung den umgekehrten Weg eingeschlagen zu haben, dürfte es sich bei den bemalten Ostereiern nicht um „gesunkenes" Kulturgut der Oberschicht, sondern um „gehobenes" Kulturgut des Volkes handeln. Klar ist, daß Kernland und Ausgangsland dieser Sitte — das einfache oder bloß gefärbte Osterei selbst ist älter und scheint auf besonders gezierte Frühlingsfeier der Antike und vorchristlichen Zeit zurückzuweisen — der griechisch-orthodoxe slawische Osten und da vor allem Rußland ist. Hier hat das bemalte Osterei auch die höchste Blüte erreicht. Dies beweisen am besten die reichhaltigen Sammlungen

Digitalisiert von Google

im Moskauer Rumjanzowschen Museum. Vom Osten her hat sich diese Sitte nach Westen verbreitet und auch auf dem angrenzenden deutschen Boden festen Fuß gefaßt. Daß auch hier der Brauch, die Ostereier mit Zeichnungen und Sprüchen zu verzieren, sehr alt sein muß und sicherlich über das 17. Jahrhundert zurückreicht, beweist die dabei geübte Technik — im deutschen Böhmerwalde wird z. B. das „Schreiben" der Eier vom

Vorderseite von Sterbebildern aus dem Böhmerwalde[1]).

„Kratzen" genau unterschieden —, die nur das Ergebnis einer langen Entwicklung sein kann. Vielleicht ließe sich auch durch Untersuchung der Zeichnungen und Sprüche ihre Entstehung im Volke nachweisen. Die heute üblichen Ostereierreime sind durchwegs volkstümlich, oft aus län-

[1]) Die Druckstöcke zu diesen und den folgenden zwei Bildern, die mit ihrer schwarzen Umrandung durchschnittlich 10½ cm hoch und 6½ cm breit sind, verdanken wir dem freundlichen Entgegenkommen der Buchdruckerei Ed. Bayands Nachf. in Böhm.-Krumman, die außerdem einen Bürstenabzug von 21 Sterbebildsprüchen sandte, die in Südböhmen besonders beliebt sind und bei Bestellungen immer wieder verlangt werden. Diese Sprüche werden dem „Archiv" einverleibt.

Digitalisiert von Google

geren Liedern und Sprüchen herausgenommen. Meist sind es Zweizeiler und Vierzeiler.

Und da ist es nicht unwichtig, daß auch auf den Andachtsbildern, die das Ostereimotiv verwerten, solche Zwei- und Vierzeiler erscheinen. Die Erklärung dieses Zusammenhanges gibt uns zuweilen die Person des Künstlers. Das beliebteste, vielfach nachgestochene und immer wieder als Pergamentminiatur kopierte Ostereierbild stammt von Gottfr. Bernh. Göz, der dieses Motiv eben seiner deutschmährischen Heimat verdankt, in der die Sitte des Bemalens der Ostereier bis heute nicht erloschen ist. Das Bild von Göz variiert den gewöhnlichen Typus, indem es drei, Glaube, Liebe und Hoffnung versinnbildende Eier zeigt. Auch solche Motive, wie die Abbildung der drei göttlichen Tugenden, können auf den Ostereiern erscheinen, wenn auch heute die Beziehung zum Liebesleben vorherrscht. Daß zwei, zuweilen auch mehr Ostereier in ihrem Bildschmuck oder ihrem fortlaufenden Text zusammengehören, bzw. sich ergänzen, ist auch in der Gegenwart keine Seltenheit.

Die Entwicklung des kleinen Andachtsbildes nimmt im Laufe des 19. Jahrhunderts ihr vorläufiges Ende. Es vollzieht sich eine Zersplitterung der Erzeugung, begleitet von einem künstlerischen Verfall, der sich auch daraus erklärt, daß in der Zeit des Empire und Biedermeier das Andachtsbild ganz vernachlässigt und zu einer Massenware wird.

Jetzt verlegt sich der Schwerpunkt der gewerbsmäßigen Erzeugung mehr nach Osten und vor allem nach Böhmen, wo weniger Bildfabrikanten, die meist Kupferstecher waren, sondern vorwiegend Gebetszettelfabrikanten, die neben dem Steindruck den Holzschnitt bevorzugten, sich ganz dem ländlichen Geschmack anpaßten. Spamer nennt die Firmen Al. J. Landfras in Neuhaus und Tabor, M. F. Lenk und Martin Hoffmann in Znaim, Jos. Berger in Leitomischl und F. X. Skarnitzel in Skalitz — auch einige Prager Firmen (vgl. unsere Zeitschrift II. S. 98ff.), ferner Rudolf Geržabek in Reichenberg und Franz Geržabek in Schlan, Josef Zwikl in Jungbunzlau u. a. wären noch anzuführen — und bemerkt dazu: „Noch heute vertreiben diese Znaimer und Leitomischler Verlagshäuser an böhmischen und österreichischen Wallfahrtsorten (Maria Zell usw.) ihre alten, von der Kirche oft bekämpften Devotionalzettel, die Himmelsbriefe, wahrhafte Längen Christi und Mariä u. dgl., während Landfras sich ganz auf die volkstümliche Unterhaltungs-, Flugblatt- und Kolportagelektüre eingestellt hat." (S. 255.)

Vornehmlich aber wird Prag in der Biedermeierzeit Hauptverlagsort des Andachtsbildes. Die fruchtbarsten Verleger des religiösen Kleinbilds sind der Kupferstecher Wenzel Hoffmann (geb. 1788 in Kukus, gest. 1850), die Kupferdrucker Sigmund Rudl (geb. 1802 in Gradlitz) und Franz Maulini (geb. 1817) und der Bilderhändler Johannes Pachmayer. Von diesen war Rudl, der in der Prager Altstadt sein Kupferdruck- und Bildverlagsgeschäft hatte, der Sohn eines Kleinbauern aus Nennzähn (Bez. Königinhof a. E.). Sein Bruder Joseph war ebenfalls Kupferdrucker. Ebenso betätigte sich der Bruder Franz des Wenzel Hoffmann, deren Vater Anton aus Kukus nach Prag gekommen war und sich hier als

Digitalisiert von Google

Kupferstecher niedergelassen hatte. Franz Maulini selbst war ein gebürtiger Prager. Sein Vater Dominik besaß in Smichow einen Kupferstichverlag, in dem das Andachtsbild besonders gepflegt wurde. Die Bildertypen dieser Verleger, deren Blätter in deutscher und tschechischer Sprache erschienen, fanden bald Nachahmungen bei anderen böhmisch-mährischen und österreichischen Verlegern, so bei B. Mahrle und F. Patzak in Königgrätz,

†

Christliches Andenken

an

Frau

Pauline Fischbäck,

Wirtschaftsbesitzerin in Planles Nr. 7,

welche am Mittwoch, den 16. Oktober 1929 um 8 Uhr früh, im 24. Lebensjahre, nach kurzem, schwerem Leiden und Empfang der heiligen Sterbesakramente sanft im Herrn entschlafen ist.

—

Schmerzvoll war dein Scheiden,
Wie geduldig littest du,
Mit unnennbaren Schmerzen
Sahen dir deine Lieben zu.
Nun schlummere sanft, du edles Wesen,
Das mir Glück und Liebe gab,
Das mein alles ist gewesen,
O ruhe sanft im kühlen Grab.

Buchdruckerei Ed. Bayands Nachf., Krumman.

†

Christliches Andenken

an

Herrn

Stanislaus Koller,

Ausnehmer in Hundshaberstift,

welcher am 23. November 1928 um 9 Uhr vormittags nach langem, schwerem Leiden, versehen mit den hl. Sterbesakramenten, im 77. Lebensjahre selig im Herrn entschlafen ist.

—

Ach unser Vater ist nicht mehr,
Der unsres Lebens Freude war,
Der Freuden schuf nur um sich her
Noch lächelt auf der Totenbahr!
Das Grab hüllt seinen Leib nun ein
Doch da der Herr ihn zu sich rief
Ins Vaterhaus voll Sonnenschein
Ein Sternlein tröstend niederrief:
O blicket allzeit himmelwärts,
Dort steht für Euch ein Vaterherz!

Buchdruckerei Ed. Bayands Nachf., Krumman.

Rückseite von Sterbebildern aus dem Böhmerwalde.

St. Pospisil und J. Patzak in Chrudim, A. Olbrich und F. Hoerdler in Grulich, Skarnitzel und Donek und J. Falter in Olmütz, Franz Glaser in Linz, B. Geiger in Graz, Franz Barth in Wien u. a. Am sorgfältigsten ausgeführt waren die von Pachmayer verlegten Bilder, darunter eine in den zartesten Farben kolorierte Reihe in Punktiermanier gegen Ende der 40er Jahre. Rudl und Maulini bevorzugten die auf die Bilddrucke aufgeklebten, gepreßten Goldpapierumrandungen und goldpapierenen Klappdeckel. In großer Menge erschienen auch in Aquatintamanier gehaltene Radierungen, die mit grellen, großflächigen Farben, zum Teil unter Zuhilfenahme einzelner lackierter Schattenpartien, die Figuren decken und

Digitalisiert von Google

durch den unbekümmerten Schmiß der Kolorierung auffallen. Aus der Lackierung einzelner Teile dieser Radierungen entstand das ganz mit Lackfirnis überzogene, kolorierte Bildblatt, das im Einlegebild von W. und F. Hoffmann besonders gepflegt wurde. In den 40er und 50er Jahren wurden Goldpressungen auf elfenbeinartigem Glanzpapier mit einer oft handkolorierten Blumenumrahmung beliebt. Solche Bilder stellten in Prag vor allem Wenzel Morak, J. F. Maruschek, J. Hora, Jos. Buttmann, Joseph und Leopold Koppe her. Jos. Koppe erzeugte auch viele Gelatinehauchbildchen mit silbernen und goldenen Bildaufdrucken. Mit dem unkolorierten Stahlstich mit Stanzspitze beschäftigen sich in den 30er und 40er Jahren Martin Hegewald und G. Stöber. Nach der Mitte des Jahrhunderts beginnt diese böhmische Andachtsbilderzeugung ihren Abstieg. Einerseits waren in den österreichischen Ländern immer mehr Wettbewerber aufgetreten und andererseits begannen bereits die deutschen und französischen Großverlage ihre Tätigkeit, gegen die der Kleinbetrieb nicht aufkommen konnte.

Auf die in Eger gepflegte Freihandmalerei ist nochmals zu verweisen. Als der Rat Grüner Goethe am 30. August 1821 auf einem Spaziergang entlang der Eger darüber Näheres berichtete, war dieser Erwerbszweig schon stark im Rückgang. Nach Sramek sind die Egerer religiösen Pergamentbildchen an den Farbenzusammenstellungen des leuchtenden Kolorits sowie der typisch vereinfachenden Stilisierung ihrer Vorwürfe leicht aus der übrigen Produktion des früheren Österreich erkennbar. Einer der Egerer Bildmaler, Anton Katzenberger, malte zu Beginn des 19. Jahrhunderts vielfach den Rebusbilderbogen vom Leiden Christi. Von weltlichen Stoffen bevorzugte man in Eger die heimischen Trachten (vgl. die farbigen Bildtafeln zum IV. Band, 1. Heft der „Beiträge zur deutschböhmischen Volkskunde"), Brautzüge und die Ermordung Wallensteins. Eine besondere Art der in Eger erzeugten Wallfahrtsbilder, die in Paketen zu 100 oder auch 1000 Stück zum Versand kamen, waren die sogenannten „Winterheiligen", Brustbilder von Heiligen. Warum sie so genannt wurden, konnte schon Grüner nicht erklären. Auch Spitzenbilder, meist von Frauen „gestochen", wurden noch zu Beginn des vorigen Jahrhunderts in Eger erzeugt, konnten sich aber gegen die Konkurrenz der maschinengestanzten Bilder nicht behaupten.

Auch in Ostböhmen, wo Kukus ein Ausgangspunkt namhafter Kupferstecher war, fand das Andachtsbild weitere Vertreter. In Hohenelbe arbeitete zu Beginn des 19. Jahrhunderts der bereits erwähnte Kupferstecher Stanislaus Anst. Seine drei Söhne ließen sich an Wallfahrtsorten nieder: Stephan in Lilienfeld, Heinrich auf dem Heiligen Berg bei Olmütz, wohin er vor der Assentierungskommission geflüchtet war, und Eduard in St. Pölten. Von den zwei Söhnen Heinrichs blieb Johann auf dem Heiligen Berg, während Wilhelm nach Friedek übersiedelte.

In Deutschland selbst versuchte man im Laufe des 19. Jahrhunderts immer wieder, das Andachtsbild in neuen, besseren Formen zu beleben und zugleich auch der Überschwemmung des deutschen Landes mit den Erzeugnissen französischer Bildverlage zu begegnen. Das Andachtsbild des

Digitalisiert von Google

19. Jahrhunderts war eben nach und nach zu einer reinen internationalen Geschäftssache geworden. An seiner Herstellung und seinem Vertrieb beteiligten sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch eine Reihe jüdischer Firmen. Diese auszuschalten, war daher ein Bestreben katholischer Kreise, die zu diesem Zwecke „legendär anmutende Berichte über die Praktiken jüdischer Devotionalbildverleger" in ihrer Presse veröffentlichten. So stand z. B. 1909 in tschechischen Blättern, daß jüdische Bildverleger in Prag und anderswo katholische Andachtsbilder herausgaben, die die Gesichtszüge lebender Glaubensgenossen nach Aufnahme befreundeter Photographen enthielten. Ein allgemein bekannter Mützenfabrikant aus Strakonitz soll z. B. so als Heiliger dargestellt worden sein.

Von den führenden deutschen Welthäusern, die das Andachtsbild erzeugen und vertreiben, hebt Spamer die wichtigsten heraus. Es ist zunächst der 1792 in Einsiedeln (Schweiz) gegründete Verlag Benziger und Co., der sich schon 1854 der vielfarbigen Chromolithographie zuwandte und seit dieser Zeit auch schon für den internationalen Bedarf arbeitete. Bilder mit Aufschriften in französischer, spanischer, italienischer, portugiesischer, englischer, tschechischer, polnischer u. a. Sprachen herstellte. An zweiter Stelle kommt der seit 1825 bestehende Kunstverlag B. Kühlen in München-Gladbach, dem es gegen Ende des Jahrhunderts gelang, einen Teil des französischen Marktes zu erobern. Wiewohl durch den Weltkrieg und die Nachkriegszeit die italienische und französische Bilderzeugung einen großen Vorsprung gewannen, so hat sich diese deutsche Firma wegen ihrer Leistungsfähigkeit in den letzten Jahren doch schon einen Teil des ausländischen Absatzes zurückerobert. Erwähnung verdient noch die Firma Carl Poellath in Schrobenhausen, die von 1880 an Andachtsbilder in Massen für die verschiedensten Völker und Länder herstellte, 1887 ein Geschäftslager von 20 Millionen Bildchen aufwies, gegen Ende der 80er Jahre sogar einen eigenen Katalog in polnischer Sprache herausgab, aber zu Beginn der 90er Jahre den Wettbewerb mit den erwähnten deutschen und mit französischen Großfirmen nicht mehr mitmachen konnte.

Es ist selbstverständlich, daß die Herstellung im fabriksmäßigen Großbetrieb, der sich dem Geschmack der verschiedensten Völker anpassen muß, zu einer geistigen und künstlerischen Verarmung und zu einer Verwischung deutscher, volkstümlicher Elemente im Andachtsbild führen mußte. An Stelle der bunten Vielheit ist eine eintönige Einförmigkeit getreten. Dies sieht man gleichfalls bei den auch auf sudetendeutschem Boden beliebten *Sterbebildern*, die man zur Erinnerung an verstorbene Angehörige drucken läßt und an Verwandte und Bekannte verschenkt. Für die Vorderseite liefern gewöhnlich Großfirmen die Vorlagen. In meinem Besitz befinden sich für südböhmische Verstorbene hergestellte Sterbebilder aus der Druckerei J. Wittschko in B.-Krummau (von 1897 und 1899) und aus der Preßvereins-Buchdruckerei (Josef Fridrich) in Ried in L.-E. (von 1894) mit Bildern vom Verlag Benziger & Co. in Einsiedeln, ferner aus der Akad. Preßvereinsdruckerei in Linz (von 1908) mit farbigen Bildern des Verlages B. Kühlen, München-Gladbach, und endlich aus der Jaumrithschen Buchdruckerei in Salzburg (von 1886) mit Bildern der französischen

Digitalisiert von Google

Firma L. Turgis in Paris, von der, ebenso wie von der Firma Bouasse-Lebel in Paris, viele Heiligenbilder auf deutschem Boden verbreitet sind. Die Vorderseite ist oft die gleiche, bei männlichen Personen Christus, bei weiblichen Maria. Die Rückseite bringt kurze Angaben über den Verstorbenen — zuweilen mit einem kleinen Kopfbild — und die Bitte, seiner im Gebet zu gedenken. Angefügt werden gern gereimte Sprüche (Totenklagen), wobei bei dem gleichen Anlaß (Tod des Vaters, der Mutter usw.) fast immer dieselben Reime wiederkehren. Man kann aber hoffen, daß sowohl dieses Sterbebild als auch das Andachtsbild überhaupt aus dieser Verarmung und Verkümmerung heraus wieder den Weg zu einer neuen Entfaltung und Blüte findet.

✦

Zur Erbfolge in Bauerngütern nach dem im 18. Jahrhunderte in Westböhmen geltenden Rechte

Von **Dr. Ernst Hoyer**

Herr Richard Baumann aus Neufattl bei Elbogen hat im Heft 4/5 des 2. Jahrganges dieser Zeitschrift (S. 193 bis 195) einen in Elbogen (Böhmen) von Untertanen dieser Stadt abgeschlossenen Heiratskontrakt aus dem Jahre 1764 veröffentlicht, der nicht nur für die Kenntnis der Sitten und Gebräuche, die in dieser Gegend beim Eheabschlusse im Schwange waren, von Bedeutung ist, sondern auch einen sehr erwünschten Einblick in das eheliche Güterrecht und in das Erbrecht gewährt, wie sie unter den Bauern unserer westböhmischen Heimat einstmals galten. Dies um so mehr, als aus der ganzen Fassung des Ehevertrages ersichtlich ist, daß es sich hier nicht um eine Abänderung dispositiver gesetzlicher Rechtsnormen, sondern lediglich um die Anwendung geltender Rechtsvorschriften im Einzelfalle handelt. Die Abfassung eines Vertrages mit einem anderen Inhalte, als er in der Gegend von Elbogen gang und gäbe war, hätte ja ein „servus curiae", ein niederer Angestellter des Elbogner Magistrats, auch schwerlich besorgen können.

Dieser Ehevertrag wurde von den Brautleuten, nicht vom Bräutigame und seinem Schwiegervater, abgeschlossen, woraus auf die volle Handlungsfähigkeit der Frau geschlossen werden kann. Die beiden Brautleute, Johann Matthias Moder aus Horn bei Elbogen und Maria Magdalena Rahn aus Neufattl bei Elbogen, haben, wie es in der Urkunde heißt, „einander zugesaget und Handstreichl. angelobet, Keines das andere zu

Digitalisiert von Google

Verlassen, sondern in Ehelich standhafter Liebe und Treu Bis Sie der Todt Trennen wird, Beysammen zu wohnen". Der Wortlaut dieses Verlöbnisses ist bezeichnend dafür, wie sehr sich der Gedanke an die alte Selbsttrauung (vgl. darüber u. a. Claudius Frh. von Schwerin, Grundzüge des deutschen Privatrechts, Berlin, Leipzig 1919, S. 260, 261) unter dem Landvolke erhalten hat.

Weiters läßt der Ehevertrag erkennen, daß das Bauerngut des Johann Moder in Horn nur einer seiner fünf Söhne, Anton Moder, übernommen hat. Es galt demnach auch in Westböhmen das unter dem Namen Anerbenrecht bekannte besondere Erbfolgerecht in Bauernhöfen, das am besten durch das uralte Rechtssprichwort: „Der Bauer hat nur ein Kind" deutlich gemacht wird. Ob Anton Moder kraft Gesetzes als der Älteste oder Jüngste der Brüder berufen worden war, oder ob seine Bestimmung durch den Vater, den Grundherrn oder durch das Los erfolgte (vgl. darüber u. a. Frh. v. Schwerin, Pr.-R., S. 315), läßt sich aus dem abgedruckten Ehevertrage nicht mit Sicherheit ermitteln. Die Reihenfolge der Namen der unter den Zeugen des Ehevertrages angeführten Brüder des Bräutigams scheint aber, so die Aufeinanderfolge der Fertigungen nicht eine bloß zufällige ist, eher für eine der zuletzt genannten Möglichkeiten zu sprechen. Anton Moder wird nämlich, in dem Abdrucke des Vertrages wenigstens, an zweiter Stelle genannt, trotzdem der Inhalt der Ehepakten ihn selbst in erster Linie mitbetraf und der „servus curiae" Franz Andreas Kugler (der die Urkunde abfaßte) dessen Namen deshalb gewiß an erster Stelle gefertigt haben würde, wenn nicht dem älteren Bruder der Vortritt hätte gelassen werden müssen. Mitbetroffen wurde Anton Moder durch die Bestimmungen der Ehepakten deshalb, weil er seinen Bruder Johann Matthias Moder durch eine amortisierbare („fristen weiß zu erhöben habende") Erbabfindungssumme von 36 fl. für die Übernahme des väterlichen Gutes entschädigen mußte und Johann Matthias Moder eben diese hypothekarisch sichergestellte Forderung seiner Braut zur Widerlage als eine Art Gegenleistung für die Aussteuer (vgl. Frh. v. Schwerin, Pr.-R., S. 273ff., 276ff.) bestimmte. Bemerkenswert ist dabei, daß der Ehevertrag nicht nur von den Brautleuten, dem Vater der Braut und drei besonders zugezogenen Zeugen, sondern auch von den vier Brüdern und dem Schwager des Bräutigams gefertigt wurde. Diese fünf zuletzt genannten Personen konnten lediglich an der Verfügung über diese auf dem Moderischen Gut lastenden Eheabfindungssumme interessiert gewesen sein und so werden wir wohl nicht fehlgehen, wenn wir annehmen, daß zur Verfügung über diese Hypothek die Zustimmung der nächsten Erben erforderlich war und daß deshalb hinsichtlich der westböhmischen Bauerngüter der Bestand eines sogenannten Beispruchrechtes (vgl. Frh. v. Schwerin, Pr.-R., S. 126ff.) angenommen werden kann.

Diese Widerlage, von der eben die Rede war, war offenbar auch identisch mit dem „Eingebrachten" des Bräutigams, von dem an anderer Stelle der Ehepakten (Punkt 4) verfügt wurde, ohne daß dort — wie man es anderenfalls mit Sicherheit erwarten dürfte — über die Höhe und die Art des eingebrachten Gutes irgendwelche Angaben gemacht

Digitalisiert von Google

worden wären. Die „wenig habenden" Kleider, welche der Bräutigam der Braut zugleich „verheurathet", waren wohl der dem „Arbeitsamen Junggesellen" Johann Matthias Moder zugefallene Anteil an der sogenannten Gerade seiner Mutter, unter welchem Namen man im alten deutschen Rechte die dem unmittelbaren persönlichen Gebrauche der Frau dienenden Gegenstände (besonders Kleider und Schmuck) zusammenfaßte (vgl. Frh. v. Schwerin, Pr.-R., S. 265). Da verdient nun hervorgehoben zu werden, daß diese Gerade nicht wie jene des alten sächsischen Rechtes allein der nächsten weiblichen Verwandten, also der mit Jakob Loschmidt verehelichten Tochter der Mutter des Bräutigams, zugefallen war, sondern unter die Geschwister Moder verteilt worden war, sei es nun unmittelbar nach dem Ableben der Mutter oder — was nach den unten folgenden Ausführungen näherliegend scheint — mittelbar, zusammen mit dem übrigen väterlichen Erbe.

Sollte nun diese Widerlage der Braut „erblich verbleiben", so sollte die „Ehel. Außfertigung", welche die Braut von ihrem Vater bekam, also wohl die Aussteuer, der Brautschatz des alten deutschen Rechtes, dem Bräutigam „erblich" zufallen. Die uns mitgeteilten Ehepakten führen nicht weiter an, woraus diese Aussteuer bestand, offenbar deshalb, weil sie nur in beweglicher Habe bestand und sich mit der Gerade (siehe über diese oben) deckte (vgl. Frh. v. Schwerin, Pr.-R., S. 266). Rechtshistorisch sehr bemerkenswert ist der Wechsel des Ausdruckes, wenn im Ehevertrage gesagt wird, daß „nach Priesterl. Copulation" die Widerlage der Braut „erblich verbleiben", die Aussteuer dem Bräutigam aber „gleichfalls" erblich zufallen soll. Die Aussteuer blieb demnach, solange die Ehe dauerte, Eigentum der Frau und sollte erst nach ihrem Tode dem Manne als Erbe zufallen; die Widerlage scheint dagegen während der Ehe zwar im Eigentume des Mannes geblieben, aber der Frau verfangen gewesen zu sein, um bei Vorversterben des Mannes ohne weiteres in ihr Eigentum überzugehen. Da Johann Matthias Moder in das Gut seines Schwiegervaters Johann Rahm in Neusattl „einheiratete" und die Widerlage vermutlich auch sein „Eingebrachtes" war, dürfte sich der Bräutigam in diesem Einzelfalle allerdings der Nutznießung und Verwaltung der von ihm bestellten Widerlage zugunsten seines Schwiegervaters begeben haben, wenn man aus dem Wortlaute der Verfügung für den Fall des Ablebens der Frau vor Ablauf von Jahr und Tag (Punkt 4 der Ehepakten): „nebst zurückerhaltung seines eingebrachten", nicht geradezu annehmen will, daß die Widerlage schon bei Eheabschluß in das Eigentum der Frau überging. Beachtung verdient auch, daß die Aussteuer dem überlebenden Ehegatten zufallen soll, ohne Rücksicht darauf, ob der Ehe Kinder entsprießen würden oder nicht. Daß dies nicht eine eigens vertraglich festgesetzte Ausnahme, sondern die Regel war, ergibt sich daraus, daß der Bräutigam — wie oben erwähnt wurde — selbst über Teile der Aussteuer seiner Mutter verfügen konnte, die offenbar von seinem Vater auf ihn vererbt worden waren.

Da Johann Matthias Moder „einheiratete", fehlen im Ehevertrag genaue Bestimmungen darüber, wie die Ehegatten es in aller Zukunft

Digitalisiert von Google

hinsichtlich der Verwaltung und Nutznießung des von ihnen in die Ehe eingebrachten oder des während der Ehe durch Arbeit oder entgeltliche Rechtsgeschäfte gemeinsam erworbenen Vermögens, der Errungenschaft, halten wollten. Wir können aus dem Wortlaute des Vertrages nur darauf schließen, daß Gütertrennung vorausgesetzt wurde; der Frau und nicht dem Manne fällt die Erbschaft zu, welche die Eltern und Großeltern der Maria Magdalena Rahm hinterlassen. Eben deshalb wird aber auch Vorsorge getroffen für den Fall, daß die Ehe kinderlos bleiben und die Frau vor dem Manne sterben sollte. Tritt dieses „unbeerbte" Ableben (vgl. darüber Frh. v. Schwerin, Pr.-R., S. 267ff.) der Frau vor Ablauf von „Jahr und Tag" — also vor Ablauf eines Gerichtsjahres, d. i. eines Jahres, sechs Wochen und drei Tagen (vgl. Frh. von Schwerin, Pr.-R., S. 87) — nach dem Eheabschluß ein, so lösen die Schwiegereltern die vermögensrechtlichen Beziehungen zu ihrem Schwiegersohne vollständig, indem sie ihm das „Eingebrachte" zurückgeben und überdies einhundert Gulden herauszahlen. Diese einhundert Gulden sind offenbar eine Pauschalsumme und vermutlich als Anteil des Mannes an der sogenannten ehelichen Errungenschaft gedacht. Tritt das „unbeerbte" Ableben der Frau nach der genannten Frist ein, so ändert sich an dem durch die „Einheirat" geschaffenen Verhältnisse zwischen dem Witwer und seinen Schwiegereltern nichts und der Schwiegersohn wird deren alleiniger Erbe anstelle seiner vorverstorbenen Frau. All das gilt aber, wie die Ehepakten hervorheben, nur für den Fall, daß die Tochter des Wirtschaftsbesitzers „ohne Hinterlassung eines Leibeserben" versterben sollte. Bei „beerbter" Ehe würden eben, worüber sich eine ausdrückliche Verfügung augenscheinlich erübrigte, die Kinder ihre Mutter und deren Eltern beerben. Diese erbrechtlichen Bestimmungen der Ehepakten waren es offenbar auch vor allem, die der Genehmigung durch die Obrigkeit bedurften, da durch den im Vertrage vorgesehenen Übergang des Rahmschen Gutes auf Johann Matthias Moder der Heimfall an die Grundherrschaft ausgeschlossen und der Erbenkreis erweitert wurde (vgl. dazu Otto Peterka, Rechtsgeschichte der böhmischen Länder, 2. Bd., Reichenberg 1928, S. 169).

Bemerkenswert ist schließlich auch die Aufeinanderfolge der Ereignisse: der Heiratskontrakt wurde am 16. September 1764 abgeschlossen, dann wurde — wie aus der von Herrn Baumann gleichfalls mitgeteilten „Traumatrik für Elbogen samt Ortschaften von 1683—1768", S. 450, hervorgeht — die grundherrliche Einwilligung zur Eheschließung eingeholt (eine allgemein übliche Verpflichtung der untertänigen Bauern: vgl. Peterka, R.-G. d. böhm. Länd., 2. Bd., S. 169), das Brautpaar an drei aufeinanderfolgenden Sonntagen (30. September, 7. und 14. Oktober 1764) aufgeboten und die Ehe am 16. Oktober desselben Jahres eingegangen. Erst dann wurden die Ehepakten dem Magistrate der Stadt Elbogen zur Genehmigung vorgelegt (— Herr Baumann führt irrtümlich den 4. September 1764 an —), welche am 5. November 1764 erfolgte.

Vielleicht gelingt es, so das Interesse der Bevölkerung für diese Fragen einmal geweckt ist, in alten Truhen, in Archiven, Satz- oder Gewährsbüchern usw. Aufzeichnungen aufzufinden (vgl. dazu Peterka, R.-G. d.

Digitalisiert von Google

böhm. Länd., 2. Bd., S. 131, 177), die uns einen noch genaueren Einblick in das Ehegüter- und Erbrecht unserer westböhmischen Vorfahren ermöglichen, als es die Ehepakten tun, welche uns Herr Baumann in so dankenswerter Weise zur Kenntnis gebracht hat.

Die Herkunft der Hirschauer

Von **Rudolf Kubitschek**

Der bairische Stamm weist etliche Örtlichkeiten auf, die im Rufe der Schildbürgerei stehen; am bekanntesten ist das schwänkeumwobene Hirschau. Es gibt im bairischen Sprachgebiet etliche Orte dieses Namens, der größte ist die Stadt Hirschau im Bezirksamt Amberg in der bayrischen Oberpfalz; nicht der kleinste ist das böhmische Hirschau im Ringe der Schwarzkoppe bei der Stadt Taus auf oberpfälzisch-egerländischem Dialektboden. Als Hirschauer werden im Volksspott ausdrücklich noch die Einwohner vieler, vieler Ortschaften bezeichnet.

„Du bist ein Hirschauer", „dumm wie die Hirschauer", „Hirschauerstückln" sind weit und breit alltägliche Redensarten. Schmeller läßt die Hirschauer nur in der Oberpfalz beheimatet sein, im Bayrischen Wörterbuch heißt es: „Weilheimer Stücklein, was in der Oberpfalz Hirschauer-Stücklein"; ebenso Ludwig Aurbacher in seinen „Abenteuern des Spiegelschwaben"; auch Bronner hält die Hirschauer für oberpfälzisch, im Bayrischen Schelmen-Büchlein bemerkt er: „Hirschau, bei Amberg: allerlei Stückla, das Schilda oder Schöppenstädt der Oberpfalz."

Wenn auch die Hirschauer im oberpfälzisch-egerländischen Sprachgebiet und den südlich angrenzenden Landschaften am meisten verschrien sind, so kennt der Volksmund doch fast auf dem ganzen bairischen Stammesgebiet die Hirschauer. Wir haben dafür auch Zeugnisse aus früheren Zeiten. Während die Dichter des 16. Jahrhunderts von den bayrischen Schildbürgernestern Weilheim und Finsing mancherlei zu erzählen wissen, kennt die Hirschauer bloß Hans Sachs, der ja nicht weit weg vom größten Hirschau daheim war; am 1. April 1559 schrieb er einen Schwank[1]), betitelt „Der Aufruhr zu Hirschau": Ins Wirtshaus des Städtleins Hirschau kamen einmal — Hans Sachs erzählt aus seinem Wanderleben — zwei Bürger mit der Mär, daß Reiter gegen das Städtlein heranzögen. Sofort wurden die Tore geschlossen und alle wehrhaften Bürger rückten aus gegen den Feind. Die vermeintlichen Feinde aber waren zwölf Bauern vom nahen Dorf Ehenfeld, die während der Arbeit im Holzschlag zwei Eichhörnchen jagten. Der Irrtum klärte sich bald auf, die Städter blieben im Wirtshaus, das gefangene Eichhörnchen (das andere war entkommen) wurde verspeist und die Bürger von Hirschau redeten nie viel von diesem Ereignis. Neben den Schildbürgern und Schöppenstädtern nennt die

[1]) Bauner, Ausgewählte Schwänke des Hans Sachs, Nr. 40. Der Schwank wird meist fälschlich auf das aus der Geschichte bekannte Hirsau (Hirschau) im Schwarzwald bezogen, was aber sicher nicht zutrifft, weil das Dorf Ehenfeld beim oberpfälzischen Hirschau liegt.

Digitalisiert von Google

Hirschauer in älterer Zeit noch ein ehedem Schöppenstädter Schulmeister, der 1619 eine „Descriptio Scheppenstadii" schrieb[2]) und M. Zeiler, welcher in seiner „Topographia Superioris Saxoniae" sagt: „Es seyn die von Schilda, gleich wie die von Hirschau in der Obern Pfaltz, berühmt wegen ihrer einfältigen und lächerlichen Thaten"[3]).

Oft und oft werden in alten süddeutschen Kalendern die Schildbürgerstreiche unter dem Namen „Hirschauerstücklein" erzählt. Von den Hirschauern weiß z. B. der Österreicher Stranitzky; in seiner „Lustigen Reiß-Beschreibung" (1717)[4]) redet Hans Wurst einen Gelehrten an, als ihn die Kälte in Kroatien arg plagt: „Hochweiser Mann, gibt es kein Mittl auff denen Universiteten, sich von dem Frost und der Kälte zu retten?" Und erhält die Antwort: „Wäre mein Rath, wann du dich statt des Brustfleck deren neuen Harnisch gebrauchtest, welche jüngst von Herrn Vinzenz Zipperling, uralten Raths-Verwandten zu Hirschau seynd erfunden worden. Die Invention des gedachten Alten thut sich also verhalten: Ein Jeder, welcher bey kaltem Winter zu Reysen gedacht, solle sich in einem grossen Bund Heu verstecken und also fortmarschirn, allermassen ein Bund Heu so bald keine Kälte auf die Brust lasset, ist leichter dann ein Küraß zu tragen, kostet auch nicht so viel zu schmieden, letztlich dienet er vor die Pferd."

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hat, um ein anderes Beispiel zu nennen, ein „rotbärtiger Servite oder Kapuziner aus Bayern" ein Zauber- und Liederbuch zusammengetragen „Cabula geomantica"[5]), wo ein Lied „Chorus Capucinorum" (auf einen ruhmredigen Offizier) steht:

„Weilheimer und Hirschauer,
Die streiten um die ehr,
Wer immer ihn bekema wird,
Hat um ein Narrn mehr."

Auch dem Wiener sind die Hirschauer gute Bekannte; der Skriptor an der k. k. Hofbibliothek, Gottlieb Leon, schreibt am 16. August 1786 an seinen Jugendfreund Reinhold, Professor der Philosophie in Jena, bekanntlich einen Schwiegersohn Wielands: er rechtfertigt sich, daß er ein Gedicht durch einige Änderungen an den Kaiser „gedreht" habe und schließt: „Gott wahre mich nur in Zukunft vor ähnlichen Hirschauerstreichen"[6]). Und Hügel schreibt in seinem Büchlein: Der Wiener Dialekt. Lexikon der Wiener Volkssprache (1873): „Hirschauerstückl nennt man eine besonders dumme Handlung, einen dummen Streich."

---

[2]) Zeitschrift des Vereines für Volkskunde 1925/26, Seite 271.

[3]) Bei Jeep, Hans Friedrich von Schönberg, der Verfasser des Schildbürgerbuches, Seite XIII.

[4]) Wiener Neudrucke 6, Seite 22.

[5]) Manuskriptenbibliothek des Innsbrucker Servitenklosters, mitgeteilt in der Deutsch-Österreichischen Literaturgeschichte, II. Band, Seite 179.

[6]) Robert Keil, Wiener Freunde (1883), Seite 61.

Digitalisiert von Google

Daß die Hirschauer also weit und breit im bairischen, vielleicht im süddeutschen Sprachgebiet überhaupt, bekannt sind, hat wohl seinen Grund im folgenden: „Hirsch" ist hier allgemein ein Schimpfwort für einen dummen Menschen, besonders für einen solchen, der eine dumme Handlung begeht. Gewöhnlich titulieren die Weiber ihre Männer im Streite mit Vorliebe „Hirschen". Auch ist, und das kommt nicht zuletzt in Betracht, das Geweih des Hirschen „ein freilich derbes, aber treffliches Sinnbild von der Rohheit und Dummheit des Mannes, der von seinem Weibe betrogen wird"[7]). Der Volksspott hat nun die „Hirschen" zu „Hirschauern" gemacht, als ob sie aus einem Orte stammten, wo die Dummheit daheim ist; die verwendete Ableitungssilbe ist in manchen Gegenden recht beliebt und wird zur Bezeichnung der Herkunft verwendet. Schließlich, und das ist wohl erst zuletzt eingetreten, hat das Volk den Orten, die zufällig Hirschau hießen (nach den Worten Hirsch oder Hirse, mundartlich Hirsch, oder dem älteren Personennamen Hirz), die Schildbürgerei angedichtet, ohne daß diese dazu irgend etwas beigetragen hätten. Diese Hirschauer werden nun oft mit ihren Stücklein aufgezogen und rächen sich schlimm an den Spöttern. Davon berichtet schon ein 1765 erschienenes Konversations-Lexikon[8]) also: „Hirschau, Städtlein und Amt in der Oberpfalz, unter der Regierung Amberg, zwey Meilen von Sulzbach. Die Einwohner machen manchem, der sie mit ihren Hirschauer-Stücklein verieret, eine solche Kurzweil dafür, daß ihm das Lachen insgemein vergehet." Die bekannteste dieser Rachegeschichten steht schon bei Quirinus Pegens „Ars Apophthegmatica" (1662)[9]): „Ein Rittmeister reiste durch das Städtlein Hirschau und sagte zum Keller, der ihm die Stiefel ausgezogen, er möchte wol einen Hirschauer Possen erfahren. Der Keller sagte, er solte sich gedulten, und ganze hinaus, schnitte die Vorfüsse von seinen Stiefeln und brachte sie ihm für Pantoffeln. Als er morgens die entfüsseten Stiefel anziehen will, fragt er, was das seye? Der Keller antwortete: Ein Hirschauer Poß!" Auch das Böhmerwäldler Spottbüchlein erzählt von solchen Rachestücklein der böhmischen Hirschauer. Meist aber weiß das Volk gar nicht, daß es wirkliche Orte des Namens Hirschau gibt, sondern Hirschauer sind eben dumme Leute, wie sie überall herumlaufen nach dem Spruche: „Unser Herrgott hat mehr Gfeln beim Brot als beim Heu"[10]).

[7]) Schrader, Der Bilderschmuck der deutschen Sprache, Seite 107f.

[8]) Johann Hübners Neu-vermehrtes und verbessertes Reales Staats-Zeitungs- und Conversations-Lexikon, erschienen in Regensburg und Wien in Verlegung Emerich Felix Baders, Buchhändlers.

[9]) Nach Albrecht Keller, Die Schwaben in der Geschichte des Volkshumors, Seite 300.

[10]) Neu aufgefrischt wurde der Ruhm der Hirschauer durch die „Hirschauerstücklein" des Schreibers dieser Zeilen, eine Sammlung alter und neuer Schildbürgerstreiche, aus dem Volksmunde aufgezeichnet und zum Volksbuch des Böhmerwaldes zusammengestellt, die im Jahre 1919 zum erstenmal und bei Carl Maasch's Buchhandlung A. G. Bauer in Pilsen in neuer Auflage erschienen sind.

Digitalisiert von Google

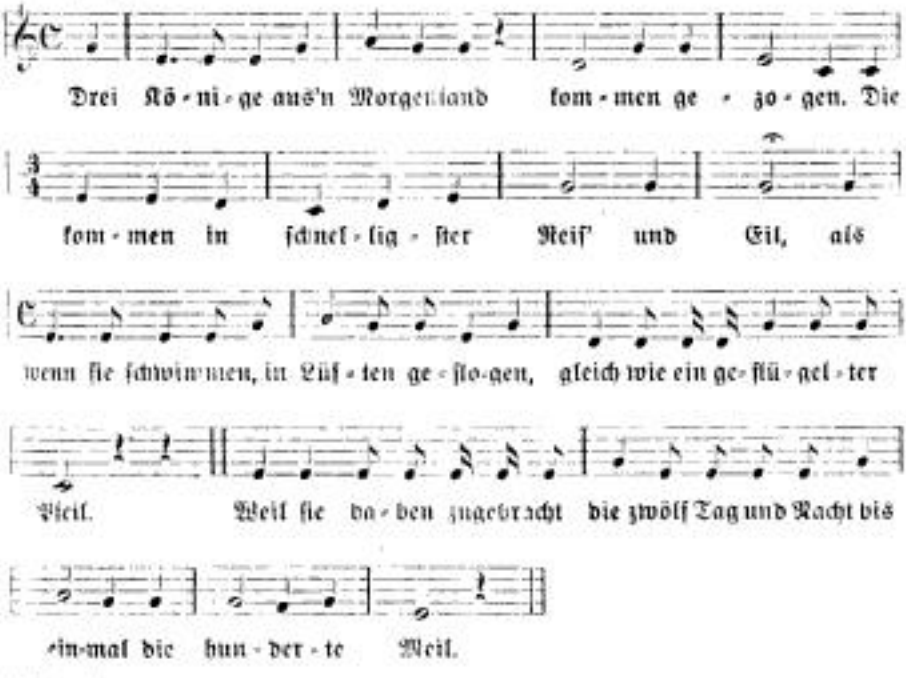
Kleine Mitteilungen

Dreikönigslieder aus Nordböhmen

1.

Gesungen von Max Birschkowetz aus Gablonz bei Niemes, geboren in Gablonz 1850, gestorben im September 1929 dortselbst. Birschkowetz zog mit dem alten Försternaz und dem Pieterkorln um die Zeit des Dreikönigstages in der Gegend von Niemes, Schwabitz, Hühnerwasser, Dschitz, Gruppai, Wolschen von Bauernhaus zu Bauernhaus, jeder als König angezogen, jeder mit einem Sack auf dem Rücken, in welchem sie die erhaltenen Gaben verwahrten.

1. Gesang:



1. König:

Wo ist der König, der neue, geboren?
Im Morgenland scheinet ein Stern.
Wir haben uns die köstlichen Gaben erkoren,
Sein kommen vom Fürstall, von Fern.

Saget, o saget einmal,
Hoffet, o hoffet einmal
Den lieben und gnädigsten Herrn.
Er war zu Jerusalem nicht zu erfragen.

2. König:

Herodes war mächtig entrüst't.
Wir müssen uns halt nach Bethlehem schlagen
Dort trinket der König die Brüst.
Das war unser Ziel.
Ein jeder niederfiel,
Den göttlichen König begrüßt.

Digitalisiert von Google

3. König:

Gold, Weihrauch und Myrrhen wir haben erkoren
Dem König die goldenen Gaben.
Der Weihrauch bedeutet sein göttliches Leben,
Vermehret sein' menschliche Kraft.
Gott und Mensch zugleich
Das sei unser Reich.

Zwiegespräch:

1. König spricht zu den andern: „Kommet an, meine Herrn, was ich neulich gesehen hab: Einen Stern am Himmel stehen. Dieser Stern zeigt uns gewißlich was Neues an. Kommet ihr Herrn: ich will euch diesen Stern anzeigen, daß ihr mir glaubet."

Der 2. König: „Wahrhaftig, meine Herrn, dieser Stern zeigt uns gewiß was Neues an. Laßt euch nicht irren, ihr Herrn; meine Gedanken tun mich nicht verführen: Ihr wißt, was Gott im Paradies verheißen hat!"

Der 3. König: „Ja wahrhaftig! Den Messias! Drum, weil im jüdischen Lande hat regieret als ein König, soll geboren werden in einer Krippen. So gedenk ich in meinem Sinn, wo uns dieser Stern anzeigt hin. So wie uns am 24. geweissagt wurde, daß ein Stern bald zu uns fahrt, der soll aufgehen in unserem Staat."

Alle drei:

So wolln wir uns nicht lange bedenken
Und soll ein jeder ihm was schenken
Und diesem Stern ziehen wir nach,
Auf daß wir erfahren die Ursach.

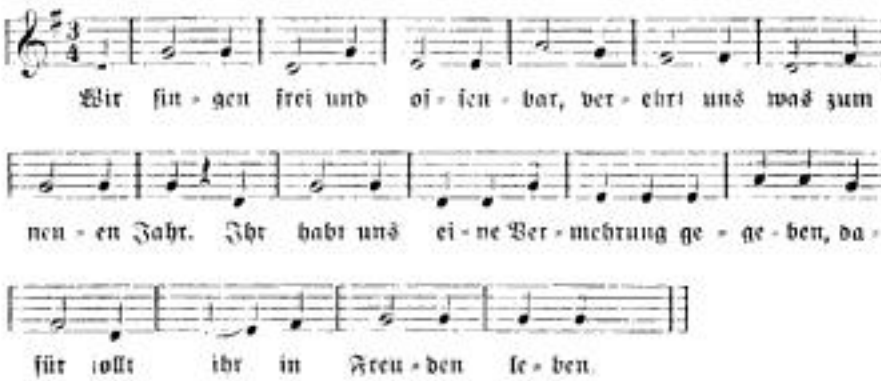
1. König:

Ihr Herren, es ist euch wohlbekannt,
Daß euch in diesem Land,
Wie die ausdrückliche Prophezeiung geweissagt hat,
Daß ein Stern bald zu uns herunter fahrt,
Daß ein Gott, als gnädiger Gott
Wird kommen voll Freude und Trost,
Der alle Menschen wird machen los
Vor Sünd und auch vor Gottes Zorn,
Daß wir Menschen sind keines verlor'n,
Weil die Zeit ist voran, ist der Messias schon da.

Alle drei:

So hab'n wir uns alle drei aufgemacht
Und hab'n den Stern gleich mitgebracht.
Wir woll'n uns erkunden,
Ob wir'n hab'n gefunden.

An diesen Vortrag schließt sich folgender Gesang der drei Könige an:



Digitalisiert von Google

Alle drei sprechen:

Wir wünschen euch ein feins, guts neu Jahr,
Das gebe Gott, es werde wahr.
Kaspar, Melichar, Balthasar.

(Dabei verneigen sich die drei Könige vor dem Geber.)

Alle drei singen:

Sie zogen mitsam auf eine Fahrt,
Sie zogen mitsam in Herodes sein Haus,
Herodes der schaut zum Fenster raus.
„Ihr lieben drei Herrn, wo zieht ihr hin?"
„Nach Bethlehem dort steht unser Sinn.
Nach Bethlehem in Davids Stall,
Wo Christ, der Herr, geboren war."
„Ihr lieben drei Herrn, bleibt heute bei mir,
Ich will euch geben guts Wein und Bier."
„Ach nein, wir müssen noch weiter gehn,
Bis uns der Stern bleibt stille stehn."
Nun wünschen wir euch auch ein'n goldnen Wagen,
Auf daß ihr könnt mit ihm in'n Himmel fahren.

2.

Mitgeteilt von Herrn Zimmermeister Jos. Beyer, Bodenbach (aus dessen handschriftlichen Aufzeichnungen). Gesungen im Elbtale von Bodenbach—Tetschen an gegen Aussig. (Bis in die Jahre 1875—80.) Die drei Sänger — bettelarme Leute — waren verkleidet, trugen Flachsbärte, Papierkronen, lange weiße Hemden, hatten einen Sack am Rücken (für die erbettelten Geschenke) und einer trug an einem Stabe den „Morgenstern". Dieser Papierstern konnte mittels Schnur und Welle gedreht werden. Oft hatte ein anderer dieser drei Könige auch einen kleinen Kessel mit glühenden Kohlen und Harz, damit er Weihrauch erzeugen konnte, ein dritter ein Säckchen mit klirrenden Glasscherben, die das „Gold" darstellen sollten.

Wir kommen aus dem Morgenland,
Von dort hat uns der Herr gesandt,
Er läßt euch mit uns recht schön grüßen,
Ihr sollt halt eure Sünden büßen.

Wir bringen euch den Morgenstern,
Die Gottesmutter hat euch gern.
Wir bringen Myrrhen, Weihrauch, Gold,
Das Jesukindlein ist uns hold.

Es bittet euch durch uns um Gaben,
Weil wir noch weit zu wandern haben.
Es gibt euch Kraft und frohen Mut,
Das tut ja allen Menschen gut.

Drum seid so gut ihr lieben Frau'n,
Geht in die Kammern nachzuschaun,
Wo unser Speck liegt und die Eier
Und Brot und Mehl und auch ein Dreier.

Dann woll'n wir mit Gott weiterziehn
Nach Bethlehem zur Krippe hin.
Gott dank euch für eure Gaben,
Die sehr viel Platz im Sacke haben.

3.

Gesungen bis etwa 1880 in der Oschitzer und Wartenberger Gegend. (Aufgezeichnet von Ignaz Mar. Tischlermeister in Oschitz, abgehört im Jahre 1888 vom Merzdorfer Finkenfranz.)

Digitalisiert von Google

Wir sind die heiligen drei Könige
Und bitten um unsre Löhnige, (d. h. Löhnung, Almosen)
Wir kommen aus dem Morgenland,
Das Jesuskind hat uns gesandt.

Der Morgenstern, der tut uns weisen,
Wohin wir soll'n zur Krippe reisen,
Mit Gold und Myrrhen, Weihrauch,
Nach morgenländischer Sitt und Brauch.

Der Weg ist lang, der Buckel schwer,
Der Hunger groß, der Sack ist leer,
Drum bitten wir um fromme Gaben,
Weil wir noch weit zu wandern haben.

Nach Erhalt einer Gabe wanderten die drei Könige mit folgender Singweise weiter:

Herodes der Kaiser
Bringt um die armen Kaiser,
Er haut ihn' ohn' Erbarm
Den Kopf ab und den Arm.
Oder: Er hat ihn'n Kopf weg
Mit Putz und mit Dreck.[1])

Bodenbach. Emil Rauder.

Der Wallerer Familienname Sauheitl

Einer der häufigsten Namen unter den Alteingesessenen in der Stadt Wallern im Böhmerwald ist der Name Sauheitl, der bei Fremden regelmäßig Kopfschütteln verursacht. Die Einheimischen denken sich nichts dabei; in den letzten Jahren allerdings haben sich einige Sauheitl des Namens geschämt und andere Namen angenommen.

Die Deutung des Namens ist klar, wenn sie auch nicht auf den ersten Blick einleuchtet: um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts – weiter kann ich die Wallerer Familiengeschichte nicht verfolgen – lebte nach Rosenbergischen Urbarien, die im Schwarzenbergischen Zentralarchiv in Krumman aufbewahrt werden, in Wallern ein Georg Heidl, der vielleicht der Ahnherr der Sauheitl ist. Heidl ist wohl die Kurzform des alten Namens Haidulf wie etwa Eckl von Eckart (nach dem schönen, aber seltenen Bayrischen Namen-Büchlein von J. W. Eberl, Freising 1858, Seite 121). In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts taucht dann schon der Name Sauheitl in Akten und Stadtbüchern auf und ist bald einer der häufigsten Wallerer Namen. In Wallern war neben der Rinderzucht zu allen Zeiten auch die Schweinezucht daheim und viele Wallerer lebten vom Schwein- und Sauhandel; an die Schweinezucht erinnern noch heute viele Namen, erwähnt sei nur der Name der Waldstrecke Saufegus, mit dem wir schon Jahre lang nichts anzufangen wissen (vgl. Rubitschek-Schmidt, Wallern und die Wallerer, Seite 76). Wenn nun etwa ein Heidl ein Wirt war, ein anderer Schulmeister und ein dritter Sauhändler oder Saumäster, so hieß man, um die Heidl auseinanderzuhalten, den einen Wirtheidl oder Bierheidl, den andern Schulheidl und den dritten Sauheidl. Der Name Sauheidl wurde nun später Familienname und bald so, bald so geschrieben und ausgesprochen, am häufigsten Sauheitl, wie sich alle Träger des Namens heute schreiben. Wir haben uns seinerzeit über diesen komischen Familiennamen viel den Kopf zerbrochen; als ich aber unlängst in der Prachatitzer Gegend einen Schweinehändler kennen lernte, den das Volk Saudemi nennt nach seinem Berufe und seinem Hausnamen Demi (von Damian, Nikodem oder, wie Eberl meint, von Arthemius), da leuchtete mir die oben gegebene Deutung sofort ein.

Prachatitz. Dr. Rudolf Rubitschek.

[1]) Wird auch in Bayern ähnlich gesungen.

Digitalisiert von Google

Hexenglaube um Bodenstadt in Mähren

Der Einzug der Hexen erfolgt in der Nacht vom 30. April auf den 1. Mai. Um dies zu verhindern, werden noch heute in Polschkau bei Bodenstadt in alle Fensterriegel, wie auch auf Türen frische Zweiglein eines Holunderbaumes gesteckt. Dies wurde in meiner Jugend auch in Proßnitz getan.

Die Hexe betet zum lieben Gott, sie ruft ihn an, damit er ihren Wunsch erfülle. Das Hexen kann nur eine Frau von einem Manne oder ein Mann von einer Frau erlernen.

Am meisten werden Kühe verhext. Noch vor Sonnenaufgang soll die verhexte Kuh gemolken werden. Die Milch soll man abkochen und sie dann mit einer Dornenrute zerschlagen, d. h. mit der Rute in die Milch peitschen. Da kommt sofort die Hexe in das Haus; man soll ihr aber nicht aufmachen. Wenn man in die Milch schlägt, so soll man dabei weder lachen noch etwas sprechen.

Auch soll man die vor Sonnenaufgang gemolkene Milch der verhexten Kuh in einen Porzellantopf gießen und mit dem Topfe an jenen Ort gehen, auf dem immer die Hexe gekniet hatte. (Die Hexe wurde nach Bericht der betroffenen Parteien schon oft angetroffen, wie z. B. in Mittelwald, eine Stunde von Polschkau südlich gelegen.) Auf diese Stelle soll der Topf hingestellt werden und die verhexte Milch soll man samt dem Topfe mit einer Dornenrute zerschlagen.

Kommt eine schon bekannte Hexe ins Haus etwas ausborgen, vielleicht ein Wirtschaftsgerät, etwa eine Mistgabel, so kann man ihr die Gabel borgen, muß aber sofort hinter ihr hinausgehen und aufpassen, damit sie keinen Strohhalm vom Miste, der aus dem betreffenden Stalle stammt, mitnehme. Sonst werden die Kühe sofort verhext und geben keine Milch, oder sie geben eine blutige oder wässerige Milch.

Kommt eine Hexe, die aus einer Wirtschaft stammt, in eine andere, um etwas, vielleicht einen Topf, auszuborgen, obwohl sie selbst einen solchen hat, so kommt sie nur unter dem Vorwande, um aus dieser Wirtschaft die Kühe zu verhexen und ihnen die Milch zu entziehen, damit sie selber mehr Milch hat. Dasjenige, was sie auszuborgen kommt, soll man zuerst mit Weihwasser bespritzen, bevor man es ihr einhändigt. Hat man z. B. die Mistgabel nicht mit Weihwasser bespritzt, so trägt die Hexe die Milch aus dem betreffenden Hause in ihr Haus, bei geweihter Gabel hat sie aber nicht die Kraft hiezu. Die schlechte Absicht der Hexe erkennt man daran, daß sie den ausgeborgten Gegenstand sofort zurückbringt mit den Worten, sie brauche es nicht mehr.

Eine Hexe kam in ein Haus, um einen Topf auszuborgen. Da hat der Mann mit geweihter Kreide auf den Tisch einen Kreis gemacht und den Topf hineingestellt. Als das die Frau bemerkte, sagte sie, sie werde sich ein andersmal den Topf holen und ging fort; denn sie hatte die Macht über das Hexen verloren.

Borgt sich die Hexe, die immer am Abend kommt, wenn Neumond ist, Schlickermilch aus, so wird auch diese mit Weihwasser bespritzt. Da heißt es gleich, sie habe sich jetzt erinnert, daß sie noch Schlickermilch zu Hause hat.

Spürt eine Bäuerin, daß zur Osterzeit ihre Kühe wenig oder schlechte Milch geben, so braucht sie nur am Gründonnerstag auf einen Feldrain gehen und ein Stückchen Rasen herausstechen. Dieses Rasenstückchen legt sie dann vor die Stalltür: Die Hexe verliert ihre Macht und die Kühe geben wieder genug und gute Milch. Am Mittwoch vor dem Gründonnerstag holen die Leute Dornen und geben sie auf den Mist, damit sich die Hexen, die kommen wollen, an ihnen zerkratzen. Auch geben sie an diesem Mittwoch Birkenäste vor die Fenster und Türen. Die Hexen können dann nicht hinein.

Wenn man weiß, daß die Kühe verhext sind, so ist es gut, auf das Dach eine „Hauswurzel" (das sind schöne Röslein, die auf den Dächern wachsen) zu setzen. Diese wurzelt sich ein und die Hexe hat keine Macht mehr.

Einmal haben Leute eine Hexe um Mitternacht beobachtet. Diese breitete eine Pferdedecke (eine Koetsch) auf dem Fußboden aus, stellte einen Topf darauf, hat ihre Haare aufgeflochten und übers Gesicht gegeben und mit den Händen darüber gestreift. Die Leute sagten, die Hexe habe die Haare gemolken.

Digitalisiert von Google

Eine andere Hexe wieder hatte Butter geschlagen, vergaß die Haustüre zu schließen und wurde so beobachtet: Sie breitete ein Grastuch aus und stellte ein Butterfaß darauf, um welches ein Rosenkranz umgehängt war. Dabei hatte sie gebetet und erhielt so recht viel Butter.

Als Frau Schmiedt Aloisia aus Poschkau 21 noch ein Schulkind war und ins Unterdorf, wo damals die alte Schule sich befand, in die Schule ging, sah sie im Abort des Nachbarhauses eine Hexe. Diese hatte auf einem Stecken ein Grastuch aufgehängt und hatte es gemolken, wobei sie sprach: „Vo jäidä Kuh a Trepla". Durch dieses Hexen erhielt sie von jeder Kuh viel Milch.

Herr Bayer Josef aus Poschkau 29 erzählte mir folgende Begebenheit: Eine Frau in Poschkau hatte ihren Bruder verhext gehabt und verschiedene Leute haben ihm geraten, wenn er eine Kröte sehe, so solle er sie mit einer Dornenrute fest hauen. Gesagt, getan. Als er eine Kröte sah und das unschuldige Tier so haute, kam gerade seine Mutter dazu, weshalb dieses Mittel seine Wirkung verloren hatte, er wurde nie mehr gesund. Als er die Kröte gehaut hatte, bespritzte sie ihn mit Gift und er wurde krumm. Seit dieser Zeit wurde er der „krumme Schuster" genannt.

Die Hexen haben einen Tisch, der mit Eisennägeln nicht genagelt werden darf. Auf der Tischplatte desselben zeichnen sie einen Kreis mit Kreide und stellen in denselben einen Teller mit einem oder mehr Melkschaffeln (Maokschafln). Hierauf legen sie ihre Hände darauf und sagen, leise sprechend, ein Sprüchlein auf. Wenn das Sprüchlein fertig gesprochen wurde, so fängt der Teller und das Melkschaffel zu tanzen an. Hören sie dann auf, sich zu drehen, so besitzt die Hexe die Kraft, mit dem Teufel reden zu können. (Erzählt von Ferdinand Tandler, Poschkau 78.)

Wenn eine Hexe nicht sterben kann, so soll man die Sterbende auf Haferstroh (Hobästroh) legen. Dann stirbt die Hexe leichter. (Erzählt von Schmidt Anna Poschkau 21.)

Liegt ein Kind einer Hexe im Sterben und hat einen schweren Tod, so braucht man nur die Taufpaten holen. Handelt es sich um ein Mädchen, so kommt die Taufpatin mit den Kleidern, die sie bei der Taufe des Kindes angezogen hatte und legt sie zu den Füßen des Kindes. Dann erst stirbt das Kind. Bei Buben besorgt dies der Taufpate. (Erzählt von Stix Marie, Poschkau 7, die auch die folgende Geschichte berichtete.)

Hier lebte eine Frau, die den anderen Leuten im Dorfe immer die Milch verhexte. Einmal wollte sie wieder hexen, vergaß aber die Haustür zuzuschließen. Als sie gerade mitten im Butterschlagen war, trat ein Fleischhauer hinein und beobachtete das Treiben der Hexe. Wie sie den Fremdling erblickte, wurde sie vor Angst ohnmächtig und fiel nieder. Der Fleischer verließ aber sofort das Haus und erzählte überall im Dorfe herum, was er beobachtet hatte. Die Leute waren voll Ärger und haben sie angezeigt. Man sperrte die Hexe ein. Vor Kränkung starb sie noch im Arrest. Ihre Kinder ließen sie auf dem Ortsfriedhofe begraben. Da wurde es auf dem Friedhofe unruhig. Kleine Kinder, die auf dem Kirchhofe ruhten, weinten, und die großen Leute haben gerufen, es gebe ihnen jemand keine Ruhe. Den nächsten Tag wurde sie sofort ausgegraben und im Walde verscharrt. Aber auch dort ist die Hexe „nicht gut gelegen", plagte die Vorübergehenden und hat sich ihnen am Abend „aufgehuckelt" und ihnen „Hokoschätz" (Hoklschätz) gemacht. Um den Frieden im Walde wieder herzustellen, mußte der Priester mit denselben Leuten, die die Hexe in den Wald geführt haben, kommen, sie auf den Friedhof zurückführen und den Ruhestörer noch einmal einsegnen. Dann erst gab sie Ruhe. Die Hexe wurde von den Leuten immer mit dem Spitznamen (Spetsnoma) „Tschlekätzschonn", auch „Schlekäzschonn" genannt.

Wenn man an einem Hause, in dem eine Hexe wohnt, mit Kühen vorübergeht oder vorüberfahren muß, so soll man den Kühen zwischen die Hörner spucken (zwescha dä Häenä spiätzn). Da verliert die Hexe ihre Macht. Das soll man auch tun, noch bevor die Kühe aus dem Stalle kommen und die Türschwelle desselben überschreiten. Oder man soll den Kühen den Euter (Attä, Ajtä) mit Weihwasser einreiben. (Erzählt von Schmidt Anna, Poschkau 21.)

Poschkau. Franz Götz.

Digitalisiert von Google

Eine „Ledige Leich" in der Iglauer Sprachinsel

Es ist wohl des Menschen Bestimmung, zu sterben, es ist aber eine Tragik, in jungen Jahren sein Leben zu lassen. Da erfaßt auch stets unsere Landbevölkerung ein großes Leid und sie zeigt besondere Anteilnahme an dem schweren Geschicke, das die Angehörigen betroffen hat. Ein solches Begräbnis sei hier kurz skizziert, denn nicht oft ist eine „Ledige Leich", wie es der Volksmund nennt.

Ist bei dem Begräbnisse der Erwachsenen Schwarz der Grundton, so herrscht da die Farbe der Freude vor und die oder der Verstorbene feiert sozusagen „Hochzeit". Daraufhin ist auch das Brauchtum eingestellt. Mit dem Brautgewande: „Bänderrock" und weiße Schürze, hochrotes Kopftuch oder „Kränzl", wenn es ein Mädchen, mit dem Bräutigamstrauß, wenn es ein Jüngling ist, so liegt die Leiche im Sarge, von unzähligen Heiligenbildern verdeckt.

Die Jugend des Ortes ist nun bestrebt, das Begräbnis recht feierlich zu gestalten. Musik muß sein, die man sonst auf dem Lande wenig hat, ferner Sarg-

begleiter und Kränzeljungfrauen[1]). Die „Druschmänner" tragen meist den Sarg zur Kirche und haben ihren Hut mit einem Flitterstrauß geziert. Beim Grabe werfen die Burschen die „Straußen" dem Sarge in der Grube nach.

Nach dem Begräbnisse ist im Hause der Verstorbenen für die Begleiter ein Trauermahl oder es wird im Wirtshause getanzt.

Vor dem Auszuge aus dem Trauerhause wird von zwei Leichenvorbetern folgendes Abschiedslied gesungen (als „Leichenaussingen"):

Abschiedslied

So jung muß ich die Welt verlassen,
Wie schwer kommt mir das Scheiden an,
Ach könnt ich euch nochmals umfassen,
O allerliebste Eltern mein.

[1]) Das Bild stammt von einem Begräbnisse in Deutsch-Gießhübl bei Iglau. Diesmal gehen die „Kranzeljungfern" ohne „Kränzl"; sie haben nur das lange Kopftuch. — Zum Brauch selbst vgl. O. Schrader, Totenhochzeit (Jena 1904).

Digitalisiert von Google

Doch hört, doch hört, doch hört,
Was mir am Herzen liegt,
Vergeßt, vergeßt, vergeßt,
Doch eures Kindes nicht.

Viel Dank für eure Mühe,
Liebste Eltern ich euch sag,
Für alle mir erzeigte Liebe,
Für jeden Schritt, für jede Plag.
O Gott, o Gott, o Gott,
Hör an des Kindes Fleh'n
Und laß und laß und laß,
Den Eltern wohl ergeh'n.

Gehabt euch wohl, ihr liebs Geschwister,
Lebet wohl, vergeßt nicht mein,
Im Himmel sehen wir uns wieder,
Wo ja wohnt das wahre Licht.
O einst, o einst, o einst,
An das bessere Land,
Schließt uns, schließt uns, schließt uns
Das treue Freundschaftsband.

Lebt wohl, ihr Freunde und Verwandt'n,
Ich bitte euch jetzt allen ab,
Verzeihet mir auch, ihr Bekannte,
Und wen ich nur beleidigt hab.
Lebt wohl, lebt wohl, lebt wohl,
In Gottes Schutz und Macht.
Ich geh, ich geh, ich geh
Zur Ruhe, gute Nacht.

Ein weiteres, das oft auch in Betracht kommt, sei wegen seiner Eigentümlichkeit noch angeführt:

Beurlaubungslied

Gute Nacht, gute Nacht o Welt
Nimm vor das Herbergs Geld,
Den Dank, daß du mich behalten hast,
Ich bin gewesen bei dir ein Gast,
Wie du es zwar vermeinst.

Gute Nacht, ihr lieben Freund,
Das Sterben an mir war heut,
Ich nimm Urlaub und von euch scheid,
Vielleicht ist morgen an euch die Zeit,
Daß ihr werd' meiner gleich!

Gute Nacht, o grüner Baum,
Das Leben ist nur ein Traum.
Ich hab gelebt viel lange Jahr,
Sie sein schon aus, sie sein schon gar,
Gleich wie der Rauch im Wind.

Gute Nacht, ich bitte ab,
Alle, die ich beleidigt hab.
Gedenk, daß auch Menschen sein,
Auf ewig müssen schlafen,
Wünscht mir die Ruh ins Grab.

Digitalisiert von Google

Gute Nacht, o Gottes Haus,
Ihr Freunde, schließt mich nicht aus.
Mit einem Gebet helfet mir,
Wann ich steh vor der Himmelstür,
Daß ich komm in die Freud.

Iglau. Ignaz Göth.

Eine Art Steckbrief aus dem Jahre 1761

Im Pfarramtsarchiv Holeischen fand ich den folgenden Steckbrief, der auch volkskundlich bemerkenswert ist, nicht allein wegen der Angaben über die Kleidung des Mannes, sondern auch wegen der Beuteltücher, mit denen er handelte. Diese zum „Mühlbeutel" zusammengenähten Siebtücher waren nach dem Gebrauche von Mädchen sehr begehrt, weil man nach dem Volksglauben schön wird, wenn man sich damit wäscht. Der Brief hat folgenden Wortlaut (in heutiger Schreibung):

„Der Johann Slawiczka ist aus Migau in Schlawonien gebürtig, pflegt Beuteltücher, so die Müller brauchen, zu tragen und gibt vor, er handle damit oder er sei mit Schriften und Briefen abgeschickt. Dieser schleppt bald in einer Schachtel, bald unter den Beuteltüchern jährlich um ungefähr 100 fl. Bücher sowohl in Mähren als in Böhmen herein.

Er ist ein wohlgewachsener Kerl und hat krauß rötliches Haar, einen kleinen krausichen Schnauzbart, trägt einen slowakischen weißen Stock und blauen Brustfleck, ist ungefähr 40 Jahre alt. Er pflegt über die Mauten zu gehen, und zwar gegen Iglau, Kuttna und jeweilen gegen Sadek."

Holeischen. J. Maschek.

Vom Volkskunde-Atlas

Zur Zeit hat die Arbeitsstelle für die Tschechoslowakei die wichtigsten Vorarbeiten erledigt, so daß die Fragebogen sofort nach ihrem Eintreffen aus Berlin ausgeschickt werden können. Eine übersichtliche Kartei aller Schulen, Vereinigungen und Einzelpersonen, denen der erste Fragebogen zur Ausfüllung zugesandt wird, wurde angelegt und in den Räumen des Seminars für deutsche Volkskunde der deutschen Universität untergebracht. Die Blätter der Kartei sind verschiedenfärbig nach den Stammesgebieten und in diesen nach den Schulbezirken geordnet.

Auf Ersuchen der Arbeitsstelle hat der Landesschulrat für Böhmen auch den deutschen Mittelschulen in einem Runderlaß die Mitarbeit an dem Unternehmen empfohlen. Von einzelnen Schulbezirken liegen bereits Listen jener Schulen, bzw. Lehrpersonen vor, die sich bestimmt an der Beantwortung der Fragebogen beteiligen werden. Schon im Dezember 1929 sind eingelaufen die Listen des Schulbezirkes Saplitz (Inspektor Franz Oppelt durch Vermittlung von Prof. Dr. F. Longin), des Schulbezirkes Znaim (Inspektor August Gläßner) und des Schulbezirkes Aich (Lehrer Dr. Ferdinand Swoboda im Auftrage des Bezirkslehrervereines Aich).

Im Ehrenausschuß der Arbeitsstelle sind die die folgenden Personen, bzw. Anstalten und Vereine vertreten:

Blau Josef, Oberlehrer, Reutern.

Bruckner Otto, Bürgerschuldirektor, Käsmark (Obmann des Deutschen Landeslehrervereines in der Slowakei und Karpathenrußland).

Trögler Alois, Bürgerschuldirektor, Neu-Oderberg (Obmann des Deutschen schlesischen Landeslehrervereines).

Dr. Franke Rudolf, Arzt, Prag (Obmann des Kulturausschusses des Deutschen Kulturverbandes).

Dr. Großer Otto, Univ.-Prof., Prag (Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowakische Republik).

Dr. Hampel Josef, Oberschulrat, Prag (Landesschulinspektor für die humanistischen Fächer der deutschen Mittelschulen Böhmens).

Dr. Hauffen Adolf, Univ.-Prof., Prag.

Digitalisiert von Google

Dr. Heinz Rudolf, Gymn.-Prof., Leitmeritz (Obmann des Reichsverbandes deutscher Mittelschullehrer).
Dr. Helmer Gilbert, Prälat, Abt des Stiftes Tepl.
John Alois, Schriftsteller, Franzensbad.
Dr. Lehmann Emil, Reichenberg (Gesellschaft für deutsche Volksbildung).
Ludwig Karl, Bezirksschulinspektor, Marienbad (Obmann des Vereines deutscher Schulmänner in der pädagogischen Schulaufsicht).
Manda Josef, Bürgerschuldirektor i. R., Brünn (Obmann des Deutschen Landeslehrervereines in Mähren).
Dr. Mayer Arthur, Brünn (Landesschulrat für Mähren und Schlesien).
Dr. Raegle August, Univ.-Prof., Prag, derzeit Rektor der Deutschen Universität.
Rohn Eduard, Fachlehrer, Reichenberg (Obmann des Deutschen Lehrerbundes im Tschechoslow. Staate und des Deutschen Landeslehrervereines in Böhmen).
Spachovsky Wilhelm, Oberschulrat, Prag (Landesschulinspektor für Volks- und Bürgerschulen).
Spatzal Johann, Bürgerschuldirektor, Postelberg (Obmann des Reichsverbandes der deutschen Bürgerschullehrerschaft).
Dr. Spina Franz, Univ.-Prof., Prag, derzeit Minister für Gesundheitswesen.
Dr. Spitaler Rudolf, Univ.-Prof., Prag (Obmann des Deutschen Kulturverbandes).
Dr. Wostry Wilhelm, Univ.-Prof., Prag (Obmann des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen).

Dem Arbeitsausschuß gehören die folgenden, durchwegs in Prag wohnhaften Personen an:
Dr. Aschenbrenner Viktor, Schriftleiter der Halbmonatsschrift „Der Weg".
Dr. Augustin Hans, Prof. an der Deutschen Handelsakademie.
Breiner Franz, Sekretär des Deutschen Kulturverbandes.
Chmela Theodor, Prof. an der Deutschen Handelsakademie.
Ehlardi Leopold, Prof. am Deutschen Staatsrealgymnasium in Prag-Smichow.
Glücklhorn Adolf, Lehrer.
Dr. Hoyer Ernst, Priv.-Doz., Oberkommissär der Landesbehörde.
Dr. Kampe Rudolf, Prof. am Deutschen Staatsrealgymnasium in Prag II.
Dr. Klein Armin, Sanitätsrat.
Dr. Kühn Karl, Prof. der Technischen Hochschule, Baurat, Landeskonservator.
Dr. Liewehr Ferdinand, Priv.-Doz., Assistent des Seminars für slawische Philologie der Deutschen Universität.
Dr. Longin Franz, Prof. an der Deutschen Handelsakademie.
Nerad Hubert, Sekretär des Deutschen Kulturverbandes.
Oberdorfer Franz, Sekretär des Deutschen Kulturverbandes.
Dr. Pfitzner Josef, Priv.-Doz.
Dr. Rippl Eugen, Priv.-Doz., Prof. an der Deutschen Handelsakademie.
Rollinger Nikolaus, Oberstlt. i. R.
Sturm Josef, Prof., und
Wagner Karl, Prof., beide am Deutschen Staatsrealgymnasium in Prag II.

Beim Beirat muß das Ergebnis des ersten Fragebogens abgewartet werden, bevor das Verzeichnis seiner Mitglieder abgeschlossen wird. Mehrere Bezirkslehrervereine haben bereits Vertrauensmänner namhaft gemacht, die damit zugleich als Mitglieder des Beirates erscheinen. Weitere Vorschläge wären der Arbeitsstelle sehr willkommen. Die rund 150 Personen umfassende Liste der Mitglieder des Beirates wird im nächsten Heft unserer Zeitschrift veröffentlicht werden.

Die Zentralstelle in Berlin hat nach den Ergebnissen des Probefragebogens, der nur auf reichsdeutschem Gebiete versandt wurde, 12 Diapositive und auf Grund des Mannhardt'schen Fragebogens vom Jahre 1864 weitere vier Diapositive herstellen lassen. Ihre Vorführung mit den von Dr. R. Beitl verfaßten Begleitworten beansprucht etwa 50 Minuten. Personen und Stellen (Arbeitsgemeinschaften, Bildungsausschüsse, Lehrervereine usw.), welche diesen Werbevortrag halten

Digitalisiert von Google

wollen, bekommen die Glasbilder mit Begleittext postfrei und unberechnet von der Arbeitsstelle (Prag XII., Vocelova 10) zugesandt. Wenn genügende Beantwortungen des ersten Fragebogens vorliegen werden, wird dieser Vortrag durch Karten-Diapositive für das deutsche Gebiet der Tschechoslowakei ergänzt werden.

Hauffen und Naumann

Im Vorwort zur 2. Auflage seiner „Grundzüge der deutschen Volkskunde" schreibt H. Naumann: „Inzwischen hat sich meine Betrachtungsweise stark durchgesetzt und wird nur von einigen Wenigen, die nicht sehen wollen oder die noch in hoffnungsloser Romantik befangen sind, abgelehnt. Wird von diesen, wie etwa von Hauffen im Euphorion 1928, behauptet, daß die neue Lehre gefährlich sei, so ist damit nur jenes Geschütz angefahren, das immer zuletzt noch schießen muß, wenn alle anderen Geschütze schon verstummt sind."

Hauffen liegt seit Monaten schwer krank danieder und kann zu dieser Auslassung nicht selbst Stellung nehmen.

Was Naumann angibt, hat Hauffen niemals behauptet.

Der Schlußteil der fast vier Seiten umfassenden Besprechung Hauffens im Euphorion 28 (1927), S. 311, lautet: „Ich habe auch die das Werk Naumanns rühmenden Aussprüche Spamers angeführt, weil ich seine Meinung teile. Auch die Aussprüche Geramb in seiner als Privatdozent für Volkskunde in Graz gehaltenen Antrittsrede: „Die Volkskunde als Wissenschaft" (Zeitschrift für Deutschkunde 38, 323—341) führe ich an. Die „Grundzüge" sind „die wichtigste methodische Neuerscheinung" und bedeuten „einen weiteren wesentlichen Schritt in der Läuterung der wissenschaftlichen Volkskunde" (338f.). Doch Anfängern und Laien, die es kritiklos benützen, kann es gefährlich werden. Es kann vorkommen, daß Dilettanten (Geramb S. 340) „eine kaltherzige, liebloze und spöttische Betrachtungsweise des eigenen Volkes als wissenschaftlich ansehen und von allen guten Geistern, die an der Quelle der Volkskunde standen, verlassen würden."

Hier ist also erstens nicht von einem allgemeinen „Gefährlichsein" die Rede, sondern es wird ausdrücklich nur von Anfängern und Laien, die das Buch kritiklos benützen, gesprochen.

Und diesen kann es zweitens — und das ist der maßgebende Punkt — nur wegen seiner Darstellungsweise — in diesem Sinne und keineswegs als „Lehre" ist das Wort Betrachtungsweise, das Geramb gebraucht, zu verstehen — gefährlich werden. Es ist also die Form, in der Naumann seine „neue Lehre" vorbringt, gemeint und nicht die Lehre selbst. Und wenn Geramb und nach ihm Hauffen eine „kaltherzige, liebloze und spöttische Betrachtungsweise des eigenen Volkes" ablehnen, so sind sie vollständig im Recht und vor allem die Grenzland- und Sprachinseldeutschen, die die deutsche Volkskunde anders zu werten gewohnt sind als mancher Binnendeutsche, werden ihnen beistimmen.

Jungbauer.

Staatsanstalt für das Volkslied

Bei der am 8. Jänner d. J. unter dem Vorsitz des Prof. Dr. J. Polívka in Prag abgehaltenen Jahresversammlung erstatteten der tschechische Arbeitsausschuß für Böhmen (Horák) und Mähren (Soudek), ferner der slowakische (Orel) und deutsche (Jungbauer) Arbeitsausschuß ihre Tätigkeitsberichte. Der deutsche Arbeitsausschuß konnte auch im vergangenen Jahre einen reichen Einlauf an Volksliedern aus dem ganzen Gebiete vom Egerland bis Karpathenrußland buchen. Sein großes Archiv ist von nun an im Seminar für deutsche Volkskunde der Deutschen Universität untergebracht. In einer dem Hauptausschusse vorgelegten Eingabe an das Ministerium für Schulwesen und Volkskultur wurde diesem Prof. Dr. Franz Longin zur Ernennung zum ordentlichen Mitgliede des deutschen Arbeitsausschusses vorgeschlagen.

Digitalisiert von Google

Von den Ausgaben (Deutsche Volkslieder aus dem Böhmerwalde, herausgegeben von Jungbauer, und Moravské písně milostné, herausgegeben von † Janáček und Bása) sind die ersten Lieferungen seit langem im Drucke fertiggestellt, konnten aber bisher nicht erscheinen, weil der Wortlaut des Titels erst durch die Jahresversammlung festgesetzt werden mußte. Der Gesamttitel der Ausgabe, deren Kosten der Staat trägt, ist in der Staatssprache gehalten, der Titel der einzelnen Bände in der Sprache der Lieder (tschechisch, slowakisch, deutsch). Nach Erscheinen der 1. Lieferung werden die nächsten Lieferungen, jede zu sechs Druckbogen, möglichst rasch folgen. Den Vertrieb der deutschen Ausgaben hat die Univ.-Buchhandlung J. G. Calve in Prag übernommen.

Volkskundliche Vorlesungen an der Deutschen Universität in Prag.

Im Sommerhalbjahr 1930 beendet G. Jungbauer seine Vorlesungen „Sachliche Volkskunde" (dreistündig) und „Volksmedizin" (zweistündig) und hält im Seminar für deutsche Volkskunde „Übungen zur Sprachinselvolkskunde" ab. Ferner lesen E. Schwarz: Phonetik der deutschen Mundarten (dreistündig); G. Gesemann: Übungen zur serbokroatischen Volksliteratur; G. Schneeweis: Slawische Mythologie und Übungen in der slawischen Volkskunde; G. Rippl: Einführung in die tschechische Sondersprachenkunde.

Antworten

(Einlauf bis 20. Jänner)

2. Umfrage. Hier gilt der Brauch, daß vor dem Einzug eine schwarze Henne in den Neubau eingesperrt wird, damit der Tod auszieht. Man sagt auch, daß ein neugebautes Haus einen toten Mann braucht. Als in Altsattl das Kaffeehaus Kominek eröffnet wurde, warf der Sohn der Besitzerin auf den Rat seiner Mutter Geld in den Laden und einer seiner Mitschüler rollte einen Laib Brot hinein. (Richard Baumann, Neusattl bei Elbogen.) An der Schwelle eines neu gebauten Hauses befestigt man ein Geldstück oder man vergräbt es darunter; das bürgt für Glück und Wohlstand. Ferner werden gern Hufeisen an der Türschwelle angebracht. (Erich Knoll, Bergstadt bei Römerstadt.) Nach Mitteilung der Frau B. Stankiewicz gibt man in Prag, wenn man eine neue Wohnung bezieht, Salz und Brot in die Ofenröhre. (Adolf Gücklhorn, Prag.)

9. Umfrage. Der Ausdruck Haus für Hausflur ist auch in Altsattl gebräuchlich. (R. Baumann.) In Mies unterscheidet man das „untere Haus" im Erdgeschoß zuweilen vom „oberen Haus" im Obergeschoß. (Prof. Dr. Josef Hanika, Reichenberg.)

11. Umfrage. In Westböhmen, z. B. in Lohm beim Schwanberg, bezeichnet Peunt das unmittelbar an den Hof angrenzende Wiesengrundstück, das aber nicht in jedem Falle eingezäunt ist. In Kostelzen bei Mies kommt der Hausname „Peuntweber" vor. (J. Hanika.)

12. Umfrage. In Mies ist das Wort Patschek üblich. In Deutsch-Proben (Slowakei) heißt das Spiel „tiemge" (Zemel), das aus dem lat. semel entstanden ist. Man zählt nämlich beim Schlagen „tiemge, dis, ter" (einmal, zweimal, dreimal), ähnlich wie beim Zeckspiel in Winterberg (vgl. S. 122 des vorigen Jahrgangs) gerufen wird „Zecko, Spitzo, Terno". (J. Hanika.)

16. Umfrage. Der Flachs wird recht hoch, wenn man beim Einsäen springt. Wie hoch man springt, so hoch wächst er. (Leopold Gruß, Göllnitz, Slowakei.)

24. Umfrage. Wer ein Messer mit der Schneide nach oben liegen läßt, schneidet dem lieben Gott die Augen aus. Oder es schneidet sich dann der liebe Gott in das Gesicht. (R. Baumann für Altsattl.)

26. Umfrage. Von dem erwähnten Kreuzstein an der Straße von Mies nach Sittna (vgl. oben I. 1928, S. 165f.) wird auch überliefert, daß dort

Digitalisiert von Google

einmal ein Fleischerbursch ermordet wurde. (J. Honka.) In Altsattl bei Elbogen wird von den steinernen Kreuzen erzählt, daß dort Soldaten aus dem Schwedenkriege begraben seien; denn so sei es seinerzeit in der Schule erklärt worden. (R. Baumann.)

29. Umfrage. In meinem Vaterhaus in Mies ist der Backofen in der „Roußkuchl" (Rußküche). Sie liegt als selbständiger Raum in Fortsetzung des Hausflurs, der durch sie verkürzt wird, zwischen dem Stübchen (Stiwl) und der Stube (Stu(b)m). Der Rauchabzug vom Sparherd aus der Stube (Wohnküche) und dem Stübchen (Ausgedinge) mündet in die Rußküche. Von hier zieht der Rauch durch eine Öffnung in der Decke in den Kamin. Gegenwärtig wird der Backofen nicht mehr benützt, weil man das Brot beim Bäcker backen läßt. (J. Honka.)

31. Umfrage. Von Beerennamen sind zu nennen: Krazpa für Brombeere und Beinpa (Weinbeere) für die schwarze Johannisbeere. (L. Gruß, Göllnitz.)

33. Umfrage. Der Spott auf die langsame Eisenbahn hat sein Seitenstück in früheren Scherzliedern auf die städtischen Pferdebahnen. So lautet nach dem „Berliner Lokal-Anzeiger" vom 15. Dezember 1929, worauf Julius Schmike in Zdice aufmerksam macht, ein altes Spottlied auf die Berliner Pferdebahn:

Wir fahren so jemiedlich in de Ferdebahn,
Det eene Ferd, det zieht nich,
Det andre det is lahm,
Der Kutscher kann nich kieken,
Der Kondukteur nich fehn,
Und alle fünf Minuten
Da bleibt de Karre stehn.

37. Umfrage. Das kleine Ei mit weicher Schale heißt hier Unglückei. Es wird übers Dach geworfen oder den Hühnern zu fressen gegeben, damit sie keine mehr legen. Mit dem Worte Heremei bezeichnet man auch den Bovist, auf den man nicht treten darf, weil man sonst einen bösen Fuß bekommt. Gerät sein Staub ins Auge, so erblindet man. (E. Knoll, Bergstadt.)

38. Umfrage. Eine Warze entsteht an der Stelle der Hand, wohin Blut aus der Warze eines anderen Menschen tropft. Man kann sie entfernen, indem man sie mit einem Zwirnfaden bei abnehmendem Mond abbindet. (R. Baumann für Altsattl.) In Göllnitz (Slowakei) verwendet man zum Abbinden Roßhaare. (L. Gruß.)

40. Umfrage. Neben anderm Spielzeug sind bei Knaben besonders beliebt die aus Baumrinde hergestellten Brummer, die man in Altsattl „Ruttern" nennt. (R. Baumann.)

42. Umfrage. Der Totenvogel ruft: „Mit, mit!" Hört man ihn rufen, so stirbt bald jemand aus der Familie. Daher verscheuchen ihn die Kinder mit Steinwürfen. (R. Baumann für Altsattl.)

46. Umfrage. In dem einst deutschen, heute rein slowakischen Dorfe Moisdorf (Rojšó) im Göllnitztale wird, wenn der Blitz eingeschlagen hat, Milch auf das Feuer gegossen; ferner werden Eier hineingeworfen. (L. Gruß.)

51. Umfrage. Das Kerngehäuse des Obstes nennt man auch in Altsattl „Kernhäusl". (R. Baumann.)

55. Umfrage. Im gleichen Orte schließt man auf Regenwetter, wenn die Hunde Gras fressen, die Tauben im Wasser baden, die Gänse in der Nacht schreien und die Schwalben niedrig fliegen. (R. Baumann.)

56. Umfrage. Über verschiedene Arten der Zukunftserforschung haben ferner R. Baumann (Neusattl bei Elbogen) und L. Gruß (Göllnitz) Berichte eingesandt.

61. Umfrage. Der Maulwurf, der von der Scher- oder Wühlmaus gut unterschieden wird, hat in Bergstadt die Namen Mötkwurf, Mötkwurf und Ardschleffel. (E. Knoll.) Im Göllnitztale heißt er Moldbuem (Moltwurm). (L. Gruß.)

62. Umfrage. Spottreime auf Ortschaften fandten ferner ein A. Gütlhorn für Westböhmen und R. Baumann für Altsattl. Die im 6. Heft 1929 angeführte Zungenübung aus der Gegend von Poschlau in Mähren kommt ebenso

Digitalisiert von Google

auch in Westböhmen vor, z. B. Der dicke, dürre, dumme, dünne Teufel trägt den dicken, dürren, dummen, dünnen Teufel durch das dreckige Dorf Tuschkau.

68. Umfrage. Schuhe darf man nicht auf den Tisch stellen, weil sonst Streit in der Familie entsteht. (R. Baumann für Altsattl.)

72. Umfrage. Kren und Sauerteig wird auf die Fußsohlen der Fieberkranken gelegt, weil es die Hitze nimmt. Sauerteig oder gekautes Butterbrot legt man ferner gegen den „Imlafer" (Umlauf, Rotlauf im Finger) auf. (E. Knoll, Bergstadt.)

73. Umfrage. Auch in Bergstadt sind die folgenden Undeutschungen bekannt: Plapperrad und das offensichtlich nicht hier entstandene Arschkracherl für Motorrad, Mielichschleider für Milchzentrifuge und darnach Schleidermelich oder Pledermelich für Magermilch, Dämpfer für Dampfdreschmaschine, ferner neben Putzmühl auch Pleder für die Kornputzmaschine. Zu den Hauptwörtern Dämpfer und Pleder gehören die Zeitwörter dampfern und pledern. Dieses wird sowohl für das Milchschleudern als auch für das Getreideputzen gebraucht. (E. Knoll.)

82. Umfrage. In Altsattl sind folgende Pferdenamen üblich: Stoß (schwarzes Pferd), Fuchs (braunrotes Pferd), Fritz, Hans, Max, Moritz, Mulli. (R. Baumann.) In Nordmähren kennt man die folgenden Pferdenamen: Hans, Fritz, Liese, Frieda, seltener Mischka und Lucie, ferner Bubi, Fuchs, Bleß, Brauner, Schimmel; bei Rindern: Weißkopf, Blüma, Lustig, Kaiser, Gritta, Lauser, Fröhlich, Schacka, Jäger, Rota, Traudl, Tambor, Scheck und bei Kälbern besonders Hansi; bei Hunden: Sultan, Hektor, Nelli, Nero, Bello, Benno, Caesar und seltener: Spitz, Flock, Fels, Tackl, Pudl, Waldi, Bürschl, Flottl, Prinz, Treff, Bleß, Karo, Schmucki; bei Katzen: Peter, Liesa, Minka, Miez, Pepinka, Nazi, Munza, Levi, Paul, Fritz. Macek (dieser aus Schönwald bei Mähr.-Neustadt stammende, tschechische Name ist sehr selten.) (E. Knoll, Bergstadt.)

83. Umfrage. Viele Rinder kommen zur Welt, wenn es viele Haselnüsse oder Ebereschen, die auch viel Korn bedeuten, gibt. Viele Rinder sterben, wenn es viele Gänseblümchen gibt. (E. Knoll, Bergstadt.)

86. Umfrage. Schönes Wetter ist zu erwarten, wenn der Hahn auf der Stange sitzt, wenn die Spinne am Gartenzaun Netze macht, wenn die Schwalben hoch fliegen und am Vortage ein Abendrot war. (R. Baumann für Altsattl.) In Nordböhmen sagt man auch, daß schönes Wetter wird, wenn beim Essen am Vortage alles aufgegessen wurde. (A. Glücklhorn.)

87. Umfrage. In Rosenthal im Böhmerwalde kennt man folgende Mittel gegen die Fallsucht: 1. Essen eines Stück Brotes aus einem Backofen, der im Freien steht und in dem zum erstenmal gebacken wurde. 2. Dem Kranken soll das Blut einer Turteltaube so eingegeben werden, daß er es nicht merkt. 3. Eine Frau, die noch nie einen epileptischen Anfall gesehen hat, soll dem Kranken eine Ohrfeige geben. 4. Man soll die getrocknete und pulverisierte Nachgeburt einer Erstgebärenden dem Kranken eingeben. 5. Wenn ein Mann stirbt und ihm Schaum vom Munde kommt, so soll man diesen mit einem Fetzchen abwischen und dem Kranken in die flüssigen Speisen (Kaffee, Milch usw.) hineinspülen. (Dr. Franz Longin, Prag.) In einem mir bekannten Fall nahm man Maulwurfsherzen, die dem Kranken ohne sein Wissen ins Essen gegeben wurden. (Karl Storch, Nürschan, für Tiechlowitz bei Mies.) Das Begießen mit kaltem Wasser ist auch in Bergstadt gebräuchlich. (E. Knoll.)

88. Umfrage. Kein besonderer Maibaum, sondern nur ein „Mai" vor dem Fenster der Geliebten, der auf einem hohen Baum angebracht wird, ist — heute schon seltener — in Bergstadt üblich. Der „Mai" wird gern von anderen Burschen gestohlen, die früher zuweilen den ganzen Baum umsägten, an dem der „Mai" befestigt war. (E. Knoll.)

89. Umfrage. Das auch hier übliche Schmeißdachla, das mit Holzschindeln gedeckte Dächlein in Mauerhöhe der Giebelseite, soll deshalb so heißen, weil es verhütet, daß der Regen und Schnee „an die Wand schmeißt". (E. Knoll.)

90. Umfrage. Sammtücher mit Blumenmustern werden in den Bezirken Kladrau und Bischofteinitz jetzt noch getragen. In der Gegend um Staab

Digitalisiert von Google

finden sich auch rotwollene Tücher mit Blumenmustern, aber nur in einer der vier Ecken. (J. Maschek, Hoteischen.)

91. Umfrage. Um Bergstadt sagt man stets „Pfa", nie Roß und meist auch Pfaichtoe für den Roßstall neben dem selteneren „Roischt". (E. Knoll.) In Norddeutschland gebraucht man neben dem allgemein üblichen Pferd die Ausdrücke Roßschlächter und Roßschlächterei. (J. Schmidt, Zdice.)

93. Umfrage. Weitere Lesarten zum Volkstanz „Schwafelhälzla" sandte mit genauen Angaben cand. phil. Franz Wiesner in Ditterschof bei Freiwaldau. Mit dem Eliäser Scherzlied „Schweselholzle" (Erk-Böhme 3, 560f Nr. 1791) hat der Wortlaut unseres Tanzes nichts zu tun.

96. Umfrage. Fensterschweiß ist ein Heilmittel gegen „Schwinden" im Gesicht. Diese bilden sich, wenn jemand in das Gesicht eines anderen bläst. (R. Baumann, Neusattl.) Als richtiger Fensterschweiß, der gegen Flechten hilft, aber auch gegen Schweißhände gebraucht wird und mit dem man bei Schnupfen die Nase einreibt, gilt nur der in der Nacht entstandene. (E. Knoll, Bergstadt.) Fensterschweiß wird auch in der Umgebung von Berlin gegen Flechte und in der Provinz Hannover gegen Röte und Schärfe im Gesicht und als Schönheitsmittel verwendet. (J. Schmidt.)

99. Umfrage. In Mies haben die Ackerbürger zweierlei Rückenkörbe. Der Buckelkorb oder Graskorb, der aus gespaltenen Fichtenwurzeln in derselben Technik wie die Schwingen hergestellt wird, wird nur in der Landwirtschaft zum Tragen von Gras, Häckfel u. a. verwendet. Seine Seiten sind gewölbt, er steht auf vier Füßen. Die zweite Form, der Pragerkorb, wird nur im Haushalt, z. B. zum Wäschetragen verwendet. Dieser aus braun gebeizten Weidenruten geflochtene Korb hat gerade Seitenflächen, die sich nach unten verjüngen. (J. Janka.)

100. Umfrage. Auch der Buchhändler Sarbel in Berlin-Niederschoneweide hat am Eingang eine Türzither angebracht. (J. Schmidt.)

101. Umfrage. Den Namen Wagendrüssel hat im 16. Jahrhundert vorübergehend ein kleines Gäßchen in Brüx geführt, das später Eisengasse genannt wurde und mit der Erbauung der Militärkaserne 1752 ganz verschwand. (Stadtarchivar Dr. R. Oberdorffer, der zugleich auf „Der Brüxer Stadtgrundriß vom 11. bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts" in den „Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen", 66. Jahrgang (1928), S. 107f. aufmerksam macht. Hier führt der Verfasser Dr. Alois Ott folgendes an: „Hinten an der Stadtmauer führte von der Wollgasse ein Gäßchen hinauf zum Prager Tor (beim jetzigen Hause Nr. 249), die sogenannte „Wagendrüssel". Trüssel oder Trossel hat die Bedeutung von Schlund, Rachen und bezeichnet in übertragenem Sinne einen von Sträuchern oder Felsen eingeengten Weg (vgl. Rachel). In unserem Falle bezeichnet das Wort ein enges Gäßchen. Einmal wird diese Gasse als „Wagentrüssel" angeführt. In einer kaufbücherlichen Eintragung aus dem Jahre 1603 findet man den Namen „Wagendrüssel" angegeben, beim Weiterverkauf des betreffenden Hauses im Jahre 1606 wird das Haus als in der „Eisengasse", beim neuerlichen Verkauf im Jahre 1623 als im „Goldgäßl" gelegen bezeichnet. Im 7. Kaufbuch, Fol. 28 et p. v., sind drei auf ein und dasselbe Haus sich beziehende Kaufverträge aus den Jahren 1610, 1617 und 1618 eingetragen. In der ersten Eintragung heißt die Gasse „Wagendrüssel", in der zweiten und dritten „Eisengasse". Die Wagendrüssel oder Eisengasse — die Bezeichnung „Goldgäßl" war gewiß eine scherzhafte Abänderung im Volksmund — muß, wie die beiden ersteren Bezeichnungen zwingend schließen lassen, einmal die Gasse der Wagner und Schmiede gewesen sein, und zwar noch vor dem 16. Jahrhundert; denn man findet sonst keinen einzigen Anhaltspunkt dafür, daß im 16. und 17. Jahrhundert noch Wagner und Schmiede hier ihre Werkstätten gehabt hätten. Dagegen geht aus zahlreichen kaufbücherlichen Eintragungen hervor, daß diese Handwerker im 16. und 17. Jahrhundert in der Vorstadt vor dem Prager Tor ihr Handwerk betrieben haben. In der Wagendrüssel standen durchwegs kleine Häuschen, die wahrscheinlich nur eine Front gebildet haben, der gegenüber die Stadtmauer verlief. Hier war also an Stelle des Zwingers ein bewohntes Gäßchen. Bis

Digitalisiert von Google

zum Prager Tor hinauf wird die Häuserreihe der Wagendrüssel nicht gereicht haben, denn sonst wäre ja für die am Böhmischen Ring in der Nähe des Prager Tores gelegenen Häuser kein Hofraum frei geblieben. Vielmehr wird hinter den Höfen dieser Häuser zunächst ein Stück Zwinger gewesen sein, der sich weiter unten in der Wagendrüssel oder Eisengasse fortsetzte.") Wir führen diese Stelle, zu der die beiliegende Planskizze zu vergleichen ist, deshalb wörtlich an, weil scheinbar die Lage der mit „Wagendrüssel" bezeichneten Örtlichkeit wichtig ist. Dafür sprechen die Angaben, die Buchwart Dr. A. Herr aus Warnsdorf liefert. Danach heißt eine Flur hinter der sogenannten Johannallee in Olmütz „Wagendrössel". Der Name ging auf eine Straße über. Hier liegt die Wagendrössel an der wichtigen Straße nach Littau, etwa 500 Schritte davon, vor den ehemaligen Befestigungen (wie in Brüx), in der Nähe der wichtigsten Stadttore. Herr verweist weiter darauf, daß nach Jecht Codex diplom. Lusat. IV. S. 282 das Wort auch sonst vorkommt und daß die von Karl IV. angelegte Burg Karlsfried oder Neuhaus südlich von Zittau noch einen dritten Namen „Wagendrössel" führte. Herr ist der Ansicht, daß das Wort so viel wie Parkplatz, Wagenpark bedeutet. Diese Erklärung könnte auch für Brüx zutreffen. Erwähnt sei noch, daß man nach Mitteilung von E. Knoll in Bergstadt das an beiden Seiten der Wage der Deichsel angebrachte Wagenscheit, an dem die Zugstränge befestigt sind, „Drittl" nennt.

102. Umfrage. Eine Erweiterung der Reimsprüche auf einzelne Bauernhöfe sind die Ortslitaneien oder Nachbarreime, die sich auf sudetendeutschem Boden, z. B. in Südböhmen (vgl. Beiträge zur deutschböhmischen Volkskunde VIII. S. 197ff.) noch häufig finden. Die umfangreiche Ortslitanei von Poschkau sandte Oberlehrer Franz Götz ein.

103. Umfrage. Ein bemerkenswertes Seitenstück zu dem bekannten Kindergebet lieferte J. Maschek aus Holeischen. Eine ausführliche handschriftliche Abhandlung über „Das volkstümliche Reimgebet", in der die Geschichte und Verbreitung des Vierzehnengelgebetes eingehend untersucht wird, spendete Prof. Doktor R. Rubitschek dem „Archiv für sudetendeutsche Volkskunde". In dieser Arbeit, die zahlreiche, bisher unveröffentlichte Reimgebete aus dem Böhmerwald enthält, wird das von Waßlik verwertete Kindergebet in einer fast gleichlautenden Lesart aus Unkowitz bei Kaplitz mitgeteilt. Eine Zusammenstellung der wichtigsten Literatur sandte Dr. Hermann Rügler (Berlin).

104. Umfrage. Deutsch-tschechische Mischdichtungen scheinen besonders in Westböhmen beliebt zu sein. Stoffe aus dem Soldatenleben herrschen hiebei vor. (Dr. A. Bergmann, Staab.) Bruchstücke von Mischliedern aus der Gegend von Mies teilt A. Glücklhorn mit. So z. B. Holme bolhanisch, holme deutsch, konsek mása, Stückl Fleisch.

105. Umfrage. Die einzige Eibe in Westböhmen scheint die im Pilsner Borowalde zu sein. (Dr. A. Bergmann). Ergänzungen zum Artikel „Eibe" im Hdw. Aberglaube sandte Dr. H. Rügler (Berlin).

106. Umfrage. Auf einen strengen Winter deutet, wenn Scharen von Krähen zur Herbstzeit auf den Wiesen im Radbusatale erscheinen, wenn sich Wachholderdrosseln (Krammetsvögel) in großer Zahl bei den Ebereschen (Vogelbeerbäumen) einstellen und Eisvögel, die wie die Krammetsvögel sonst selten vorkommen, sich am Radbusaflusse häufig zeigen, endlich auch wenn die Feldhasen fett sind. (Franz Andreß, Dobrzan.) Ferner wenn die Knospen der Weide ganz klein sind, das Eichhörnchen viel Vorrat in seiner Kuppel hat, die Hasen dichtes Fell tragen und die Vögel in Scharen sich den Dörfern nähern. (A. Glücklhorn.) Ebenso bedeutet um Elbogen baldigen Schneefall, wenn die Krähen von den Feldern und Wiesen zum Dorfe geflogen kommen. (M. Baumann.) Ein strenger Winter kommt, wenn im Sommer viele Wespennester in der Erde sind, wenn viele Ebereschen gewachsen sind, was auch viel Korn bedeutet, wenn alte Leute Reißen in die Füße bekommen, aber auch wenn im Herbste viele Hochzeiten stattfinden. (Franz Götz, Poschkau.) Ferner wenn die Wespen sich tiefe Winterlager machen und die Ameisen hohe Haufen bauen. Zu Jakob und Anna „blüht der Schnee".

Digitalisiert von Google

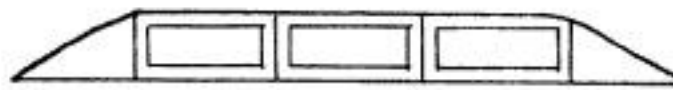
d. h. wenn es hell ist, bringt der Winter keinen Schnee, wenn es bewölkt ist, kommt viel Schnee. Ähnlich heißt es, wenn zu Michael der Himmel hell ist, so folgt ein strenger Winter, ist er aber bewölkt, so wird der Winter milde sein. (Johann Bernard, Nieder-Mohrau bei Römerstadt.) Ein milder Winter ist zu erwarten, wenn das Vieh (Rind, Hase) keinen Winterbalg hat und die Wespen nicht tief in der Erde sind. (Karl Storch, Rittichau.) Ferner wenn beim Ackern im Herbste die Mäuse herauskommen, also nicht tief in der Erde sind. (A. Glücklhorn.) In Pommern besteht der Glaube, daß ein milder Winter kommt, wenn das Fleisch der Gänsebrust bläulich ist, ein strenger, wenn es rot ist. Dies soll für den Winter 1928/29 und 1929/30 auffallend zutreffen. (Dr. H. Rügler, Berlin.) Die meisten dieser Vorzeichen führt Th. Lessing in einem Aufsatz „Wie wird der Winter?" im „Prager Tagblatt" vom 17. November 1929 an und weist gegenüber den Angaben der Meteorologen, daß der Winter 1929/30 einer der strengsten werden müsse, an den bei Tieren und Pflanzen gemachten Beobachtungen nach, daß das Gegenteil eintreten müsse, was bisher auch der Fall war.

107. Umfrage. Brunnenopfer sind am Heiligen Abend in Poschkau üblich, wo man eine mit Honig gefüllte Nußschale, ein Stück Kuchen und ein Stück Apfel in den Brunnen wirft, damit er nicht austrocknet und das ganze Jahr gutes Wasser gibt (F. Götz) und in Pattersdorf bei Deutschbrod, wo man einen Apfel in den Brunnen wirft, damit im nächsten Jahre sicher Wasser darin ist. (A. Glücklhorn.) Am gleichen Abend gibt man in Staab den Rindern und anderen Stalltieren Nüsse u. a. in den Trog. (Dr. A. Bergmann.) In Bergstadt bekommen Kühe und Pferde eine Scheine Brot mit Salz oder einen Haferwisch. (E. Knoll.)

108. Umfrage. Das Brotopfer beim ersten Pflügen ist in Poschkau üblich, aber in einer sonderbaren Abwandlung als Zukunftserforschung. Man läßt vor dem ersten Pflügen den Pflug über die Nacht auf dem Acker liegen, macht ein Kreuz darauf und legt auf dieses ein Stückchen Brot. Verschwindet dies über die Nacht, so stirbt jemand aus der Familie in diesem Jahre. (F. Götz.)

109. Umfrage. Um Dobrzan bei Pilsen kommen verschiedene Formen der Dachfenster vor, und zwar:

Fledermausfenster =



Ochsenaugenfenster =

Froschmaulfenster =

Außer diesen gibt es auch die mit einem Holztürlein versehenen „Arker", durch die Heu und Stroh auf den Dachboden gegeben und bei Arbeiten am Boden Licht eingelassen wird. (F. Andreß.) Um Mies, wo auch verschiedene Formen vorkommen, heißen die Dachfenster allgemein „Dachfenzala" oder auch „Bodenfenster". (A. Glücklhorn.) In Nieder-Mohrau bei Römerstadt unterscheidet man die vorgebauten „Kopffenster" von den kleinen „Kaffern". (J. Bernard.)

110. Umfrage. Brunnen mit fließendem Wasser herrschen in hoch gelegenen Waldbergen, z. B. im engeren Böhmerwald, südlich von Neuern, vor, im Vorland und in der Ebene überwiegen die Pumpen, z. B. um Mies (A. Glücklhorn), in Staab (Dr. A. Bergmann). Um Römerstadt kennt man nur Pumpen, die meist im Vorhaus oder in der Küche, selten vor den Häusern stehen. (J. Ber-

Digitalisiert von Google

nard.) Auf die besondere Art der Brunnen mit stehendem Wasser, das mit Gefäßen daraus geschöpft wird, macht R. Baumann aufmerksam. Man gräbt so tief in die Erde, bis man auf Wasser stößt, legt dann die Wände mit Steinen aus und läßt das Wasser sich ansammeln. Meist wird ein Ablaufgraben angelegt und über den Brunnen ein Dach oder Holzhäuschen gebaut. In Neuengrün (Bez. Asch) heißen solche Brunnen „Wassagroubn".

Umfragen

111. Wo kommt außer in der Kremnitzer Sprachinsel der Familienname Pußkeiler noch vor?

112. Wo besteht der Glaube, daß man Hunden die Verrichtung der Notdurft erschwert, wenn man den Daumen in der geballten Faust drückt?

113. Nach Mitteilung des Lehrers Karl Storch in Nürschan schreckt man in Tiechlowitz (Bez. Mies) die Kinder, die abends in den Wald Hradla gehen wollen, mit den Worten: „Bleibt's daheim, im Holz ist's rote (blutige) Knie. Wo findet sich Ähnliches?

114. Welche Rolle spielt das Knie im Volksglauben? (Nach Aufzeichnungen des stud. phil. Erich Knoll in Bergstadt bei Römerstadt heißt es z. B. von einem Mädchen, das an den Knien kitzlich ist, „sie kann das Heiraten nicht lassen", und von einer weiblichen Person, die spitzige Knie hat, sagt man, daß sie lauter Jungen zur Welt bringt).

115. Wo sind am Blasiustage (3. Feber) besondere Bräuche üblich?

116. Welche Arten von Schuhen werden getragen und wie sind ihre ortsüblichen Namen (Stiefel, Stiefletten, Schnürschuhe, Bundschuhe, Holzschuhe, Halbschuhe, Pantoffel, Schlapfen usw.)?

117. Ein Egerländer Vierzeiler lautet:

Döi Hoslfrechn Moidla
hom Kranzkidl (Kranzkittel) oa,
döi san se nuch schuldig
bam Kinsberger Woa.

Wer kennt ähnliche Lieder und Reime, in denen auf Tracht und Kleidung angespielt wird?

118. Wem sind außer den oben (S. 1) angeführten noch größere Sammlungen von Andachtsbildern auf sudetendeutschem Boden bekannt?

119. Wo befinden sich noch Heilige Stiegen (vgl. oben S. 3)?

120. Wo läßt man zur Erinnerung an verstorbene Angehörige Sterbebilder (vgl. oben S. 15ff.) drucken?

Besprechungen

Bücher

E. Lehmann und H. Rerad, Aus Hans Watzliks Land. Zum fünfzigsten Geburtstag des Dichters. Verlag L. Staackmann, Leipzig 1929.

Diese von der „Gesellschaft für deutsche Volksbildung in der Tschechoslowakischen Republik" im Namen der mit ihr zusammenwirkenden sudetendeutschen Volksverbände herausgegebene, mit passenden Bildern geschmückte Festgabe bringt Gedichte von E. Hadina, A. Hohlbaum und Sepp Skalitzky und Beiträge von 15 Mitarbeitern, die Watzliks Persönlichkeit und Schaffen würdigen, darunter die engeren volkskundlichen Aufsätze „Vom Volkstum der Böhmerwäldler" von H. Schreiber, „Sudetendeutsche Stammesklänge in Watzliks Lyrik" von E. Lehmann, „Der Heimatbildner" von J. Blau und „Watzlik als Volksforscher" von G. Jungbauer. In markigen Schlußworten „Dank den Dichtern!" hebt E. Gierach hervor, warum die Sudetendeutschen Watzlik zu besonderem Dank verpflichtet sind: „Von den in der

Digitalisiert von Google

Heimat lebenden Dichtern hat keiner seiner Liebe zum Volke, zur deutschen Sprache, zum heimatlichen Boden so starken Ausdruck verliehen als unser Hans. Kein leerer Wortschwall, sondern aus den Herzen dringendes Bekenntnis: das tut uns Auslanddeutschen not. Bei Hans Watzlik empfinden wir die Echtheit, bewundern wir die Tapferkeit, lieben wir den heißen Brand dieses Bekenntnisses."

R. Kubitschek, Hirschauerstücklein. Das Volksbuch des Böhmerwaldes. 2. Auflage. Verlag der Buchhandlung C. Maasch (A. H. Bayer) in Pilsen, 1929.

Ein Zeichen der Beliebtheit dieses köstlichen Schwankbüchleins ist sein Erscheinen in 2. Auflage. Wenn auch viel altes, allgemein verbreitetes deutsches Schwankgut in den Hirschauerstücklein steckt, so haben sie doch ihre Eigenart, die ganz aus dem derbfröhlichen Stammeswesen der Böhmerwäldler erwachsen ist. Dies in seiner gesunden Frische zu erhalten und zu stärken, ist eine der Aufgaben des Büchleins, dem weiteste Verbreitung zu wünschen ist.

Ludwig Schellberger, Die Kunstdenkmäler. 5. Heft des 2. Bandes (Kultur) der Heimatkunde des Bezirkes Komotau. Herausgegeben und verlegt vom Deutschen Bezirkslehrerverein Komotau, 1929.

Das umfangreiche, mit vorzüglichen Lichtbildern von Jos. Enz in Komotau ausgestattete Werk behandelt die Sühn- und Unfallkreuze, Ruhsteine, Martern, Grabplatten des 16. und 17. Jahrhunderts und Taufsteine des Gebietes, führt also in zweckmäßigster Anordnung von den einfachsten Gebilden der Volkskunst hinüber zu den Erzeugnissen hoher Kunst. Und nicht umsonst überwiegt auch hier die aus dem religiösen Leben erwachsene Kunst, denn „Kultstätten sind eben Kulturstätten", wie der Verfasser treffend bemerkt. Von den einzelnen besprochenen Denkmälern sind wohl die Ruhsteine am unstrittensten. Der Verfasser bemerkt hiezu, daß von den Ruhsteinen des Bezirkes Komotau kaum einer oder der andere zum Ausruhen gesetzt wurde, mögen sie auch heute als Raststätten benützt werden, sondern daß die meisten ursprünglich einen rechtssymbolischen (als „Ringen- oder Ringensteine") oder religiösen Zweck hatten, was beides auch gleichzeitig zugetroffen haben kann, z. B. bei einem echten Sühnstein. Das Werk, das gründliche Wissenschaftlichkeit mit volkstümlicher Darstellung meisterhaft zu verbinden versteht, kann anderen Bezirkskunden als gutes Vorbild dienen.

Rudolf Hübner, Die Sagen. 2. Teil, 1. Heft der Heimatkunde des Bezirkes Aussig. Herausgegeben und verlegt vom Aussig-Karbitzer Lehrerverein, geleitet von Heinrich Lipser. Aussig 1929.

Diese Ausgabe ist der beste Beweis dafür, daß auch in einem reinen Industriegebiet die Sage noch lange nicht erloschen ist, sondern auch in der Gegenwart noch immer sagenbildende Kräfte tätig sind. Wenn auch aus alten, gedruckten Quellen entnommene Sagen, die das Gesamtbild ergänzen, Aufnahme fanden, so ist der noch immer im Volksmunde lebendige Sagenbestand keineswegs arm zu nennen. Und bei diesem läßt sich in einzelnen Fällen die Anpassung an die Landschaft und an die neuen Verhältnisse deutlich erkennen. So wird z. B. von einem früheren Besitzer der Ezernelmühle in Wittal bei Großpriesen das weitverbreitete Traummotiv von der Brücke und dem Schatze erzählt. In der Sage von der Aussiger Brettsäge erscheint der Zwerg als ein Feind des modernen Dampfbetriebes, in einer Sage aus Birnai droht der Wassermann einer guten Schwimmerin, die im Leitmeritzer Wettschwimmen immer den ersten Preis bekam. Wie anderwärts haben sich auch im Aussiger Bezirke kleine Sagenkreise um geschichtliche Personen gebildet, so um Hubertus Müller, den Mauersiner Wildheger, und um den Wildschützen, Beinrichter und Hexenmeister Johann Christoph Gaube aus Rittersdorf. Dem mit vielen Bildern gezierten Buche sind genaue „Quellenangaben, Nachweise und Zusätze" beigegeben, die dem wissenschaftlichen Arbeiter gute Dienste leisten, aber auch jedem Leser eine Fülle von Anregung und Belehrung vermitteln und ihn erst zum vollen Verständnis des Sagengutes anleiten. Mit Recht kann man erwarten, daß auch der nächste Band, der die weitere Volkskunde (Siedlungsformen, Haus-

Digitalisiert von Google

bau, Orts- und Flurnamen, Mundart, Volksglaube, Volksheilkunde, Volksbrauch) enthalten wird, sich durch die gleiche Gediegenheit auszeichnen wird.

A. Meiche, Sagenbuch der Sächsischen Schweiz und ihrer Randgebiete. Zweite, wesentlich vermehrte Auflage. Verlag W. Volkmann, Dresden 1929. Preis geh. 3 Mark 50, geb. 4 Mark 50.

Das im Jahre 1894 zum ersten Male erschienene Sagenbuch hat eine beträchtliche Vermehrung erfahren, wobei der Herausgeber wieder mit sicherem Blick nur echtes Volksgut ausgewählt hat. Der Stoff ist übersichtlich gegliedert in „Mythische Sagen" (Seelensagen, Elbensagen, Dämonensagen, Teufels- und Zaubersagen, Wundersagen, Schatzsagen und Wahnsagen), „Geschichtliche Sagen" (Landesgeschichte, Ortsgeschichte, Familiengeschichte) und „Romantische (literarische) Sagen". Von den letzten sind aber nur einige wenige, bei welchen ein bodenständiger Kern vermutet werden kann, aufgenommen worden. In dem gehaltvollen Vorwort erklärt Meiche, warum einzelne Sagenstoffe nur spärlich vertreten sind oder ganz fehlen und andere dagegen wieder überreich vertreten sind. Meiche, dem als gebürtigen Sebnitzer das angrenzende Nordböhmen gut bekannt ist, zieht dort, wo es der Zusammenhang erfordert, auch das nordböhmische Sagengut heran, da ja an der Ausbildung einzelner Sagenstoffe die Bewohner diesseits und jenseits der Grenze den gleichen Anteil haben.

Johannes Künzig, Schwarzwaldsagen. (Alemannische Stammeskunde I.). Mit 35 Tafeln und 34 Abbildungen im Text. Verlag Eugen Diederichs, Jena 1930. Preis geh. 8 Mark, geb. 10 Mark.

Auch dieser neue Band des „Deutschen Sagenschatzes", der eine „Stammeskunde deutscher Landschaften" ist, erfüllt seinen Zweck vollkommen, keine bloße trockene Zusammenstellung von Einzelheiten zu geben, sondern ein anschauliches, lebendiges Bild der Volksseele und ihrer stammheitlichen Ausprägung im Schwarzwaldmenschen, wie auch ihrer landschaftlich bedingten Eigenart zu bieten. Dadurch unterscheidet sich der „Deutsche Sagenschatz" von anderen Sammlungen, daß er nicht aufspeichern, sondern neu beleben will, daß er die aus ureigenem Denken und Fühlen erwachsenen Volksgüter als eine innerlich zusammenhängende und eigengesetzliche Welt darstellt, „die wir in uns erleben müssen, um aus unserer geistigen Verfassung heraus zu leben und zu handeln." Künzig, der erfahrene Volksforscher und Fachmann, ist bei der Auswahl der Sagen sehr gewissenhaft vorgegangen, indem er alle rein literarischen, in der Volksüberlieferung nicht verankerten Sagen weggelassen hat. Der ganze Stoff wurde in der Weise entwicklungsgeschichtlich gegliedert, daß die ältere vorchristliche Sagenschicht von der jüngeren christlichen geschieden wurde. Diesen zwei Hauptteilen „Urtümlicher Volksglaube" und „Unter dem Einfluß des Christentums" ist noch eine Gruppe von geschichtlichen Sagen angeschlossen. Weitere Bände der „Alemannischen Stammeskunde" werden die Sagen des Elsasses und der Schweiz bringen.

Georg Schreiber, Das Auslanddeutschtum als Kulturfrage. (17./18. Heft von „Deutschtum und Ausland"). Münster i. W. 1929.

Prälat Schreiber, der Mitglied der Kommission für Deutsche Volkskunde innerhalb der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft ist und als solcher auch tätigen Anteil an den Vorarbeiten zur Schaffung des Volkskunde-Atlas genommen hat, ist ein ausgezeichneter Kenner der inneren Zusammenhänge zwischen Auslandskunde und Volkskunde. In dem Abschnitt „Zur volkskundlichen Forschung" begrüßt er die Fortschritte in der wissenschaftlichen Fragestellung der Volkskunde. „Man strebt über die Materialsammlung hinaus in die inhaltschwere Problematik volkskundlicher Erscheinungsweisen überhaupt. Warum wurde dieser Brauch, und warum nahm er gerade diese Ausdrucksform an? Ist er überdies vom Standpunkt der heutigen Zivilisation, aber auch vom Sinn der Gegenwartskultur aus gesehen noch lebenswert? Ist es minderwertiges abgestorbenes Kulturgut? Oder wird am Ende doch mit diesen Ausdrucksformen volkskundlichen Lebens Volkstum und Deutschtum gestützt?" Und ganz richtig bemerkt er hierzu: „Gerade unsere Volks-

Digitalisiert von Google

genossen draußen sind berufen, die volkskundliche Fragestellung zu vertiefen." Diese Vertiefung hat Schreiber selbst auf seinem Lieblingsgebiete der kirchlichen Volkskunde bereits mit Erfolg angebahnt. Ihr widmet er auch den Hauptteil dieses Abschnittes, wobei er sich zum Teil an seinen Beitrag für das von der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft 1928 herausgegebene Sammelheft „Deutsche Forschung, Heft 6, Deutsche Volkskunde" anschließt.

Kurt Gerlach, Begabung und Stammesherkunft im deutschen Volke. Verlag J. F. Lehmann, München 1929. Preis geh. 10 Mark, geb. 12 Mark.

Das Buch, das 23 zweifarbige Karten, 1 zweifarbige Tafel und das Namensverzeichnis von rund 5000 deutschen Dichtern, Musikern, Malern, Mathematikern, Ärzten und Generälen enthält, unterrichtet anschaulich über die Herkunft und damit auch meist Stammeszugehörigkeit der deutschen Kulturschöpfer. Es schwankt wohl im Laufe der Jahrhunderte der Beitrag, den die einzelnen Landschaften und Stämme zur gemeinsamen deutschen Kultur lieferten, ständig, aber einige Tatsachen von dauernder Geltung lassen sich auch aus diesen Kartenbildern herauslesen, so z. B. daß der Drang zum bildhaften Gestalten vor allem im bajuwarischen Stammesgebiet daheim ist, daß dieses Gebiet aber auch zugleich mit dem thüringischen, obersächsischen und schlesischen eine besondere musikalische Begabung aufweist. Dagegen sind aus dem bajuwarischen Stamm wenig Ärzte, die hauptsächlich auf alemannisch-fränkischem Stammesgebiet daheim sind, wenig Generäle, die immer die nordische Rasse und die Länder Mecklenburg, Pommern, Preußen, die Marken, Hannover usw. stellten, und fast gar keine Mathematiker hervorgegangen. Zum letzten Punkt meint der Verfasser, indem er betont, daß Bayern auf den Malerkarten verhältnismäßig gut bedacht ist: „Schließt das körperliche, bildhafte Vorstellen und Gestalten das abstrakte Denken aus? Hier wäre wieder ein Beweis spezifischer Begabung, oder besser Nichtbegabung, wenn nicht die katholische Kirche mit ihrem Anreißen und Aussterbenlassen von Kräften für den Mangel und Schwund an abstrakter Denkkraft verantwortlich zu machen wäre".

Der große Brockhaus, Handbuch des Wissens in zwanzig Bänden. 15. Auflage. 1. Band (A—Ast). Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig 1928. Preis 26 Mark.

Schon dieser Band, der eine Reihe ausführlicher Artikel (Afrika, Ägypten, Alexander, Alpen, Amerika, Arabien, Arbeit, Arbeitende Klasse, Arbeiterschutz usw., Argentinien, Armenien, Asien, Astrologie, Astronomie u. a.) bringt, berücksichtigt ausgiebig die Volkskunde. Es sei nur verwiesen auf die Stichwörter: Aarne, Aberglaube, Abrakadabra, Abraxas, Abwehrzauber, Aderlaß, Advent, Ägyptische Tage, Ahnenverehrung, Aladdins Wunderlampe, Albertus Magnus, Ali Baba und die vierzig Räuber, Allerseelen, Allmende, Allwissend (Doktor), Alp (hier fehlt der süddeutsche Name Trud), Altweibersommer, Amicus und Amelius, Amulett, Analogiezauber, Andree, Angang, April, Aschenbrödel, u. a. Meist ist auch die wichtigste Literatur kurz angeführt. Bei den Märchenmotiven wird der Inhalt angegeben, bei Volksliedern und volkstümlichen Kunstliedern sind die Eingangsworte beigedruckt. Bei den Stichwörtern zum Aberglauben hat jetzt selbstverständlich das Handwörterbuch Aberglaube die meisten Artikel weit überholt und muß von allen, die tiefer in den Gegenstand eindringen wollen, an erster Stelle benützt werden. Bei den deutschen Ortsnamen der Tschechoslowakei ist stets auch die tschechische Form angeführt, was dort, wo sie von der deutschen vollständig abweicht, z. B. Arnau-Hostinné, wohl am Platze ist, aber eine unnötige Raumverschwendung bedeutet, wenn es sich bei dem meist rein deutschen Orte nur um eine tschechische Endung, z. B. Abertamy = Abertham, oder um eine andere Schreibweise eines einzelnen Buchstaben, z. B. Aš = Asch, oder um die einfache Übersetzung eines Teiles handelt, z. B. Altehrenberg = Starý Ehrenberk, Althabendorf = Starý Habendorf, Altharzdorf = Starý Harzdorf. Zu S. 199 (Akademien der Wissenschaften) ist für die Tschechoslowakei richtigzustellen, daß die frühere Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft heute „Deutsche Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowakische Republik" heißt.

Digitalisiert von Google

Hochschulwissen (Prag). Das Dezemberheft enthält eine Übersicht über das Schaffen H. Watzliks von O. Pouzar und einen Beitrag „Volksrätsel und Volksreime bei Hans Watzlik" von G. Jungbauer.

Monatsschrift für Bürgerkunde und Erziehung (Prag). Im 9. und 10. Heft des I. (VI.) Jahrgangs (1929) wird eine gedankenreiche Abhandlung von F. Longin „Deutschsprachliche Betrachtungen und ihr Wert für die Schule, Volksbildung und Wissenschaft" veröffentlicht, die wiederholt das Ergebnis unserer Umfragen verwertet und in der Forderung gipfelt, bei der sprachlichen Erziehung von der Mundart auszugehen.

Waldheimat (Budweis). Das Oktoberheft 1929 bringt beachtenswerte Funde des Oberlehrers Karl Brdlik zur Vorgeschichte Südböhmens mit Skizzen (Opferstein bei Losnitz), ferner einen Beitrag „Zu A. Stifters Erzählung „Katzensilber" von Franz Fischer, der zum Schauplatz der Erzählung feststellt, daß die vorkommenden Namen zuweilen an solche der engeren Heimat des Dichters erinnern, und insbesondere darauf aufmerksam macht, daß die Schilderung des Hagelschlages auf Erzählungen zurückgeht, die Stifter in seinem Vaterhause 1845 über das furchtbare Hagelwetter vom 25. Juni 1844 hörte. Das Novemberheft enthält einen Nachruf auf den auch um die südböhmische Heimatkunde verdienten Landvolkführer Josef Reif (1883—1929), das Dezemberheft ist Hans Watzlik gewidmet, der durch A. Blau eine eingehende und warmherzige Würdigung erfährt.

Der Pilsner Kreis (Pilsen). Eine wertvolle Zusammenstellung tschechischer Flurnamen aus dem Mieser Bezirk mit ihrer Umformung im deutschen Mund und den deutschen Entsprechungen liefert Dr. Willinger für das 5. Heft 1929, in dem A. Ricko mit der Veröffentlichung einer Sammlung von Sagen über Rippel, den Waldgeist des nördlichen Böhmerwaldes — ein Seitenstück zum Stilzel — beginnt und A. Baumruker über die im Volke verbreitete Druckschrift „Die Prophezeiungen der Sibylla" und den Umstand, daß viele Prophezeiungen Jahrmanns notgezwungen wörtlich damit übereinstimmen, berichtet. Sicherlich hat dieser 1763 gestorbene Bauernprophet aus Hrobschitz bei Dobrzan, dessen wirklicher Name Josef Kaar lautete, ebenfalls die gleiche Schrift, die auf uralte Quellen zurückführt, besessen. Im 6. Heft beginnt eine Arbeit von H. Schmidt über „Verschwundene Dörfer in der Tuschkauer Gegend", die zunächst Plevnik und Dobranzen behandelt.

Unser Egerland (Eger). Aus dem 9. Heft des Jahrganges 1929 ist die Fortsetzung des Beitrages „Bemerkenswerte Ausdrücke in der Egerländer Mundart" von J. Steiner, aus dem 10./11. Heft der Aufsatz „Zur Besiedlung des Egerlandes in vor- und frühgeschichtlicher Zeit" von R. Sandner hervorzuheben.

Beiträge zur Heimatkunde des Aussig-Karbitzer Bezirkes (Aussig). Das 3. Heft des letzten Jahrgangs bringt einen für die Siedlungsforschung wichtigen Beitrag von H. Lipser über "Die Lage unserer Siedlungen", im 4. Heft befaßt sich H. Gis mit der Deutung des Ortsnamens Aussig, den er auf eine tschechische Wurzel usk mit der Bedeutung „Mündung" zurückführt, und H. Lipser berichtet nach Grundbüchern des 17. und 18. Jahrhunderts über „Hochzeitsausstattungen im Bielatale", wobei sich manche Rückblicke auf die frühere Volkstracht ergeben.

Jahrbuch des Deutschen Riesengebirgsvereines (Sitz Hohenelbe). 18. Jahrgang 1929. Das von Dr. R. W. Fischer und Dr. R. Schneider herausgegebene Jahrbuch bietet außer vielen Besprechungen, die sich durch fachmännische Gründlichkeit auszeichnen, eine Reihe trefflicher Aufsätze. Aus diesen sind hier besonders zu nennen: R. Klaudy, Die Holzlauben Nordostböhmens und ihre Bedeutung; A. Hoffmann, Rübezahl in wieder aufgefundenen Abschriften von Wallenbüchern.

Mitteilungen zur Volks- und Heimatkunde des Schönhengster Landes. 25. Jahrgang, Mähr.-Trübau 1929. Diese jetzt ebenfalls als Jahrbuch erscheinenden Mitteilungen bergen stets reichen volkskundlichen Stoff, diesmal „Volkslieder aus Kunarz" von G. Tischer (zu „Lassen wir den Leib be-

Digitalisiert von Google

graben" auf S. 29 ist unsere Zs. II. S. 66 zu vergleichen). Bauernregeln und Volksgebete von A. Hübl und „Runarzer Dorfgestalten" (Trahthinder, Hadernsammler, Kriffhandler, Gucklastenmann) von G. Tilscher.

Deutsch-mähr.-schles. Heimat (Brünn). Aus dem reichen Inhalt der letzten zwei Hefte des vorigen Jahrganges sind die folgenden volkskundlichen Beiträge anzuführen: H. Stolz, Aberglaubisches aus Nordmähren (9./10. Heft). F. Peichel, Weihnachtsspiele in Nordmähren und Schlesien; E. Pollack, Symbolik der Grabkreuze (11./12. Heft). Zu dem Aufsatz „Ein südmährischer Karner" im ersten Heft, in dem auch der Bericht über „Das Sprachinselfest in Rutscherau" die Beachtung des Volkskundlers verdient, ist zu bemerken, daß es tatsächlich zu weit geht, wie der Verfasser selbst zugibt, für diesen kleinen Rundbau den Namen Karner zu gebrauchen. Ganz ähnlich sehen in manchen Friedhöfen die Brunnen aus, aus denen man das Wasser zum Begießen der Beete schöpft.

Südmährens deutsche Jugend. Diese von den deutschen Lehrervereinen in Znaim-Stadt und -Land herausgegebene und von Ignaz Gotth geleitete „Monatsschrift zur Veredlung und Belehrung der heimischen Jugend", die mit Oktober 1929 den 4. Jahrgang begann, pflegt auch eifrig die volkstümlichen Überlieferungen.

Das Ruhländchen (Neu-Titschein). Die 8. Folge (November) 1929 enthält den Schlußteil der aus dem Nachlasse St. Weigls veröffentlichten Ostereierreime und hiezu eine Abbildung „Motive von bemalten Ostereiern aus Gerlsdorf".

Der Gründler. Monatsschrift des Göllnitzer Bezirksbildungsausschusses. Herausgegeben von Leopold Gruß. 4. Jahrgang. (1929). Preis des Heftes 1 K 75.

Diese vom Bürgerschuldirektor L. Gruß in Göllnitz (Slowakei) mit warmer Liebe für Heimat und Volk geleitete Zeitschrift verdient tatkräftigste Unterstützung. Die letzten Hefte bringen eine anregende „Geschichte des Zunftlebens im Göllnitztal", ferner mundartliche Gedichte, geschichtliche Nachrichten u. a. Das im Novemberheft als „Sage aus Einsiedel" abgedruckte Märchen „Von Maden" (vgl Bolte-Polivka 3, 463ff.) behandelt den von Waßlik im „Räuber Zoldrian" verwerteten Stoff.

Kirchenkunst (Wien). Aus dem Inhalt des 4. Heftes 1929 fesselt besonders der Aufsatz von Josef Ringler, dem Verfasser des aufschlußreichen Buches „Deutsche Weihnachtskrippen" (Innsbruck 1929), über die Weihnachtskrippen.

Heimatgaue (Linz). Das 2./3. Heft des 10. Jahrganges (1929) enthält neben anderen Beiträgen zur Geschichte und Landeskunde Oberösterreichs lehrreiche Aufsätze „Zur Geschichte der Fischerei in Oberösterreich, insbesondere der Traunfischerei" von A. M. Scheiber und „Tonanschisse" von G. Neweklowsky, ferner rein volkskundliche „Bausteine zur Heimatkunde": Zwei Gerichtsfälle aus dem 17. Jahrhundert (wichtig für den Volksglauben und die Volksmedizin); Stadeltorverzierungen; Verstümmelt (mit Versen, die zum Teil in gleichem Wortlaut auch auf Ostereiern Südböhmens erscheinen u. a. Bemerkenswert ist aus dem Abschnitt „Splitter und Späne", daß ein leiterwagenähnlicher Wagen, der aber Bretter statt der Leitern hat, im Kremstal „Böhmischer Wagen" heißt.

Deutsche Gaue (Kaufbeuren). Die 6. und 7. Lieferung schließen mit reichhaltigem Inhalt den 30. Band (1929) ab. Als weitere Vorträge sind darin erschienen: Adventsbräuche und Zwölfnächte.

Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde (Leipzig). Vom 4. Jahrgang (1929) liegen derzeit alle Hefte vor. Im Septemberheft findet sich ein Volkslied aus der Gegend von Kraftsdorf bei Gera „Das Liederleben", das nachgebildet ist dem bekannten Studentenlied „Warum sollt' im Leben ich nach Bier nicht streben" und diesem das 2. Gesätz ganz entlehnt. Im Novemberheft werden 47 „Pflanzennamen im Volksmunde der Erzgebirger" mitgeteilt, die ein Aufsatz über thüringische Volks-Pflanzennamen im Dezemberheft ergänzt. Vom nächsten Jahrgang an wird die Zeitschrift statt wie bisher in Monatsheften zu je einem Druckbogen in jährlich 6 Doppelheften von je 2 Bogen erscheinen.

Digitalisiert von Google

Zeitschrift des Vereines für rheinische und westfälische Volkskunde. Auch das 3./4. Heft des 26. Jahrganges (1929) zeichnet sich durch seinen gediegenen Inhalt aus. Zu nennen sind: R. Kohl, Der stelzfüßige Saturn (auf Münzen); O. Schell, Zauberknoten, Regenzauber im Bergischen, Der Wolf; Lagier, Wie in Kreuzweingarten der Hahn „getöppt" wird; Fr. Geisen, Der Beller Backofenbauer und seine Sprache; O. Runkel, Allerlei Westerwälder Briefe (darunter auch gereimte Liebesbriefe, die ähnlich auf sudetendeutschem Boden vorkommen); K. Hartnack, Sprichwörtliche und andere sog. stehende Redensarten aus dem Wittgensteinischen (auch im Böhmerwald sagt man „stinken wie ein Iltis"); H. Schwerte, Sauerländische Volkstrachten; K. Wehrhan, Ein lippisches Erntefest u. a.

Národopisný věstník československý (Prag). Das 2./3. Heft 1929 enthält einen eingehenden, mit vielen Bildern und einer farbigen Tafel versehenen Beitrag von J. F. Svoboda „Die tschechoslowakische Volkskeramik", dann den Schluß der vom gleichen Verfasser stammenden Abhandlung „Die Besiedlung der Neustädter Herrschaft in Mähren", ferner zwei Beiträge von V. Menčl (Plastische Volkskunst und Konstruktion der Holzkirchen), gleichfalls mit vielen Abbildungen und Skizzen, weiter eine genaue Beschreibung mit Skizzen des „Vostávák", des Wohnwagens der herumziehenden Komödianten, Puppenspieler u. a. und endlich eine Gegenüberstellung der tschechischen Puppenspiele vom „Don Zán" und „Don Sajn", die mit den deutschen Spielen vom „Don Juan" verwandt sind, von J. Veselý, der eine kurze Einführung über die Entwicklung des tschechischen Puppenspieles voranschickt. Die „Kleinen volkskundlichen Beiträge" des Bandes bringen Stoff zur Volkskunde des Gebietes um Schüttenhofen (Sušice), einer Stadt des Böhmerwaldes, die 1883 noch deutsche Amtierung hatte, 1921 aber nur mehr 216 deutsche neben 6687 tschechischen Einwohnern aufwies. Bei einer Ausbesserung des Turmes der Wenzelskirche dieser Stadt im Jahre 1927 fand man ein 1769 in Freyung gedrucktes Blatt, das 1773 von dem damaligen Pfarrer Prokop Harrer im Turmknopf hinterlegt wurde und eine Beschreibung des darauf abgebildeten „Heil. Kreuzes zu Kloster Scheyern" in Bayern, dessen wunderbarliche Kraft und Wirkung ausführlich dargelegt wird, ein Gebet und die folgende Inschrift enthält:

Gwitter, Donner, Hagel, Schaur,
Böse Feinde wieder treibt,
Leibsgepresten, Seelentraur,
wo das Zeichen, nichts verleibt (wohl = verbleibt).

Zur Beachtung

Neuen Abnehmern wird der Jahrgang 1929 der Zeitschrift zu dem ermäßigten Preise von 25 K, in Halbleinen gebunden 35 K, nachgeliefert. Mittellose Gemeindebüchereien können den gleichen Jahrgang unentgeltlich erhalten, wenn sie ein diesbezügliches Ansuchen (ungestempelt) an den staatlichen Büchereiinstruktor Dr. Anton Mousha in Prag III., Malteziské nám. 1, richten.

Das 6. Heft des 1. Jahrganges (1928) ist vollständig vergriffen. Es wird zum vollen Preise von der Verwaltung der Zeitschrift zurückgekauft.

Eine Bestätigung oder gestempelte Quittung über den entrichteten Bezugspreis wird jedem Bezieher bei einem entsprechenden Vermerk am Erlagschein ohne weitere Aufforderung zugesandt.

Probehefte zur Werbung neuer Abnehmer stehen jederzeit zur Verfügung.

Nachforderungen nicht erhaltener Hefte sind postfrei, wenn auf dem Briefumschlag der Vermerk „Portofreie Zeitungsbeschwerde" steht.

Aus Raummangel mußten mehrere Beiträge, vor allem eine eingehende Darstellung der Bauernhochzeit in Südwestmähren von K. Hruschka, für das nächste Heft zurückgelegt werden. Einsendungen hiezu, besonders Antworten auf Umfragen, werden bis 15. Feber erbeten.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII., Vocelova 10.
Druck von Heinr. Mercy Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die Post- und Telegraphendirektion in Prag. Erlaß Nr. 1806—VII—1928

Digitalisiert von Google

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgeber und Leiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII. Bocelova 10

3. Jahrgang 1930 2. Heft

Adolf Hauffen †

Digitalisiert von Google

Adolf Hauffen

Am 2. Feber ist nach langem, schwerem Leiden der Begründer der deutschböhmischen Volkskunde verschieden. Seine Bedeutung reicht aber weit über das sudetendeutsche Land hinaus. Denn sein vier Jahrzehnte umspannendes Lebenswerk enthält zugleich die ganze Geschichte der neueren Entwicklung der deutschen Volkskunde in sich, die erst in dieser Zeit zu einer ernsten Wissenschaft herangereift ist und damit auch ihre Vertretung an der Universität fand. Erst eine fernere Zukunft wird die Tatsache zu würdigen wissen, daß die deutsche Universität in Prag als erste unter allen deutschen Hochschulen die deutsche Volkskunde als vollwertiges Fach eingeführt hat und daß Hauffen die Reihe jener Hochschulprofessoren eröffnet, die einen Lehrstuhl für deutsche Volkskunde bekleiden.

Hauffen wurde am 30. November 1863 zu Laibach in Krain geboren[1]).

Er entsproß einer Familie, in der die ursprüngliche schlesische Stammesart im heiteren Wien manche Umformung und eine Beimengung bairischen Blutes erfahren hatte, zu dem später in der österreichischen Südmark noch ein Einschlag von italienischer Seite kam. Der Urgroßvater war aus der Gegend von Glatz nach Wien ausgewandert, wo er 1764 starb. Hier hatte sich der Urgroßvater (gest. 1830) mit einer Niederösterreicherin Anna Holzer verheiratet. Der 1794 in Wien geborene und 1836 als k. k. Kassa-Offizial in Laibach gestorbene Großvater hatte eine Antonie Allodi aus Triest zur Frau; der Vater (1821—1880), Tuchhändler in Laibach, war mit Amalie Leskowitz, der Tochter eines deutschen Wirtschaftsbesitzers in Beharje bei Idria, vermählt.

In der damals noch überwiegend deutschen Stadt Laibach besuchte Hauffen die Volksschule und das Gymnasium und genoß außerdem häuslichen Unterricht in modernen Sprachen (Englisch und Französisch) und in Musik. Von Jugend an betrieb er auch Körperübungen und oft unternahm er Wanderungen in die Berge. Nach abgelegter Reifeprüfung (1882) studierte er zunächst an der Wiener Universität Deutsch, Geschichte und Geographie, dann in Leipzig im Sommerhalbjahr 1883 und im Winter auf 1884 Deutsch und Englisch. Hier fand er in Friedrich Zarncke einen ausgezeichneten Lehrer für die historische deutsche Grammatik, hier erhielt er die erste Anregung zu volkskundlicher Arbeit durch die begeisternden Vorlesungen Rudolf Hildebrands über das deutsche Volkslied. Die letzten fünf Semester verbrachte Hauffen in Graz, wo ihn besonders Anton Schönbach und August Sauer förderten. Hier wurde er 1886 zum Doktor der Philosophie promoviert. In den nächsten zwei Jahren weilte er in Berlin, wo er Vorlesungen hörte, sich an Seminarübungen beteiligte und an der königlichen Bibliothek arbeitete. Von den Professoren trat er besonders Edward Schröder und Erich Schmidt auch persönlich näher.

---

[1]) Zu den folgenden Ausführungen vgl. A. Hauffen, Mein Leben und Wirken. (Die Wünschelrute. Jahrbüchlein der „Heimatbildung" für sudetendeutsche Heimatarbeit und Volkserziehung auf das Jahr 1924. Reichenberg 1924. S. 5—18.)

Digitalisiert von Google

Im Oktober 1889 begann Hauffen seine Lehrtätigkeit als Privatdozent für deutsche Sprache und Literatur an der deutschen Universität in Prag. Seine erste Vorlesung war der „Geschichte des deutschen Volksliedes" gewidmet. Und neben Vorlesungen und Übungen zur deutschen Literatur, insbesondere des 16. Jahrhunderts und der neuesten Zeit und da mit Bevorzugung Gerhart Hauptmanns, mehrten sich von Jahr zu Jahr die volkskundlichen Vorlesungen, die hauptsächlich die Volksdichtung (Lied, Märchen, Sage, Volksschauspiel) behandelten. Seit 1905 hielt Hauffen regelmäßig alle vier Jahre eine abgerundete Vorlesung über deutsche Volkskunde mit besonderer Berücksichtigung des deutschen Volkstums in Böhmen. Diese Vorlesungen wurden nicht allein von Germanisten, sondern auch von den Hörern anderer Fächer besucht. Und die deutschen Mittelschullehrer der Sudetenländer, die durch Hauffens Schule gegangen sind, sind auch in ihrem Berufsleben der deutschen Volkskunde treu geblieben. Sie betätigen sich vielfach als Sammler und Forscher und wecken in der heranwachsenden Jugend Sinn und Verständnis für volkskundliche Fragen.

Hauffens Wirken ging aber weit über den engeren Rahmen des Hochschullehrers hinaus. Von 1894 bis 1900 führte er im Auftrage der „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen" mit Hilfe von rund 200 Volksschullehrern die erste systematische Aufsammlung der deutschen Volksüberlieferungen in Böhmen durch. Die Ergebnisse wurden zum Teil bereits verwertet für die von Hauffen im Auftrage der gleichen Gesellschaft seit 1896 herausgegebenen „Beiträge zur deutschböhmischen Volkskunde". Diese eröffnete er selbst mit seiner „Einführung in die deutsch-böhmische Volkskunde nebst einer Bibliographie". Damit schuf er das grundlegende Handbuch, damit führte er die volkskundliche Bewegung in Böhmen auf eine vorbildliche Höhe, damit befruchtete er auch die tschechische Volkskunde, deren Entwicklung zur gleichen Zeit mit der Prager Ethnographischen Ausstellung des Jahres 1895 neue Bahnen einschlägt, damit wirkte er aber auch über die Landesgrenzen hinaus auf die gesamte deutsche Volkskunde, die in den 90er Jahren aufzublühen beginnt. Die „Einführung" war aus dem „Fragebogen zur Sammlung der volkstümlichen Überlieferungen in Deutsch-Böhmen" (Prag 1895) erwachsen, der im ganzen Lande verbreitet wurde. Diesen „knapp gehaltenen Fragebogen zu erläutern und die Aufgaben und Ziele der deutschen Volkskunde mit besonderer Berücksichtigung der böhmischen Verhältnisse zu erörtern", war der Zweck der „Einführung". Hiezu mußte Hauffen, wie er im Vorwort angibt, „sowohl im allgemeinen, als auch bei den einzelnen Gebieten der Volkskunde weiter ausgreifen und die sich ergebenden Aufgaben über die Grenzen von Böhmen hinaus verfolgen, so daß dieses Heft zugleich eine Einführung in die deutsche Volkskunde überhaupt darstellt." Eine der wichtigsten Folgen dieses Unternehmens und der sie begleitenden Schriften war die, daß die deutschböhmische Lehrerschaft zu volkskundlicher Arbeit angeregt wurde, daß aus ihrer Mitte Männer erstanden, die sich zu gründlichen volkskundlichen Forschern heranbildeten und für ihre Berufsgenossen selbst wieder Wegweiser wur-

Digitalisiert von Google

den. In Erkenntnis dieser Tatsache hat Josef Blau sein Buch „Der Lehrer als Heimatforscher" (1915) Hauffen, „der zuerst die Lehrerschaft Deutschböhmens zur planmäßigen Arbeit auf dem Gebiete der Volks- und Heimatkunde angeleitet", in Verehrung und Dankbarkeit gewidmet.

Dieses fruchtbare Zusammenarbeiten der Hochschule, Mittelschule und Volksschule brachte auch einem weiteren, von Hauffen geleiteten Unternehmen vollen Erfolg. Als im Jahre 1905 das Ministerium für Kultus und Unterricht in Wien an die Aufsammlung und Herausgabe des Volksliederschatzes aller Völker der österreichischen Länder schritt, konnten der „Arbeitsausschuß für das deutsche Volkslied in Böhmen" und sein Vorsitzender Hauffen bald reiche Einläufe verzeichnen. Die geplante Herausgabe der deutschböhmischen Volkslieder wurde durch den Weltkrieg unterbrochen. Als im Jahre 1919 die zunächst nur für die slawische Bevölkerung bestimmte „Staatsanstalt für das Volkslied in der Tschechoslowakischen Republik" errichtet wurde, war es wieder Hauffen, dessen eifrigen Bemühungen es gelang, daß im Jahre 1922 ein deutscher Arbeitsausschuß für das ganze Staatsgebiet angegliedert wurde, der sofort seine Sammeltätigkeit auf Mähren und Schlesien und die deutschen Sprachinseln in der Slowakei und Karpathenrußland ausdehnte. Emsig förderte er die Vorarbeiten zur Herausgabe der Lieder und lieferte 1924 zusammen mit Heinrich Rietsch ein ausführliches Gutachten über den 1. Band „Deutsche Volkslieder aus dem Böhmerwalde", dessen Lieferungen soeben zu erscheinen beginnen.

Dem Volkslied waren auch die meisten Arbeiten Hauffens gewidmet. Es seien nur genannt: Leben und Fühlen im deutschen Volkslied. (Gemeinnützige Vorträge Nr. 143. Prag 1890); Das deutsche Volkslied in Österreich und Ungarn. (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 4, 1—33); Die deutsche Sprachinsel Gottschee. Mit einer Ausgabe ihrer Volkslieder und Singweisen. (Österreichische Quellen und Forschungen Bd. 3. Graz 1895); Das Volkslied von den zwei Gespielen. (Euphorion 2, 29—39); Das Bild vom Herzensschlüssel. (Archiv für das Studium neuerer Sprachen 105, 10—21); Das deutsche Spottlied auf die Flucht des Königs Heinrich von Polen. (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 11, 286 bis 289); Das österreichische Volkslied und seine vorbereitete Ausgabe. (Mitteilungen des Verbandes der deutschen Vereine für Volkskunde Nr. 8. Leipzig 1908); Beiträge zum deutschen Volkslied in Böhmen. I. Vater unser. II. Herzog von Reichstadt. (Deutsche Arbeit 10, 559—566 und 743 bis 747); Die Altersstufen im deutschen Volkslied in Böhmen. (Festschrift zur 17. Hauptversammlung des Allg. deutschen Sprachvereines. Reichenberg 1912. S. 45—66); Geschichte, Art und Sprache des deutschen Volksliedes in Böhmen. (Wissenschaftliche Beihefte des Allg. deutschen Sprachvereines 5, 35. Berlin 1912); Deutschböhmische Volkslieder aus der Zeit der napoleonischen Kriege. (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 25, 95—107); Eine verunglückte Ausgabe von Volksliedern aus dem Böhmerwald. (Deutsche Arbeit 16, 444—447). Aufschlußreich sind die 1906—1915 in der Deutschen Arbeit veröffentlichten „Tätigkeitsberichte über die Aufsammlung deutscher Volkslieder in Böhmen". Besonders wichtig ist das

Digitalisiert von Google

Buch „Die deutsche Sprachinsel Gottschee", dessen Wert man erst jetzt zu erkennen beginnt, seit man weiß, daß die Sprachinseln den besten volkskundlichen Untersuchungsstoff darbieten. Hauffen hat sich auch dadurch um die Volkslieder seiner Heimat verdient gemacht, daß durch seine Vermittlung nach dem Tode Dr. H. Tschinkels, der eine druckfertige Sammlung der Gottscheer Lieder vorbereitet hatte, diese Handschrift dem Deutschen Volksliedarchiv in Freiburg i. Br. zugeführt und so dauernd gesichert wurde. Ebenso hat er dazu beigetragen, daß das von Tschinkel verfaßte Gottscheer Wörterbuch in den Besitz der Kommission für das Bayerisch-Österreichische Wörterbuch (Wiener Akademie der Wissenschaften) überging.

Von anderen volkskundlichen Arbeiten Hauffens, der in den ersten sechs Jahrgängen der Zeitschrift für österreichische Volkskunde (1895 bis 1900) fortlaufend über die deutschböhmischen Veröffentlichungen berichtete, seien noch hervorgehoben: Zu den deutschen Volkstrachten. (Zeitschrift für österreichische Volkskunde 2, 295—299); Der Hexenwahn. (Gemeinnützige Vorträge Nr. 230. Prag 1897); Zur Faustsage. (Euphorion 5, 468f.); Zur Kunde vom Wassermann. (Forschungen zur neueren Literaturgeschichte, Festgabe für Heinzel. 1898. S. 79—90); Heyl, Volkssagen aus Tirol. Mit einem Exkurs über die Venedigersagen. (Euphorion 4. Ergänzungsheft S. 166—172); Das deutsche Volkstum in Böhmen. (Hermann Bachmanns Deutsche Arbeit in Böhmen. 1900); Kleine Beiträge zur Sagengeschichte. (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 10, 432—439); Die deutsche mundartliche Dichtung in Böhmen. Prag 1902. Mit Nachträgen in der Deutschen Arbeit 6, 584—588); Deutsche Volkskunde in Böhmen. (Deutsche Arbeit 8, 225—237); Geschichte der deutschen Volkskunde. (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 20, 1—13; 129—141; 290—306); Das Weihnachtsspiel des Böhmerwaldes. (Deutsche Arbeit 11, 172—176 und 227—231); Deutsche und fremde Märchen. Wien 1914. (Unter Mitarbeit seiner Frau); Geschichte des deutschen Michel. Prag 1918; Deutsche Volkskunde in Böhmen. (Deutsche Kultur in der Welt, 5. Jahrg., Deutschböhmen 1.—4. Heft, 8—20); Die Volkskunde der Deutschen in Böhmen. (Lodgman, Deutschböhmen, 50—106. Wien und Berlin 1919); Schriften zur deutschen Volkskunde in Böhmen. (Heimatbildung, 1., 8. und 10. Heft 1920).

Neben der deutschen Volkskunde war die wissenschaftliche Arbeit Hauffens, die rund 130 Veröffentlichungen umfaßt[1]), dem volkskundlich so wichtigen 16. Jahrhundert und insbesondere Johann Fischart gewidmet. Von der Habilitationsschrift „Kaspar Scheidt, Studien zur Grobianischen Literatur in Deutschland" (1889) und der Herausgabe von Fischarts Werken in Kürschners deutscher Nationalliteratur (1892—1895) an folgen eine Reihe von Fischartstudien im „Euphorion", bis endlich das zweibändige Gesamtwerk über Fischart in den Jahren 1921 und 1922 erschien. Daneben laufen eine Reihe von Arbeiten zur deutschen und im besonderen auch zur deutschböhmischen Literaturgeschichte, ferner Veröffentlichungen, die aus der eifrigen Mitarbeit Hauffens beim Allg. deutschen Sprachverein, dessen

[1]) Vgl. A. Hauffen, Verzeichnis meiner Schriften. (Die Wünschelrute. Reichenberg 1924. S. 11—18.)

Digitalisiert von Google

Prager Zweigverein von 1894 bis 1923 unter seiner umsichtigen Leitung stand, und beim Prager Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse erwuchsen, in dem Hauffen von 1890 an tätig war und dessen Obmannstelle er von 1911 bis 1923 bekleidete. Außer den bereits genannten Arbeiten erschienen in den Gemeinnützigen Vorträgen noch: Theodor Körner; Das deutsche Haus in der Poesie; Shakespeare in Deutschland; Das Höritzer Passionsspiel; Karl Egon Ebert; Kriegslieder deutschböhmischer Dichter; Die Kriegslyrik der Gegenwart, vornehmlich in Deutschböhmen; Die Geschichte des deutschen Vereins zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

Die langjährige volkskundliche Tätigkeit Hauffens war für die deutsche Universität in Prag selbst ein bedeutender Gewinn. Sie hat nicht allein einen Zusammenhang zwischen ihr und der deutschen Bevölkerung Böhmens hergestellt, sondern auch die wissenschaftliche Arbeit in anderen Lehrfächern der Universität nachhaltig beeinflußt. Wäre die Volkskunde hier nicht vertreten gewesen, so wäre es wohl nie zur berühmt gewordenen Rektoratsrede August Sauers „Literaturgeschichte und Volkskunde" (1907) gekommen und zur Ausführung der darin ausgesprochenen Gedanken in der „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften" von Sauers Schüler J. Nadler. Im engsten Verein mit Hauffen hat von 1900 bis zu seinem Tode (1927) der Professor für Musikwissenschaft Heinrich Rietsch gewirkt, der dem Volksliedausschusse von Anfang an (1906) angehörte[1]). Für die „Beiträge zur deutschböhmischen Volkskunde" schrieb der Geologe Gustav Laube sein vorwiegend auf persönlichen Erinnerungen aufgebautes Buch „Volkstümliche Überlieferungen aus Teplitz und Umgebung". Die philosophische Fakultät hatte Hauffen, der im Jahre 1898 zum außerordentlichen Professor ernannt worden war, wegen seiner so fruchtbaren wissenschaftlichen und organisatorischen Arbeit auf dem Gebiete der Volkskunde wiederholt dem Unterrichtsministerium zum ordentlichen Professor mit dem besonderen Lehrauftrag für deutsche Volkskunde vorgeschlagen. Diese Angelegenheit wurde endlich im Sommer 1918 günstig erledigt. Der Akt blieb aber in Wien liegen und so kam es, daß Hauffen erst nach Errichtung der Tschechoslowakischen Republik im Jahre 1919 zum ordentlichen Professor für „deutsche Volkskunde, sowie für deutsche Sprache und Literatur" ernannt wurde. Der Zusatz erklärt sich daraus, daß Hauffen für „Deutsche Sprache und Literatur" habilitiert war. Im Jahre 1921 wurde für das Doktoreramen das Fach „Deutsche Sprache und Literatur" in drei Fächer geteilt: Ältere deutsche Sprache und Literatur, Deutsche Volkskunde, Neuere deutsche Sprache und Literatur. Deutsche Volkskunde konnte von nun an sowohl als Hauptfach wie als Nebenfach gewählt werden. Eine Folge davon war, daß sich die Zahl der volkskundlichen Dissertationen von Jahr zu Jahr vermehrten. Diese von August Sauer in seinem Aufsatz „Deutsche Bildung" (1922) trefflich begründete Erhebung der deutschen Volkskunde zum eigenen Fach erhielt ihren festen und abschließenden Ausbau durch die im Winterhalbjahr

[1]) Über seine Arbeiten zum deutschen Volkslied vgl. unsere Zeitschrift I. S. 50.

Digitalisiert von Google

1929/30 erfolgte Errichtung des „Seminars für deutsche Volkskunde", dessen erster Direktor Hauffen war. Diesem Seminar hat er in hochherziger Weise seine gesamte volkskundliche Bücherei gespendet.

Für eine Universität, die wie die Prager inmitten einer fremdvölkischen Stadt steht und räumlich ohne Zusammenhang ist mit ihrem Mutterland, aus dem ihr alles Leben und alle Kraft zufließt, ist die feste Verbindung mit diesem Nährboden eine Notwendigkeit. Durch die Volkskunde ist sie am einfachsten und wirkungsvollsten gegeben, um so mehr dann, wenn sich, wie bei Hauffen, in dessen Lebensarbeit die Volksbildung einen breiten Raum einnimmt, die Volksforschung mit der Volksbildung verknüpft. Wie verdienstvoll hier das Wirken Hauffens war, hat J. Blau[1]) schön ausgesprochen, wenn er meint, daß sein Buch „Der Lehrer als Heimatforscher" nur in einem Lande entstehen konnte, „dessen Hochschule von einer eigenen Lehrkanzel für Volkskunde aus die Notwendigkeit der Verankerung und Anwendung alles Wissens in Heimat und Volkstum verkündet und wo sich für diesen Lehrstuhl ein Vertreter fand, der sich mit seiner Wissenschaft nicht weltfremd abschloß, sondern immer die lebendige Zusammenarbeit mit den breiten Volksschichten gesucht hatte."

Die Lösung seiner wissenschaftlichen und völkischen Aufgabe wurde Hauffen ermöglicht und erleichtert durch sein persönliches Wesen, das frisch und volkstümlich war und so recht zu der einfachen, schlichten Wissenschaft vom Volke paßte. Seine edle, vornehme Gesinnung, sein kerniges, mannhaftes Deutschbewußtsein und seine liebenswürdige Persönlichkeit gewannen ihm und seinen Bestrebungen überall Freunde. Von seinen Schülern, die er in jeder Weise — auch über die Hochschulzeit hinaus — zu unterstützen und zu fördern pflegte, wurde er wegen seiner Herzensgüte und steten Hilfsbereitschaft wie ein Vater verehrt.

Auch die deutsche Volkskunde in der Tschechoslowakei verliert in Hauffen, dem als Gelehrten, als Lehrer und als Menschen gleich ausgezeichneten Manne, ihren Vater, dem sie ihre Begründung und ihren glänzenden Aufstieg durch die letzten vier Jahrzehnte verdankt. Sie wird sein Andenken stets in Ehren halten.

•

Die Beisetzung des Verstorbenen in der Familiengruft auf dem Friedhof Malvazinka in Smichow erfolgte am 6. Feber. Die Verdienste Hauffens würdigten Prorektor Dr. O. Großer für die Universität und zugleich für die „Deutsche Gesellschaft der Wissenschaften und Künste", Dekan Dr. E. Praschniker für die philosophische Fakultät, Dr. H. Gysarz für die Professoren und Germanisten, Dr. G. Jungbauer für die Schüler, zugleich für das „Seminar für deutsche Volkskunde", für den „Arbeitsausschuß für das deutsche Volkslied", für die tschechoslowakische Arbeitsstelle des Deutschen Volkskunde-Atlas und für den „Deutschen Sprachverein Groß-Prag", endlich Dr. K. Kühn für den „Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse". Von der Universitätssängerschaft unter der Leitung des Pro-

[1]) J. Blau, Wie mein Buch entstand. (Die Wünschelrute. Reichenberg 1924. S. 22.)

Digitalisiert von Google

fessors Dr. F. Longin gesungene Lieder eröffneten und schlossen die schlichte Grabfeier. Die tschechische Universität war durch die Professoren Horák, Murko und Polivka vertreten.

Wie den Angehörigen und der deutschen Universität, so kamen auch unserer Zeitschrift und ihrem Herausgeber zahlreiche Beileidsschreiben zu, die alle Zeugnis ablegen von der aufrichtigen Wertschätzung, die dem Verstorbenen allgemein entgegengebracht wurde. Unter anderen schrieb Prof. Georg Schmidt in Mies, einer der Mitarbeiter an den „Beiträgen zur deutschböhmischen Volkskunde“:

„Die Nachricht von dem Hinscheiden des Altmeisters der deutschen Volkskunde im Sudetenlande, Univ.-Prof. Dr. A. Hauffen, hat auch in Westböhmen aufrichtige Teilnahme erweckt. Der Verlust dieses liebenswürdigen Mannes hat auch in der Provinz, mit der er in steter, inniger Fühlung stand, starken Nachhall gefunden. Sein Name wird gerade in deutschen Landschaften ob seines vorbildlichen Organisationstalentes, seiner ernsten, tiefgründigen Wissenschaft in steter, dankbarer Erinnerung bleiben und die große Zahl seiner Mitarbeiter zur Fortsetzung seines Lebenswerkes anspannen; darum wird gerade die „Provinz“ diesem Manne der deutschen Volkskunde Achtung und Ehre seinem Andenken bewahren!“

Der „Arbeitsausschuß für das deutsche Volkslied“ erhielt Beileidskundgebungen von der Hauptleitung der „Staatsanstalt für das Volkslied“, ferner vom „Arbeitsausschuß für das tschechische Volkslied in Mähren und Schlesien“ in Brünn und vom „Arbeitsausschuß für das slowakische Volkslied“ in Preßburg.

Nachrufe erschienen in den meisten Tageszeitungen. Auch die südmärkische Heimat hat des Verstorbenen in einem ausführlichen Nachruf gedacht, den Prof. Dr. Viktor Geramb im „Grazer Tagblatt“ vom 6. Feber veröffentlichte. Er schließt mit den Worten: „Neben ihnen (den Angehörigen) trauert die deutsche Wissenschaft, trauert das gesamte sudetendeutsche und das ganze südmärkische Volkstum an seiner Bahre. In ihrer und unser aller Herzen wird Adolf Hauffen weiter leben. Seine Seele aber wird der deutsche Michel, den er über alles geliebt hat, in Allvaters lichte Hallen geleiten.“

Sagen von der Moosfrau aus Oberstuben in der Slowakei.

Von **Alfred Karasek-Langer**

Die Kremnitz—Deutsch-Probener Sprachinsel in der Slowakei, zu der Oberstuben gehört, zeigt in ihrer Mundart neben süddeutschen Elementen einen ziemlich starken schlesischen Einschlag. Sie vermittelt nach Schwarz[1]), ebenso wie der Schönhengstgau, die Wachtl—Brodeker und Wischauer Sprachinsel, wie auch die Gründe in der Zips mundartlich den Übergang

[1]) „Schlesische Sprachgemeinschaft“ im Schlesischen Jahrbuch für deutsche Kulturarbeit im gesamtschlesischen Raume. Verlag Korn, Breslau 1928, S. 17.

Digitalisiert von Google

vom Schlesischen zum Bairischen, und nimmt gleich denen eine ziemlich selbständige Sonderstellung ein. Ähnlich der Mundart zeigt das Sagengut der Kremnitz—Probener Sprachinsel vorwiegend schlesische und einige süddeutsche Einflüsse. Es zeigt daneben aber auch selbständige Züge, die allerdings zum Teil durch die Sprachinsellage und die fast 600jährige Absonderung vom deutschen Mutterlande verursacht worden sind.

Entscheidend für die stetige Entwicklung des Sagengutes dieser deutschen Siedlungsgruppe war das lange Verharren in einer andersvolklichen Umwelt und die sich daraus ergebenden Wandlungen. Es gehört die Kremnitz—Probener Sprachinsel dem Typus jener mittelalterlichen Sprachinseln an, zu denen wir die Bielitz—Bialaer Gruppe in Ostschlesien und Westgalizien, die Zips, Siebenbürgen und die Gottschee rechnen. Soweit wir das Sagengut dieser mittelalterlichen Volkssplitter kennen, zeigt es, im Gegensatz zu den jungen Sprachinseln, folgende typischen Sonderheiten: a) das häufige Fehlen jener Schicht deutscher Naturſagen, die wohl in den Herkunftsgebieten der Kolonisten, nicht aber unter den andersvolklichen Nachbarn zu finden sind, b) damit verbunden ein breites Überwiegen jener Sagenschichten, die der Sprachinsel und ihrer Umwelt gemeinsam sind, beiden Völkern angehören, c) die eigenartige Erscheinung der geistigen Inzucht, die zur starken Häufung und zu ungesundem Überwuchern einzelner Sagentypen geführt hat[2]).

In der den alten Sprachinseln angehörigen Kremnitz—Probener Gruppe[3]) finden wir demgemäß die den Deutschen und umwohnenden Slowaken gemeinsamen Sagengruppen in breitester Schicht vor[4]), sie machen weit über die Hälfte des ganzen Bestandes aus. Zeugen geistiger Inzucht sind die beiden ungemein stark lebendigen Sagengebilde von der Tödin[5]) und dem Lindwurm mit dem Lotterpfaff. Von den im benachbarten

[2]) Es würde den Rahmen dieses Aufsatzes überschreiten, die entwicklungsgeschichtlichen Grundlagen des Sagenausgleiches zwischen Sprachinsel und Umwelt zu charakterisieren. Zur biologischen Reihestufung, vergleichenden Sprachinselforschung und diesbezüglichen Literatur vgl. meine Arbeit: „Das Sagengut der Karpathendeutschen", Volk und Rasse V./2, München 1930, Lehmann Verlag.

[3]) Eine Übersicht über das Sagengut dieser Sprachinsel und gleichzeitig einen Vergleich mit dem der altschlesischen Bielitz-Bialaer Gruppe brachte ich in dem Aufsatze von Dr. Elfriede Strzygowski: „Auf Sagenforschung in der Kremnitz-Deutsch-Probener Sprachinsel", Heimat und Volkstum, Sonntagsbeilage der Schlesischen Zeitung, Bielitz, vom 5. Jänner 1930.

[4]) In meiner Sammlung von rund 1100 Sagen aus der Kremnitz-Probener Sprachinsel sind diese Gruppen sinngemäß am reichhaltigsten: Hexen und Milchzauber 98 Sagen, Alp 69, Wiederkehrende Tote 61, Irrlichter 57 usw.

[5]) Die Tödin der Kremnitz-Probener Sprachinsel ist einer der typischesten Belege für die durch lange Abgeschlossenheit vom Mutterlande und mangelnden Zustrom an Glaubensvorstellungen aufkommende geistige Inzucht. Sie tritt hier noch eindeutiger zutage als im Volksliedschatz der Gottschee (vgl. Hauffen: Die deutsche Sprachinsel Gottschee, Graz 1895). Die Tödin zeigt nicht nur Tod und Unglück an, bringt Krankheiten, sondern sie bringt auch Glück, macht gesund. Sie wird zur Geliebten, zum Alp, vertauscht Kinder, hockt auf, schreckt und vertreibt Leute, will irreführen, stiehlt Sachen, schützt die Ehre der Mädchen, wächst ins Riesenhafte, hinterläßt Spuren in Steinen, geht als Taufpatin, nimmt Züge wiederkehrender Tote, unerlöster Seelen an usw. Sie wohnt unter Kirchdächern, auf Friedhöfen,

Digitalisiert von Google

Schlesischen und Hanzischen vorhandenen mehr auf deutsches Sprachgebiet beschränkten Natursagen, wie etwa den Fenixmännchen, Erdmännchen, Zwergen, weiblichen und männlichen Waldgeistern, wilden Jäger oder Nachtjäger usf. ist fast gar nichts zu finden.

Als eine Art Restsage dieser letztgenannten Gruppen hat sich in der Kremnitz—Probener Sprachinsel nur noch die Gestalt der Missigfrau = Moosfrau erhalten, eigenartiger Weise gerade in Oberstuben, also hart an der Sprachgrenze*). Die Gestalt der Moosfrau gehört einer Sagengruppe[7]) an, die sich im 19. Jahrhundert auf Thüringen, Sachsen, Deutschböhmen (einschließlich des Böhmerwaldes) und Schlesien zu beschränken scheint. Es sind dies beiläufig die an die Tschechen und an südwestpolnischen Volksboden grenzenden deutschen Randgebiete. Wodurch diese Art geographischer Verbreitung verursacht wurde, ist unbekannt, eine Übernahme aus dem Slawischen kommt nicht in Betracht. Nur die Walachen Siebenbürgens*) kennen eine Buschgroßmutter, die bald als altes Weib, bald als schöne Jungfrau erscheint*).

Bergen in Bäumen, Höhlen usw. Kurzum, sie vereinigt in der Gegenwart Züge recht unterschiedlicher Sagengruppen in sich. Es ist dies ein wesentlich anderer Vorgang als die Bildung ganzer Sagenkreise um einen Flurgeist oder eine bestimmte Person auf deutschem Volksboden (vgl. Jungbauer: Der Berggeist Rübezahl, Schlesisches Jahrbuch I. S. 43ff.). Wie sich überhaupt im geschlossenen deutschen Sprachgebiet Ähnliches kaum nachweisen lassen dürfte, da dort einfach die Voraussetzungen (mangelnde Neubelebung des volklichen Überlieferungserbes, fehlender Zustrom neuer Motive, Armut an schöpferischen Gestaltungskräften) nicht gegeben sind. Vgl. dazu die ganz einfache und eindeutige Gestalt der Tšoin in Kärnten, Graber, Sagen aus Kärnten, Leipzig 1914, S. 195f.

*) Die in der Kremnitz-Probener Sprachinsel vorhandenen Sagen vom Berggeist oder Bergmandl, die zweifellos rein deutsches Sagengut darstellen, nehmen hiebei eine Art Sonderstellung ein. Kühnau hat in seinen Werken nachgewiesen, wie die aus dem Harz stammenden Bergwerksgeistsagen nach Polnisch-Oberschlesien eingewandert sind und dort in der Gestalt des „Skarbnik" eine bedeutende Rolle spielen (vgl. Kühnau, Schlesische Sagen, Bd. II, Sagen 1007—1010 und 1011—1043. Kühnau: „Oberschlesische Sagentypen" in: Oberschlesien, ein Land deutscher Kultur, Heimatverlag Gleiwitz, 1921, S. 107ff.), über Oberschlesien hinaus ist aber diese Sagengestalt weiter ins Polnische gedrungen (für Wielicka belegt in Ztsch. f. österr. Vkd. VIII. 1/2, S. 46), wie weit, ist bisher noch nicht untersucht worden. Ähnlich scheint in der Slowakei der Bergwerksgeist über die deutsche Sprachgrenze hinausgewandert zu sein und im Slowakischen Eingang gefunden zu haben (vgl. dazu J. Gebhart: Österreichisches Sagenbuch, Pest, 1863, S. 364). Ob die oberungarischen Bergstädte als Ausgangspunkt angenommen werden können, ist noch ungeklärt, ebenso das Verbreitungsgebiet dieser Sagen vom „Bergmandli" im Slowakischen.

[7]) Moosweiblein, Moosmännlein, Holzweiblein, Holzfräuleins, Buschweibchen, Buschrülpen, Schachenweiblein usw. Vgl. dazu vor allem das Schlagwort „Buschgroßmutter, Buschweibchen" im Handwörterbuche des deutschen Aberglaubens I. Spalte 1714ff. Ebenso Kühnau, Schlesische Sagen, Bd. II, Sagen 804—841, Jungbauer, Böhmerwaldsagen S. 31, Lehmann, Sudetendeutsche Volkskunde, S. 113 u. a.

*) Siehe Handwörterbuch I. Sp. 1714.

*) Nach Wislocki, Aus dem Volksleben der Magyaren, München 1893, S. 21, scheinen allerdings auch die Ungarn eine verwandte Sagengestalt, die „Mutter", zu besitzen. Sie haust auf Gebirgshöhen und hat die Gestalt eines alten Weibes. „Ihre Augenbrauen sind lang und dicht und bestehen aus Moos." Inwieweit es sich um eine Sagen- oder Märchengestalt handelt, ist aus Wislocki nicht zu entnehmen.

Digitalisiert von Google

Die Sagen von der Missigfrau in Oberstuben gehören somit zu den östlichsten, auf deutschen Volksboden wurzelnden Ausläufern dieser Gruppe. Ich habe sonst nur noch in der untergehenden deutschen Streusiedlung Zabnica im Beskidischen (Westgalizien)[10]) Sagen von den Buschweibeln gefunden, die die Kolonisten um 1850 aus Nordböhmen mitgebracht haben. Ebenso fanden wir in der Machliniecer Siedlungsgruppe in Ostgalizien[11]) Sagen von den Holzfräuleins. Hier handelt es sich aber um junge, im 19. Jahrhundert entstandene Sprachinseln und derlei mitgewanderte, in der neuen Landschaft noch nicht recht heimisch gewordene Sagen dürften sich auch unter den Deutschböhmen der Bukowina und des Banates finden lassen.

Die folgenden Sagen von der Moosfrau sollen nicht nach ihrem Gehalt und ihren Wechselbeziehungen zu anderen deutschen Sagen dieser Gruppe untersucht werden. Wir ersehen aus ihnen, daß sich die Gestalt der Moosfrau nicht ganz klar und eindeutig ergibt, daß Überschneidungen mit anderen Typen (unerlöste Frau, versteinte Sünderin u. a.) vorkommen. Vom Standpunkt der Sprachinselforschung ist die siebente Sage, in der eine Slowakin (Walachin) die Moosfrau gesehen haben soll, bemerkenswert: man spürt das Hinübergleiten zu slawischen Sagengestalten (Wassermann: rotes Kleid) und die eigentlichen Glaubensvorstellungen von der Moosfrau wandeln sich in der Geschichte zu allgemein Rätselhaftem um.

Da die so vereinzelt dastehende Sagengestalt im Kremnitzer Anteil der Sprachinsel uns sonst nirgends mehr erzählt wurde, haben wir alle für die kurze Zeit unserer Anwesenheit in Oberstuben erfaßbaren Varianten aufgezeichnet. Daß damit noch nicht die in Oberstuben vorkommenden Glaubensvorstellungen über die Moosfrau erschöpft sind, ist klar. Wertvoll wäre es, wenn die im Orte wirkenden Lehrer dieser noch recht lebendigen Überlieferung weiter nachgehen würden.

Die Sagen von der Moosfrau:

Im Wald ist eine Frau, die tut sich erzeigen, das ist die Missigfrau (Missig = Moos). Dort sind so viele Steine. Ich war so ein kleines Mädel, da hab ich gehütet im Wald. Wie der Mittag ist gekommen, hat sie angefangen zu waschen und wir haben geschrien um Hilfe, so kleine Mädel waren wir. Aber dann ist gekommen ein Mann, der hat uns gesagt, wir sollen keine Angst haben. Wir haben sie gut hören waschen, auf einen Stein hat es geklopft, wie ein Weib, wenn sie tut schlagen mit dem Schlägel die Wäsche.

Sie hat sich den Leuten oft gezeigt, jeden Mittag hat man sie gehört. Warum sie dort ist, weiß ich nicht, vielleicht haben sie sie verwunschen, daß sie dort muß sein. Jetzt hört man sie aber nicht so oft.

Erzählt von einer alten Frau im Haus Nr. 143.

---

[10]) Vgl. dazu Karasek, Die Ansiedlung deutschböhmischer Waldarbeiter in unseren heimischen Beskiden, Heimat und Volkstum, Sonntagsbeilage der Schlesischen Zeitung, Bielitz, vom 19. Feber, 26. Feber und 4. März 1928.

[11]) Vgl. dazu Karasek, Das Sagengut der deutschböhmischen Siedlungen Galiziens (Karpathenland I/3) und Deutschböhmische Sagen aus Galizien (Karpathenland I/4).

Digitalisiert von Google

Im Kreiſelgrund, dem Waſſer nach, dort iſt die Miſigfrau am liebſten im Stein drinnen geweſen. Dort iſt ſo ein großer Stein, noch einmal ſo groß wie unſere Scheune, und im Stein iſt eine Höhle, in der war ſie drinnen. Das war früher tief im Wald, jetzt aber iſt dort ſchon der Wald aufgehackt und da wird es ihr nicht mehr gefallen haben. Sie muß ſchon weg ſein, weil man von ihr nichts mehr hört.

Erzählt von einem alten Manne im Haus Nr. 143.

•

Die Miſigfrau iſt immer bei der Nacht gegangen auf das Waſſer waſchen. Man hat ſie geſehen dort, wie ſie hat gewaſchen. Wenn man ſie hat geſehen, war ſie groß und ſo bewachſen mit Miſig. Sie hat den Leuten nichts gemacht, nur wenn ſie iſt von den Stein, wo ſie gewohnt hat, herausgegangen und die Leute haben ſie geſchaut, das hat ſie nicht gern gehabt.

Erzählt von einer Inwohnerin im Haus Nr. 144.

•

Ich war ein kleines Mädel, da hat mein Vater im Wald gearbeitet mit anderen Männern. Damals hat er geſchaut die Miſigfrau. Sie hat geſtanden mit einen Bläuling in der Hand am Waſſer. Der Vater iſt vorübergegangen, am Weg und hat nichts geſagt und ſie hat ihm nichts gemacht. Die Miſigfrau iſt ſo alt anzuſchaun, hat weiße Haare und iſt im Geſicht mit Miſig bewachſen, weil ſie ſchon ſo lang im Stein lebt. Die Stelle, wo ſie der Vater erſchaut hat, heißt ſchon immer „zur Miſigfrau".

Erzählt von einer Inwohnerin im Haus Nr. 144.

•

Ich hab gehört, daß die Miſigfrau iſt früher geweſen eine Frau aus einem Schloſſe und iſt verwunſchen worden in den Stein. Wie dann ihre Zeit um war, iſt ſie herausgekommen aus dem Stein und war die Miſigfrau. Wenn man noch im alten Teſtament zu jemanden geſagt hat: „Du ſollſt zu das werden oder zu das" ſo iſt er das geworden. Und ſo war das auch mit der Miſigfrau.

Erzählt von der Tochter der Inwohnerin im Haus Nr. 144.

•

Da oben im Wald iſt eine Stelle „zum Peckelſtein". Dort hat einmal ein Mann, ein fremder, geſagt zu einem Hirten: „Du, wenn du möchteſt überleben können, möchte die Miſigfrau erlöſt ſein!" Der Hirt hat ſich nackend ausgezogen, da iſt gekommen eine Schlange, die wollte ihm heraufkriechen am ganzen Leib. Aber wie ſie ihm iſt gekommen auf die Bruſt, iſt er erſchrocken. Die Schlange iſt heruntergefallen und die Frau hat geſagt: „Jetzt haſt du mich nicht erlöſt! Wenn du noch eine Weile häſt ausgehalten, häſt du mich erlöſt und den Schlüſſel vom Stein bekommen. Dort iſt ſehr viel Geld und das wäre dein geweſen!" Der Stein iſt noch dort, er iſt ſehr breit, dick wie der Tiſch und hoch wie die Schule. Die Heren, was die Miſigfrau verwunſchen haben, ſind vielleicht ſchon alle geſtorben.

Aufgezeichnet im Haus Nr. 172.

Digitalisiert von Google

Eine Walachin ist gegangen hinauf, dort oben am Berg bei der Misigfrau, Holz klauben. Dort hat sie gesehen ein Mädchen waschen, in einem roten Kleidchen. Die war klein wie ein Mädchen, aber die Walachin hat nicht gesehen, ob sie jung oder alt ist, hat sich auch nicht getraut, sie etwas zu fragen und ist vorbeigegangen.

Aufgezeichnet im Haus Nr. 172.

•

Mein gottseliger Vater hat einmal dort oben im Wald, nicht weit von der Misigfrau, die Ochsen geweidet in der Dunkelheit. Dann hat er sie hören waschen. Er war dreist, ist gegangen sie suchen, hat sie aber nicht gefunden, sie zeigt sich nicht jedem.

Aufgezeichnet im Haus Nr. 135.

•

Der Schwiegervater ist gegangen weiden die Kühe und da hat er gesehen die Misigfrau, die ist voll Misig gewesen und hat dort gewaschen. Man hat sie immer gesehen dort in der Früh. Sie hatte ein Gesicht wie ein Weib, so wie ein Mensch, aber sonst war sie voller Misig. Die hat nach dem Schwiegervater gerufen, er soll nicht mehr an den Ort kommen und er ist davongelaufen.

Aufgezeichnet im Haus Nr. 136.

•

Die Misigfrau, die war dort oben in den Steinen zu Haus. Ich hab als Kind erzählen gehört, sie hat jeden Montag in der Früh ihren Waschtag gehabt und die Leute haben gesagt, daß man am Montag in der Früh um vier Uhr sich nicht hinaufzeigen soll.

Erzählt vom alten Schmidt aus dem Oberdorf.

•

Einer hat am Sonntag die Ochsen geweidet dort oben. Am Abend sind ihm die Ochsen durchgegangen und er hat sie nicht gefunden. Da ist er am Montag in der Früh hinauf und hat die Misigfrau getroffen, das Gesicht sehr schön, sie war aber sonst schon sehr alt und mit Misig bewachsen. Er hat sie gefragt: „Muhmi, hot ihr nicht gesehen meine Ochsen?" Da hat sie mit dem Pleiel auf ihn so gedroht und hat etwas gesprochen, das er nicht verstanden hat. Da ist er weggelaufen.

Erzählt vom Nachtwächter aus dem Oberdorf.

•

Der Mann von der Misigfrau, der Georg, steht noch jetzt oben im Wald als Stein. Zu ihren Lebzeiten waren beide reich, haben viel Vieh gehabt, Kühe, Schafe und anderes, eine große Habe. Einmal hatten sie eine Dienstmagd, die wollte von ihnen weggehen. Die Misigfrau hat ihr neue Leinwand auf Fußfetzen geschenkt gehabt und wie die Magd weggehen will, hat sie das ihr nicht mitgegeben, sondern sich zurückbehalten.

Wie die Magd weggegangen ist, hat sie sich am Weg umgeschaut und sie verwunschen: „Nach deinem Tode sollst du die Fußfetzen immer waschen

Digitalisiert von Google

und dein Mann soll versteinern!" Er ist mit dem Vieh versteint und steht dort mit allen Tieren und sie ist die Misigfrau geworden. Immer zu der Stunde jedes Jahr hat sie die Fußfetzen waschen müssen.

Erzählt vom alten Derer.

•

Einmal haben einen Kohlenbrenner seine Kameraden um Schnaps geschickt, grad wenn die Misigfrau gewaschen hat. Er ist an der Stelle vorbeigegangen und sieht sie waschen. Weil er nicht mehr nüchtern war, ist er keck gewesen, hat sie das alte Luder geheißen und gefragt, ob sie heute waschen müsse, weil Sonntag ist. Sie aber hat ihm mit Steinen nachgeschmissen und ist ihm nachgelaufen.

Erzählt vom alten Derer.

•

Da waren so unverheiratete Männer, die haben das Vieh geweidet, und ich war ein kleiner Bub, mit dabei. Einmal ist mir ein Stück Vieh verloren gegangen. Ich bin herumgelaufen, überall suchen und hab mich sehr um die Kuh gefürchtet. Dort an der Stelle, wo sie gewaschen hat, bin ich vorbeigelaufen und sie mir nach. Sie ist mehrmals den Leuten nachgelaufen und ich hab gesehen, wie ihr Gesicht und ihre Hände mit Moos bewachsen waren.

Erzählt vom alten Predaë Johann (Spitzname).

•

Ich war in der Schwemme und da ist die Misigfrau gekommen. Einen großen Bund Schlüssel hat sie am Gürtel gehabt, die haben gellirrt. Ich bin weggelaufen und hab die Pferde stehen gelassen.

Erzählt vom alten Ortsrichter.

•

Am Peterstein, dort sollen Gebäude gewesen sein. Wie ich noch jung war, da waren noch Mauern dort und tiefe Höhlen, das war der Keller. Es soll ein Wirtshaus gewesen sein oder ein Schloß vom Grafen. Der hat Arges getrieben, ist verwunschen worden und alles ist in die Erde gegangen. Das mag vielleicht der Mann gewesen sein von der Misigfrau, der Graf.

Erzählt vom alten Ortsrichter.

•

Früher, solang die Stadt Kremnitz Goldgruben gehabt hat, da sind von hier aus manchmal an die 60 Wagen gefahren nach Kremnitz mit Holzkohle und der Weg hat vorbeigeführt an einem Acker, der heißt der Gretzenacker. Dort an der Stelle soll die Misigfrau umgegangen sein. Sie ist einmal dort gesehen worden wie sie gegangen ist, sie hat einen ganzen Busch Schlüssel gehabt am Gürtel stecken, und das hat gellirrt. Wenn die dort in der Nähe war, dann haben die Pferde nicht weitergekonnt und mußten stehen bleiben, bis sie wieder weg war.

Aufgezeichnet im Haus Nr. 129.

Digitalisiert von Google

Einmal hab ich als Junge oben beim Stein das Vieh geweidet. Da ist die Misigfrau aus dem Stein gekommen und ich bin weggerannt und hab das Vieh allein stehen gelassen. Ein Ochs hat sich mir bis nach Glaserhäu und ein zweiter bis tief in den Berg hinein verlaufen.

Aufgezeichnet im Haus Nr. 366.

•

Da oben am Wald, wo das Wasser hinunterkommt, da hab ich die Misigfrau einmal zu Mittag gesehen waschen. Einen langen Bart hat sie gehabt und so lange Haare, bis zu den Füßen, Bart und Haare aus Moos. Dann, wie sie mich ersieht, ist sie in die Höhle gegangen, in ihre Wohnung.

Erzählt vom alten Binder-Hogh.

•

Die Misigfrau ist ein Stein. Sie steht oben auf dem Berg, war einmal eine Frau und ist zu Stein geworden. Es haben sie Menschen vielmals die Windeln sehen waschen. In früheren Zeiten, wenn man gesagt hat, du sollst das oder das werden, so ist man das schon geworden. Wenn sie wäscht, so sieht man sie als weiße Frau. Wenn Menschen kommen, versteckt sie sich, tut niemanden ängstigen. Sie geht in die Höhle; zieht sich aus wie ein Turm (= wird größer).

Aus Oberstuben aufgezeichnet von Jug. Walter Kuhn.

Eine Bauernhochzeit in Südwestmähren

Von **Oberlehrer Rud. Hruschka, Alt-Hart**

1. Bekanntschaft und Werbung

Wenn sich durch das Alter der Eltern für den mit der Übernahme des Hauses bestimmten Sohn die Notwendigkeit ergibt, an eine Heirat zu denken, weiß davon nicht nur die ganze Gemeinde, sondern man erfährt gleichzeitig auch den Geldbetrag, den die Braut in den Ehestand unbedingt mitbringen muß. Dadurch werden schon alle minderbemittelten Mädchen, selbst wenn Neigungen oder Liebesverhältnisse des Bräutigams zu ihnen früher bestanden, von einer Heirat ausgeschaltet. Aus dem verbleibenden Rest der heiratsfähigen Mädchen erfolgt nun mit Hilfe der „Freundschaft" (d. i. Verwandtschaft) die zunächst geheimgehaltene Wahl der Braut, wobei Altersunterschiede bis zu 15 und 20 Jahren, leider auch die Volkszugehörigkeit keine wesentliche Rolle spielen; daher die vielen unserem Volkstum so überaus nachteiligen Mischehen! Die Geheimhaltung des Verlöbnisses reicht oft bis zur nächsten Tanzmusik, bei welcher der Bursche nur mehr mit dem zu seiner Braut auserkorenen Mädchen tanzt.

2. „Gwißmachen"

Wenn er so seine Absicht öffentlich kundgetan hat, wird er, falls dies nicht schon früher geschehen ist, von den Brauteltern ins Haus eingeladen und, nachdem die gegenseitigen Bedingungen für die zu schließende Heirat durch die Verwandtschaft beider Teile bis ins kleinste geregelt sind, erfolgt

Digitalisiert von Google

durch die beiderseitigen Väter im Beisein der Brautleute und zweier Zeugen im Haus der Braut das „Gwißmachen", d. i. die genaue Festsetzung des beiderseitigen Vermögens, des Ausgedinges für die die Wirtschaft übergebenden Eltern, des Tages der grundbücherlichen Einantwortung, des Hochzeitstages (ein Dienstag) und der Zahl der zur Hochzeit zu ladenden Personen (früher oft 60 und mehr Personen, heute kaum ein Drittel) usw. Bei diesem Anlaß, der in jüngster Zeit oft durch Beiziehung eines Notars erfolgt, wird eine Jause, bestehend in Kaffee oder Tee und Buchteln verabreicht. Die getroffenen Abmachungen werden durch einen Handschlag bekräftigt.

Den Brautführer und die Kranzeljungfrau („Brautdirn") bestimmen die Brautleute, ebenso die „Heiratsmänner" (d. i. Trauzeugen oder Beistände) aus dem Kreise der Verwandtschaft. Die in manchen deutschen Gegenden geläufigen und aus dem Tschechischen übernommenen Bezeichnungen „Druschmann" (von „družba") und „Drauschka" (von „družka") für Brautführer und Kranzeljungfrau sind hier unbekannt.

Als Tag des „Gwißmachens" war in früherer Zeit der Donnerstag beliebt.

3. Vorbereitungen zur Hochzeit

Ist die Heiratsabmachung soweit gediehen, begibt sich das Brautpaar, meist in den Abendstunden (früher am Freitag nach dem Gwißmachen, u. zw. nach der Messe), in die Pfarre wegen Veranlassung der Verkündigung. Nach dem ersten Aufgebot findet die „Brautlehre" (auch „Katechismus" genannt) statt, die in früheren Zeiten vom Pfarrer immer mit der an die Braut gerichteten Frage begann, warum sie heirate, worauf diese zu antworten hatte:

„Gott zu Ehren,
Die Welt zu vermehren
Und die Engelscharen zu erfüllen."

Hiebei soll es einmal vorgekommen sein, daß der Pfarrer gewohnheitsmäßig die gleiche Frage auch an eine bereits 60jährige Braut richtete, die pflichtschuldigst die vorgeschriebene Antwort gab.

Am ersten Verkündsonntag lädt sowohl der Bräutigam, als auch die Braut unter Berücksichtigung der beim „Gwißmachen" festgesetzten Zahl der Personen die Verwandtschaft ein.

Am Sonntag vor der Hochzeit erfolgt die neuerliche Einladung der Hochzeitsgäste durch die beiden Heiratsmänner mit folgendem Spruch, wobei zu bemerken ist, daß dieser Brauch erst seit ungefähr 35 Jahren besteht und daß früher die zweimalige Ladung der Gäste die Brautleute persönlich besorgten:

„Geehrter Herr und Frau N.!

Ich bin ein abgesandter Bot' von der Jungfrau-Braut (von dem Junggesellen Herrn Bräutigam): Sie werden sich wohl zu erinnern wissen, daß die Jungfrau-Braut (der Bräutigam) vor Kürze Euch hat eingeladen auf ihren (seinen) christlichen Ehrentag; so läßt sie (er) Euch durch mich

Digitalisiert von Google

noch einmal bitten und Ihr möchtet ihr ihre (ihm seine) Bitte nicht abschlagen und Dienstag in der Früh ganz bestimmt kommen und ihr (ihm) helfen ihren (seinen) christlichen, von Gott bestimmten Tag führen und zieren und mit einem andächtigen Vaterunser beistehen. Ich bitte mit meiner Einladung vorlieb zu nehmen und die Bitte zu erfüllen, damit ich vor der Jungfrau-Braut (dem Bräutigam) nicht als gering geschätzter Bote erscheine."

Den Geladenen erwächst die Verpflichtung, der Braut eine „Aussteuer" in Form von Bildern, Uhren, Geschirr, Gläsern usw. zu geben. Zur Zeit, als noch Flachsbau in Alt-Hart betrieben wurde, bestand die Aussteuer meist in der Verabreichung einer „Schäd" Flachs (= 20 Reißtl, 1 Reißtl = zwei Handvoll gebrechelter Flachs) oder in einem Geldgeschenk (20 bis 50 Kreuzer).

Ein heute nicht mehr geübter und nahezu vergessener Brauch bestand noch bis in die Fünfzigerjahre des vorigen Jahrhunderts darin, daß die Braut mit der „Brautdirn" in alle Häuser des Ortes „Hoarbetteln" ging: beide befestigten sich an die Brust ein Flachsbüschel, das sogenannte „Hoarkeizl"; nach vorgetragener Bitte erhielten sie eine gewisse Menge Flachs oder Geld.

Dem Bräutigam und Brautführer fiel die Aufgabe des „Hendlbettelns" zu; sie sammelten im Orte für die Hochzeitstafel Hühner (Hennen), die ihnen auch gerne gegeben wurden.

4. Der Vorabend des Hochzeitstages

Findet die Hochzeit mit Musik statt, so wird am Vorabend dem Bräutigam und der Braut ein Ständchen dargebracht.

5. Der Hochzeitsmorgen im Hause des Bräutigams und der Braut

Die im Hause des Bräutigams eingetroffenen Verwandten erhalten ein gemeinsames Frühstück, bestehend in Kaffee und Buchteln, während die im Brauthause sich einfindende Freundschaft immer mit Rindsuppe, Rindfleisch und Milch- oder Semmelkren bewirtet wird.

Ungefähr eine Stunde vor der festgesetzten Trauung begibt sich der Brautführer in das Haus der Braut und richtet hier an ihren Heiratsmann folgende Ansprache:

„Ich bin ein ausgeschickter Bot' vom Junggesellen Herrn Bräutigam und auch vom Herrn Heiratsmann. Sie lassen Euch durch mich den Gruß „Gelobt sei Jesus Christus" und einen guten Morgen sagen und lassen fragen, ob Ihr alle eingeladenen Hochzeitsgäste beisammen habt oder nicht. Sollte vielleicht ein Freund oder mehrere von ihnen ausständig sein, so wollen wir auf sie ein wenig warten und einen kleinen Verzug halten. Sollten dieselben aber nicht zu erwarten sein, so wollen wir uns anstatt ihrer Gott und die heilige Mutter Gottes zu Hilfe nehmen, damit sie unseren Kirchgang ehren und unsere kleine Mahlzeit in Frieden und Einigkeit verzehren helfen."

Der Brautführer begibt sich hierauf in das Haus des Bräutigams zurück und holt die Gäste.

Digitalisiert von Google

Beim Betreten des Brauthauses wird der Heiratsmann des Bräutigams von dem der Braut mit einem Trunk bewillkommt, worauf ersterer folgenden Spruch sagt:

„Gelobt sei Jesus Christus!

Guten Morgen!

Nun, mein Herr Heiratsmann, und Ihr, meine lieben Herrn und Freund', so bedanke ich mich erstens für den Ehrentrunk, den Sie mir und meiner ehrsamen Freundschaft haben an- und dargereicht, zweitens bitte ich um Verzeihung wegen dem ehrbaren Eintritt, den wir getan über öffentliche Gassen und Straßen bis allhier in diese Behausung, wie auch mit Spielleut und Musikanten.

Weiter bin ich von einem gewissen Herrn N. N. (Name des Bräutigams) ersucht worden, er sagt mir, daß er seinen freien ledigen Stand will ablegen und will eintreten in den Stand der heiligen Ehe; da hat er sich auserwählt als ehr- und tugendsame Jungfrau-Braut N. (Name der Braut), Tochter des N. N., welche er auferzogen hat bis auf den heutigen Tag, weiter hat er versprochen, daß er sie will nehmen aus ihres Vaters Behausung Haus und will sie führen von Weg zu Steg, von Wasser zu Land und zu dem heiligen Ehestand. Er will sie führen ins christliche Gotteshaus zu Alt-Hart. Alldort wollen sie die eheliche Verbindung erlangen, mit Stolaband verbunden, und diese niemand auflösen kann als Gott und der grimmige Tod. Von dort, aus dem lieben Gotteshaus, will er sie nehmen und will sie führen in ihres Vaters Haus. Alldort ist eine christliche Tafel aufgericht, nicht nur für ihn und seine Jungfer Braut, sondern für uns eingeladenen Hochzeitsgäst', die hier auf beiden Seiten versammelt sind.

Nun, mein lieber Herr Heiratsmann, so bitte ich um einen Bescheid und Antwort!"

Darauf antwortet der Heiratsmann der Braut:

„Nun, mein lieber Herr Heiratsmann, und Ihr, meine vielgeliebten Herrn und Freund'! Wie ich wohl durch Eure Worte vernommen, habt Ihr Euch bedankt für den Ehrentrunk, den wir Euch und der ehrsamen neuen Freundschaft haben dargereicht; weiter habt Ihr um Verzeihung gebeten wegen dem ehrbaren Eintritt, den Ihr getan über öffentliche Gassen und Straßen mit einer ehrsamen Freundschaft; weiter habt Ihr mir durch den ehrbaren Junggesellen Brautführer den Gruß „Gelobt sei Jesus Christus" verkünden lassen und weil ich den Gruß von Euch wieder vernommen hab, so sag ich dafür herzlichen Dank!"

Der Heiratsmann des Bräutigams verlangt hierauf das Wahrzeichen:

„Nun, also, mein lieber Herr Heiratsmann! Sie werden wohl sehen, daß wir reisende Leute sind und reisen auf öffentlichen Gassen und Straßen, da könnte uns wohl jemand begegnen und könnte sagen: „Wo seid Ihr gewesen oder wo reiset Ihr hin?" So wollen wir ihm darauf antworten, daß wir bei einer Eheschließung gewesen sind. Da könnten sie aber sagen: „Da werdet Ihr nicht viel ausgerichtet haben, weil Ihr kein öffentliches Wahrzeichen habet."

Digitalisiert von Google

Nun, so bitte ich um ein öffentliches Wahrzeichen; es kann sein ein Kranzel, ein Büschel oder ein wahrer Rosenkranz, damit solches Präsent mir und meinen Mitkonsorten dem ehrbaren Junggesellen-Bräutigam möchte dargebracht und eingehändigt werden als wahres Wahrzeichen.

Also, mein lieber Herr Heiratsmann, so bitte ich mit meinen Worten verlieb zu nehmen und das Ersuchte und Verlangte zu überbringen."

Der Heiratsmann der Braut beantwortet diese Ansprache folgend:

„Also, mein lieber Herr Heiratsmann, so will ich Euer Verlangen erfüllen und mich bei meiner ehrsamen Freundschaft erkundigen, ob die Braut mit einem solchen Präsent versehen ist und Euch solches bringen, weil Ihr es von mir verlangt."

Er entfernt sich und holt das Wahrzeichen, das aus einem Rosmarinkranz mit roter Masche und einem weißen Tuch besteht; dann legt er dasselbe, hiebei den Bräutigam ansprechend, folgend aus:

„Junggesell Herr Bräutigam! Hier schickt Dir die Jungfrau-Braut ein Wahrzeichen. Es besteht aus drei Farben, nämlich grün, rot und weiß. Grün bedeutet die Liebe, rot bedeutet, wie Christus, der Herr, am Ölberg Blut geschwitzet hat, weiß bedeutet, wie die heilige Veronika Jesum das Schweißtuch gereicht hat. So reicht auch Dir die Jungfrau-Braut ein Schweißtuch, damit Du Dir in Kreuz und Leiden und allerlei Widerwärtigkeiten Deinen Schweiß abtrocknen kannst."

Manchmal erfolgt auch die Deutung des Wahrzeichens auf kürzere, und zwar folgende Art:

„Junggesell Herr Bräutigam! Hier schickt Dir die Jungfrau-Braut ein Wahrzeichen. Es besteht aus drei Farben, nämlich grün, rot und weiß. Rot ist die Liebe, grün ist der Trost und weiß ist die Unschuld."

Hierauf verlangt der Heiratsmann des Bräutigams die Vorführung der Braut:

„Nun, mein lieber Herr Heiratsmann! Weil wir durch ein öffentliches Wahrzeichen sehen und glauben, daß die Jungfrau-Braut vorhanden, aber vor unseren Augen verborgen ist, so bitten wir um sie, nämlich um die Jungfrau-Braut, daß sie uns möchte dargestellt und eingehändigt werden, bis an des Priesters Hand."

Nun wird meist zuerst ein altes Weib, die „falsche Braut", unter Witz und Spott herbeigebracht und schließlich die Braut geholt. Wenn sie erscheint, spricht ihr Heiratsmann:

„Ist das diejenige, die Du Dir auserwählt hast zu Deiner ehelichen treuen Gattin?"

Der Bräutigam bejaht; hierauf sagt der Heiratsmann weiter:

„So reichet einander die rechte Hand und ich verbinde Euch bis an des Priesters Hand. Dann helfe Euch Gott, der Vater, der Euch erschaffen, Gott, der Sohn, der Euch erlöset, Gott, der heilige Geist, der Euch in der heiligen Taufe geheiliget hat. Gott gebe Euch Glück und Segen, ein langes Leben und einen friedlichen Ehestand!"

Die Brautleute haben sich die rechte Hand gereicht; dann folgt die Segnung der Braut und des Bräutigams durch die Brauteltern, worauf sich zuerst die Braut mit den Worten „Vergelts Gott fleißig

Digitalisiert von Google

für alles Gute und, wenn ich Euch beleidigt habe, so bitt ich Euch um Verzeihung!" und hierauf der Bräutigam bedankt: „Ich danke Euch, daß Ihr meine Braut so groß aufgezogen habt, und bitte Euch, nehmt mich an für Euer Kind; ich werde Euch nie verlassen!"

Ähnlich erfolgt der Dank an die Eltern des Bräutigams nach dem erteilten Segen.

6. Hochzeitskleidung

Die Braut hat meist ein nach städtischer Mode angefertigtes Seidenkleid in weißer oder grauer Farbe und weißen Schleier, der Bräutigam trägt einen dunklen Straßenanzug, einen Überzieher und weichen schwarzen Hut. Ehedem wurde aus praktischen Gründen für die Braut ein Seidenkleid in brauner Farbe gewählt, das Haupt zierte an Stelle des heutigen Brautschleiers ein schlichter Myrtenkranz. Der Bräutigam trug häufig einen Pelz.

7. Der Zug zur Kirche

Nachdem die Kranzeljungfrau alle Hochzeitsgäste mit Myrtensträußchen geschmückt hat, wird zum Kirchgang gerüstet. Die Anordnung des Zuges ist folgend: 1. Reihe: Brautführer und Braut, 2. Reihe: Bräutigam und Kranzeljungfrau; anschließend folgen die ledigen Paare, dann die Heiratsmänner und den Beschluß des Zuges machen die Verheirateten.

Wenn sich der Hochzeitszug über den Ortsplatz zur Kirche bewegt, werden Salutschüsse aus Jagdgewehren oder aus zu Böllern adjustierten Schmiedeambossen abgefeuert.

In unmittelbarer Nähe der Kirche wird der Hochzeitszug durch „Fürziehen" aufgehalten. Zwei Burschen ziehen ein gefaltetes Tuch vor die Hochzeitsgäste, ein anderer Bursche hält eine mit Wein gefüllte Flasche und zwei Trinkgläser und der Aufsager mit einem mit bunten Bändern geschmückten Rosmarinstrauß tritt vor das 1. Paar und beginnt folgende Ansprache:

„Gelobt sei Jesus Christus!

Mit höflicher Entschuldigung ersuchen wir die zur Hochzeit geladenen Gäste, daß sie uns die Freiheit erlauben, sie von ihrem Kirchwege aufzuhalten.

Nun kommt die Zeit und Stunde heran, wo Du als Jungfrau-Braut am Rande Deines Scheideweges stehst. Von dieser Stunde an meidest Du die Lustbarkeit der Jugend, ziehst aus Deinem väterlichen (oder brüderlichen) Haus, trennst Dich von Deinen Eltern und Geschwistern und entreißest uns aus der Gesellschaft. Es begleiten Dich Deine Freunde und Du gehst ein in das Band der Ehe, welches Dir von Gott bestimmt ist.

In Gegenwart der Hochzeitsgäste ersuchen wir die Jungfrau-Braut, wo wir von Kindheit untereinander herangewachsen sind, sollte vielleicht von unseren kindlichen Unschuldsjahren eines oder das andere beleidigt worden sein, so ersuche ich im Namen der ganzen Gesellschaft, uns zu verzeihen, daß auch wir einmal diesen Weg mit aller Ehre betreten können.

Gott gebe Dir viel Glück und Segen durch das ganze Leben, bis er Dich durch den Tod von der Welt beruft. Um mein Gespräch zu enden und

Digitalisiert von Google

um die hochzeitliche Gesellschaft nicht länger aufzuhalten, so wünschen wir Dir ein verbleibendes, aber auch ein hochlebendes Lebewohl!

Jetzt wünschen wir den Hochzeitsgästen recht viel Lustbarkeit und dem Brautpaar in einem Jahr ein rauhschädlerts (d. i. rauh- oder krauskopfiges) Buiberl und wan (wenn) nit gnui (genug), a (ein) Töchterl a nou dazui!

So schließe ich meine Wünsche; Musikanten, vivat!"

Die Musik spielt „Hoch sollen sie leben!"

Der Braut und dem Brautführer wird je ein Glas mit Wein dargeboten; sie trinken und hierauf zahlt letzterer einen Geldbetrag auf eine bereitgehaltene Tasse, meist 20 K, worauf mit den Worten „Geh' schau! Mit van (einem) Radl kann man nit fahren" der Brautführer verhalten wird, nochmals denselben Betrag zu geben. „Jetzt hab i erst an Halbwagen, mit dem kann i a nou nit fahren," erwidert der Aufsager. Dann wird eine Stange, Peitsche usw. gebracht und so geht das Feilschen weiter, bis der Brautführer den erwarteten Betrag gegeben hat. Oft wird den Hochzeitsgästen dadurch, daß an den Rosmarinstrauß ein 100 K-Schein angeheftet wird, stumm zum Ausdruck gebracht, daß dieser Betrag erhofft wird.

Wenn nach der Meinung des Aufsagers der Brautführer genug gezahlt hat, geht das 1. Paar vor und das Tuch wird vor das 2. Paar gespannt. Der Bräutigam gibt wieder und so fort, bis alle männlichen Hochzeitsgäste gespendet haben. Die Männer geben meist nur 5, höchstens 10 K. An lustigen Zwischenfällen fehlt es natürlich auch hier nicht. So erlaubte sich in jüngster Zeit ein verheirateter Witzbold den Spaß und legte auf die Tasse die kleinste tschechoslowakische Münze in neuer Prägung, nämlich ein 5 h-Stück. Der Aufsager besah zunächst die Münze von beiden Seiten, dann den Spender und erwiderte schlagfertig: „Auf dös Guldstückl kann i Eng nit außergeben; aber i sag Eng was: loßts es erst in aner Bank einwechseln und gebts mir daval (einstweilen) an Papierzehner als Drangeld!" — Das eingesammelte Geld — oft bis 150 K — wird von der Burschenschaft hierauf im Gasthaus leider vertrunken!

Früher blieb das Fürziehen bloß auf das 1. Paar beschränkt.

8. Die Trauung

Vor der Trauungszeremonie legt die Brautdirne dem Bräutigam einen kleinen Rosmarinkranz (es sollte eigentlich das Wahrzeichen sein!) auf das Haupt, den sie nach vollzogener Trauung wieder abzunehmen hat; kommt ihr der Brautführer hiebei zuvor, dann muß die Brautjungfer bei der Hochzeitstafel das Kränzchen mit Geld oder mit Küssen auslösen.

Während des Trauungsaktes sind die Augen aller Kirchenbesucher auf die brennenden Altarkerzen gerichtet; sie wollen aus ihnen ersehen, ob die eben geschlossene Ehe eine glückliche werden wird oder nicht, bzw. welcher Eheteil den Frieden im neuen Haushalte bedroht: flackern nämlich die Kerzenflammen auf des Bräutigams Seite, bedeutet dies, daß er ein „schlimmer" Mann sein wird und umgekehrt; brennen aber die Kerzen auf

Digitalisiert von Google

beiden Altarseiten unruhig, dann bedeutet dies eine „stürmische" Ehe, im Gegenfalle ein ruhiges Eheleben.

Regnerisches Wetter am Hochzeitstage wird ebenso als Glück gedeutet, wie schönes Wetter: es regnet dem Brautpaar Glück, bzw. wird den Brautleuten ein ungetrübtes Eheleben beschieden sein.

9. Nach der Trauung

Nach vollzogener Trauung verläßt der geordnete Hochzeitszug mit dem Brautpaare an der Spitze die Kirche; beim Ausgang erwarten ihn diesmal die verheirateten Männer, manchmal auch Weiber, die mit den Worten „Wir wünschen Euch viel Glück im heiligen Ehstand!" fürziehen. Selbstverständlich handelt es sich auch hier den Fürziehenden mehr um die Spende, als um das Glück der jungen Eheleute!

10. Rückkehr zum Brauthaus

Hierauf folgt die Rückkehr in jenes Haus, in welchem das Hochzeitsmahl vorbereitet ist; meist ist dies das Brauthaus.

Hier finden die Hochzeitsgäste eine verschlossene Tür vor, die erst nach dreimaligem Klopfen der Braut von der Köchin geöffnet wird. Gleichzeitig reicht sie der Braut einen Brotlaib und ein stumpfes Messer mit der Aufforderung, das Brot anzuschneiden. Sie wirft das Messer kopfüber und schneidet mit dem von ihrem Heiratsmann rasch dargereichten Messer ein „Scherzl" ab, welches sie, nachdem sie in dasselbe einige Geldstücke gesteckt hat, einem der alten Weiber schenkt, die als Neugierige am Hofe stehen.

Mit der Größe des abgeschnittenen Stück Brotes beweist die junge Frau ihre Güte!

11. Das Hochzeitsmahl und die Bräuche während desselben

Die Zubereitung des Hochzeitsmahles erfolgt im Brauthause durch eine für diesen Zweck bestellte Frau, die den Ruf einer guten Köchin genießt; die feinen Mehlspeisen und Torten werden außer Haus gebacken.

Um die Speisenfolge der Hochzeitstafel abwechslungsreich zu gestalten, werden im Brauthause ein „Kneip"[1]), ein bis zwei Schweine, ein Schöps, mehrere Hühner, im Herbste auch Gänse usw. geschlachtet und die Speisen in nachfolgender Reihenfolge aufgetragen: Rindsuppe mit Nudeln, Rindfleisch mit Semmelkren oder Sauce, Schweinsbraten mit Kraut, gekochte Hühner, Schöpsenbraten mit gedünstetem Reis (früher Brei), Gesselchtes (im Fasching), Gansbraten mit gekochten Dörrzwetschken (im Herbst); dann Gugelhupf, Buchteln und feine Bäckerei, im Fasching auch Krapfen.

Für eine Person werden gerechnet: ein halbes „Pfund" Rindfleisch, ebensoviel und mehr Schweinefleisch, ein Sechstel Gans, ein Viertel Henne, ein Achtel Gugelhupf, zwei bis vier Stück Buchteln, ebenso viele Krapfen, ein bis zwei Stücke Torte und etliche Stücke Bäckerei.

[1]) Ein einjähriges, gemästetes Jungvieh (Kalb oder Stier), das sich wegen der Farbe oder wegen eines unschön geformten Kopfes nicht gut zur Aufzucht eignet.

Digitalisiert von Google

Es ist wohl selbstverständlich, daß selbst der gesündeste und mit dem denkbar besten Appetit ausgestattete Mensch diese Speisemenge auf einem Sitze nicht verzehren kann; deshalb bringt sich jeder Hochzeiter gleich ein Tuch mit, in welches er die ihm verbleibenden Ueberreste, das „Bschoadessen", einpackt und nach beendeter Hochzeitsfeierlichkeit mit nach Hause nimmt. Hier sei bemerkt, daß früher die verschiedenen Fleischspeisen auf einem und denselben Teller angerichtet wurden. Suppe und alle Zuspeisen wurden aus einer großen, für fünf bis sechs Personen bestimmten Schüssel „gelöffelt", deren es auf der Tafel mehrere gab. Eßbestecke mußten häufig mitgebracht werden.

Getrunken wird Wein und Bier, manchmal auch süßer Schnaps.

Früher saß die Braut abseits der Tafel in einem Winkel und aß erst dann, bis die Hochzeitsgäste abgefüttert waren. Heute sitzt sie mit dem Bräutigam an der Ecke der Tafel und ißt mit. Die Anordnung der Gäste geschieht in der Weise, daß anschließend an das Brautpaar die ledigen Hochzeiter zu sitzen kommen und dann die verheirateten.

Das Auftragen der Speisen besorgen Köchinnen und der Brautführer (früher Bräutigam und Brautführer), während die Aufgabe des Fleischteilens den beiden Heiratsmännern zufällt.

Wenn alle Hochzeitsgäste ihre Plätze eingenommen haben, fordert sie einer der Heiratsmänner zu kurzem Gebet auf; meist werden zwei Vaterunser gebetet, von denen einer der verstorbenen beiderseitigen Freundschaft zugewendet wird.

Hierauf erscheint der Brautführer mit einer irdenen Schüssel auf der Schwelle des Zimmers und sagt folgenden „Suppenspruch":

„I bring Eng (Euch) a Suppn
Von Flu'gn (Fliegen), von Muckn (Mücken),
Von Hirschen, von Hasen:
Wems z'haß (zu heiß) is, fuls (soll sie) blasen."

Die dritte und vierte Verszeile wird manchmal auch folgend gesagt:

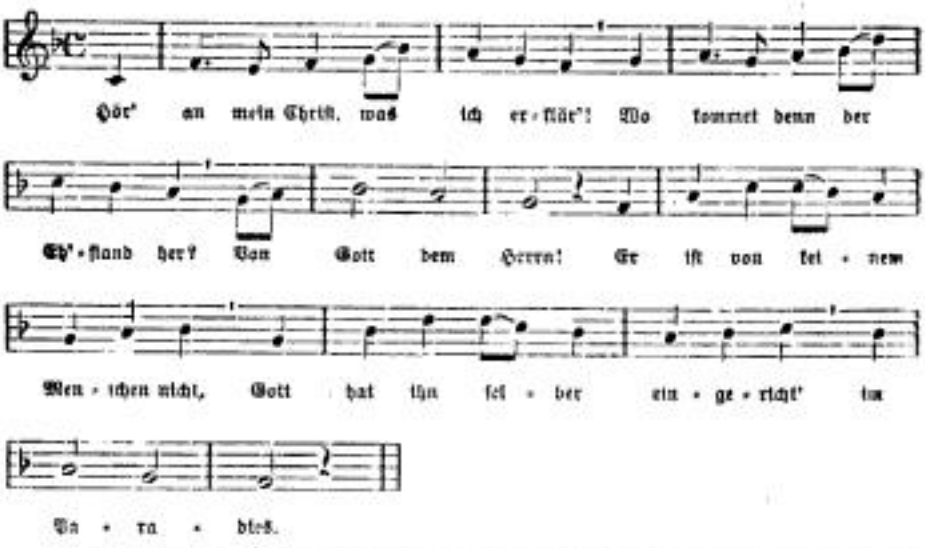
„Von die (denen) großen Brema (= Bremsfliege):
Loßts Engs (Euch sie) nit wegnehma."

Kaum hat er ausgesprochen, stolpert er und läßt die Schüssel fallen, indem er gleichzeitig auf die nicht vorhandenen Kinder schimpft: „Mistbuam, finnts (könnt) nit auf d' Seiten gehn!" Nach diesem heiteren Zwischenfall, der selbstverständlich immer belacht wird, werden die Nudelsuppe und die übrigen Speisen mit Einhaltung entsprechender Zwischenpausen, die mit Musik, Scherz (Auswerfen von Erbsen), Gesang und Plaudern ausgefüllt sind, aufgetragen.

Ein beliebter und bei jeder Hochzeit geübter Scherz ist das Verbrennen irgend eines Fetzens, dessen Ueberreste dann als „verbrannte Schürze der Köchin" den Hochzeitsgästen mit der Aufforderung gezeigt werden, den Ankauf einer neuen zu ermöglichen.

In früherer Zeit wurde in den Zwischenpausen das heute nahezu vergessene „Ehestandslied" gesungen, dessen 1. Gesätz lautete:

Digitalisiert von Google



Nach beendetem Mahle reicht der Brautführer den Gästen Handwasser und Seife herum. In das Waschbecken wirft jeder Hochzeiter nach der Benützung ein Geldstück.

Dann erhebt sich ein Heiratsmann zu folgender humorvollen Danksagung:

„Die Brautleute lassen sich dafür höflichst bedanken, daß wir ihnen haben geholfen, ihren Ehrentag führen und zieren; sie hätten uns noch besser bewirtet, aber leider! es sind ihnen die Backhendl und Kapauner alle ertrunken (wenn ein nasses Jahr war; oder krepiert, wenn Trockenheit im Jahre vorherrschte) und jetzt ist jeder Hochzeitsgast eingeladen zur Tanzunterhaltung und da ist alles erlaubt; er kann hüpfen, kann springen, pfeifen und singen. Sollte vielleicht einer oder der andere von dem vielen Hüpfen und Springen damisch werden: zu Haus gehn soll niemand, denn die Nacht ist des Menschen Feind! Die Jungfrau-Braut hat vorgesorgt mit Betten, ich hab's gesehn, ganz nett: besteh'n aus einem alten Strohsack und einem alten Wattakittel zum Zudecken! Wer's feiner will haben, der kann sich unter die Ofenbank legen, da hat er gleich ein Himmelbett!"

Den Beschluß der Tafel bildet meist das „Abheben der Braut"; der Brauch besteht darin, daß der Brautführer seinen Hut vor die Braut legt, die hinter das Hutband ein Geldstück schiebt. Hierauf spricht er:

„Das christliche Abendmahl ist vollendet; so bitte ich den Heiratsmann, er lasse mir zu Gefallen die Braut aufstehen:

1. von der Erde auf den Schemel,
2. vom Schemel auf die Bank und
3. von der Bank in meine rechte Hand."

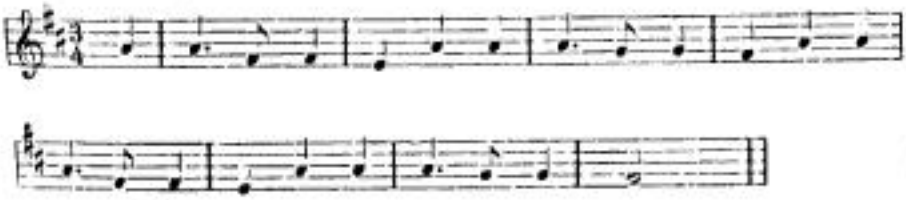
Inzwischen wurden die Tische ausgeräumt, so daß gleich mit dem Tanz begonnen werden kann. Während der Bräutigam an der Wand des Zimmers Aufstellung nimmt, tanzt der Brautführer mit der Braut einmal im Kreise herum; vor dem Bräutigam bleibt das Paar dann

Digitalisiert von Google

stehen, der Brautführer schwenkt seinen Hut, verneigt sich und sagt: „Zum ersten Mal!“ So geschieht es ein zweites und drittes Mal, wobei der Brautführer bei der Verneigung die Worte spricht: „Zum zweiten, bzw. zum dritten Male“. Dann übergibt er die Braut dem Bräutigam mit den Worten: „Ich danke für die Ehre, die mir zuteil geworden ist, und jetzt soll sich der Junggesell Herr Bräutigam auf die Braut selber aufschauen, daß sie ihm nicht verschleppt wird.“

Das junge Ehepaar setzt hierauf den Tanz (meist ein Ländler) fort, desgleichen der Brautführer, der die Kranzeljungfrau geholt hat. Bald aber tanzt alles!

Einen breiten Raum nehmen bei den Hochzeitsunterhaltungen die „Tuschgsangeln“ ein, das sind Vierzeiler, die, in den Tanzpausen den Musikern vorgesungen, von diesen nachgespielt werden. Sie verdanken ihre Entstehung meist gutmütigem, behaglichem Witz, manchmal aber auch ironischer Bosheit. Die Melodie ist einfach:



Hier einige Proben:

„Der Bräut'gam hat g'heirat,
Jetzt is er a Mann;
In neun Monat hängen
Die Windeln am Zaun.

S' Dirndl hat g'heirat,
Jetzt hats ihren Mann!
Bald kriagts nachher Zwilling.
Dös hats davon!

S' Deandl hat g'heirat,
Was hats a davon?
A Stubn volli Kinda
Und an b'soffenen Mann!

Wann i amol heirat,
Ist bitt' i mirs aus,
Wenn mei Wei (Weib) mit dahoam
is,
Daß i Herr bin im Haus.

Mein Vodan (Vater) sei(n) Häusl
Is mit Hovernstroh (Haferstroh)
deckt.
Wann i amol heirat,
Muaß s'Hovernstroh weg!

D'Braut soll hoch leben,
Der Bräuker (Bräutigam) daneben!
Und wer auf der Hozat war,
A nou viel Jahr!

Wenn der Wirt Holzschuah trogt
Und d'Wirtin a (auch),
So is das Bier nix nutz
Und der Schnaps a.

Musikanten san Spielleut
Und i bin a Tanzer;
Musikanten san halbe Norrn
(Narren)
Und i schon a ganzer.

Digitalisiert von Google

Muſikanten ſan brave Leut,
Wenn man ihnen „Eſſen“ ſchreit;
Wenn man ihnen vom Spielen ſogt,
Do ſans verzogt.

Muſikanten ſpielts auf
Und loßts d'Saiten klingen,
Mei D.rndl is draußt,
I wirds einer (herein) bringa.

Hiazt (jetzt) hot oana gſunga,
Der hot owa (aber) g'rührt,
Mei Voda hot a Kaibl (Kalb),
Dös grod a ſou plärrt.“

Um Mitternacht tritt eine Pauſe im Tanze ein; dieſe benützt der Bräutigam dazu, um der Braut den Schleier (früher Myrtenkranz) abzunehmen. Von da ab zeigt ſich die junge Frau in der Öffentlichkeit nur mehr mit Kopftuch.

Sodann folgt das Nachtmahl, das wieder der Brautführer aufträgt, und nach demſelben wird bis in die frühen Morgenſtunden weitergetanzt. Damit enden heutzutage die Hochzeitsfeierlichkeiten, die ehedem häufig noch am nächſten Tage fortgeſetzt wurden.

12. Das Hahntreiben

In früherer Zeit fand die Hochzeit am Tage nach der Trauung mit dem „Hahntreiben“, einem rohen Unfug, der die Vergeſſenheit verdient, ihren Abſchluß. Einem Hahn wurde durch den Kamm ein ſtarker Garnfaden gezogen, deſſen Enden je ein Burſche zur Seite des armen Tieres in der Hand hielt; ein dritter Burſche trieb das geängſtigte Tier von rückwärts an. So ging die Tierquälerei mit Muſik durchs Dorf bis zur völligen Erſchöpfung des bedauernswerten Tieres! Im Hochzeitshauſe wurde dann der Hahn auf die Lehne eines Seſſels geſetzt, einer der Gäſte ſteckte ſich eine Brille an und ſprach ihm das Todesurteil. Hierauf wurden aus einer Piſtole blinde Schüſſe auf ihn abgegeben, deren Knall zur Folge hatte, daß das arme Tier unter Aufwand aller Kräfte aufflatterte und von der Lehne fiel. Nun begann ein Raufen um den Hahn, bis er bei lebendigem Leibe zerriſſen war. (Mitgeteilt von † H. Theodor Grüll.)

13. Die „Zufferwagen“

Noch vor ungefähr 50 Jahren kannte man in Alt-Hart die „Zufferwagen“, das waren Leiterwagen, die am Tage nach der Hochzeit die Ueberführung des Brautgutes in jenen Fällen zu beſorgen hatten, wenn die Braut aus einem anderen Orte ſtammte und nach Alt-Hart einheiratete.

Der erſte Wagen brachte die neuüberzogenen Federbetten (zehn bis zwölf Stück); ſie waren auf über die Leitern gelegten Brettern hoch aufgeſchichtet und mit zwei bis drei aneinandergenähten Handtüchern, dem ſogenannten „Laloch“[1]) niedergebunden. Obenauf ſtand die Holzwiege.

[1]) Mhd. linlachen, lilachen, lilach = Leinlaken, Bettuch. — Älteren Leuten iſt das Wort „d'Lalodn“ als Bezeichnung für den Bettvorhang der Wöchnerinnen bekannt; dieſes Leintuch hatte am unteren Saume eine rote Bordüre mit langen Fransen.

Digitalisiert von Google

Der Raum zwischen den Leitern war mit einem Hängekasten und verschiedenem Geschirr ausgefüllt.

Am zweiten Wagen wurde befördert: ein Gläserkasten, ein Schubladkasten, eine Truhe, ein Tisch und vier Stühle.

Den dritten Wagen fuhr der junge Ehemann selbst; hier befanden sich Brottrog (Thesen = Döse), Garnhaspel, Spinnrad, Brechel, Riffel, Hechel, Flachs usw.

Die Braut ging zu Fuß.

Den Zusserwagen wurde bei der Abfahrt „vorgezogen".

14. Der „Einstand"

Der erste Anlaß, der das junge Ehepaar in Gesellschaft bringt — es ist dies meist die erste auf die Hochzeit folgende Tanzmusik —, verpflichtet dieses, den sogenannten „Einstand" zu zahlen; er besteht für den Bräutigam gewöhnlich in der Verpflichtung, den verheirateten Männern ein Faß Bier zu zahlen, und für die junge Frau darin, daß sie den Frauen süßen Schnaps reichen läßt.

(Die Aufzeichnung vorstehender Hochzeitsbräuche erfolgte nach Mitteilungen des H. Ludwig Wagner, der Frau Franziska Wanko und Frau Marie Endl.)

Alois John ein Siebziger

Am 30. März feiert der 1860 zu Oberlohma bei Franzensbad geborene Heimatschriftsteller Alois John sein 70. Geburtsfest.

Was er im geistigen und kulturellen Leben des Egerlandes bedeutet, welche Verdienste seinem fast ein halbes Jahrhundert umfassenden Lebenswerk zukommen, ist zum Teil schon an anderer Stelle ausführlich dargelegt worden. Aus seiner vielseitigen Tätigkeit, die einen weiten Arbeitskreis von der Literatur- und Musikgeschichte, in der Goethe und Richard Wagner im Vordergrund stehen, zur Kunstgeschichte, Heimatgeschichte und endlich zur Heimat- und Volkskunde umspannt, kommt für uns zunächst nur die volkskundliche in Betracht. Sie nimmt den breitesten Raum im Schaffen Johns ein und erstreckt sich auf die Zeit von 1887 — in diesem Jahre veröffentlichte John einen Aufsatz über „Das deutsche Volkslied" in der Egerländer Zeitung vom 16. März, der auch im Deutschnationalen Volks-Kalender von Gawalowski für 1888 erschienen ist — bis zur Gegenwart.

Vier Bücher sind zunächst zu nennen, die jedes eine bedeutende Leistung darstellen. Zunächst die mit J. Gerny gemeinsam herausgegebenen „Egerländer Volkslieder" (1. Heft 1898, 2. Heft 1901), dann die folgenden drei Bände von Hauffens „Beiträgen zur deutschböhmischen Volkskunde": Grüner Sebastian, über die ältesten Sitten und Gebräuche der Egerländer, 1825 für J. W. v. Goethe niedergeschrieben, (1901). Oberlohma, Geschichte und Volkskunde eines Egerländer Dorfes, 1903). Sitte, Brauch und Volksglaube im deutschen Westböhmen, (1905, Zweite Auflage 1924.)

Digitalisiert von Google

Daran reiht sich eine stattliche Zahl von Aufsätzen, die alle volkskundlichen Stoffgebiete berühren, die die Volkssprache, Mundart und Namenkunde, noch mehr aber die Volksdichtung ebenso beachten wie den Volksglauben und Volksbrauch und die sachliche Volkskunde. Dabei beschränkt sich John nicht auf das Einzelne und auf die Egerländer Verhältnisse im besonderen, sondern richtet den Blick auch auf die Gesamtheit und betont stets die Bedeutung der Volkskunde für das gesamte Volkstum.

Seiner edlen Gesinnung entspricht, daß er auch bei jeder Gelegenheit der Männer gedenkt, die sich um die Volkskunde des Egerlandes besondere Verdienste erworben haben.

Die meisten Aufsätze sind in der von A. John 1897 gegründeten und noch heute geleiteten Zeitschrift „Unser Egerland" erschienen, die eine wahre Fundgrube für den volkskundlichen Forscher ist. Durch diese Zeitschrift hat A. John nicht nur die volkskundliche Arbeit im Egerland angebahnt und mit neuem Leben erfüllt, sondern auch dazu beigetragen, daß gerade im Egerlande ein starkes landsmannschaftliches Gefühl erwacht ist, das sich wieder in der erhöhten Wertschätzung des heimischen Volkstums und der volkstümlichen Überlieferungen auswirkt.

Digitalisiert von Google

Eine glückliche Begabung befähigte A. John zu seinen großen Leistungen. A. A. Naaff hat in seinem liebevoll geschriebenen Lebensbild „Alois John als Heimatschriftsteller. Zwanzig Jahre im Dienste der Heimat (1886—1906)" (Beilage zu „Unser Egerland", 10. Jahrgang, 1. Heft) die Art dieser seltenen Anlage gut gekennzeichnet, wenn er sagt: „Als Heimatschriftsteller verbindet John die Begabung künstlerischen Schauens, Empfindens und Gestaltens mit dem Triebe nach gründlicher, umfassender, erschöpfender Forschung und einer zielsicheren, ausdauernden Arbeitskraft, die ihre Aufgaben sicher faßt und bewältigt und auf den verschiedenen Lebens- und Kunstgebieten sich zurechtfindet."

A. John ist korrespondierendes Mitglied der „Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste" und Mitglied des Ehrenausschusses der Arbeitsstelle des deutschen Volkskunde-Atlas für die Tschechoslowakische Republik. Unsere Zeitschrift, deren Mitarbeiter John ist, gedenkt anläßlich des Festtages dankbar seiner Verdienste für die sudetendeutsche Volkskunde und übermittelt ihm die herzlichsten Glückwünsche.

Kleine Mitteilungen

Glasrücken

1. Auf einem glatten Tisch wird des Abends mit Kreide ein Kreis von ungefähr einem halben Meter Durchmesser gezeichnet, der wiederum in drei gleiche Teile geteilt wird. Die Stube wird dann bis auf das Licht einer einzigen Kerze verdunkelt. Ein am Tage zuvor mit Quellwasser gefülltes Becherglas wird nun gleichmäßig langsam von einem Teilstrich zum anderen gerückt. Wenn das Glas dreimal im Kreise in der Bewegungsrichtung des Uhrzeigers weitergeschoben worden ist, wird es in die Mitte des Kreises gestellt. Alle an dem Tisch Sitzenden erwarten sodann eine in das Glas gebannte Erscheinung, oft „Uriel" geheißen. Als Beweis der Anwesenheit eines Geistes dient das sogenannte Wassermessen am folgenden Tage, oder, wenn in das Glas noch Eiweiß und Öl gegeben worden ist, die dann entstandenen Figuren, aus denen die Zukunft erforscht werden kann. Will man in der Nacht nach dem sog. „Glasrücken" vom Alpdruck verschont bleiben, muß man nach der Beschwörung des Geistes laut sagen: „Hott ock vilmols bezols Got." (Aus Hartmannsdorf im Riesengebirge.)

2. Oft wird auch ein größeres Glas bei zwei auf den Tisch gestellten Kerzen von dem Platze des einen zu dem des anderen gerückt, so daß das Glas in jedermanns Hände kommt, und zum Schluß nach dreimaligem Herumgehen des Glases vom Hausvater in die Mitte des Tisches gestellt. Die durch dieses „Glasrücken" beschworene Macht des Geistes soll sich darin äußern, daß auf der spiegelnden Wasserfläche oder auch an der Wandung des Glases Bilder sichtbar werden. (Hartmannsdorf im Riesengebirge.)

3. In Oberwittig (Bez. Reichenberg) dürfen die Gläser von ihrem Aufbewahrungsort (dem sog. Topfbrett) nicht „unnötig" von ihrem üblichen Orte weggerückt werden, ansonsten findet ein verstorbener Eigentümer der Gläser, der sie seinerzeit schon auf diesen Ort gestellt hat, keine Ruhe. Das Wegrücken der Gläser nennt man gleichfalls „Glasrickn".

Reichenberg. Walter König-Beyer.

Digitalisiert von Google

Das Kümmernis-Bild in Mähr.-Rothmühl

Vor längerer Zeit fügte es der Zufall, daß bei einem Besuche, den ich abstattete, ein jüngerer Geistlicher das 6. Heft 1928 dieser Zeitschrift in die Hand bekam. Als er die Kümmernisbilder erblickte, erzählte er mir, ein solches Bild befinde sich auch in der Kirche zu Mähr.-Rothmühl (bei Zwittau), wo er als Hilfspriester tätig gewesen sei; es stehe jetzt in der Rumpelkammer, sei aber früher in der Kirche

gehangen; er habe es für eine alte Christusdarstellung gehalten. Die hl. Kümmernis kannte er nicht. Er wies mich an den Fachlehrer Ernst Hoffmann in Mähr.-Rothmühl, der ein geschickter Lichtbildner sei. Ich wandte mich an den Herrn und ihm habe ich das beigefügte Bild zu verdanken. Es gehört in die Gruppe der Kümmernisbilder, die die Heilige mit männlichem Körper und männlichem Gesicht wiedergeben. Beachtenswert ist es dadurch, daß hier neben dem armen Geiger auch der Gerichtsbüttel zu sehen ist.

Karlsbad. Dr. Rudolf Hadwich.

Digitalisiert von Google

Vom Volkskunde-Atlas

Die Herstellung des 1. Fragebogens mit seinen Beilagen (Werbeheft, Mitteilungen u. a.), die bei der Zentralstelle in Berlin erfolgt, ist nun beendet. Sobald er unserer Arbeitsstelle zukommt, beginnt der Versand.

Den im letzten Heft mitgeteilten Mitgliederlisten des Ehrenausschusses und Arbeitsausschusses können wir nun auch das Verzeichnis jener Personen anschließen, die bis zum 20. März ihre Zustimmung zum Eintritt in den Beirat gegeben haben (Ergänzungen wird das nächste Heft bringen):[1])

Dr. Altrichter Anton, Gymn.-Direktor, Nikolsburg.
Andreß Franz, Bürgerschuldirektor i. R., Dobrzan bei Pilsen.
Baumann Richard, Lehrer, Neusattl bei Elbogen.
Bäuml Georg, Fachlehrer, Plan bei Marienbad.
Bene Bruno, Fachlehrer, Käsmark.
Bennesch Josef, Fabriksbeamter, Haindorf bei Friedland.
Bernard Johann, Lehrer, Niedermohrau bei Römerstadt.
Bezdek Josef, Fachlehrer, Reichenau bei Mähr.-Trübau.
Blöchl Franz, Pilsen.
Dr. Blösl Joachim, Professor, Znaim.
Brandl Hermann, Oberlehrer, Rothau bei Graslitz.
Brandstätter Iwan, Eisenbahnangestellter, Böhm.-Leipa.
Dr. Braun Edmund, Direktor des Schlesischen Landesmuseums, Troppau.
Bruder Otto, Schulleiter, Schles.-Wolfsdorf.
Ing. Bürger E. G., Groß-Ullersdorf i. M.
Eßler Ernst, Bürgerschuldirektor, Lissowitz bei Kutscherau i. M.
Fiedler Eduard, Fachlehrer, Komotau.
Dr. Finkous Eduard, Professor, Teplitz-Schönau.
Fischer Franz, Bürgerschuldirektor i. R., Oberplan.
Dr. Frieb Rudolf, Gymn.-Direktor, Asch.
Dr. Führlich Ernst, Professor, Reichenberg.
Funeck Emil, Professor, Rumburg.
Geier Franz Josef, Schulleiter, Böhm.-Kilmes, P. Gabhorn bei Buchau.
Göth Ignaz, Fachlehrer, Iglau.
Göß Franz, Oberlehrer, Poschkau bei Bodenstadt i. M.
Dr. Gröb Julius, Professor i. R., dzt. Aszód in Ungarn.
Greipl Fanni, Oberlehrerin, Friedberg i. B.
Gruber Karl, Fachlehrer, Rothhaupt.
Gruß Leopold, Bürgerschuldirektor, Göllnitz.
Dr. Gückelhorn Johann, Professor, Olmütz.
Günther Anton, Schriftsteller, Gottesgab.
Dr. Hadwich Rudolf, Professor, Karlsbad.
Dr. Hanika Josef, Professor, Reichenberg.
Dr. Haßmann Hubert, Professor, Elbogen.
Dr. Herold Ludwig, Professor, Karlsbad.
Hofmann Josef, Bürgerschuldirektor i. R., Karlsbad.
Hoidn Ludwig, Lehrer, Teplitz-Schönau.
Hruschka Rudolf, Oberlehrer, Alt-Hart bei Zlabings.
Hübl Karl, Landwirt, Treihof bei Wildenschwert.
Hübner Gustav, Fachlehrer, Niedergrund bei Warnsdorf.
Hütter Robert, Oberlehrer, Zeidler bei Schluckenau.
Jelonek Emil, Lehrer, Wagstadt.
Dr. Jungwirth Ernst, Professor, Römerstadt.
Dr. Karell Viktor, Professor, Karlsbad.
Kern Josef, Fachlehrer, Leitmeritz.
Keßler Johann, Lehrer, Petersdorf bei Hennersdorf (Schlesien).

1.) Angegeben ist der Wohnort, der nicht in allen Fällen dem Heimat-, bzw. Arbeitsgebiet entspricht.

Digitalisiert von Google

Kindermann Viktor, Realschuldirektor, Auffig a. E.
Dr. Klein Hans, Professor, Jägerndorf.
Köhler Anton, Lehrer, Radowesitz bei Bilin.
Kohut Gustav, Fachlehrer, Tschech.-Teschen.
Korn Andreas, Lehrer, Sinjak bei Munkatsch.
Kowalik Rudolf, Fachlehrer, Freistadt in Schlesien.
Krahl Franz, Oberlehrer, Topkowitz bei Bodenbach a. E.
Dr. Kubitschek Rudolf, Professor, Eger.
Kudera Max, Fachlehrer, Neutitschein.
Dr. Kunz Friedrich, Arzt, Außergefild bei Winterberg.
Kurzweil Josef, Oberlehrer, Wellemin bei Lobositz.
Küssel Ferdinand, Fachlehrer, Groß-Stiebnitz im Adlergebirge.
Lache Josef F., Schulleiter, Grambach bei Neubistritz.
Ledel Karl, Lehrer, Grünau bei Mähr.-Trübau.
Lipser Heinrich, Fachlehrer, Türmitz bei Auffig a. E.
Lösch Josef, Bürgerschuldirektor i. R., Podersam.
Dr. Ludwig Karl, Stadtarchivar, Karlsbad.
Mauder Emil, Bürgerschuldirektor, Bodenbach.
Maiwald Vinzenz, Gymn.-Direktor, Braunau.
Meisinger Franz, Oberlehrer, Frauenthal bei Prachatitz.
Meißner Franz, Oberlehrer, Niederlangenau bei Hohenelbe.
Meißner Josef, Lehrer i. R., Morchenstern.
Micko Johann, Bürgerschuldirektor i. R., Muttersdorf bei Hostau.
Dr. Mühlberger Alois, Fachlehrer, Trautenau.
Nerad Amalie, Bürgerschuldirektorin, Auffig a. E.
Ohnheiser Oskar, Fachlehrer, Roleschowitz bei Jechnitz.
Paufewang Julius, Oberlehrer i. R., Wichstadtl bei Grulich.
Dr. Peschek Josef, Professor, Brünn.
Dr. Peschel Franz, Professor, Freiwaldau.
Peter Wenzel, Lehrer, Königswerth bei Falkenau.
Pfeiler Hermann, Fachlehrer, Mähr.-Schönberg.
Dr. Preibsch Hubert, Rechtskonsulent, Brünn.
Richter Johann E., Lehrer, Nikolsburg.
Rogler Joh. Richard, Fachlehrer, Asch.
Röhner Franz, Schulleiter, Neuzigen, P. Waltersdorf i. M.
Sacher Emil, Schulleiter, Hruschowan, P. Horatitz bei Saaz.
Schacherl Anton, Schriftleiter, Budweis.
Schaffer Franz, Gymn.-Direktor, Brüx.
Scharloth Eduard, Bürgerschuldirektor, Jechnitz.
Schellberger Ludwig, Professor, Komotau.
Schmidt Georg, Professor, Aussig.
Dr. Schneider Karl, Professor, Hohenelbe.
Schubert Josef, Schulleiter i. R., Tscherutzhausen bei Friedland.
Steinitz Otto, Lehrer, Schmiedshäu bei Deutsch-Proben.
Dr. Steinacker Roland, Professor, Preßburg.
Stiller Reinhold, Fachlehrer, Deutsch-Gabel.
Straka Franz, Oberlehrer, Pablowitz, P. Neugarten A. T. E.
Streit Julius, Stadtbuchwart, Gablonz a. N.
Stumpf Gustav, Ingenieur, Neutitschein.
Dr. Sturm Heribert, Stadtarchivar, St. Joachimsthal.
Thamm Josef, Lehrer, Lauterbach bei Leitomischl.
Theimer Johann, Bürgerschullehrer, Bärn i. M.
Thinschmidt Johann, Lehrer, Groß-Schlagendorf bei Poprad.
Thomas Johann, Schulleiter, Unter-Grabowitz bei Munkatsch.
Thummerer Johann, Schulleiter, Josefshütte bei Plan.
Tilscher Georg, Oberlehrer, Kornitz i. M.
Treitler Emil, Fachlehrer, Rosental-Graupen.

Digitalisiert von Google

Dr. Treixler Gustav, Gymn.-Direktor, Graslitz.
Trunz Ada, Direktorin, Olmütz.
Tschiedel Josef, Lehrer, Berzdorf bei Reichenberg.
Dr. Umlauft Franz, Professor, Aussig a. E.
Walenta Josef, Lehrer, Webrowa bei Bischofteinitz.
Waltenberger Hans, Lehrer, Kaplitz.
Webinger Adolf, Fachlehrer, Oberplan.
Dr. Wenisch Rudolf, Stadtarchivar, Komotau.
Dr. Winter Karl, Professor, Troppau.
Wodiczka Ignaz, Hauptmann i. R., Budweis.
Wohnig Karl, Realschuldirektor, Bergreichenstein.
Zabel Hans, Oberlehrer, Nixdorf.
Zeisel Richard, Lehrer, Zeche bei Deutsch-Proben.

Deutsches Rechtswörterbuch

Mit Mitteln der Berliner Akademie der Wissenschaften wird ein Wörterbuch der älteren deutschen Rechtssprache (von den Anfängen deutscher Sprache bis etwa um die Mitte des 18. Jahrhunderts) hergestellt. Die Sammlungen dazu sind so weit gediehen, daß mit dem Ausarbeiten hat begonnen werden können. Um so dringender ist das Bedürfnis nach tunlichster Vollständigkeit. So reiche Schätze auch zusammengeströmt sind durch planmäßiges Ausziehen von Rechtsquellen und Urkundenwerken sowie durch wertvolle Einzelbeiträge von Juristen, Philologen und Historikern, so wird es doch unter den Interessenten kaum einen geben, der nicht auch jetzt noch irgend einen glücklichen Fund beisteuern könnte.

Jedem, der ein engeres oder weiteres Spezialgebiet durchforscht, wird es schon vorgekommen sein, daß er Ausdrücke gefunden hat, die ihm selbst nach Erschöpfung der vorhandenen Wörterbücher und sonstigen Hilfsmittel unerklärlich geblieben sind; andererseits wird er leicht in der Lage sein, technische Ausdrücke in Gegenden, Zeiten oder Bedeutungen nachzuweisen, für die bisher keine Belege bekannt waren.

Die Beiträge können verschiedener Art sein, z. B. in einem bloßen Hinweis auf eine schon gedruckte, aber abgelegene oder seltene Quelle bestehen, etwa auf Urkundenstellen, die lediglich in einer Abhandlung als Fußnote oder als Anhang abgedruckt sind. Oder es kann verwiesen werden auf literarische Stellen, die sich mit dem Worte befassen. Oder es werden ungedruckte Urkundenstellen wörtlich mitgeteilt, deren Veröffentlichung sonst unterbleiben würde. Endlich ist es sehr erwünscht, wenn Ergänzungen und Berichtigungen zu bereits vorhandenen Glossaren und Wörterbüchern gegeben werden.

Zu diesem Rechtswörterbuch kann auch der Volkskundler beitragen, zumal oft rechtliche Bezeichnungen nur auf einen engeren landschaftlichen Umkreis beschränkt sind. Das Wort „Ausnehmer" in unserem letzten Heft S. 17 (Sterbebild) für „Ausgedinger" war z. B. dem Archiv des Deutschen Rechtswörterbuches bisher nicht bekannt. Alle Beiträge, zu denen auf Wunsch gedruckte Zettelformulare beigestellt werden, sind dem Archiv des Rechtswörterbuches (Univ.-Prof. Dr. Eberhard Freiherr von Künßberg) in Heidelberg, Augustinergasse 9, zu senden.

Antworten[1]

(Einlauf bis 15. März)

2. Umfrage. In den Neubau, in dem sonst die ihn zuerst betretende Person sterben müßte, jagt man eine schwarze Henne oder Katze. Damit Segen im Hause sei, wird dann ein Kreuz als erster Einrichtungsgegenstand aufgemacht.

1) Aus Raummangel kann ein Teil der Antworten erst im nächsten Heft veröffentlicht werden.

Digitalisiert von Google

(Karl Gruber, Fachlehrer, Roßhaupt; für diesen Ort und für Hesselsdorf in Westböhmen.) In der Slovakei tritt der Hausvater mit einem Laib Brot und den Worten „Gelobt sei Jesus Christus" als erster in den Neubau. Der Gruß bedeutet Gottes Segen und das Brot, daß es im Hause nie fehlen soll. Die Einweihung des Neubaues erfolgt erst am nächsten 6. Jänner bei der üblichen, „Koleda" genannten Häuserweihe, bei welcher der Kantor die Anfangsbuchstaben der hl. drei Könige G + M + B mit der neuen Jahreszahl auf die Tür schreibt. Der Pfarrer und seine Begleitung wird dann gewöhnlich vom Besitzer des neuen Hauses bewirtet. (Richard Zeisel, Lehrer, Zeche bei Deutsch-Proben.)

26. Umfrage. Über die Kreuzsteine in der Schönhengster Sprachinsel (vgl. dazu Hobinka, Bibliographie der deutschen Volkskunde in Mähren und Schlesien Nr. 1489, 1490) berichtet Hermann Kügler, Forstverwalter in Krönau bei Mähr.-Trübau, von dem das hier wiedergegebene Lichtbild stammt. Es stellt einen

etwa 1 Meter 60 hohen, in dem Orte Briesen stehenden Kreuzstein dar. Ähnliche befinden sich bei Markt Türnau und bei Heinzendorf.

28. Umfrage. Über Schutz- und Abwehrmittel, die am Hals, aber nicht als Schmuck, getragen werden, berichtet K. Gruber aus Hesselsdorf bei Pfraumberg: Unterm Hemd an Halsketten getragene Medaillons schützen gegen Krankheiten, besonders gegen Rotlauf. Die angefädelten Auswüchse der Buchenblätter werden kleinen Kindern um den Hals gehängt, damit sie leichter zahnen. Gegen wehe Augen bindet man einen feuchten Leinenfleck mit Krötenfüßen um den Hals.

31. Umfrage. Weitere Beerennamen teilt Josef Maschek, Landwirt in Holeischen bei Pilsen mit: Krauaaigla für Schwarzbeere (Heidelbeere) in Rotaugezd, Krotschbeere für Brombeere in Tschernowitz, Maluna für Himbeere und Raubia (Rotbeere) für Erdbeere in Holeischen.

32. Umfrage. In Deutsch-Proben und Umgebung wird für das Taufessen, wie auch für die Entbindung die Bezeichnung „Vottebain" (Gevatterwein) gebraucht. (R. Zeisel, Zeche.)

35. Umfrage. Geht das Schürzenband auf, so denkt der Schatz (Bräutigam) oder Mann an das Mädchen oder Weib. Geht einer Person das Strumpf- oder Schuhband auf, so denkt ein früherer Liebhaber an sie. Verlieren der Haarnadel bedeutet Untreue des Schatzes. (R. Gruber für die Pfraumberger Gegend.) In Deutsch-Proben und Umgebung bedeutet das Aufgehen des Schürzenbandes, Schuh- oder Strumpfbandes eines Mädchens, daß es noch am selbigen Tage Schläge bekommt. (R. Zeisel, Zeche.)

Digitalisiert von Google

37. Umfrage. Windeier heißen in Roßhaupt „g'fläizta Oia". Die ganz kleinen Eier (Hexeneier) wirft man übers Hausdach, damit die Hühner nicht verhext werden. Schalen von ausgebrüteten Eiern verbrennt man, damit die Jungen beisammen bleiben. Am Faschingdienstag füttert man die Hühner früh in einem Kreise, den man mit einer Kette zieht, damit sie die Eier nicht vertragen oder verlieren. (K. Gruber.) Auch um Leitmeritz wirft man die Hexeneier genannten kleinen Eier mit harter Schale übers Dach. (H. Ankert.) In Deutsch-Proben heißen die Windeier „gawläßta Aie". Das erste gelegte Ei, das gewöhnlich die Größe eines Tauteneies hat, heißt „Uhlägala". Es bringt Unglück, und um solches zu verhüten, wird es über das Haus geworfen. (R. Zeisel, Zeche.)

38. Umfrage. Man vertreibt Warzen, indem man sie während des Fortläutens einer „Leiche" verbetet. Dabei muß man einen Rasen ausstechen und mit der Grasseite nach unten wieder ins Loch legen und dazu einen Spruch sagen. Wenn der Rasen verfault ist, fällt die Warze ab. Auch bei abnehmendem Monde kann man sie verbeten: So lang die Warze gewachsen ist, so lang braucht sie zum Vergehen. Oder man bindet ein Seidenband zu einer Schleife, reibt damit die Warze ab und wirft die Schleife weg. Wer sie aufhebt, bekommt die Warze. (K. Gruber für Hesselsdorf bei Pfraumberg.) Warzen entfernt man, indem man mit einer Krähenfeder darüberstreicht und die Feder dann unter der Dachtraufe vergräbt. (Richard Baumann, Lehrer, Altsattl bei Elbogen.) Eine Warze entsteht an der Stelle der Hand, wohin Blut aus der Warze der eigenen Hand tropft. (H. Ankert, Leitmeritz.) Warzen entstehen, wenn man sich in einem Wasser wäscht, aus dem Hühner getrunken haben. Man vertreibt sie durch Abbinden mit einem Roßhaar, das aber aus dem Schweif gerissen werden muß, oder durch Beschmieren mit „Hundsmilch" (Wolfsmilch), ferner durch Abbinden mit einem Zwirnfaden, den man nach einigen Tagen unter der Traufe vor der Tür vergräbt. Wenn der Faden verfault, verschwinden die Warzen. Oder man zerlegt einen Apfel in vier Teile, bestreicht mit jedem Viertel die Warzen und wirft sie dann über den Kopf in das „Scheißhäusel". Auch da fallen die Warzen ab, wenn die Apfelstücke verfaulen. Oder man geht in eine Kirche, die man noch nicht besucht hat, bestreicht unter dem Weihbrunnen die warzige Hand mit Weihwasser, reibt sie noch an dem Weihbrunnen und ist dann sicher, daß sie allmählich verschwinden. (R. Zeisel, Zeche.)

41. Umfrage. In Deutsch-Proben und Umgebung kennt man für die Schmetterlinge nur den Sammelnamen „Wlotemaus" (Flattermaus) und für die Nachtfalter, die abends die Lampe umflattern, den Namen „Mäene" (Müller). Dagegen heißt die Fledermaus „Plendawlotemaus" (Blindeflattermaus) und in Zeche „Rockzigoll". (R. Zeisel.)

45. Umfrage. In Klenowitz bei Prachatitz wird noch heute ein Wetterhorn zum Vertreiben der Gewitter verwendet. Das ungefähr 20 Zentimeter lange Schneckenhaus, an der Spitze mit einem Mundstück versehen, ist angeblich in Maria-Zell geweiht worden. Sein Ton ist dumpf, aber weit hörbar. Wird das Horn geblasen, so teilen sich die Wolken oder sie ändern ihre Richtung. Ist aber das Gewitter schon sehr nahe, so gelingt es nicht mehr, dem Horn einen Ton zu entlocken. Vor dem Kriege wurde auch im Nachbarorte Pleschen ein Wetterhorn verwendet. (Franz Meißinger, Oberlehrer in Frauenthal bei Prachatitz.)

47. Umfrage. Um Jähzorn zu vertreiben, soll man in Roßdreck beißen. (R. Zeisel, Zeche.)

48. Umfrage. Hundefett wird gegen Auszehrung als Heilmittel genommen. (R. Zeisel.)

50. Umfrage. Im Riesengebirge kennt man folgende Arten der Zimmermannshacken: Breithail, Handhail, Deckhail, Obrachhod (Abrechthacke), Remmadachsla, Lachsla. (Franz Meißner, Oberlehrer in Niederlangenau bei Hohenelbe.)

51. Umfrage. Das Kerngehäuse des Obstes wird in Frauenthal bei Prachatitz „Uatizl" (F. Meißinger), in Deutsch-Proben und Umgebung „Strobes" genannt. (R. Zeisel, Zeche.)

Digitalisiert von Google

62. Umfrage. Weitere Spottreime auf Ortschaften sandten ein Prof. Theodor Chmela in Prag für Südböhmen, mit Ergänzungen zum „Böhmerwäldler Spottbüchlein“ von Kubitschek, F. Meisinger in Frauenthal und E. Höni, Buchhalter in Bischofsteinitz.

69. Umfrage. Auch in Deutsch-Proben heißt es, daß man die Furcht vor Toten verliert, wenn man den Toten die große Zehe zieht; ferner daß man einem Toten die Füße berühren soll, wenn man das Händeschwitzen verlieren will. (R. Zeisel, Zeche.)

70. Umfrage. Hier empfiehlt man ebenfalls als Bartwuchsmittel Honig von außen und Hühnerdreck von innen, denn „der Honig zieht und der Hühnerdreck dringt“. (R. Zeisel, Zeche.)

72. Umfrage. Der „Urai“ genannte Sauerteig wird gegen Fieber verwendet, indem man ihn auf die Fußsohlen auflegt. (F. Meisinger, Frauenthal.) Dasselbe tut man in Leitmeritz mit Sauerteig, Kren und Senf, weil es die Hitze nimmt. Bei Lungenentzündung legt man Quark auf die Brust. (H. Ankert.) Um Deutsch-Proben wird Sauerteig bei Halsschmerz aufgelegt, ferner bei Gesichwüren, die aufbrechen sollen. Dazu dienen auch gedörrte Pflaumen oder ein Erlenblatt. Sauerteig wird auch einer „gejungten“ (gekalbten) oder kranken Kuh zur Reinigung eingegeben; Wein wird ebenfalls als Reinigungsmittel gebraucht. (R. Zeisel, Zeche.)

74. Umfrage. In Klenowitz bei Prachatitz wird noch alljährlich das Christkindlspiel aufgeführt. (F. Meisinger.) Das Dreikönigssingen ist auch in Bischofsteinitz üblich. (Eduard Höni.)

79. Umfrage. Vor dem Kriege wurde Hirsebrei bei allen Hochzeiten verabreicht. Eine Schüssel mit gelbem „Breikou“ (Breikoch) wurde auf den Tisch gestellt. In die Mitte war ein „Sträußl“ gesteckt, rund herum lagen die „Brocken“. Fehlte das Sträußchen, so hatte jeder das Recht, den Löffel des Nachbars mit dem Stiel voran in den Brei zu stecken. (F. Meisinger, Frauenthal bei Prachatitz.)

82. Umfrage. Als Pferdenamen kommen die Taufnamen Fritz, Miezl, Lizi vor. Bei Kühen ist der Name Mirna häufig. (F. Meisinger, Frauenthal.) Im Saazer Land sind für Pferde neben Namen wie Tschick, Rutschek (Kotschek), Fuchs die männlichen Taufnamen Fritz und Hans besonders üblich, für Kühe neben Bloß, Rutschek u. a. die Namen Liesl, Märi. In Deutsch-Mokra in Karpathenrußland haben die Kühe meist russinische, die Pferde magyarische Namen, während die Hunde mit Vorliebe Fuchsl und Dachsl heißen. (Prof. Franz J. Veranek, derzeit Nakovnik.)

83. Umfrage. Viele Kinder kommen zur Welt, wenn es viele madige Nüsse gibt (F. Meisinger, Frauenthal), wenn eine reiche Haselnußernte ist oder wenn der rote Mohn reichlich blüht, denn zu dieser Zeit „tun sich viele Mädel verschlafen“. (R. Zeisel, Zeche.)

88. Umfrage. In Frauenthal wird der am Pfingstsonntag gesetzte Baum Maibaum genannt. (F. Meisinger.) In Südmähren setzen die Burschen in der Nacht zum 1. Mai ihren Mädchen einen kleinen, meist nur aus einem Ast mit Blättern bestehenden Maibaum vors Haus. (F. Veranek, Nakovnik.)

91. Umfrage. In Altsattl bei Elbogen bezeichnet das Wort Roß ein schwarzes Pferd. Man sagt aber nicht Roßstall, sondern „Pfastol“ (Pferdestall). (R. Baumann.) Um Deutsch-Proben kennt man nur die Ausdrücke Roß und Roßstall. (R. Zeisel.)

94. Umfrage. Ein Traum von Fischen bedeutet, daß man „ein Kleines kriegt“. (R. Zeisel, Zeche.)

96. Umfrage. Fensterschweiß dient auch in Altsattl bei Elbogen als Heilmittel gegen „Schwinden“ im Gesicht. (R. Baumann.) In Zeche bei Deutsch-Proben wird er gegen Augenleiden verwendet. (R. Zeisel.)

99. Umfrage. Im Riesengebirge wird bei den Rückenkörben der große, runde, aus grünen Ruten geflochtene „Spree-“ (Spreu-) oder „Grashorb“ von dem aus gebeizten Ruten erzeugten „Puckl-“ oder „Reckkorb“, der vierkantig und oben breiter als unten ist, unterschieden. Die Bezeichnung „Böhmischer Korb“ ist unbekannt. (F. Meisner, Niederlangenau.)

Digitalisiert von Google

102. Umfrage. Mitteilungen und Hinweise auf Ortslitaneien, im Schönhengstgau Torfrollen, lieferten Th. Chmela für Südböhmen, Karl Ledel, Oberlehrer in Grünau bei Mähr.-Trübau, und Johann Keßler, Lehrer in Petersdorf bei Hemersdorf in Schlesien.

103. Umfrage. Kindergebete sandten ein Th. Chmela in Prag (aus Rosenberg im Böhmerwald, um 1880 gebräuchlich) und K. Ledel aus Grünau.

104. Umfrage. Mehrere deutschslawische Mischdichtungen teilt K. Ledel mit. Danach dienen sie verschiedenen Zwecken, das folgende z. B. zum Einprägen der Wörter:

Nuž — Messer, lepší — besser, kyselý — sauer, sedlák — Bauer.

Andere werden gebraucht, wenn man scherzhaft auf die unvollkommene Beherrschung der fremden Sprache hinweisen will. Neben deutschtschechischen Dichtungen verzeichnet der Einsender auch ein deutschpolnisches Mischlied der Wasserpolen aus der Gegend von Wagstadt in Schlesien. — Nach Mitteilung von Franz Blöchl in Pilsen begann ein vor mehr als 50 Jahren in dieser Stadt während eines Jahrmarktes gesungenes Bänkelsängerlied:

Das ist die Mordgeschichte
Von dem Räuber Kilian,
Hat ermordet Weib und Kinder
a na posled sebe sam (und zuletzt sich selbst)!

Hier wird beim Zuhörer die Kenntnis der zwei Sprachen vorausgesetzt. Dasselbe ist der Fall bei einem von F. Beranek (dtt. Rakovnik) eingesandten deutschslowakischen Schneckosterreim aus Limbach bei Preßburg:

Diwi weiza, dawa weiza,
rots Ar, Stuck Beigl und an Kreizer.

Die erste Zeile ist slowakisch „davaj vajca" (gib Eier!), wobei „diwi" eine Abänderung des „davaj" — ein häufiges Kunstmittel der Volksdichtung, besonders zu Beginn von Kinderreimen, Rätseln u. a. — darstellt, die zweite Zeile (rotes Ei, Stück Beugel und ein Kreuzer) ist deutsch.

105. Umfrage. In der Gegend von Chrobold und Tisch (Bz. Prachatitz und Kalsching) gibt man Zweige der Eibe in die Weihpalmen. Zu Allerseelen werden die Gräber mit Eibenzweigen, die mit Beeren besetzt sind, geschmückt. (F. Meisinger, Frauenthal.) Auch in Neudorf bei Mähr.-Trübau, wo im Fürst Liechtensteinischen Revier noch viele Eiben als Überrest eines großen, uralten Eibenstandes vorkommen, binden manche Leute Eibenreisig zu den Weidenkätzchen, die sie am Palmsonntag als „Palme" in der Kirche weihen lassen. Am Ostermontag werden die „Palme" und Spaltkreuze aus geweihtem Holze in die Ecken der Felder gesteckt, damit die Feldfrüchte gut gedeihen und kein Hagel sie vernichte. Zuvor aber wird stets das Eibenreisig in mitgebrachtes Weihwasser getaucht und damit das Feld besprengt. Viele Ortsbewohner nehmen hiezu aber Tannenzweige, und zwar nicht nur, weil es rascher beschafft werden kann, sondern auch weil nach der Volksmeinung das Eibenreisig keine Weihe annimmt. (K. Ledel, Grünau.) In Nordmähren und Schlesien wird den Blättern der Eibe, als Tee gekocht, heilkräftige Wirkung bei Hals- und Brustkrankheiten zugeschrieben. (med. Hans Englisch, Mähr.-Rotzendorf.) Gymn.-Direktor Gustav Treirler verweist auf den Orts- und Bergnamen Eibenberg bei Graslitz, der sich aus dem einstigen Vorkommen von Eiben, die durch den Bergbaubetrieb allmählich ausgerottet wurden, erklärt.

106. Umfrage. Als Anzeichen für einen strengen Winter gilt, wenn es viele Tannenzapfen gibt, wenn die Mäuse und andere Tiere sich im Herbste tief in die Erde einwühlen, wenn Katzen, Hunde, Hasen usw. bald ein starkes Winterfell bekommen, wenn sich der Seidenschwanz zeigt. Das Gegenteil weist auf einen milden Winter. Viel Schnee ist zu erwarten, wenn im Sommer oder Herbst viele Schwämme wachsen. Wenn im Herbst der „Holla" (Holunder) und die „Ostablenmein" (Osterblümchen, Dotterblumen) blühen, kommt der Winter noch lange nicht. Dagegen wird es bald Winter, wenn die Birken im Herbst gelb werden. Große Kälte tritt bald ein, wenn im Winter die Vögel zu den Häusern kommen, was

Digitalisiert von Google

besonders vom „Rinigai" (Zaunkönig) gesagt wird. (Th. Chmela für den südlichen Böhmerwald, der anführt, daß nach solchen Anzeichen für 1929/30 ein strenger Winter angesagt worden war.) Im Riesengebirge erwartet man einen milden Winter, wenn im Spätherbst, wo sonst schon Schnee und Kälte eintritt, die Maulwürfe „aufwerfen", bzw. „stußn", die Stacheligel ihre Winterwohnung noch nicht bezogen haben, die Ameisen noch geschäftig herumlaufen, die Wintersaat noch aufrecht steht. Strenger Winter wird angezeigt durch das Heulen des Fuchses und dadurch, daß das Laub nicht vor Martini abfällt. Kommen Krähen, Zeimer (Wachholderdrosseln), Kohlmeisen und Zaunkönige in die Nähe der Häuser, muß man auf viel Schnee gefaßt sein. Es heißt: Viel Schwomma (Pilze), viel Schnie; aber auch umgekehrt: Viel Schnie, viel Schwomma. Strengen Winter befürchtet man auch, wenn im Herbste „feste" (harte, gesunde) Pilze wachsen. (F. Meißner, Niederlangenau.) Viele Ebereschen und Zapfen — was im letzten Herbst der Fall war, weshalb die Annahme nicht zutrifft —, das Wachsen der Schwämme im Spätherbst und viele Hochzeiten bedeuten einen strengen Winter; das Erscheinen der Ammer, der Raben, Krähen und besonders der Schwanzmeisen zeigt baldigen Schneefall an. Der Winter dauert lange, wenn am Neujahrstag Morgenrot ist. (R. Pedel, Grünau.) Auf strengen Winter schließt man, wenn die Schwalben zeitlich fortziehen, wenn die Eichhörnchen früh ihre Nester beziehen, wenn sich die Maulwürfe tief eingraben, wenn viele Wespennester zu finden sind und wenn die Ameisen an ungewohnten Stellen schmale, hohe Haufen bauen. (H. Englisch, Mähr.-Kotzendorf.) Wenn die Meipen in die Erde bauen, wird es sehr kalt. Es heißt: Zeitige Pilze, zeitiger Schnee. Viel Pilze, viel Schnee. Wenn das Heidekraut bis an die Spitze blüht, kommt ein langer Herbst. (J. Reßler, Petersdorf bei Hennersdorf.) Vgl. den weiteren Aufsatz von Th. Leising, Die Tiere und das Wetter (Prager Tagblatt vom 2. März 1930).

107. Umfrage. In Wolfching (Südböhmen) wird beim Mittagessen am 24. Dezember streng darauf geachtet, daß nichts unter den Tisch fällt. Nach dem Essen wird der Brunnen „gefüttert". Eine ganze Nuß, Zwetschken, ein Stück vom Striezel und ein Stück Apfel werden in den Brunnen geworfen, damit darin das Wasser nicht ausgeht. (Th. Chmela.) In Chrobold und Umgebung gibt man ebenfalls nach dem Mittagessen dem Brunnen ein Stück Striezel, eine Nuß, manchmal auch Zwetschkenkerne. Dabei sagt man: „Brunn, da hast 's Essen, gib uns 's ganze Jahr a Wasser!" Auch der Fuchs bekommt das Essen, wobei man spricht:

Fuchs, da hast du 's Essen,
tua af unsri Hear (Hühner) vageff'n!
An Nachbarn sani Künnst nehma,
die unsan Luß renna! (F. Meißinger.)

Am hl. Abend ruft man den Stalltieren zu „Heite ies hl. Obrd" und gibt ihnen Stroh, Hafer und Heu. Auch den Bienen verkündet man „Ihr Bienlan, heite ies hl. Obrd" und klopft dabei dreimal an jeden Stock. (J. Reßler, Petersdorf bei Hennersdorf.)

108. Umfrage. Das Brotopfer beim ersten Pflügen war hier früher üblich. Der Bauer legte ein Stück Brot und ein Ei unter den Pflug; das sollte reichliche Ernte bringen. Das erste Bettelweib, das ins Haus kam, erhielt diese Gabe. (R. Baumann, Altsattl bei Elbogen.)

109. Umfrage. In Südböhmen heißen die meist halbbogenförmigen Dachfenster „Bodenfenster". (Th. Chmela.) In der Saazer Gegend haben die Dächer gewöhnlich nur ein einziges sehr niedriges Fenster, das die ganze Dachbreite einnimmt. (F. Beranek, Makovnik.) In den alten, mit Schindeln gedeckten Häusern vertreten meist in die Dachfläche oder auch in die Giebelseite eingesetzte Glasscheiben die Fenster. Bei den mit Schiefer gedeckten Dächern heißen die kleinen, vorgebauten Fenster „Bodenkafferlan". Oft ist statt einer Glasscheibe nur ein Brett mit ausgesägtem Loch in das Dach eingefügt. (J. Reßler, Petersdorf bei Hennersdorf.)

Digitalisiert von Google

112. Umfrage. Auf verschiedene Weise glaubt man, die Hunde an der Verrichtung der Notdurft zu hindern. Im Radbusatale stecken die Knaben beim Anblick eines solchen Hundes den Goldfinger in den Mund und klemmen ihn mit den Zähnen ein. Oder zwei Knaben verhaken dabei gegenseitig die kleinen Finger und ziehen mit allen Kräften daran. (Franz Andreß, Bürgerschuldirektor i. R., Dobrzan bei Pilsen.) In Milikau bei Mies drückt man den Daumen in der geballten Faust. (Adolf Gücklhorn, Lehrer, Prag.) In Neusattl bei Elbogen haken ebenfalls zwei Knaben die Zeigefinger ein und ziehen. (R. Baumann.) Dasselbe geschieht im Schönhengstgau. (K. Ledel, Grünau.) Ferner in Landenburg, wo man die kleinen Finger einhakt. (F. Beranek.) Um Deutsch-Proben beißt man in den kleinen Finger, wobei man den Hund scharf beobachtet. Sind zwei Personen zugegen, so werden nach dem Beißen der kleinen Finger diese eingehakt. Man zieht mit aufgeblasenen Backen und blickt dabei auf den Hund. (R. Zeisel, Zeche.) Das Einhaken der Mittelfinger oder Zeigefinger ist auch in Nürnberg vereinzelt noch üblich, wo aber die gleiche Gebärde auch in einem Falle beobachtet wurde, in dem es sich um zwei männliche Hunde handelte, die „probiert" hatten und voneinander nicht loskommen konnten. (Rudolf Lange, Nürnberg.) Nach Mitteilung von H. Ankert in Leitmeritz erschwert man einem Menschen die Verrichtung der Notdurft, wenn man den Daumen in die geballte Faust drückt.

113. Umfrage. In Milikau bei Mies sagt man den kleinen Kindern, die nach dem Abendläuten noch draußen umherlaufen: „Geht heim, das rote Knie kommt! Es läuft hinter der Mühle umher." (A. Gücklhorn.) F. Beranek macht auf eine Geschichte vom blutigen Knie bei P. Rosegger aufmerksam, der erzählt, daß er damit seine Geschwister geschreckt habe. — Ausführliche Angaben über andere Schreckgestalten, mit denen man den Kindern droht, lieferte Th. Chmela für Südböhmen. Neben dem Beerenmännchen und Wassermann kommt in unserem Fall besonders der „Betlgrobhäns" in Betracht, mit dem man um Malsching droht, damit die Kinder nicht allein in den Wald laufen. Er hat eine blutige „Fonz'n" (Maul) oder ein blutiges „Gre(i)b" (Zunge mit daranhängender Gurgel.) — Um Dobrzan bei Pilsen schreckt man Kinder vom Waldbesuche mit den Worten „Da Heha kummt!" oder „'s Hualzmannl kummt!" ab. Alte Leute erzählen, daß in Dobrzan früher einmal ein blutiges Knie zur Mitternachtszeit von einem Hause in der Langen Gasse über den Ringplatz gewandert sei, das besonders von der Jugend allgemein gefürchtet wurde. (F. Andreß.) In Petersdorf bei Hennersdorf schreckt man die Kinder mit der Drollmutter, der Hexe, und dem Bohma oder Bohmazel. (J. Keßler.)

114. Umfrage. Wer runde Knie hat, ist brav und betet gern. Wer spitzige Knie hat, ist bissig. Wer an den Knien kitzlich ist, ist heiratsnärrisch. (Th. Chmela für Malsching in Südböhmen.) Ein Mädchen mit spitzigen Knien kriegt lauter Buben. (A. Gücklhorn, Milikau bei Mies.) Im Schönhengstgau heißt es, daß ein Mädchen, das spitzige Knie hat, noch eine Jungfrau ist. (K. Ledel, Grünau.) In Petersdorf bei Hennersdorf sagt man: Wer an den Knien kitzlich ist, kann das Heiraten nicht lassen. (J. Keßler.) F. Andreß sendet den folgenden Vierzeiler aus Stich bei Dobrzan ein:

Alla Moidla häbn Knöi, häbn Knöi,
Aba niat wöi döi;
Alla Moidla häbn Bäuch', häbn Bäuch',
Aba niat älla gleich.

Er verweist ferner auf die Redensart „Um a Feda soll sich a Moidl d' Knöi äschläg'n", d. h. eine Feder soll man nicht liegen lassen. Diese Wendung (vgl. Hans Watzlik, Der Alp S. 47: „Die Kniescheiben soll man sich um einer Gansfeder willen zertrümmern lassen, über neun Zäune soll man ihretwegen steigen") soll betonen, daß auch das Kleinste zu ehren ist.

115. Umfrage. In der Pfarrkirche Ottau in Südböhmen wird seit je am 3. Feber unter großer Beteiligung der Bevölkerung der Blasiussegen erteilt. Nach der Messe hält der Priester jedem zwei kreuzförmig gebundene Kerzen vor den Hals und spricht: „Auf die Fürbitte des hl. Bischofs und Märtyrers Blasius

Digitalisiert von Google

bewahre dich vor allen Krankheiten des Mundes und des Halses der allmächtige Gott Vater, Sohn und hl. Geist!" — Die Volksetymologie bringt Blasius mit blasen (wehen) in Zusammenhang. Zu Blasius soll es stark schneien und blasen: „Eine schwarze Kuh soll neunmal weiß werden." „Es soll neun Fuhren Schnee bei einer „Neigerluka" (Bohrloch) hinausblasen, dann wird bald Sommer." (Th. Chmela). Auch in Dobrzan bei Pilsen wird denen, welche sich nach der Messe vor dem Altare niederknien, vom Priester mit den zwei brennenden und kreuzweise zusammengebundenen Kerzen der Blasiussegen zum Schutze gegen Halskrankheiten erteilt. (F. Andreß.) Auch in der Gegend von Mies ist der Blasiussegen noch gebräuchlich (A. Gücklhorn), während er in anderen Landschaften, z. B. im Riesengebirge (F. Meißner), schon abgekommen ist.

116. Umfrage. In Südböhmen kennt man die folgenden Arten von Schuhen: Stief'ln; Stieflett'n; Schnürschuah; Bundschuah; Parisa, auch Halbschuah und Niedarschuah genannt; Hü(l)zschuah, auch Ganzhü(l)zschuah genannt zum Unterschied von den Halbschuah oder Halbhü(l)zschuah, die aus einem hölzernen Unterteil und dem „Leder-Übermäß" (Oberteil aus Leder) bestehen; Schlapfa oder Schlepfa; Patsch'n. (Th. Chmela.) In der Gegend von Mies gibt es: Hohe Schuhe für Männer (Leder aus starker Rindshaut, zum Schnüren; genannt „haocha Schouch" oder „Arwatsschouch") und für Frauen und Mädchen (Kalb- oder Ziegenleder; ebenfalls „haocha Schouch" oder „Schnäiaschouch" = Schnürschuhe genannt); Stiefletten, so oder auch „Stiefala" genannt (Gummieinsatz an beiden Seiten, um das An- und Ausziehen zu ermöglichen); Halbstiefel (Starkes Rindsleder, ungefärbt, bis zu den halben Waden reichend); Hohe Stiefel (Besseres Leder, steife Stiefelröhren, bis zu den Knien reichend. Name „haocha Stiefl"); Halbschuhe für Männer und Frauen (Halbschouch, für Frauen auch „Stöcklschouch" genannt. Scherznamen: „Schinakl" (= Kahn, Schiffl); Niedere Schuhe für Frauen und Mädchen („Schnäiaschouch", wenn zum Schnüren, „Räimarlschouch", wenn mit Riemen zum Knöpfen, „Knöpflschouch", wenn zum Knöpfen, „Schnallenschouch", wenn zum Zuschnallen); Überschuhe (Uwaschouch); Hausschuhe (Paotschn); Holzschuhe, wenn ganz aus Holz, „Wawora" genannt; Pantoffel aus Leder oder Holz, diese „Hulzpanteifl" auch scherzweise „Schlurpan" genannt. (A. Gücklhorn, Prag.) Im Riesengebirge trägt man: „Stiefl", auch „huche Stiefl, Foldn- oder Schäftnstiefl" genannt; „Holbstiefl" mit kurzen Röhren; „Stiefletten" (schon selten), „Schnirschuh", „Holbschuh" (mit Schnüren oder Schnallen), auch „Niederschuh" genannt; „Kommodschuh" (Schlapfen aus Leder; Arnau); „Patschln" (Schlapfn aus Filz oder Tuch); Pantoffel und in neuester Zeit auch Überschuhe. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts trugen die Männer „Iwrschlech-, Aufzieh- oder Zengstnaufstiefel" (hohe Stiefel mit weichem Oberteil, der über das Knie gezogen oder auch herabgeschlagen werden konnte) oder Halbstiefel, noch früher „Knocha- oder Krowotnstiefl" (Nieder- oder Schnürschuhe mit großen, oft silbernen Schnallen und hohen Absätzen, die „Schnalla-, Stäcklaschuh". (F. Meißner, Niederlangenau.) Die Deutschen des Schönhengstgaues tragen Stäifl, Stäiflettn, Schuah (Schnürschuhe), Tauchschuah, Hucha Schuah und Näidaschuah, Potschn, Häspotschn, Schloppn (Pantoffel) und Holzschuah. Die letzteren werden gewöhnlich bei Stallarbeiten getragen. (K. Ledel, Grünau.) In Petersdorf bei Hennersdorf (Schlesien) trägt man: Stiefel, gewöhnlich „Fäldastiefan" genannt; Halbstiefan", die bis zur halben Wade reichen; „Harmeniestiefan" mit zusammengepreßten Falten, die an eine Ziehharmonika erinnern; „Honjakstiefan" (Filzstiefeln mit Lederbesatz); Stiefletten (Schuhe mit Gummizug an den Seiten, früher auch Gamaschen genannt); Halbschuhe, vorn zum Schnüren, die man früher „Pariser" nannte (Halbschuhe mit Gummizug trugen früher auch die Frauen); Potschen (Tuchhalbschuhe; Bänderpotschen, wenn aus Bändern); Holzlätscha und Laderlätscha (Pantoffel mit Holz- oder Ledersohle). Alte Schuhe nennt man spottweise „Schlurfa", Shimmyschuhe haben den Namen Schnabelschuhe. (J. Keßler.) In der Sprachinsel Deutsch-Proben (Slow.) trägt man: „Schäftschuh" = Stiefel; „Sak'n" = Tuch- oder Gewandstiefel; „Kjapezen" = Bundschuh; „Topanken" = Schnürschuh; „Kork'n" = aus Deutschland von Saisonarbeitern eingeführte Holzschuhe und endlich die

Digitalisiert von Google

„Antonischuhe" genannten Holzsandalen mit zweiteiligen, beweglichen Sohlen, die im Weltkrieg als Schuhersatz eingeführt wurden. (K. Zeisel, Zeche.) Holzschuhe pflegen die Bewohner der von Böhmerwäldlern besiedelten Sprachinseldörfer in Karpathenrußland zu tragen. (F. Beranek, Rakovnik.)

117. Umfrage. Lieder und Reime, in denen auf Kleidung und Tracht Bezug genommen wird, teilten mit Ed. Hönl in Bischofteinitz, F. Andreß aus Stich bei Dobrzan, A. Glücklhorn aus Milikau bei Mies und aus Pattersdorf bei Deutschbrod, F. Beranek aus der Umgebung von Saaz, F. Meißner aus Niederlangenau, K. Lebel aus dem Schönhengstgau und J. Keßler aus Petersdorf bei Hennersdorf. Besonders gut wird die Schönhengster Volkstracht in einem achtzeiligen Liedlein beschrieben, von dem K. Lebel zwei Fassungen eingesandt hat. In der zweiten (aus Neudorf) wird auch das „Hoda" genannte farbenprächtige, sehr große Kopftuch erwähnt, das eigenartig gebunden noch heute von manchen alten Frauen am Sonntag getragen wird. — Für das Riesengebirge bemerkt F. Meißner: „Als vor etwa 60 Jahren die „Reifröcke" modern waren, galt der Reim:

Krenolina missa sein,
on is die Wertschoft noch su klein.

In Altstadt bei Trautenau fragten die Mädchen vor dem sonntägigen Kirchgang: „Bin ich schun, kon ich gihn, stiehn die Maschlan gleiche, schwänzlt denn mei Rock?" Der allgemeine Spruch „Zu Pfingsta sein die Mädlan am schiensta" besagt, daß im Riesengebirge der Sommerstaat meist erst zu Pfingsten entfaltet werden kann."

118. Umfrage. Sammlungen von Andachtsbildern besitzen noch: Dr. Ed. Braun, Direktor des Schlesischen Landesmuseums in Troppau; H. Ankert in Leitmeritz und unser hochverdienter Landsmann Dr. Gustav Pazaurek, Direktor des Landes-Gewerbemuseums in Stuttgart. Eine größere Sammlung von Heiligenbildern sandte Hugo Jungbauer in Oberplan dem Archiv.

119. Umfrage. Heilige Stiegen sind ferner noch im Kreuzgang des Augustinerklosters in Böhm.-Leipa (H. Ankert, Leitmeritz), in Mariahilf bei Zuckmantel in Schlesien (J. Keßler, Petersdorf) und in der Kajetanerkirche in Salzburg (Prof Dr. Jakob Loidl, Salzburg, der hierüber Literaturangaben und das Büchlein von P. Gregor Reitlechner, Die Entstehung und Verehrung der Heiligen Stiege in der Kloster-Kirche der Barmherzigen Brüder in Salzburg, übermittelte).

120. Umfrage. Zu den in südböhmischen Druckereien hergestellten Sterbebildern ergänzt Th. Ehmela (Prag), daß außer den im letzten Heft gebrachten Bildern auf der Vorderseite beliebt sind: Die Auferstehung, der gute Hirt, Maria beim Kreuz, das Herz Jesu und verschiedene Passionsbilder. — Daß die Sterbebilder auch in der Gegenwart nicht nur in ländlichen Bevölkerungskreisen üblich sind, beweist eine Mitteilung von Ed. Hönl in Bischofteinitz, der neben anderen auch ein Sterbebild für den 1915 in Polen gestorbenen Erbgrafen Trauttmannsdorff besitzt. — 13 Sterbebilder aus der Iglauer Sprachinsel übermittelte Fachlehrer Ignaz Göth mit der Angabe, daß die Bilder aus München und Dresden bezogen und hier nur bedruckt werden. — F. Beranek macht aufmerksam, daß die Sitte, zur Erinnerung an verstorbene Angehörige Sterbebilder drucken zu lassen, auch im Rheinland üblich ist. — Auch im Mühlviertel ist der Brauch daheim. (Robert Staininger, Sandl bei Freistadt in O.-Ö., der zugleich auf die bis zum Bauernkrieg zurückreichende Beichtzettelsammlung des Stadtarchives in Freistadt verweist.)

Umfragen

121. Wer legt oder bringt die Ostereier?

122. Wie ist ihre Herstellung (einfach gefärbt mit gekaufter Farbe oder mit Zwiebelschalen, beschrieben mit Figuren und Versen, die mit flüssigem Wachs vor dem Färben aufgetragen oder die auf das farbige Ei mit Feilen u. a. „eingekratzt" werden, mit Abziehbildern geschmückt u. a.)?

123. Welche Aufschriften und Reime sind am häufigsten?

Digitalisiert von Google

124. Wer erhält die Eier?
125. Wann erhalten sie die Burschen und wofür (Gegengabe für den Faschingstanz u. a.)?
126. Bekommt der bevorzugte Liebhaber oder Verlobte ein besonderes Ostergeschenk (Osterpackl)?
127. Wie viele Eier erhält jeder Bursche?
128. Wird streng darauf gesehen, daß die Eier nur unpaarig (ein, drei, fünf Stück usw.) verschenkt werden?
129. Was geschieht mit den Eiern (Spiele u. a.)?
130. Werden bei den Eierspielen auch falsche Eier (aus Stein, Glas usw. oder eingedörrte Eier oder solche, die an der Spitze durch eingelassenes Pech verstärkt werden) verwendet?

Kurze Nachrichten

Am 20. Jänner ist auf Schloß Friedland i. B. der Herrschaftsbesitzer Franz Clam-Gallas, ein treuer Freund aller heimat- und volkskundlichen Bestrebungen, gestorben. Auch unsere Zeitschrift, deren Förderer der Verewigte war, wird sein Andenken in Ehren halten.

Eine volkskundliche Forschungsreise, die unser Mitarbeiter A. Karasek-Langer mit Dr. Wolfram und Horak von Wien aus vor kurzem in die Kremnitzer Sprachinsel unternahm, hatte ein glänzendes Ergebnis, da gegen 200 Lieder mit Singweisen, 15 Volkstänze, 14 Schwerttänze, ein Samsonspiel mit Singweisen, mehrere hundert Sagen u. a. gesammelt wurde. Außerdem wurden verschiedene volkskundlich wichtige Tatsachen festgestellt, so das Vorkommen von tonnengewölbten Speicherbauten.

Kümmernisbilder aus Böhmen (Leitmeritz, Wellemin, Liebshausen, Christofsgrund, Prag) wurden neben anderen volkskundlichen Bildern an einem Lichtbildabend der Arbeitsgemeinschaft für Heimatforschung in Leitmeritz gezeigt. (Vgl. Leitmeritzer Zeitung vom 28. Feber 1930.)

Die Abendsingwoche in Olmütz, veranstaltet vom Deutschen Stadtbildungsausschuß vom 16. bis 23. Feber geleitet von Prof. Oskar Fitz (Wien) und Walter Zawadil (Prag-Olmütz) hatte einen glänzenden Erfolg. Es beteiligten sich daran 85 Personen.

Die Akademische Singgemeinde Prag, welche ihre Aufgabe in der lebendigen Erfassung der Volkslieder und Volkskunst überhaupt sieht, veranstaltet in nächster Zeit einige Liederabende im Prager Rundfunk. Zu Anfang April findet ein Osterſingen statt, für Ende Mai ist eine Sendung mährisch-schlesischer Volkslieder geplant. Chorleiter ist W. Zawadil, Prag-Olmütz.

Der Deutsche Verein für Familienkunde für die Tschechoslowakische Republik hielt seine gründende Hauptversammlung am 9. März 1930 in Prag ab. Obmann ist Univ.-Prof. Dr. Armin Tschermak-Seysenegg, Geschäftsleiter Dr. H. F. Zimmermann.

Werbearbeit für die deutsche Volkskunde und im besondern für unsere Zeitschrift leistete in der letzten Zeit vor allem Richard Baumann, Lehrer in Neusattl bei Elbogen, der ausführliche Besprechungen unserer Zeitschrift in der „Elbogener Zeitung" vom 11. Jänner und in der „Sudetendeutschen Tageszeitung" vom 31. Jänner veröffentlichte.

Besprechungen

Bücher

Ernst Schwarz, Unsere Mundart. 1. Band der von E. Schwarz herausgegebenen „Handbücherei des Sudetendeutschen Heimatforschers" (Anstalt für Sudetendeutsche Heimatforschung der Deutschen Wissenschaft-

Digitalisiert von Google

lichen Gesellschaft in Reichenberg). Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg 1930. Preis geh. 13 K 50, geb. 16 K.

Mit diesem ausgezeichneten Buche hat die sudetendeutsche Mundartforschung das so lange entbehrte, verläßliche Handbuch erhalten. Es gliedert sich in die Abschnitte: Begriff und Bedeutung der Mundart. Die Laute. Lautgeschichte. Formenlehre, Satzbau und Stil. Wortbildung und Wortschatz. Mundartengeographie. Dialektgrenzen und Mundartengliederung. Schrifttum zur heimischen Mundartforschung. Mundartschrifttum der Nachbarländer. Allgemeines Mundartschrifttum. Das klar und anziehend geschriebene Werk beschränkt sich nicht auf die Darstellung des gegenwärtigen Standes unseres Wissens, sondern weist immer wieder auf die Zukunftsaufgaben der Mundartforschung hin, aus deren Ergebnissen vor allem die Siedlungsforschung reichen Gewinn ziehen wird. Die einzelnen Probleme selbst erfahren eine gründliche, dabei aber auch vorsichtige Behandlung. Es werden keine voreiligen Schlüsse gezogen, sondern nur nachweisbare Tatsachen geboten. Beigegeben sind drei Abbildungen (Karten). Die erste zeigt das Verbreitungsgebiet der Mehrzahlbildung —lich für Verkleinerungen auf mhd. —lîn, mundartlich —la (im Trübauer Kreis —l), die auf sudetendeutschem Boden nur in der Schönhengster Mundart und im Orte Wachtl vorkommt und daher den Schluß erlaubt, daß ein Hauptteil der für die Ausbildung der Schönhengster Mundarten verantwortlichen deutschen Kolonisten aus dem ehemaligen Gebiet dieses —lich, d. i. Ober- und Mitteldeutschland zwischen Thüringen und Neckar stammt. Die zweite Karte unterrichtet über das Verbreitungsgebiet von Ertag und Pfinztag für Dienstag und Donnerstag im südlichen Egerlande, die dritte gibt eine Übersicht über die deutschen Sprachlandschaften der Sudetenländer.

Josef Blau und Alfred Lehnert, Bilder aus dem Volksleben der Deutschen in Böhmen. 4. Band von „Deutsche Art — treu bewahrt". Mit 1 Titelbilde und 23 Abbildungen im Text. Verlag von A. Pichlers Witwe & Sohn, Wien 1929.

Dieses trefflich zusammengestellte Lesebuch bietet über 70 Proben aus geschichtlichen, heimat- und volkskundlichen Schriften mit eingestreuten Gedichten, die sich namentlich im Schulunterricht gut verwerten lassen. Es verdient aber auch außerhalb der Sudetenländer von allen gelesen zu werden, die einen Einblick in das reiche und eigenartige Volksleben der Deutschen in Böhmen gewinnen wollen.

Dr. Hans Muggenthaler, Die Besiedlung des Böhmerwaldes. Ein Beitrag zur bayrischen Kolonisationsgeschichte. Nr. 10 der Veröffentlichungen des Instituts für ostbairische Heimatforschung. Passau 1929. Preis 4 Mark 20.

Die verdienstvolle Arbeit bringt die erste zusammenfassende Darstellung der Besiedlung des Böhmerwaldes. Die einschlägige Literatur, auch von deutschböhmischer Seite, ist gut verwertet. Unbenützt blieben R. Rubitschek, Von den Namen der Heimat; P. Schmidt, Versuch einer Siedlungs-Geschichte des Böhmerwaldes u. a. Unrichtig ist der Satz: „Der Tschechе benennt das Waldgebirge česky les (böhmischer Wald) oder sumawa (der Rauschende)" (S. 9). Der nördliche Böhmerwald vom Egerland bis zur Neumarker Senke (Oberpfälzer Wald) allein heißt „Český les", der südliche Böhmerwald allein „Sumava". Zu S. 55f. ist zu bemerken, daß an der deutschen Herkunft der Rünischen Freibauern — das Gericht Stachau ausgenommen — kein Zweifel besteht. Von Druckfehlern wären zu berichtigen: Hwozd statt whozd (S. 55), Wyschehrad statt Wyscherhad (S. 56, 60), Horitz-Gojau statt Horitz-Goyau (S. 65), Watzlik statt Watzlick (S. 66) u. a.

Bruno Schier, Die Friedländer Volkskunde: Haus und Hausrat. Allgemeiner Teil II. Heft 5 der Heimatkunde des Bezirkes Friedland in Böhmen. Verlag des Friedländer Lehrervereines, Friedland 1930.

Digitalisiert von Google

Dieser weitere Band behandelt Ställe und Scheunen, Brunnen und Vorbauten, Gehöft- und Zierformen, Hausrat, Holzmöbel, Bilder, Bücher und Uhren, Geschirre und Gefäße, Geräte, Feuer und Beleuchtung. Den Text ergänzen zahlreiche, wohlgelungene Lichtbilder.

Rudolf Kubitschek, Böhmerwäldler Spottbüchlein. Verlag Carl Maasch's Buchhandlung A. H. Bayer, Pilsen.

Das nun von dem genannten Verlag zum Vertrieb übernommene Büchlein bringt Spitznamen, Ortsneckereien und Stichelschwänke. Es ist tatsächlich eine „kurzweilige Beschreibung von Land und Leuten des Böhmerwaldes".

J. Nitsche, Volksbräuche in Nordwestschlesien. Selbstverlag, Freiwaldau 1929.

In knapper Form schildert das Büchlein das Brauchtum des Jahres und des Lebens. Der Stoff wurde zum größten Teil vom Verfasser selbst gesammelt, wobei ihn Freunde und Schüler der Knabenbürgerschule in Freiwaldau unterstützten. Eingeleitet wird das Werk durch eine gehaltvolle Abhandlung über „Volksbrauch und Heimatforschung in Nordwestschlesien" von Prof. Dr. Franz Peschel.

Der große Brockhaus. Handbuch des Wissens in zwanzig Bänden. 15. Auflage. 2. Bd. (Asu—Bla). Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig 1929. Preis 26 Mark.

Auch dieser Band bringt umfangreiche Artikel, z. B. Australien, Bayern, Belgien, Bergbau, Berlin, Bibel, Bibliothek, Biene, Bild, Bismarck usw. Von volkskundlichen Stichwörtern sind zu nennen: August (der Volksbrauch des Hahnenschlagens ist aber nicht auf diesen Monat beschränkt, findet sich auch zu Ostern, Pfingsten, Johanni, zur Kirchweih, bei Hochzeiten usw., außerdem finden nicht alle Erntefeste im August statt); Bänkelsänger (diese hatten doch stets auch die bildliche Vorführung); Bannen (eine wenig befriedigende Begriffsbestimmung); Bauernhaus; Baumkult; Bauopfer (hier wird schon auf das Hw. Aberglaube verwiesen); Bechtelstag, Berchta; Berggeister (zur Lit. wird bloß das allgemein abgelehnte Buch von Moepert über Rübezahl verzeichnet); Bergreihen; Bibliographie (hier wäre doch auch die seit 1919 erscheinende „Volkskundliche Bibliographie" zu erwähnen); Bildzauber; Bilwis (zum Teil unbefriedigend). Von Volksliedern und volkstümlichen Kunstliedern werden mehrere angeführt (Auch ich war ein Jüngling, Auch ich war in Arkadien, Aus der Jugendzeit, Bald graf' ich am Neckar u. a.). Von Sudetendeutschen sind vertreten: Moritz Freiherr Auffenberg von Komarow, geb. 1852 in Troppau; Dominik Aulicjek, Bildhauer und Porzellanplastiker, geb. 1734 in Politschka; Adolf Bachmann, Historiker und Politiker, geb. 1849 in Aussig bei Eger; Olivier Marquis de Barquehem, Staatsmann, geb. 1847 in Troppau; Boh. Balbin (1621—1688); Freiherr Anton von Banhans, Staatsmann, geb. 1825 in Michelob; Friedrich Becke, Mineralog, geb. 1855 in Prag; Adolf Beer, Historiker und Politiker, geb. 1831 in Proßnitz i. M.; die Brüder Franz und Georg Benda, Musiker, geb. 1709, bzw. 1722 in Altbenatek, die in Deutschland ihre zweite Heimat fanden; Ernst Berl, Chemiker, geb. 1877 in Freudenthal; Gustav Biedermann, Philosoph, geb. 1815 in Bolm.-Aicha; Wilhelm Biedermann, Physiolog, geb. 1854 in Bilin; Siegmund von Birken, Dichter, geb. 1626 in Wildstein bei Eger; Alexander Bittner, Geolog, geb. 1850 in Friedland i. B.; Josef Baernreither, Politiker, geb. 1845 in Prag; Richard Batka, Musikschriftsteller, geb. 1868 in Prag; Leopold Bauer, Architekt, geb. 1872 in Jägerndorf; Freiherr Andreas von Baumgartner, Staatsmann und Gelehrter, geb. 1793 in Friedberg im Böhmerwald; Marie Bayer-Bürck, Schauspielerin, geb. 1820 in Prag; Günther Ritter von Beck-Mannagetta und Lerchenau, geb. 1856 in Preßburg (hier soll es richtig heißen: seit 1899 — nicht 1921 — Prof. der Botanik an der deutschen Universität in Prag, seit 1921 ebenda im Ruhestand). Auch dieser Band ist durch Genauigkeit und Sorgfalt ausgezeichnet; Druckfehler kommen nur ganz ausnahmsweise vor, z. B. S. 532 (Bart) Franz Joseph II. statt Franz Josef I. oder Bata statt Bata.

Digitalisiert von Google

Zeitschriften

Zeitschrift für Volkskunde (Berlin). Das 2. Heft des 39. Jahrgangs (Neue Folge Band 1.) eröffnet Walther Mitzka mit einer gediegenen Abhandlung über „Volkskundegeographie der Netze des Kurischen und des Frischen Haffes", die anschaulich beweist, daß die Geographie der Fischergeräte und Fischnetze ein Gegenstand volkskundlicher Unternehmung ist. Ernst Maaß bringt in seinem Aufsatz „Fliegen- und Mottenfeste" zahlreiche Belege zu alten Abwehrriten und Hermann Rügler ergänzt seine früheren Veröffentlichungen durch ein weiteres Verzeichnis von Quellen über das „Fliegen- und Mottenfest in Berlin". Über „Die Christkindlspiele in der Schwäbischen Türkei", der größten deutschen Sprachinsel Rumpfungarns, berichtet Rudolf Hartmann und gibt zwei Spiele im Wortlaut wieder. Eine lange Reihe von „Kleinen Mitteilungen" folgt. Bücherbesprechungen und Notizen schließen den Band ab. Von den angezeigten Schriften sind zu nennen: G. Gesemann, Volkscharaktertypologie der Serbokroaten; E. Hobinka, Bibliographie der deutschen Volkskunde in Mähren und Schlesien; J. Hofmann, Die ländliche Bauweise, Einrichtung und Volkskunst des 18. und 19. Jahrhunderts der Karlsbader Landschaft; A. Korn, Das Bethlehemspiel, ein Weihnachtsspiel der Böhmerwäldler in Karpathenrußland (Hinweis Bolte's, daß es in der Hirtenszene wörtlich mit dem Berliner Weihnachtsspiele von 1589 übereinstimmt); K. Lichtenfeld, Märchen in der Mundart aus dem Geltschgau; A. Wesselski, Der Knabenkönig und das kluge Mädchen; ferner vom gleichen Verfasser: Einstige Brücken zwischen Orient und Okzident und Der Gott außer Funktion.

Euphorion (Stuttgart). Der 30. Band (1929) bringt auf S. 545—551 einen bemerkenswerten Beitrag von A. Wesselski „Ein amerikanisches Motiv in einem Grimmschen Märchen".

Der Auslanddeutsche (Stuttgart). Aus den letzten Heften sind herauszuheben: G. Peters, Das neue Prager Parlament (1929, Nr. 23); K. M. Klier, Deutsches Volkslied-Archiv und Auslanddeutschtum; F. H. R., Auslanddeutschtum und deutsche Volkskunde (Bericht über die Berliner Tagung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde); V. Aschenbrenner, Zehn Jahre Deutscher Kulturverband (1929, Nr. 24); W. Bier, Von deutschen Holzfällern in den Kleinen Karpathen (1930, Nr. 1); G. Jungbauer, Adolf Hauffen † (1930, Nr. 5).

Das deutsche Volkslied (Wien). Das 1./2. Heft 1930 bringt drei Schnaderhüpfellieder aus der Gegend von Neuern, mitgeteilt von Josef Muckenschnabl und Berichte über die Aufführung des Brünner Deutschen Volksgesang-Vereines in Wien (30. Oktober 1929) und den Volksliederabend des Männergesangvereines in Freudenthal (1. Dezember 1929).

Blätter für Heimatkunde (Graz). Aus dem Inhalt des 7. Jahrgangs (1929) sind von volkskundlichen Beiträgen zu nennen: G. Wolfbauer, Glasmalereien aus Spital am Semmering; O. Lamprecht, Der Mistball; Gisela Mayer-Pitsch, Das Brunnenkreuz bei Knittelfeld; R. Stöffelmeier, Die sechs Grundwahrheiten; W. Hoffer, Über die wahre Natur der „Bergstutzeln" (Murmeltiere, die im Volksglauben eine Rolle spielen); H. Rohrer, Zwei Gleichenssprüche (Maurerspruch und Zimmererspruch).

Bayerischer Heimatschutz (München). Auch der 25. Jahrgang (1929) dieser von J. M. Ritz vorbildlich geleiteten Zeitschrift des bayrischen Landesvereines für Heimatschutz zeichnet sich durch seinen alle volkskundlichen Stoffgebiete umfassenden, reichen Inhalt und den prächtigen Bildschmuck aus. Von den zahlreichen Beiträgen können hier nur einige angeführt werden: A. Haberlandt, Die Gegenwartsaufgaben unserer volkskundlichen Sammlungen; K. Helm, Zur Frage der Trachtenforschung; O. Mauser, Korpus der volkskundlichen Überlieferungen des Deutschtums. Gedanken zur volkskundlichen Organisationsarbeit; F. M. Willam, Die Welt des Aberglaubens (im Anschluß an das Handwörterbuch Aberglaube, von dem gesagt wird, daß „dieses Werk bei richtigem Gebrauch einen viel besseren Überblick über das menschliche Leben mit seinen wesentlichen und daher immer gleichbleibenden Verbindungen und Bedürfnissen schenken wird, als etwa die Kunst, Literatur und Wissenschaft von heute dies mit ihrem mehr ausschnittartigen

Digitalisiert von Google

Charakter tun kann."); R. Dertsch, Hexenglaube am Bodensee; G. Schierghofer, „Tädo-Masken (gleiche Spottpuppen pflegte man im südlichen Böhmerwald, z. B. im Bezirk Oberplan, noch vor dem Kriege am Tage der österlichen Beichte der Mädchen neben dem Wege auf Bäumen aufzuhängen; doch gibt es hiefür keine besondere Bezeichnung); L. Wilz, Der Kampf gegen die geistlichen Spiele in Bayern; A. Bauer, Kirchliche Umritte und Rennen im Gebiete des ehemaligen Landgerichts Dachau im 17. Jahrhundert; R. Kriß, Die Verehrung der seligen Edigna in Puch; K. Gröber, Votivgaben auf alten Bildern; J. M. Ritz, Forschungsaufgaben der Wallfahrtsvolkskunde (mit wichtigen Ratschlägen für die systematische, folgerichtig volkskundliche Einstellung); Th. Heppner, Der Atlas der deutschen Volkskunde; J. Blau, Das Urbild der wächsernen Leonhardstafeln (mit Abbildung des Holzmodels, das der Verfasser 1916 in einem Bürgerhause von Neuern, in dem früher das Lebzelter- und Wachszieherge werbe betrieben wurde, gefunden hat); Beiträge zur Kümmernisforschung u. a.

Deutsche Gaue (Kaufbeuren). Die 1. Lieferung des 31. Bandes (1930) bringt neben dem Vortrag „Vorfasten- und Fastnachtsbräuche" viele kleine Mitteilungen (Ausgehöhlte Kruzifixe und Heiligenfiguren; Schwingstock; Gerichtstische; Aufrichtsprüche u. a.).

Hessische Blätter für Volkskunde (Gießen). Als Sonderdruck aus Band 28 (1929) liegt die gründliche Arbeit von Friedrich Maurer über „Sprachschranken, Sprachräume und Sprachbewegungen im Hessischen" vor, die Hermann Aubin gewidmet ist. Sie führt zu wichtigen Ergebnissen, bestätigt einerseits die Ergebnisse der Rheinlandforschung, die das Vorbild liefert, fördert aber auch neue Gesichtspunkte und Problemstellungen zutage.

Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde. Der 30. Band (1929) enthält einen ergebnisreichen Beitrag zur Sagenforschung von W. E. Peuckert, der die geschichtliche Entwicklung der Sagen von den „Walen und Venedigern" verfolgt und neben anderen wichtigen Feststellungen auch die ansprechende Vermutung äußert, daß erst die im 16. Jahrhundert in das Riesengebirge, z. B. 1591 nach Trautenau, gekommenen Holzfäller aus ihrer nordtirolischen Heimat, dem Mittelpunkt der Venedigersage, die Namen Venedig und Venediger in das Riesengebirge brachten, wo nun die älteren Walen zu Venedigern wurden.

Die Singgemeinde (Kassel). Im 3. Heft (Febr.-März) 1930 veröffentlicht Hans Klein einen vorbildlichen Bericht „Aus dem Leben einer sudetendeutschen Singgemeinde" (Jägerndorf).

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde. Das 2. Heft des 3. Jahrganges (1929) bringt unter anderen Beiträgen: H. Bizer, Alemannisch-schwäbische Stammesnamen (die hier nicht Hausnamen genannt werden, weil sie zum Wohnhause des Namenträgers in keiner Beziehung stehen, sondern nur die Abstammung bezeichnen); M. Walter, Wege zur Erkenntnis der Volkskunst; F. Panzer, Das Herz des erschlagenen Feindes essen (eine Ergänzung zum Artikel „Feind" im Hw. Aberglaube); A. Karasek-Langer, Die Bindelweih in Wolhynien (Eintritt der neuen Dienstboten, aber auch Eintritt eines Fremden in die Dorfgemeinschaft); W. Peßler, Der Atlas der deutschen Volkskunde; D. Lutz, Das deutsche Volkstum im Elsaß; J. Künzig, Das ältere Volkslied im deutschsprechenden Lothringen (im Anschluß an die Volksliedausgaben des katholischen Pfarrers L. Pinck, dem die Frankfurter Universität für diese Leistung den Ehrendoktor verliehen hat).

Deutsch-Ungarische Heimatblätter (Budapest). Im 1. Heft des 2. Jahrgangs (1930) behandelt E. von Schwarz die „Neujahrswünsche aus Rumpfungarn", Regid Hermann gibt in seinem Aufsatz „Kolonistenleid — Kolonistentod" auf Grund von Verlassenschaftslisten aus 1786 eine Übersicht über die Tracht jener Zeit und K. Hartmann bespricht eingehend „Das Oberufer Paradeisspiel" von H. Klein.

Schweizerisches Archiv für Volkskunde (Basel). Das 4. Heft 1929 bringt den Schlußteil der gründlichen Abhandlung von A. Jacoby über „Hei-

Digitalisiert von Google

lige Längenmaße" (3. Verbreitung und Alter der „Länge Christi". 4. Der Kampf der Kirche gegen die „Länge Christi". 5. Der Ursprung der „Länge Christi". 6. Die „Länge der Maria". 7. Maße von anderen Heiligen. 8. Das „Maß von der Seitenwunde Jesu". 9. Die „wahrhaftige Länge des Nagels Christi". 10. Das „Maß des Fußes Mariae"), ferner die Untersuchung von O. von Greyerz „Das Berner Mattenenglisch und sein Ausläufer: die Berner Bubensprache.

Glasnik (Belgrad). Das 4. Jahrbuch (1929) des Ethnographischen Museums in Belgrad weist wieder eine Fülle von Stoffbeiträgen zum Hochzeitsbrauch, zum Volkslied und Volkstanz, zur Volkstracht, zum Volksglauben, zur Volksmedizin usw. der Südslawen auf.

Budkavlen. Diese Vierteljahrsschrift des Instituts für nordische Ethnologie der Akademie in Abo (Finnland) bietet besonders im 2. Heft 1929, das 214 Seiten umfaßt und Otto Andersson zu seinem 50. Geburtstag gewidmet ist, eine abwechslungsreiche Reihe von Aufsätzen aus der sprachlichen und sachlichen Volkskunde.

Sudetendeutscher Flurnamen-Sammler (Prag). Das im Namen der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowakische Republik von E. Gierach und E. Schwarz herausgegebene und von E. Schwarz geleitete Mitteilungsblatt bringt nach einer Einführung von E. Schwarz Berichte über die Mitarbeiter der Flurnamensammlung, über bereits eingelangte Flurnamensammlungen und über das einschlägige Schrifttum. Da die Mitarbeiter der Flurnamensammlung fast durchweg zugleich auch Mitarbeiter und Leser unserer Zeitschrift sind, erübrigt es sich, auch von unserer Seite die Bedeutung des Unternehmens zu betonen.

Sudetendeutsche Familienforschung (Aussig a. E.). Die Fülle von Beiträgen im 1. und 2. Heft des 2. Jahrgangs (1929/30) beweist, daß die Familienforschung eine glänzende Entwicklung nimmt. Es seien nur genannt: W. König, Quellen zur Familiengeschichte des Jeschken-Isergaues; J. Röder, Das Diözesan-Matrikenarchiv zu Olmütz; G. Treixler, Latein in Kirchenmatriken (5. Ergänzung); J. Weyde, Vom Blute; J. Blösl, Geschichtsquellen der mährischen Heimat- und Familienforschung u. a.

Waldheimat (Budweis). Das Jännerheft 1930 enthält ein Lebensbild Hans Schreibers zum 70. Geburtstag dieses verdienten Heimatforschers, einen Aufsatz „Der Haus- oder Federnball oder d' Wermusi (Wergmusik)" von Albert Webinger und eine Zusammenstellung „Vorgeschichtliche Funde bei Budweis" von Ignaz Wodiczka. Im Feberheft veröffentlicht G. Tuma 42 Vierzeiler aus der Gegend von Obermoldau und J. Blau berichtet darüber, „Wie der kgl. Grenzwald ‚Hwozd' gemindert wurde". Das Märzheft bringt neben anderen die Beiträge: K. Wagner, Die Notlage in Südböhmen vor der zweiten Belagerung Wiens durch die Türken; A. Schimann, Die Hauswaldkapelle bei Rehberg im Böhmerwalde; K. Röschl, Ein Faschingumzug in Diebling bei Neuhaus im Jahre 1873 (ein dabei aufgeführtes Spiel mit folgenden Personen: Vorläufer, Herr, des Herrn Schreiber, 1. und 2. Hanswurst, 1. und 2. Husar, 1. und 2. Ulane, Musketier (des Herrn Leibjäger), 1. und 2. Türke, ein Russe, 1. und 2. Reiter, der Winter und der Sommer, ein Arzt).

Der Pilsner Kreis (Pilsen). Im 1. Heft 1930 teilt Franz Andreß, dessen Bild das Heft anläßlich seines 60. Geburtstages (23. Feber) bringt, interessante Bemerkungen aus den Dobrzaner Pfarrmatriken mit und F. Blöchl legt den Anfang einer größeren Arbeit über „Sühnkreuze, Hoheitsmale, Grenzsteine und Blutsteine" vor.

Unser Egerland (Eger). Das 12. Heft 1929 enthält unter anderen Beiträgen eine Würdigung H. Watzliks von A. Dietrich und ein gelungenes Gedicht in Mundart von J. Hofmann „Unnan Watzlikhä(n)s zan 50. Geburtstoch"; im 1. Heft 1930 beginnt der Abdruck einer grundlegenden Abhandlung von H. Haßmann, „Aufriß der Sprachgeschichte des Egerlandes".

Unsere Heimat (Leitmeritz). Von dieser Monatsbeilage zur „Leitmeritzer Zeitung" liegt nun der ganze 10. Jahrgang (1929) vor. Unter der sachkundigen Leitung H. Ankerts berücksichtigt diese Beilage alle volkskundlichen Stoffgebiete.

Digitalisiert von Google

namentlich das Märchen — die hier von K. Lichtenfeld veröffentlichten sind auch als Sonderdruck erschienen — und die Kinderdichtung (Auszählreime und Kinderspiele).

Ostböhmische Heimat (Trautenau). Im 1. Heft des 5. Jahrgangs (1930) gibt F. Meißner gründliche Anleitungen zum Flurnamensammeln, das 2. und 3. Heft bringen „Weihnachtsspiele im Braunauer Ländchen" von H. Herrmann, die Fortsetzungen des Beitrages „Bilderschatz der heimischen Mundart" von F. Meißner, ferner „Ostböhmische Fastnacht" von R. Wagner und „Die Hausindustrie im Adlergebirge" von W. Hanisch.

Freudenthaler Ländchen (Freudenthal). Von dieser unter der trefflichen Leitung von Erwin Weiser stehenden Monatsbeilage zur „Freudenthaler Zeitung" ist nun auch eine schöne Buchausgabe erschienen. Sie enthält in bunter Abwechslung geschichtliche, heimat- und volkskundliche Beiträge vom Leiter (Freudenthaler Kinderspiele und Neckereien u. a.), von O. Drneß, J. Thannabaur, R. Remella, der besonders viele Sagen beisteuert, A. Pilz u. a. Von den Abbildungen verdienen insbesondere die hübschen Zeichnungen der Engelsberger Röhrkasten von P. Wann hervorgehoben zu werden.

Die natürliche Erziehung (Brünn). Diese zehnmal im Jahre erscheinende Zeitschrift muß auch von volkskundlicher Seite beachtet werden. Der Aufsatz „Kinder als Sprachschöpfer" von H. Stolz im 1. Heft 1930 liefert z. B. demjenigen, der sich mit der Kindersprache und Kinderdichtung befaßt, gute Unterlagen.

Karpathenland (Reichenberg). Das 1. Heft des 3. Jahrgangs (1930) bringt die folgenden volkskundlichen Beiträge: J. Lanz, Herodesspiel aus Neudorf, Bezirk Drohobycz (Galizien) und Einiges über die Wechselbeziehungen in Lied und Tanz zwischen den ostgalizischen Siedlern und ihren slawischen Nachbarn; Ernyey József, Hochzeitsbräuche aus der Umgebung von Kremnitz; W. Bier, Von den deutschen Holzfällern in den Kleinen Karpathen (gleichlautend mit dem Aufsatz im „Auslanddeutschen" 1930, Nr. 1); A. Zeisel, Volksrätsel aus Zeche bei Deutsch-Proben; J. Greb, Bibliographie der Zipser Volkskunde; W. Kuhn und G. Schlauer, Das Schrifttum über die Bielitzer Sprachinselgruppe.

Der Gründler (Göllnitz). Das 12. Heft 1929 und 1. Heft 1930 bringen die „Geschichte der Schmiedezunft zu Göllnitz", ferner „Zur Geschichte der Glocken in Göllnitz", „Verordnung des Stanislaus Thorzó über die Richterwahl aus dem Jahre 1580" u. a.

Zur Beachtung

Neuen Abnehmern wird der Jahrgang 1929 der Zeitschrift zu dem ermäßigten Preise von 25 Ktsch., in Halbleinen gebunden 35 Ktsch., nachgeliefert. Mittellose Gemeindebüchereien können den gleichen Jahrgang unentgeltlich erhalten, wenn sie ein diesbezügliches Ansuchen (ungestempelt) an den staatlichen Büchereiinstruktor Dr. Anton Mousha in Prag III., Maltezské nám. 1, richten.

Das 6. Heft des I. Jahrganges (1928) ist vollständig vergriffen. Es wird zum vollen Preise von der Verwaltung der Zeitschrift zurückgekauft. Das 1.—5. Heft kann um den Preis von 20 Ktsch. bezogen werden.

Eine Bestätigung oder gestempelte Quittung über den entrichteten Bezugspreis wird jedem Bezieher bei einem entsprechenden Vermerk am Erlagschein ohne weitere Aufforderung zugesandt.

Probehefte zur Werbung neuer Abnehmer stehen jederzeit zur Verfügung.

Nachforderungen nicht erhaltener Hefte sind postfrei, wenn auf dem Briefumschlag der Vermerk „Postfreie Zeitungsbeschwerde" steht.

Aus Raummangel mußten mehrere Beiträge, darunter eine längere Abhandlung von Dr. Hubert Hasmann „Zur Dialektgeographie der bayrischen Oberpfalz und Westböhmens", für das nächste Heft zurückgestellt werden.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII., Vocelova 10.
Druck von Heinr. Mercy Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die Post- und Telegraphendirektion in Prag. Erlaß Nr. 1806—VII—1928.

Digitalisiert von Google

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgeber und Leiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII. Vocelova 10

3. Jahrgang 1930 **3. Heft**

Zur Dialektgeographie der bayrischen Oberpfalz und Westböhmens

Von **Hubert Haßmann**

Die Dialektforschung ist in den letzten Jahrzehnten an einem bedeutenden Wendepunkt angelangt durch das Eindringen der dialektgeographischen Methode; in Frankreich seit Gilliéron und seinem Kreis („Atlas linguistique de la France", 1903—10; zur Einführung dient Gamillscheg „Die Sprachgeographie und ihre Ergebnisse für die allgemeine Sprachwissenschaft", Bielefeld 1928); in Deutschland seit Georg Wenker, der in den 70er und 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts 40 kleine Sätzchen in mehr als 40.000 deutschen Orten in die Ortsmundart übertragen ließ (vgl. A. Hübner, Die Mundart der Heimat, Breslau 1925, S. 52f.). Seine Arbeit setzt Ferdinand Wrede fort in der „Deutschen Dialektgeographie. Berichte und Studien über G. Wenkers Sprachatlas des Deutschen Reichs", seit 1908, welche namentlich die Rheinlande bearbeiteten, denen in dem Bonner Ordinarius Theodor Frings (jetzt in Leipzig) ein besonders klangvoller Name erstanden ist. In den „Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden" von Aubin, Frings und Müller (Bonn 1926) schufen Historiker, Sprachforscher und Volkskundler in mustergültiger Zusammenarbeit ein richtunggebendes Werk. Seit 1926 läßt F. Wrede in Marburg a. L. den „Deutschen Sprachatlas" erscheinen, dessen Arbeit leider nur sehr langsam vorwärts schreitet. Die ersten Lieferungen beschränkten sich auf das Gebiet des Deutschen Reichs in den zur Zeit von Wenkers Sammeltätigkeit und bis 1918 gültigen Grenzen. Inzwischen wurde die Umschrift auch in den deutschen Gebieten der Tschechoslowakei (1928) und in Österreich besorgt. F. Wrede kündigte vor kurzem an, daß die 5. oder 6. Lieferung ff. des „Deutschen Sprachatlas" auch diese Gebiete berücksichtigen wird. Großzügige Vorbereitungen werden für einen „Deutschen Volkskundeatlas" getroffen, so daß Sprachatlas, Volkskundeatlas und Historischer Atlas zukünftigen Geschlechtern eine sichere Grundlage für ihre Studien und Forschungen bieten werden. Die „Zeitschrift für deutsche Mundarten", namentlich seit 1919, seit 1924 fortgesetzt im „Teuthonista, Zeitschrift für deutsche Dialektforschung und Sprachgeschichte", Bonn a. Rh. (jetzt Berlin), Herausgeber Hermann Teuchert-Rostock i. M., ist das führende Organ der neueren Richtung der deutschen Sprachwissenschaft geworden.

Digitalisiert von Google

Die ältere, im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts noch vorherrschende Anschauung von der Entstehung der heutigen deutschen Mundarten suchte diese unmittelbar an die westgermanischen Stämme der Völkerwanderung anzuknüpfen oder von den Stammesherzogtümern der althochdeutschen Zeit abzuleiten. Man sah in ihren Sprecherscheinungen die „lautgesetzliche" Fortsetzung und die Reste jener alten Sprachzustände und Stammesgrenzen und glaubte vielfach, die Mundarten seien im Aussterben begriffen, so daß man für wissenschaftliche Zwecke, namentlich an Altertümern und „Idiotismen" (vgl. Johann Neubauer „Altdeutsche Idiotismen der Egerländer Mundart", 1886f.) soviel als möglich zu retten suchte. Dann folgte der Zeitraum der exakten phonetischen Forschung und Beschreibung, in deren Dienst sich meine Aufsatzreihe „Zur Lautlehre der Mundart des Egerlandes" (in „Unser Egerland", Eger 1914) stellte und der auch Eichhorns treffliche, zu Kriegsbeginn abgeschlossene, aber erst 1928 (Reichenberg) im Druck erschienene Grammatik der „Südegerländischen Mundart" angehört. Mittels Phonetik und Lautgesetzen versuchte Bremer, die „Stammbäume" in seinen Mundart-Grammatiken (Leipzig 1893ff.) zu zeichnen. Die Dialektgeographie zeigte, daß territoriale Umgruppierungen und vom Verkehr getragene Kulturströmungen mundartliche Ausgleiche bewirkt und die Grenzen der mundartlichen Sprecherscheinungen (nur von solchen Grenzen sprechen wir heute, nicht von Mundart- oder Stammesgrenzen) verschoben haben; Vorgänge, die auch heute mancherorts zu beobachten sind und weiterhin vonstatten gehen werden, ohne daß wir deswegen schon ein Aussterben der Mundarten zu befürchten haben, trotz der heute stärkeren Einwanderung des „höheren Kulturgutes" der durch Schule und modernen Verkehr erstarkten Schriftsprache in die Volksmundarten. Die rheinische Dialektgeographie und Sprachgeschichte hat festgestellt, daß die heutigen Grenzen der mundartlichen Sprecherscheinungen im wesentlichen die Verhältnisse der territorialen Gestaltung der Rheinlande im ausgehenden Mittelalter, im 14. Jahrhundert, wiedergeben. Doch sind ältere Schichten und jüngere Überlagerungen zu trennen. Auch darf man die Verhältnisse des verkehrsreichen und im stammesgeschichtlichen Aufbau uneinheitlicheren fränkischen Sprachgebietes nicht ohne weiteres auf das Bayrische und Alemannische übertragen. Mit Recht betont Bohnenberger (in Paul-Braunes Beiträgen, Bd. 52, „Über die Ostgrenze des Alemannischen. Tatsächliches und Grundsätzliches", Sonderdruck 1928, S. 66), daß im Bayr. und Alem. die Zusammenhänge zwischen den heutigen Mundarten und den Stammes- und Herzogtumsgrenzen stärker nachwirken als anderswo. Das zeigt sich in der Erhaltung großflächiger Mundartkerngebiete auf diesem Boden und in dem Zusammenfall einer größeren Anzahl von Sprecherscheinungsgrenzen zu Strahlenbündeln, die stellenweise mit geschichtlichen Grenzen von hohem Alter zusammenfallen. K. Wagner („Deutsche Sprachlandschaften", Marburg a. L. 1927) nennt Bayern eine Mundart-Kernlandschaft und spricht von seiner „Strahlungsaktivität", verursacht durch die frühe territoriale Vereinheitlichung.

Felix Dahn („Die Könige der Germanen", 9. Bd., 2. Abt., Die Baiern 1905) und Siegmund Riezler glaubten die Entstehung der Oberpfälzischen

Digitalisiert von Google

Mundart mit dem Zurückbleiben von Resten der alten Naristen in der bayr. Oberpfalz und ihrer Vermischung mit den Bayern in Zusammenhang bringen zu können. Gradl („Mundarten Westböhmens", 1895, S. 8, Anm. 1) bringt ein diesbezügliches Zitat aus dem ersten Band der „Geschichte Bayerns" von Riezler (1878). Alois John benannte seine „Schilderein aus dem Egerland" (Eger 1888) demgemäß „Im Gau der Narisker". Much („Deutsche Stammeskunde" ³, 1920, S. 111) setzt die Naristen, auch Varisten genannt, den später romanisierten Warasken in Burgund gleich und nimmt an, daß die von den Bayern verdrängten Varisten dorthin gezogen seien. Selbst wenn man annimmt, daß Reste der Naristen = Varisten in Nordbayern zurückblieben, müßten sie zunächst im Thüringerreich aufgegangen sein (so schon Gradl a. a. O. S. 8; über die Hermunduren = Thüringer s. in meinem gleichzeitig in „Unser Egerland" 1930 erscheinenden „Aufriß der Sprachgeschichte des Egerlandes"). Von der hierauf folgenden slawischen Zwischenzeit wollen wir ganz absehen. Döberl (Entwicklungsgeschichte Bayerns I², 1916, S. 7f.), dem wir die Monographie „Die Markgrafschaft und die Markgrafen auf dem bayrischen Nordgau" (München 1894) verdanken, hat die Gründe gegen das Zurückbleiben der Naristen in der Oberpfalz gesammelt. In der zweiten, wesentlich erneuerten Auflage des ersten Bandes (Stuttgart 1927, 1. Hälfte, S. 98f.) seiner hinterlassenen monumentalen „Geschichte Baierns" vermochte sich der greise Gelehrte Riezler kaum von einer Lieblingsidee zu trennen (a. a. O. weitere Literatur).

Heinrich Gradl, der rührige Egerer Archivar, zeigte einen für seine Zeit hervorragenden Weitblick, wenn er selbständige Wege ging, um die Besonderheiten der Oberpfälzisch-Egerländischen Mundarten zu erklären. Daß seine Ergebnisse heute überholt sind, tut seinen großen Verdiensten keinen Abbruch. Weinhold („Bairische Grammatik" 1867) hatte richtig die Zugehörigkeit dieser Mundarten zum Gesamtbayrischen erkannt. Davon ist Gradl (a. a. O. 5f.) allerdings abgewichen, da er wegen der mitteldeutschen Einschläge der Randmundarten der Karlsbader Gegend, die aber den Kernmundarten durchaus fremd sind, das Egerländische eher unter die mitteldeutschen Mundarten einteilen will als unter die oberdeutschen, beziehungsweise das Bayrische. Er bezeichnete zunächst das Egerländische als o s t f r ä n k i s c h, was ein Fehlgriff war; später, einer Anregung Weinholds folgend, als n o r d g a u i s c h; eine Bezeichnung, die sich nicht durchzusetzen vermochte, aber 1927 in der Bezeichnung der damaligen heimatkundlichen Bildungswoche als „Nordgauischen Woche" wieder aufgegriffen worden war. Was hat nun der ehemalige (bayrische) Nordgau mit der Entstehung der Oberpfälzisch-Egerländischen Mundarten zu tun? Ist die Bezeichnung „Nordgauisch" für die genannte Mundartengruppe gerechtfertigt? Diesem Problem, das weitaus schwieriger ist, als es zunächst erscheint, bin ich in der letzten Zeit nachgegangen; im folgenden stelle ich kurz die Ergebnisse meiner diesbezüglichen geschichtlich-dialektgeographischen Untersuchungen dar. Hiezu muß bemerkt werden, daß ein Hauptaugenmerk auf die territoriale Entwicklung gerichtet ist, soweit diese meines Erachtens an dem Aufbau der heutigen Mundartengestaltung bei-

Digitalisiert von Google

getragen hat. Geſchichtliche Einzelheiten müſſen den Fachhiſtorikern überlaſſen werden, die noch manches beizutragen und zu verbeſſern imſtande ſein werden. Die folgende Darſtellung fußt im weſentlichen auf vereinzelten Abſchnitten und zerſtreuten Bemerkungen über den Nordgau in Riezlers „Geſchichte Baierns", I² (zwei Hälften, ſ. o.). Ältere, heute ſoviel wie verſchollene genealogiſche Schriften des 18. Jahrhunderts, die ich erwerben konnte, weiſen vielfach bemerkenswerte Erkenntniſſe auf. So „Hiſtoriſcher Auszug und Beweis Daß Das Fürſtl. Hohe Stifft Eichſtädt Urſprünglich ein Fränckiſch- und kein Bayeriſches Bistum Seye. 1754." und „D. Carl Friedrich Schöpffens, Hoch-Fürſtl. Brandenburg-Culmbachiſchen Hof-Raths und Onolzbachiſchen Raths, Nordgau-Oſt-Fränckiſche Staats-Geſchichte der geweſenen Marggrafen auf dem Nordgau, und Grafen zu Francken, gemeiniglich von Babenberg und Schwinvord genannt. Zu Erläuterung des Fränckiſchen Staats und Crayſes, wie auch ... Hildburghauſen, Verlegts Johann Gottfried Hanisch. 1753." Auf die wichtigen, neueren Arbeiten von Döberl wurde ſchon hingewieſen.

Der Begriff „Nordgau" iſt kein eindeutiger und hat im Laufe der Geſchichte verſchiedene territoriale und beſiedlungsgeſchichtliche Wandlungen erfahren.

1. Wir haben auszugehen von den fünf Urgauen der bayriſchen Landnahme im 6. Jahrhundert (vgl. Riezler „Die Landnahme der Baiuwaren", Münchner Sitzungsbericht 1921). Dieſe waren benannt nach den vier Himmelsrichtungen („gegen den 4. Orten der Welt", Schöpff S. 241) als: Sundergau, Weſtergau, * Oſtergau (ſpäter erweitert zur Oſtmark) und Nordgau. Dazu kommt der Huosigau, in deſſen Bewohnern z. B. dem „Dachauer Schlag, — Bauern, die Ludwig Thoma zu ſeinen naturaliſtiſchen Schilderungen eines nicht eben gewinnenden Bauernlebens (ſ. Agrikola und „der Wittiber", von anderen Volksſchilderungen desſelben Verfaſſers ſcharf zu unterſcheiden) als Urbilder geſeſſen ſind" — Riezler (Geſch. B. I², 1. H. S. 99f.) auf Grund der „ethnologiſchen Sonderſtellung" in ihrer „körperlichen Erſcheinung wie Pſyche" germaniſierte Nachkommen einer vorgermaniſchen Bevölkerung, wahrſcheinlich von Illyrern ſieht (nach den anthropologiſchen Forſchungen von Faſtlinger). Dieſe Gaue waren zunächſt von ziemlich geringer Ausdehnung und haben ſich erſt allmählich, aber mit erſtaunlicher Expanſionskraft, nach Süden (auf keltiſches, bzw. romaniſiertes Gebiet) und Oſten und Norden (gegen Ungarn und Slawen) ausgebreitet und geſichert. Der Nordgau hat in der älteſten Zeit nur wenig auf das Gebiet nördlich der Donau (bei Regensburg) übergegriffen. Steinberger „Benediktbeurer Studien. Nebſt einem Beitrag zur Gauforſchung" (Hiſt. Jahrbuch der Görres-Geſellſch. 38, 1927, S. 463, 466; vgl. Riezler a. a. O. 2. H. S. 544, A. 2; 549, A. 2) meint, daß der Nordgau erſt unter den Karolingern aus einem geographiſchen zu einem politiſchen Begriff wurde und jetzt einen vom Nordgau zu trennenden, ſüdlich der Donau ſich erſtreckenden alten "Nordergau an. Die Eichſtätter Beweisſchrift von 1754 (S. 28) zitiert Paulus Diaconus und Aventinus und bemerkt: „Bayerland hat ſich damahl über die Donau nicht erſtrecket". Im 5. Jahrhundert reichte das damals mächtige Thüringerreich, das ſich der heutigen

Digitalisiert von Google

bayrischen Oberpfalz bemächtigt hatte, bis an die Donau als Südgrenze. Vom Frankenreich Chlodowechs und seiner Nachfolger bedroht, mußten die Thüringer seit dem 6. Jahrhundert allmählich nach Norden bis über das Fichtelgebirge zurückweichen. Seit dem 8. Jahrhundert breiteten sich slawische Sorben aus dem Landstrich zwischen Elbe und Saale auch am oberen Main und an der Rednitz aus.

2. Die Errichtung des Bistums Eichstätt (um 743) durch Bonifatius und seinen Landsmann Wilibald, dem ersten Eichstätter Bischof, und dessen Unterordnung an das Erzbistum Mainz brachte den nordwestlichen Teil des bayr. Nordgaues, bzw. das angrenzende Gebiet des neuen Bistums in kirchliche und kulturelle Beziehung zu der rheinfränkischen Metropole des Westens. Auf dem Gebiete der Bistümer Eichstätt und Würzburg, zu dem später (1007) noch das Bistum Bamberg trat, entwickelten sich die ostfränkischen Mundarten. Von Eichstätt (Riezler „Bistum Eichstätt und sein Slavensendrecht", Forschungen zur deutschen Geschichte XVI, 400f.) aus, von Bamberg fortgesetzt, wurde die Bekehrung und nachfolgende Eindeutschung der Mainslawen durchgeführt. Der übrige (östliche) Teil des bayrischen Nordgaus verblieb bei dem Bistum Regensburg, welches zusammen mit den Bistümern Passau und Freising u. a. auf Wunsch Karls des Großen 797 dem Erzbistum Salzburg unterstellt wurde (Riezler a. a. O., 1. H., S. 453f.).

Seit Anfang des 9. Jahrhunderts tritt im Bayrischen gân statt des sonstigen ahd. gân auf (Baesecke, Einführung in das Althochdeutsche 1918, § 133) und greift allmählich auf das Fränkische über (Wagner a. a. O. 39 und Deckblatt 7). Vergleicht man die vorstehenden Ausführungen über die kirchliche Gestaltung der ostfränkischen Gebiete seit der Mitte des 8. Jahrhunderts mit Wagners Karte, kann man deutlich den Weg verfolgen, den die neue Lautform gewandert ist: Kernbayern, Eichstätt, Würzburg, Mainz. Seit Balduins Doppelherrschaft über Trier und Mainz (1323—1336) dringt geen, steen für älteres gaen, staen (ae ist Schreibung für â), „gehn, stehen" auch ins Moselfränkische (Frings, Rheinische Sprachgeschichte. 1924, S. 53, und Kulturströmungen 134f.). Die Entwicklung im Oberpfälzisch-Egerländischen habe ich Teuth. V, 189, behandelt, über die heutigen Verhältnisse vgl. meine Ausführungen in „Unser Egerland", 1930, S. 3.

3. Karl d. Gr. richtete auf dem Boden des namentlich im Nordwesten erweiterten Nordgaus die Mark auf dem Nordgau (Nordmark) als „böhmische Mark" gegen die Slawen ein, wahrscheinlich schon 788 (Riezler a. a. O. 354f.). Die Verwaltung der Nordmark übernahm Audulf, der auch die Regentschaft Bayerns innehatte. Ein Gesetz Karls vom Jahre 805 (Riezler a. a. O. 451) nennt als Grenze der böhmischen Mark eine Linie von Forchheim nach Premberg bei Burglengenfeld an der Nab. Vom Mönchhöferberge daselbst erreicht der Ausblick sowohl Regensburger als Amberger Türme. Diese Grenze sollten die Slawen nicht ohne besondere Erlaubnis überschreiten, Waffen durften nicht in die Fremde verkauft werden, weitere Bestimmungen faßt Dopsch als Stapelzwang für die Grenzstationen, zu denen auch die Residenz Audulfs, Regensburg, gehörte.

Digitalisiert von Google

auf. Schöpff (a. a. O. 136) hat schon 1753 die Lage von „Breemberg oder Premberg" richtig erkannt und schließt ganz einleuchtend, daß Hersbruck, an der geraden Verbindungslinie zwischen Forchheim und Premberg liegend, eine alte Gründung (nach Gradl MBaa. S. 11 urkundlich 1002 erwähnt) sein müsse. In Premberg seien die Waren „eingeschifft, und bis nach Lauriacum, über Regenspurg gebracht worden". Die Nürnberger Gegend im Westen der Grenzlinie war demnach von Slawen frei (vgl. Behaghel, Geschichte der deutschen Sprache ², 1928, S. 119). Ein Jahrhundert später sind die Bayern bis zur Luhe und Ende des 10. Jahrhunderts bis zur Waldnab vorgerückt. Diese Erfolge wurden möglich durch das meist freundschaftliche Verhältnis zu den Slawen in Böhmen, welche von Regensburg aus christianisiert wurden, und erleichtert nach der Abwehr der Ungarneinfälle (955). An die Verhältnisse des 9. Jahrhunderts erinnert die Bezeichnung „alter Nordgau" (Baedekers Süddeutschland, 1909, S. 346) für die Gegend des Städtchens Velburg (unmittelbar nordwestlich von Burglengenfeld).

4. In der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts wurde das politische Schwergewicht des Nordgaus nach dem ostfränkischen Nordwesten gelegt durch Belehnung eines Grafen Berthold, der 941 als Graf in Bayern, 961 als Graf im Nordgau und 974 auch als Graf im fränkischen Volkfeld und Radenzgau genannt wird, mit der Markgrafschaft auf dem Nordgau (Riezler a. a. O. 528). Er wurde der Ahnherr der Babenberger (nordgauische Linie); sein Bruder Liutpold, der spätere Markgraf der Ostmark, der Begründer des bekannteren Geschlechtes der österreichischen Babenberger. Ihr Stammsitz war die Burg Schweinfurt; genannt wurden sie nach Bamberg, das als Stadt 973 zum erstenmal erwähnt wird. Neben der politischen Kolonisation des seit dem 8. Jahrhundert slawischen Bodens in der Maingegend vollzog sich unter Heinrich II. die weitere Festigung der kirchlichen Organisation im äußersten Osten des Mainzer Erzbistums durch die Gründung des Bistums Bamberg (1007 vom Papst bestätigt). Um 973 wurde das Bistum Prag gegründet und dem Erzbistum Mainz untergeordnet. Das Gebiet an der oberen Eger blieb der Interessensphäre des sich allmählich als Volksstamm, Staat und kirchlich konsolidierenden Volkes der Tschechen noch fern. Für die nordgauischen Babenberger war die Sicherung der Obereger-Mainstraße eine dringende Notwendigkeit (vgl. R. Sandner in „Unser Egerland", 1926, S. 145f. — Döberl, Markgrafschaft, S. 45f.). Ende des 10. Jahrhunderts dürften die Anfänge der Burg Eger (Schwarzer Turm; auf einer slawischen Siedlung, wie die Ausgrabungen slawischer Gräber zeigen, „U. Egl.", 1914, S. 4f.) entstanden sein. Kirchlich gehörte die Stadt Eger und ihr Gebiet von den ersten Anfängen bis 1807 zum Bistum Regensburg. (Vgl. über die Einverleibung zur Diözese Prag den Sonderdruck von A. Winter, Selb 1929, bespr. „U. Egl.", 1930, S. 14f.) Jetzt, um 1000 n. Ch. treten in der Hauptsache die Grenzen des oberpfälzischen Sprachgebietes deutlich hervor; es sind die Grenzen des Bistumes Regensburg im 11. Jahrhundert gegenüber jenen der ostfränkischen Bistümer Eichstätt und Bamberg. Im 11. Jahrhundert erscheinen auch eine Reihe von Städten zum erstenmal urkundlich: Schwandorf 1008,

Digitalisiert von Google

Amberg 1024, Cham 1040, Nürnberg 1050, Eger 1061 u. a. (Gradl a. a. O. 11). Wenn Gradl „Monumenta Egrana", 1886, S. XIf. die Grenzen des alten Egerlandes zu ziehen versucht, kann er naturgemäß nur die nördliche Grenze des Bistums Regensburg gegenüber Bamberg, Naumburg und Prag heranziehen. Die Grenze gegen das Bistum Prag ist durch die weitere Kolonisationstätigkeit seit dem 12. Jahrhundert überrannt worden und hat die Oberpfälzisch-Egerländischen Mundarten weit nach Osten getragen, wobei wir in den Grenzgegenden für die früheren Jahrhunderte eine langandauernde Zweisprachigkeit anzunehmen haben.

Aus Gründen der inneren Sprachgeschichte, die ich in meiner „Entwicklungsgeschichte" im Teuth. V dargestellt habe, ist für jene Zeit der Kolonisierung der Oberpfalz und Westböhmens (1000—1200) die Diphthongierung der spätalthochdeutschen Langvokale, die im Oberpfälzisch-Egerländischen eine besonders reiche Fülle von Zwielauten hervorbrachte, anzusetzen.

5. Nach dem Aussterben der nordgauischen Linie der Babenberger erscheint 1077 Dietpold I. aus einem Geschlecht schwäbischer Abstammung (von Giengen) als Markgraf des Nordgaues. Übereinstimmungen zwischen dem Oberpfälzisch-Egerländischen und einigen Mundarten im Schwäbischen kann man kaum, wie Gradl (a. a. O. S. 12) will, durch diese Belehnung an ein schwäbisches Geschlecht erklären, da das Geschlecht damals wohl schon bajuwarisiert war und die Eindeutschung der nördlichen Oberpfalz und des Egerlandes im wesentlichen von der kirchlichen Organisation aus getragen wurde, also durch bayrische Mönche, Ministerialen und Bauern von Regensburg aus. Dietpold II., der mit dem Egerland die Vohburg (bei Ingolstadt) und Cham in einer Hand vereinte (1003 war die Mark auf dem Nordgau zerfallen, s. Riezler a. a. O. 2. H., 15, 18), zeigt mit diesen Besitzungen die neuen äußersten Grenzen einer Interessensphäre an, die im wesentlichen den Grundstock der Oberpfälzisch-Egerländischen Mundarten gebildet haben mag.

Das 1133 vom thüringischen Volkeroda aus eingerichtete Cisterzienserstift Waldsassen (Riezler a. a. O. 226) hat das oberpfälzische Element über die Grenzen des historischen Egerlandes, z. B. nach Chodau und Umgebung getragen; vgl. Muggenthaler, Die kolonisatorische und wirtschaftliche Tätigkeit des Klosters Waldsassen im 12. und 13. Jahrhundert, Dissertation 1922. Ossegg, das Tochterkloster von Waldsassen, öffnete dem oberpfälzischen Einfluß im sonst wesentlich erzgebirgisch-obersächsischen Nordwestböhmen die Tore. Die kunstgeschichtlichen Forschungen von Josef Opitz über die gotische Kunst in Nordwestböhmen (vgl. Witiko 1928, S. 265f., besprochen Zeitschrift für Deutschkunde 1929, S. 757) zeigen, daß dieses Gebiet im 15. Jahrhundert in zwei „Interessensphären" geteilt ist, einer nördlichen unter obersächsischem und einer südlichen unter „fränkischem" Einfluß. Hiezu ist zu bemerken, daß die Kunsthistoriker fränkisch und oberpfälzisch nicht auseinander halten. Nürnberg, an das wohl in erster Linie gedacht wird, ist seiner Mundart nach, wie Gebhardt (Grammatik der Nürnberger Mundart, 1907) dargelegt hat, überwiegend oberpfälzisch (bayrisch; Fürth ist fränkisch). Nürnberger Recht kam über Eger bis nach

Digitalisiert von Google

Graslitz, Elbogen und Buchau-Luditz (Weizsäcker) zugleich mit der Oberpfälzisch-Egerländischen Mundart. Wir sehen: das Bild von „Kulturströmung und Kulturprovinz" rundet sich auch auf unserem Gebiete ab. Die grundlegende Bedeutung der kirchlichen Einteilung zur Zeit der deutschen Kolonisation für die Mundartengestaltung betont Gerbet (Grammatik der Mundart des Vogtlandes, 1908, § 39): Die Südspitze des sächsischen Vogtlandes (Adorf, Markneukirchen; Mundart wesentlich oberpfälzisch) gehörte zu Regensburg, das bayrische Vogtland und das südwestliche sächsische Vogtland (ostfränkisch) zu Bamberg-Würzburg, das mittlere und untere Vogtland zu Zeitz-Naumburg, der nordwestlichste Teil zu Saalfeld-Mainz.

Zur bisherigen Spaltung des Nordgaues in der Richtung von Osten nach Westen in einen westlichen, ostfränkischen Teil (Bistum Eichstätt und Bamberg) und einen östlichen (spätere Oberpfalz) tritt im 11. Jahrhundert eine Staffelung von Süden nach Norden hinzu, die im dialektgeographischen Aufbau des nordöstlichen Bayern von Regensburg an über die Oberpfalz bis zum Sechsämtergebiet des Fichtelgebirges (vgl. Wirth, Laut- und Formenlehre der sechsämterischen Mundart, Bayreuth 1898) nachwirkt. Das Schwergewicht des Nordgaues wurde nach dem Norden und Nordosten verlegt; Nürnberg, Eger, Waldsassen traten in den Vordergrund. „Fortan bildet der nördliche Teil des alten Nordgaues, vielleicht zusammenfallend mit dem Gebiete, das dann auch als Mark Nabburg bezeichnet wird, den Nordgau im engeren Sinne" (Riezler a. a. O. 549).

Der bayrische Nordgau der Zeit der Landnahme, erweitert zur fränkisch-bayrischen Nordmark, wurde somit der Ausgangspunkt zweier Mundartgruppen: I. der ostfränkischen, auf fränkischer Grundlage, von Würzburg aus ins Thüringische (Fulda) übergehend, ins Oberpfälzische über Bamberg und das Bayrische (im engeren Sinne) über Eichstätt; II. der oberpfälzisch-egerländischen (Regensburg-Ingolstädter Gegend, Nürnberg, Oberpfalz, Sechsämtergebiet, südlichstes sächsisches Vogtland, Asch, historisches Egerland, daran südlich und östlich angrenzendes Westböhmen). Die Bezeichnung „nordgauische Mundart" für die zweite Gruppe ist somit, historisch betrachtet, ungenau und zu weitgehend. Mit Recht hat Abt Helmer 1927 auf der „Nordgauischen Woche" in Eger erklärt, daß die Bezeichnung „nordgauisch" im Volksbewußtsein des Oberpfälzers und Egerländers erloschen ist. (Von der Velburger Gegend wollen wir absehen.) Wir haben keine Ursache, den antiquierten Begriff in der Mundartgeographie wieder künstlich zu beleben. Wenn wir hier von Gradl abweichen, bleibt es doch dessen ungeschmälertes Verdienst, daß er die unfruchtbare Rarisker-Hypothese aufgegeben und durch sein Ausgehen von der spätalthochdeutschen Kolonisationszeit der weiteren Forschung gangbare Wege gewiesen hat.

6. Für die Mundarten Westböhmens hat sich im Volke der Name „echalandresch" (egerländerisch, mit süddeutscher Ableitungssilbe gegenüber der in der Literatur üblichen Bezeichnung egerländisch; über die volkstümliche Schreibung der Mundart s. „Unser Egerland", 1930, S. 4) allgemein festgesetzt und der Verbreitung der Mundart folgend ein Landschaftsbegriff

Digitalisiert von Google

Egerland im weiteren Sinne gebildet, dem in der politischen Verwaltung des 19. Jahrhunderts ungefähr die Kreise Eger (geschichtliches Egerland und früherer Kreis Elbogen) und Pilsen entsprechen, wozu noch als Übergangsgebiet zum Böhmerwäldischen der Kreis Klattau kommt (bei Pilsen und Klattau abgesehen vom tschechischen Sprachgebiet). Ähnliche Bedeutung hat in Bayern der Begriff Oberpfalz, einschließlich Regensburg, der für den östlichen Nordgau im 14. Jahrhundert aufkam (vgl. Eichstätter Beweisschrift 85). Die Bezeichnung Oberpfälzisch-Egerländisch ist somit die eindeutigste und bezeichnendste und entspricht mehr dem Begriff Sprachlandschaft als die veralteten Vorstellungen von Mundartgauen.

An der Zugehörigkeit des Oberpfälzisch-Egerländischen zum Bayrischen können wir festhalten. Die Einteilung der bayrischen Mundarten (Bayerisch-Österreichisch) in südbayrische, mittelbayrische (im Sinne von zentralbayrische) und nordbayrische (Oberpfälzisch-Egerländische) — vgl. Michels, Mittelhochdeutsches Elementarbuch ^{3}, ^{4} 1921, S. 17f. — ist noch immer die beste und zweckmäßigste, wenn auch Einwände erhoben werden können (vgl. Schweizer in Teuth. III, 204). Allzu fest sind natürlich mundartkundliche Untereinteilungen und Abgrenzungen nicht zu nehmen; die Dialektgeographie arbeitet heute mit Grenzen von Spracherscheinungen und im Gebrauche des Wortschatzes und unterscheidet Kernlandschaften und Randgürtel (Zonen) von Übergangs(Misch)mundarten. Politische und mundartgeographische Begriffe sind soweit als möglich anzugleichen, aber doch auseinanderzuhalten. Das Sechsämtergebiet und Nürnberg (vom südlichsten sächsischen Vogtland ganz abgesehen) gehören nicht zur Oberpfalz, aber seine Mundarten zum Randgebiet des heutigen Oberpfälzischen. Im „Lande Bayern" (mit —y— nach heutiger Rechtschreibung) wird bekanntlich auch Fränkisch und Schwäbisch neben Bayrisch gesprochen. Die Schreibung „bairische Mundarten" (mit — ai —) wird vielfach gebraucht, wenn „es sich um den grammatischen Terminus handelt", im Gegensatz zum „administrativen Begriff" mit — ay — (so Mauser im Neudruck 1929 von Schmellers Mundarten Bayerns 1821, Nachwort, S. 6*, Anm.).

Wir kehren zur Geschichte des Nordgaues zurück und verfolgen die weitere territoriale Entwicklung. Zu Beginn des 12. Jahrhunderts erscheint der größere Teil des Egerlandes noch in der Verwaltung der Nordgauer Markgrafen als Reichslehen, das mit dem Besitze der Burg Eger verbunden ist. Nach Auflösung der nordgauischen Markgrafschaft wurde das Egerland vom Reiche an sich gezogen. Durch seine rein politische und bald geschiedene Ehe mit der viel älteren Adele, der Tochter Dietpolt II., kam das Egerland an Friedrich Rotbart, der als späterer König die Hausmachtpolitik der Staufen mit der Erwerbung Sulzbachischer Besitzungen fortsetzte: Hersbruck, Velden, Auerbach, Pegnitz u. a. (s. Riezler a. a. O. 296f.). Um 1190 war somit eine ununterbrochene Verbindung zwischen dem sächsisch-thüringischen und dem fränkisch-schwäbischen Königsgute geschaffen. Der territorialen Entwicklung folgten eine Reihe wichtiger Spracherscheinungen auf dem Fuße, um so mehr, als die staufische Hausmachtpolitik durch die Luxemburger fortgesetzt wurde, von denen Johann 1322 das Egerland als Reichspfand für Böhmen und Karl IV. die nördliche Oberpfalz erwarb.

Digitalisiert von Google

In diesen Zusammenhang stelle ich folgende, für die Zeit von 1250—1350 anzusetzenden sprachlichen Besonderheiten, welche sich bald in größerem, bald in geringerem Umfange auf folgendem Gebiete zeigen: Vogtland, Egerland-Westböhmen, Oberpfalz, Ostfranken.

a) j und g im Anlaut vor Vokalen, z. B. egld. „gung" — jung; von F. Wrede zutreffend erklärt (Zeitschrift für deutsche Mundarten, 1919, S. 12): „g— und j— sind in Teilen der Provinz Sachsen zu dem Spiranten, im Königreich Sachsen oder im Vogtlande zum Verschlußlaut zusammengefallen; dort jeht der junge auf die jagd, hier geht der gunge auf die gagd ... Da es sich um jungdeutschen Boden handelt, ist mit dialektgemischter Besiedlung zu rechnen: die Kolonisten aus dem Süden brachten explosives, die aus dem Norden spirantisches g mit; die Sprachmischung endete in der nördlichen Hälfte des neu besiedelten Landes mit dem Siege des Spiranten, in der südlichen mit dem des Verschlußlautes". Infolge Sprachunsicherheit wurde im Süden das alte spirantische j zum Verschlußlaut g. Dieser ist gewandert und für Nürnberg durch Hieron. Wolf (1578) Gouckala Jacobulus bezeugt (Gebhardts Gramm. S. 55 — egld. Gäugl). Auf ostfränkischem Gebiet ist die Erscheinung versickert und selten geworden, erstarrte Beispiele bei Heilig (Gramm. der ostfränk. Mda. des Taubergrundes, 1898), § 102, Anm. 1, 2.

b) —g im Auslaut wurde zu —ch, z. B. egld. „Toch" — Tag, „Wech" — Weg, aber „weg" — weg (Adverb.) wegen des Bedeutungsunterschiedes, ähnlich Teig und teigig, s. Gradl a. a. O. 135f. Schon 1312 ist bezeugt geczeuchnusse, Mon. Egr. 1, 608 (S. 222). Inlautendes (intervokalisches) —g— zu —ch—, soweit nicht durch ältere, gesamtbayrische Vorgänge eine andere Entwicklung bereits stattgefunden hat: egld. „mocha" — mager, „Jacha" — Jäger; vgl. Behaghel a. a. O. 411. Aber egld. „Räng" („ng" ist einheitlicher Laut, Gaumen-n) — Regen, gegenüber ostfränk. „Rechä"; „Tegl" („gl" ist Gaumen-l) — Tiegel (mhd. tegel); „glegt" — gelegt.

c) Fortis und Lenis fielen im Anlaut zusammen zu Lenis (Halbfortis), so daß der anlautende Verschlußlaut in „Toch" — Tag und „Doch" — Dach ohne jeden Unterschied ausgesprochen wird. Die Aspiration ging verloren, doch wird anlautendes k— vor Vokal noch als kh— ausgesprochen, z. B. in „Khään" — Kern, während im Obersächsischen, von wo aus anscheinend die ganze Entwicklung unter slawischem Einfluß ihren Ausgang nahm, auch bei k— vor Vokal die Aspiration verloren ging (vgl. Behaghel a. a. O. 423).

d) Altes kurzes a wurde durch Dehnung und Hebung (Artikulationsstraffung) zu langem, geschlossenem ō; ähnlich der alte offene Kurzlaut ë zum geschlossenen Langvokal ē; beide Erscheinungen drangen auch sonst im Bayrischen durch, vgl. Bohnenberger, „Ostgrenze des Alem.", § 1 (¹,²). Nach Behaghel (a. a. O. 277) ist die Dehnung vom Norden nach Süden vorgeschritten. Die frühesten Belege dafür, daß die Dehnung begonnen hat, finden sich bei Heinrich von Veldeke, was mit meinen Anschauungen über Artikulationsspannung unter romanischem Einfluß (vgl. „Teuth." V, 191, 195) und meinen Zeitansätzen übereinstimmt.

Digitalisiert von Google

e) Dehnung von geschlossenem o und e (Umlauts-e) zu den stark geschlossenen Langvokalen ů und í ist im nördlichen Vogtland eingetreten, ergab aber im südlichen Vogtland, wo den Spannungstendenzen der Lockerungscharakter der bayrisch-oberpfälzischen Elemente entgegenwirkte, die charakteristischen (jüngeren) Zwielaute ůə und íə, die nach der Oberpfalz und dem Egerlande weitergetragen wurden, wie ich Teuth. V, 195 dargelegt habe.

f) Im Ostfränk. erscheint „tir" für ihr infolge Verschiebung der Silbendruckgrenze aus Redewendungen, wie habt ihr (zu „hab-tir"). Heilig a. a. O. § 141, 1. Anm. 2; im Vogtland, schon zu Gerbets (a. a. O. § 123) Zeiten veraltet „tr" (aus „hadr" — habt ihr). Im Oberpfälzisch-Egerländischen entsteht die interessante und charakteristische Mischform „tiaz" („tiats"), indem an die aus dem Ostfränkischen oder Vogtländischen übernommene Form „tir" („tia") das Suffix -ts zur Verdeutlichung angehängt wurde. Dieses -ts ist im Bayrischen sehr häufig (vgl. Pfalz „Suffigierung der Personalpronomina im Donaubairischen", Wien, 1918). Zur Verdeutlichung diene die egld. Redewendung „wänts tiats kumts" = wenn ihr kommt. Das so üppig sprossende -ts besteht aus dem auslautenden -t, welches die Verbalendung (2. P. Mz.) anzeigt und dem in unbetonter Stellung (in der Frage) suffigierten und als Verstärkung der Verbalendung gefühlten -s aus dem ursprünglichen Dualnominativ es (spätmhd. ez), der auf unserem Gebiete durch die neue Mischform „tiats" verdrängt wurde.

Die alte Dualform enk = euch (3. 4. F. Mz.) und enkĕr = euer, egld. „änk" und „änka" ist das wichtigste Kennwort für die Abgrenzung des Bayrischen gegen seine Nachbarsmundarten schwäbisch-alemannisch (Bohnenberger a. a. O. § 1, [11]), ostfränkisch, thüringisch, obersächsisch und nordwestböhmisch (Hausenblas, Grammatik d. nwb. Mda. Prag, 1914, § 306f.). Im Westfälischen erscheint zwischen Ruhr und Lippe „ink" (vgl. F. Wrede in der Zsch. f. d. Mdaa. 1919, S. 12, und Weise, Unsere Mundarten [2] 1919, S. 142). Die bayr. Dualformen sind ein Beweis dafür, daß sich diese Relikte in der gesprochenen Sprache aus indogermanischer Zeit erhalten haben, trotzdem sie in der schriftlichen Überlieferung seit ahd. Zeit fehlen und erst Ende des 13. Jahrh. (vgl. Behaghel a. a. O. 538) wieder in schriftlichen Belegen auftauchen.

Schwäbischem „Aftermontag" (Dienstag) entspricht im Bayrischen „Ertag", dem schwäbischen und schriftdeutschen „Donnerstag" bayr. „Pfinstag" (Bohnenberger a. a. O. § 1, [12]). Es handelt sich bei den bayr. Bezeichnungen um griechische Lehnwörter aus der Kirchensprache, die unter Vermittlung des Gotischen ins Bayrische gedrungen sind (F. Wrede Zsch. f. d. Mdaa. 1924, 278ff., daselbst die ältere Literatur). Diese bayrischen Sonderbezeichnungen sind auf dem Wege nach Norden allmählich verloren gegangen oder mußten einer nordwestlichen Welle weichen, wie die Pause 8 bei Wrede (a. a. O. = Tafel 3 bei Wagner, Sprachlandsch.) zeigt. Während sich Wrede auf reichsdeutsches Gebiet beschränkt, zeigen Gradl und Eichhorn unabhängig von Wrede, daß in gleicher geographischer Breite wie in Bayern (in der Oberpfalz)in Westböhmen „Pfinzta"

Digitalisiert von Google

im südlichen Übergangsgebiete zum Böhmerwäldischen und „Pfinsta“ in der Gegend von Bischofteinitz und Ronsperg (Eichhorn a. a. O. 25) und „Irta“ auf dem Gebiete des Südegerländischen schlechthin (Eichhorn a. a. O. 41) auftritt; Gradl (a. a. O. 47) bezeugt „Eada“ für seine Zeit (1895) im Egertale.

In Teuth. V habe ich, Anregungen von Frings folgend, versucht, den Unterschied von oberpfälzisch-egerländisch ou und ɔi gegenüber sonstigem bayr. ou und ie zu erklären. Im Fränkischen und im Bayrischen südlich der Donau haben romanische Einflüsse ô zu ū gehoben, im Bayr. wurde nur die Stufe uo erreicht (ähnlich ê zu i und ie). Reste romanischer Bevölkerung haben sich in diesen Teilen des bayr. Sprachgebietes lange gehalten, darüber vgl. man auch Behaghel a. a. O. 111f. und Riezler a. a. O. 1. H. 104f. Im Regensburger Gebiet, im alten Nordgau und seinem Kolonialgebiet östlich vom frankisierten Gebiet blieb altes ô und ê, bis um 1000 n. Chr. die Diphthongierung der altdeutschen Langvokale vor sich ging, die m. E. eher auf slawischen als auf romanischen Einfluß zurückzuführen ist, da sie vom neugewonnenen Südosten ausgeht und infolge Übereröffnung des Einsatzes des Langvokales erklärt werden kann. Im Oberpfälzisch-Egerländischen wurde ô zu ou (ɔu) und ê zu ɔi diphthongiert und außer den in die neuhochdeutsche Schriftsprache übergegangenen Zwielauten noch andere erzielt, s. Teuth. V, 183ff.

Auf dem alemannischen Sprachgebiet erscheint heute zumeist ue für ô (und ie für ê). Ob romanische Reste oder Frankisierung vorlag, ferner ob in gelegentlichem oa („Koa“, Kuh) des bayr.-alem. Randgebietes Relikte von altem alem. oa vorliegen, muß den alemannischen Sprachforschern zur Entscheidung überlassen werden, in Anbetracht der Schwierigkeiten und Gefahren der „Ferndeutung“ (vgl. Bohnenberger Teuth. IV, 28).

Eduard Sievers, Leipzig (briefliche Auskunft, wofür ich an dieser Stelle vielen Dank sage) betont die Wichtigkeit der Intonationsverhältnisse für die Beurteilung von Doppelformen wie ou und uɔ, z. B. heißt es in Arrach bei Lam (am Fuße des Osser im Bayr. Wald) ɔ güɔtɔ (fallend) boú — ein guter Bub, jenseits der Grenze bereits ausgeglichen in beiden Wörtern steigend ou. Über das Intonationsproblem E. Sievers „Steigton und Fallton im Ahd.“ in „Aufsätze z. Spr. u. Lit.-Gesch., W. Braune dargebracht“ (1920), S. 148ff. (vgl. Bohnenberger Teuth. IV, 30) und Sonderdruck (Dortmund). Weiters Einleitung zu Sievers „Deutsche Sagendichtungen des IX. bis XI. Jahrhunderts (Heidelberg 1924), S. 11 und 50f. Sievers ist der Meinung, daß „die ou aus ô sich einmal auf ganz Deutschland erstreckt haben, nur bei den höfischen Dichtern der klassischen Zeit durch die uo verdrängt sind, aber in den heutigen Mundarten vielerorts noch wieder auftauchen (als „Relikte“ nach üblichem Schlagwort)“. Ferner Sievers „Zur Lautlehre des ahd. Isidor“, Wien 1925 (aus den Germanistischen Forschungen, Festschr. anläßlich des 60semestr. Stiftungsfestes des Wiener Ak. Germanistenverbandes) und die Judith der Vorauer Handschrift, abgedruckt in Diemers Deutschen Gedichten, letztere „in der ô/ou-Frage (wie in vielen anderen Punkten) eine wahre Fundgrube“. Da

Digitalisiert von Google

meine Zeit sehr beschränkt ist, konnte ich diesen äußerst wertvollen Anregungen leider noch nicht in wünschenswerter Weise nachgehen, halte es aber für meine Pflicht, im Rahmen dieser Darstellung bereits auf sie hinzuweisen.

Laut- und Wortgeographie (s. o. Dienstag und Donnerstag) können gemeinsame Wege gehen, aber auch auseinanderfallen. Für Hefe ist im Egerland heute zumeist der schriftsprachliche (alem. fränk. ostmitteldeutsche) Ausdruck üblich. Doch erscheint altes bayr. „Gerben" (vgl. die Karte zu Martins Wortgeographie 1. in Teuth. I. 65f.) als „Gäam" im Randgebiet der Karlsbader Gegend (im Tepler Hochland „Garm"). Zu meinen diesbezüglichen Ausführungen in „Unser Egerland" 1930, S. 3f. sendet mir Schulleiter Gustav Bayer (Sattl. P. Theusing) die treffende schriftliche Mitteilung: „Garm bezieht sich meist nur auf die früher verwendete Bierhefe, während durch die Preßhefe auch hier der Ausdruck Hefe ziemlich geläufig ist." Wir sehen da den sprachgeschichtlichen Prozeß der „Wortverdrängung" im Gange. Mit der neuen Sache kommt ein neues Wort auf und verdrängt allmählich das alte.

Pferd heißt egld. „Pfa", Verkleinerung „Pfa-l", Pferdlein, Mehrzahl „Pfada", Pferde; im Bayr. sonst überwiegend Roß (gedehnt „Ros"). Der Lautstand des jetzigen egld. Wortes setzt ein hohes Alter und eine längere Lautentwicklung voraus. Andrerseits erscheint im Südegerländischen von Ronsperg bis zur Schwarzkoppe „Ruas" (s. Rubitschek in der Sudetendeutschen Zeitschrift für Volkskunde I. 75 und „Die Mundarten des Böhmerwaldes", 65), Roß mit dem bayr. Wort, aber dem charakteristischen oberpfälzisch-egerländischen (und südvogtländischen, s. o.) Dehnungsprodukt und jüngeren Zwielaut —ua—. Nun erscheint parafredus zum erstenmal im Staffelseer Inventar (Riezler a. a. O. 1. H. 279, Anm. 1) auf grundherrlichem Boden (wo sich gewöhnlich Romanen länger hielten); „vulgärlat. paraverēdus, Postbeipferd, Relais; paraveredarii sind coloni, die für den Dienst der Herrschaft Pferde stellen müssen". Der Ausdruck Pferd (in besonderer, eingeschränkter Bedeutung) scheint demnach in früher Zeit auch in Bayern neben Roß üblich gewesen und nach Norden gewandert zu sein. Pferd wurde hierauf im Bayrischen und Roß im Egerlande verdrängt, so daß heute das Egerland in der Wortgeographie von Pferd (aber nicht in der lautlichen Gestalt) mit den mitteldeutschen Mundarten geht, denen das romanische Lehnwort aus dem Westen (Fränkischen) zugeführt wurde.

„Zähre" behandelt Steinhauser im XVI. Bericht der von der Akademie der Wissenschaften in Wien bestellten Kommission für das Bayerisch-Österreichische Wörterbuch für das Jahr 1928 (Anhang: Die Sinnverwandten für „Träne" und die Entwicklung des althochdeutschen h im Bairischen), Wien 1929 (mit Karte und Pausen). Das aus der städtischen Sprache kommende Wort „Träne" hat bereits weite Verbreitung im bair. Mda.-Gebiet gefunden, z. B. um Wien, München, Innsbruck, Brünn, Pilsen. Dagegen kennen Altbayern, Tirol, Kärnten, Egerland u. a. das Wort nicht. Das alte oberdeutsche „Zähre" ist über das Egerland hinaus

Digitalisiert von Google

in das südliche Vogtland und ins Nordweſtböhmiſche gedrungen, andrerſeits iſt vom Oſtfränkiſchen aus „Träne“ in die bayriſche Oberpfalz vorgeſtoßen und hat den Zuſammenhang zwiſchen Egerland und Altbayern zerriſſen. S. meine Beſprechung von Steinhauſers Abhandlung im Teuth. VI (im Druck).

Die hier vorgetragene Darſtellung hat die Richtlinien aufgezeigt, wie die heutige Oberpfälziſch-Egerländiſche Mundart entſtanden iſt und wie ſie ſich entwickelt und geſtaltet hat. Dieſe Linien laſſen ſich in großen und groben Umriſſen erkennen, da bereits eine Reihe von Vorarbeiten vorhanden iſt und einzelne Nachbargebiete gut erforſcht ſind. Bohnenbergers gründliche Arbeit „Die alemanniſch-fränkiſche Sprachgrenze vom Donon bis zum Lech“ (1905) hat nun ihre Fortſetzung in desſelben Gelehrten „Oſtgrenze des Alemanniſchen“ (ſ. o.) gefunden. Zur Ergänzung dienen die Darſtellungen von Kranzmayer „Zur ſchwäbiſch-weſtbairiſchen Dialektgeographie“ (Teuth. IV, 60f.) und „Die Schwäbiſch-Bairiſchen Mundarten am Lechrain mit Berückſichtigung der Nachbarmundarten“ (Münchner Sitzungsbericht 1927), hiezu die Stellungnahme von Schweizer in Teuth. V, 66f. Die Aufgabe der Oberpfälziſch-Egerländiſchen Dialektgeographie wird ſein, die Linien von Bohnenberger von ihren öſtlichſten und nördlichſten Stellen weiter nach Norden zu ziehen. Für die Umgebung von Nürnberg haben wir Angaben bei Gebhardt (a. a. O.). Dann finden wir Anſchluß an die Linien der von Bremer gezeichneten Karte zu Gerbets ſchon moderne Wege gehenden Vogtländiſchen Grammatik (ſ. o.). Wenden wir uns nach Südoſten (Weſtböhmen), ſtehen wir vor der Aufgabe, die dialektgeographiſchen Andeutungen auszubauen, die ich („Unſer Egerland“ 1914, S. 40f.) gegeben habe. Gradls „Mundarten Weſtböhmens“, Eichhorns „Südegerländiſche Mundart“, daneben Neubauers „Idiotismen“, Schiepek „Der Satzbau der Egerländer Mundart“ (2 Teile, 1899 und 1908) und Hauſenblas „Nordweſtböhmiſche Mundart“ bieten wertvolle Hilfe. Die 1927/28 veranlaßte Umſchrift die Wenkerſchen Sätze, die dem germaniſtiſchen Seminar der Prager deutſchen Univerſität einverleibt iſt, bietet die Grundlage für den weiteren Ausbau auch der Dialektgeographie Weſtböhmens, für welche außerdem noch die bisherigen Zettelſammlungen und Veröffentlichungen der Wörterbuchkommiſſion der Akademie der Wiſſenſchaften in Wien in Betracht kommen. Für die Oberpfalz ſind die Wörterbuchkommiſſion der Akademie der Wiſſenſchaften in München und die Zentralſtelle des Deutſchen Sprachatlas in Marburg a. L. die maßgebenden Stellen. Für die notwendige wiſſenſchaftliche Kleinarbeit, welche noch zu leiſten iſt, findet ſich folgender Weg vorgezeichnet: Herſtellung dialektgeographiſcher Karten und Pauſen an der Hand von Wenkerſätzen, Sprachatlas und den Sammlungen der zuſtändigen Wörterbuchkommiſſionen, erweitert und überprüft durch Abwandern der in Betracht kommenden Gebiete und eigenes Abhören; vgl. Lüers „Der Mundartforſcher auf Rundfahrt“ (Sonderdruck aus Heimat und Volkstum, VII), München 1929. Arbeit für viele und in reichlichem Ausmaße harrt auch auf dem hier beſprochenen Boden, möge ſie dementſprechende Ernte bringen.

Digitalisiert von Google

„Auf die Kirchweih laden“

Von **Rudolf Kubitschek**

Das Volk kommt ohne eine Redewendung schwer aus, die sich sträubt, auch vom Volkskundler zu Papier gebracht zu werden. In besseren Kreisen wird gewöhnlich die Verblümung „Götzzitat“ gebraucht, wenn in einem Berichte von einer solchen menschlichen, allzumenschlichen Angelegenheit die Rede ist. Wer über die Sache selber näheres erfahren will, schlage das Deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm (1. B., Sp. 565, 566) auf.

In die unteren Schichten des Volkes ist die Verlegenheitsverblümung „Götzzitat“ noch nicht gedrungen. Unter den vielen, vielen Umschreibungen und Verschleierungen, die sich das Volk für die gröbste aller Beleidigungen ausgedichtet hat, wenn es einmal nicht deutlich sein will, ist wohl die verbreitetste „jemanden auf die Kirchweih laden“, „in den Kirta laden“. Diese beschönigende Redensart wird aber meist nicht unmittelbar im Wortwechsel gebraucht, sondern erst, wenn die Sache breitgetreten und weitererzählt wird; ins Gesicht sagen sich die Menschen aus dem Volke die Beleidigung unverblümt, wie es aristophanische und fischartsche Naturen auch sonst tun; doch wird im Volk eine solche Beleidigung lange nicht für so schwer angesehen wie unter Gebildeten; wenn es einmal doch zu „einem Klagl“ kommt, wie man eine Ehrenbeleidigungssache nennt, so hat der Kläger wohl eine günstige Gelegenheit beim Schopf gepackt, seinen Gegner vor den Kadi zu ziehen. Doch kommt auch die unmittelbare Aufforderung vor: „Du kimm fei in Kirta!“ wie Schmeller im Bayrischen Wörterbuch (1. B., Sp. 1289) aus dem Bayrischen Walde berichtet. Das ironische „Kirchweihladen“ ist im Süddeutschen weit und breit üblich, am geläufigsten in den egerländisch-oberpfälzischen Landschaften, wo ja bekanntlich nicht die höflichsten Leute wohnen: die „gruam Schalanda“ nennen sie sich selber. Nach den Brüdern Grimm (5. B., Sp. 833) ist unsere Redensart auch im Fränkischen und Sächsischen („einen auf die Kirmst bitten“) nicht unbekannt. Auch die Bauern der Iglauer Sprachinsel verwenden die Redensart oft und gerne. In anderen Landschaften wiederum, wie z. B. im Böhmerwald, ist das höhnende „Kirchweihladen“ ganz unbekannt. Die Redensart scheint alt zu sein, sicher bekannt ist sie seit dem 17. Jahrhundert (nach Birlinger, Zum alemannischen und schwäbischen Wortschatze im 10. B. der Alemannia). In der Literatur habe ich die Wendung bloß einmal gefunden — freilich kann der junge Volkskundler, der sich in deutschen Landen umsehen und in die Vergangenheit zurückblicken muß, manches übersehen — in den köstlichen „Abenteuern der sieben Schwaben“, enthalten im „Volksbüchlein“ (1827 bis 1829) beim braven Ludwig Aurbacher, dem Gott ob der Freude, die er bei jung und alt verbreitet hat, eine fröhliche Urständ schenken möge: Da begegnet in der Gegend von Schwabeck im Schwäbischen den sieben Schwaben eine schöne Bauerntochter, die besonders dem Blitzschwaben ins Auge sticht; er stellt sie und redet sie an, spricht gleich vom Heiraten und schwätzt allerhand närrisches Zeug; die Maid läßt sich's eine Zeitlang gefallen und lädt schließlich schnippisch den Zudringlichen „auf die Kirbe“.

Digitalisiert von Google

Wie mag die Redensart vom „Kirchweihladen" entstanden sein? Vielleicht ist sie eine harmlose Verblümung: anstelle der Beleidigung setzt der Spötter ironisch eine Ehrung, denn auf ein Kirchweihfest geladen zu werden, ist immer ehrenvoll und angenehm. Vielleicht aber — und das scheint mir wahrscheinlicher — ist die Wendung eine geschickt versteckte Derbheit, da eine Kirchweih nicht nur etwas Heiliges, sondern auch etwas recht Unheiliges ist. Ist doch der Kirchweihschmaus das Höchste, was sich ein Herz vom Lande vorzustellen vermag, und zu einer Art Schmaus, der allerdings nicht so munden dürfte, wird ja auch der, welcher durch die Beleidigung getroffen werden soll, eingeladen. So sagt das Volk zu allem Möglichen und Unmöglichen gern „Kirchweih": „Was habts denn da für an Kirta ausz'macha?" ruft man in recht zweideutigem Sinn nach Schmeller (an der angeführten Stelle) im Bayrischen Wald Zankenden zu, wohl erwartend, daß es jeden Augenblick zum „Kirchweihladen" kommen wird. Mag nun die eine oder andere Deutung richtig sein, bei beiden hat sicher mitgewirkt, daß sich das Volk eine Wendung schaffen wollte, die so und so aufgefaßt wird, mit der man anstößt und nicht anstößt, wobei der, welcher die Beleidigung ausspricht oder weitererzählt, selber nicht gepackt werden kann, wie man denn seinem lieben Nächsten, dem man nicht besonders grün ist, gern eins am Zeug flickt, wenn man sich selber sicher weiß.

Einiges zum Namen Wagendrüssel

Von **Dr. Jak. Loidl**, Salzburg

Der Name Wagendrüssel, bzw. Wagentristl und Wagendrischl begegnete mir im Lande Salzburg sechsmal, und zwar zweimal als Name je eines Bauernhofes im Pongau und Tennengau in bergiger Gegend, zweimal als Bergname, Wagendrischlhorn, 2252 Meter, im Reitergebirge an der Grenze zwischen Salzburg und Bayern und Wagentristl zwischen Oberndorf und Kemating. Ferner wird ein Wagentristl, der wohl auch ein Berg oder steiler Abhang sein wird, in einer Abhandlung über Bergbau im Lungau öfters erwähnt. Genauere Karten geben für die Gegend, in der er liegt, den Namen Wagendrischelkar an. Diese Gegend ist sehr vereinsamt. Dann wird Wagendrüssel in der Zusammenstellung „Launige Geschlechtsnamen aus salzburgischen Urbarien und Steuerbüchern des 14. Jahrhunderts" von Dr. v. F. Zillner (Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Bd. XVI, S. 483) als Familienname für die Gegend von Hallein-Kuchl angeführt.

Nach den urkundlichen Belegen, die allerdings sehr karg sind, scheint Wagnerdrüssel und Wagndrissl für das Salzburger Land die primäre Wortform zu sein, während mundartliches Weggntristl die sekundäre darstellt.

In mundartlichem Weggntristl aus Wagendrüssel hatte sich nach Ausfall des e zwischen s und l der Übergangslaut t eingestellt. Dafür gibt es

Digitalisiert von Google

in den alpenländiſchen Mundarten mehrere Belege. So hört und lieſt man oft Köſtl, Nöſtl, Aſtl neben Köſſl, Nöſſl[1]), Aſſl für Keſſel, Neſſel, Aſſel.

Über den Berg Wagentriſtl bei Oberndorf führt eine ſteile Straße. Eine ſteile, alte Straße zieht auch zu dem kleinen Einzelhofe im Pongau empor. Einige Einheimiſche ſagten mir, daß eigentlich dieſe Straße ſo heiße. Andere behaupten, man nenne auch den Berg, über den dieſe Straße führt, ſo. Ein ſteiler Weg iſt auch bei dem abgeſchiedenen Einzelhofe im Tennengau, wo das Gelände durch die Anlage eines Stauſees allerdings teilweiſe verändert iſt.

Die beſprochenen Geländeverhältniſſe legen die Vermutung nahe, daß die Steilheit dieſer Örtlichkeiten die Namengebung veranlaßte.

Nach Dr. Gréb „Der Name Wagendrüſſel" (Karpathenland I, S. 85) nahm Dr. Kreichel an, daß dieſe Zipſer Bergſtadt Wagendrüſſel nach einem Wagenhaus für Holz-, Kohlen- und Erzwagen benannt ſei. Drieſſel komme von droſſeln, drieſſeln, ſtoßen des Wagens auf holperigem Wege. Moritz Wertner (a. a. O. S. 85) deutet Wagen als Beſtandteil einer großen Wage und Drüſel als Schwelle der Schleuſen. Dr. Gréb nimmt gegen beide Erklärungsverſuche Stellung und erklärt (a. a. O. S. 86) Wagendrüſſel als Sümpfeſchlucht. Drüſſel, Triſtl bedeutet auch in den Alpenländern Kehle, Schlucht, Schlund, enger Berggraben.

Die freundliche Mitteilung unter Antworten zur Umfrage 101 in der Sudetendeutſchen Zeitſchrift für Volkskunde, 3. Jahrgang, 1. Heft, S. 41, bringt eine von Dr. Ott gegebene Erklärung des abgegangenen Gaſſennamens Wagendrüſſel, ſpäter Eiſengaſſe in Brüx. Nach ihm bedeutet Drüſſel von Sträuchern oder Felſen eingeengter Weg, Wagen-, Eiſenweiſe darauf hin, daß die Wagendrüſſel einmal die Gaſſe der Wagner und Schmiede geweſen ſei. Dr. Herr (Sud. Ztſchr. f. Volksk. III, S. 42) iſt der Anſicht, daß Wagendröſſel als Flurname bei Olmütz und als dritter Name einer Burg bei Zittau ſo viel wie Parkplatz, Wagenplatz bedeute.

Dieſe Namenerklärungen nehmen eine loſe Beziehung zwiſchen Wagen und Drüſſel an. Auffällig iſt jedoch, daß Drüſſel (Dröſſel) ſo oft in Verbindung mit Wagen auftritt. Für mehrere Salzburger Örtlichkeiten mit dieſem Namen wird wohl eine feſtere, innere Beziehung zwiſchen dieſen beiden Wörtern anzunehmen ſein. Bei Wagentriſtl (Berg bei Oberndorf und Bauernhof im Pongau) handelt es ſich wohl um Flurnamen. Die bereits angeführte Deutung des Wortes Drieſſel von Dr. Kreichel ſcheint manches für ſich zu haben, gegen ſeine Deutung von Wagen wendet ſich Dr. Gréb mit Recht. Die ſoeben genannten Salzburger Gegenden könnten auch nach dem Schütteln, Stoßen des Wagens auf dieſem ſteilen Gelände benannt ſein.

Nach dem Bayriſchen Wörterbuch von Schmeller, Bd. I, Sp. 676, ergibt ſich für die dort angeführten Wörter triſtern und trüſteln die Bedeutung ſchütteln. Schmeller gibt auch truſtern in der Bedeutung von „vannare, id est ventilare pabulum ant frumentum vel ſchwingen" an. Er ſagt ferner: „Auf einem über holperiges Steinpflaſter dahinrollenden Bauernwagen z. B. troſtert man." „Ein Kind, das man auf dem Knie

[1]) ö wird mit Entrundung ausgeſprochen.

Digitalisiert von Google

reiten läßt, indem man die Ferse auf und ab bewegt, trostert." Im Pongau hörte ich „heatrissln, trissln" für „jemanden tüchtig schlagen". Diese Wörter gingen dann auf eine germanische Wurzel *threut-, *thrut- „schlagen, stoßen" zurück, die mit lat. trudere, „stoßen, drängen" verwandt wäre. Trostern könnte eine Weiterbildung dieser germanischen Wurzel darstellen. Als Bedeutungsparallele möchte ich die in den Ostalpen häufig wiederkehrenden Flurnamen Knieboß, Kniepiß usw. anführen, die steile Wege bezeichnen (vgl. Schmeller, Bayr. Wörterbuch I, Sp. 1343 u. 294).

Wenn man diese Wege geht, „poßt" (= schüttelt, rüttelt) es einem die Knie tüchtig „ab", wie sich der Alpenbewohner ausdrückt. „Öpfipoßn" (ahd. pōzan, bōzan, stoßen, klopfen, schlagen) nennt man im Salzburgischen das Herabschütteln der Äpfel von den Bäumen.

Es wäre auch möglich, daß drüsseln in einer Mundart die Bedeutung bremsen hat oder hatte. Wagendrüssel würde dann die Wegstrecke benennen, auf der man die Wagen bremst.

Diese zwei Deutungen könnten auch für das Bauernhaus Wagentristl im Tennengau zutreffen. Allerdings könnte dieser Bauernhof auch nach einem früheren Besitzer namens Wagendrüssel den Namen haben, der nach Zillner für die Gegend Hallein-Kuchl belegt ist. Dieser Familienname muß nicht mit Wagen (= Fahrzeug) zusammenhängen, er kann so viel wie Wagehals aus Wag' den Drüssel (= Schlund, Hals) bedeuten. Er wäre dann ein Satzname. Hallein ist von diesem Hofe ungefähr 2, Kuchl ungefähr 3½ Gehstunden entfernt. In Salzburger Urkunden findet man öfter, daß der Hofname eines Ortes in einem Nachbarorte als Familienname auftritt. So heißt z. B. ein Bauerngut im Taurachtal (Salzburg) „Gottschall". Im zweitnächsten Paralleltale, im Flachautale, hieß 1745 der Besitzer des Mühllehens Markus Gottschall (Steuerkataster von 1779, Landesarchiv Salzburg). Das Wagendrischlhorn im Reitergebirge könnte nach einem darunter liegenden Gelände oder nach einer Alm benannt sein (Bergnamen nach der Lage sind in den deutschen Ostalpen oft anzutreffen). Bekannt ist mir darüber nichts. Vielleicht hieß in der dortigen Gegend früher einmal eine Alm Wagendrüsselalm. Almen, die den Namen nach dem Eigentümer haben, ändern ihn oft bei Besitzerwechsel.

Könnten nicht vielleicht kurze Geländebeschreibungen oder Geländeskizzen der Örtlichkeiten namens Wagendrüssel und Wagendrössel zur Lösung der Frage nach der Herkunft dieses Namens beitragen?

Der Berghäuerzug in Iglau

Von **Ignaz Göth**

Iglaus Silberbergbau war schon im 13. Jahrhunderte bedeutend. Die Umgebung der Stadt war an diesem Reichtum mitbeteiligt. Doch „es war und ist nicht mehr!" sagt der „schlafende" Bergmann auf dem Bilde in der St. Johanneskirche, da Kriegszeiten, Hussitenstürme, der Dreißigjährige Krieg, andere Fundstätten, so auch in Amerika, die Schürfarbeit ungünstig gestalteten, bis 1783 das Bergamt zu Iglau aufgehoben wurde.

Digitalisiert von Google

Noch hie und da verſuchte man Silber zu graben, ſo im Jahre 1872, in dem Bergrat Müller (aus Heßdorf) bei Piſtau Schürfungen vornehmen ließ, die aber kein Ergebnis hatten. 1903 ſtarb der letzte Iglauer Bergknappe Röhrig (Abb. 1).

Abb. 1

Als man das tauſendjährige Jubelfeſt der Stadt Iglau im Jahre 1799 feierte, da zogen — nach einer Darſtellung J. H. Marzys — neben den Andächtigen auch zwölf Knaben in Bergmannstracht mit brennenden Grubenlichtern, zwölf Tuchmacherknappen mit Fackeln und zwölf Knaben, Lorbeerkränze in den fliegenden Haaren, zum Johanniskirchlein, dem Urſprunge der Stadt. Seither war es Sitte, Berghäuer alljährlich zum

Digitalisiert von Google

Kirchlein zu ſchicken. In den 80er Jahren war es beſonders Herr Schuldirektor Robert Honſig († 1924), der durch Sammlung ſtets eine beſcheidene Summe aufbrachte, um Knaben in die Bergmannstracht zu kleiden. Es gab — wie Abb. 2 zeigt — nur billigen Leinwandſtoff, roſa die Hoſe,

Abb. 2

ſchwarz der Rock, ein Kalpak aus Pappendeckel. Es war der Ehrgeiz jeder Iglauer Familie, ihre ſchulpflichtigen Söhne in derartiger Bergmannskleidung zum Johanneshügel zu ſchicken. Doch gab es da auch Verfall, Streit u. dgl., ſo daß der Magiſtrat der Stadt die Abſicht hatte, dieſen mehr als hundertjährigen Brauch zu verbieten.

Digitalisiert von Google

Abb. 3

Da erbot sich Johannes Haupt, Kustos des Iglauer Museums, Bürger der Stadt und Photograph (1849 bis 1928), einen Zug zu schaffen, der dauernd diese seltene Iglauer Vergangenheit vor Augen führen sollte. Haupt wählte die malerische Tracht des sechzehnten Jahrhunderts für den Zug und gestaltete ihn historisch getreu. Die Kostüme sind zumeist den Werken von Hottenroth und dem Bergbuche von Ettenbach, auch das „schwarze Buch" geheißen, entnommen, dessen einziges Stück, im Jahr 1556 geschrieben, bzw. gezeichnet, in der Staatsbibliothek in Wien ist. Manches stammt auch aus dem Buche „De re metallica" (1530) von Georg Agricola (1527—1531 Arzt in Joachimsthal). Es wurde ferner mit noch bestehenden Bergwerken Fühlung genommen, die herrschende Kleidung geprüft und mit den Iglauer Zeitverhältnissen in Einklang gebracht. So hatte besonders die Bergakademie zu Leoben Skizzen geschickt, die vielfach berücksichtigt wurden. Stadtrat Börner zu Freiberg in Sachsen und Franz Rochelt, Bergakademie Leoben, standen mit Rat und Tat bei. Aber auch Grabsteine und Statuen (Abb. 3), wie sie in der Stadtpfarrkirche St. Jakob vorhanden sind, gaben Vorbilder, so daß ein getreues Abbild der Zeit erstand. Neben dem 16. Jahrhunderte ist noch das 18. Jahrhundert im Festzug vertreten, und zwar in der Gruppe der Bergknappen 1799, Bürger 1799 (Abb. 4), Tuchknappen und Bergknechte 1799. — Sie erinnern an die Blütezeit der Iglauer Tuchmacherei, die auch heute im Absterben begriffen ist, da nurmehr zwei Fabriken tätig sind.

Die einzelnen Gruppen des Berghäuerzuges heißen: Bergmeister, Bannerträger, Bannerbegleiter, Bergfänger, Tag- und Nachthuetmänner, Rutengänger, Wäscher, Goldwäscher, Bergknappen, Bubenhuetmänner, Bruebenhuetmänner, Zimmerlinge, Bergschmiede, Schichtmeister, Schiener, Geschworene, Bergrichter, Patrizier. Dazu kommen die obigen Gruppen aus dem 18. Jahrhundert. Die 150 Knaben stellen so die Typen der Bergleute von den höchsten Würdenträgern bis zum einfachen Huetmann dar. Die Kleidung bietet viel Abwechslung in Form und Farbe und Gestaltung. Sämtliche Bergleute tragen die „Barte", die Werkzeug und Waffe war. Die Grubenleute haben am Gürtel das „Tschärpentäschchen" zum Aufbewahren des Unschlittes, ferner die Grubenlampe und den Lederschurz.

Digitalisiert von Google

Abb. 4

Heuer ſind es 40 Jahre, ſeitdem der Zug in dieſer Geſtaltung auszieht. Er iſt heute ein Sinnbild der deutſchen Iglauer und die Tage um den 23. und 24. Juni ſind Feſttage des Herzens für die volksbewußten Iglauer, die ihren Berghäuerzug nicht miſſen wollen.

Schatzgräber

Von Univ.-Profeſſor **Dr. L. Franz**, Prag

Eines von Kärntens Symbolen ſcheint mir die „wilde Romenei". Im Gailtal glauben die Leute an ſie. Das iſt eine Art wütiges Heer, aber weitaus ſchlimmer als das von Wotan geführte. Wer in des letzteren wilde Jagd gerät, iſt ſchlimm genug daran, wer aber der wilden Romenei über die Bahn läuft, für den wäre es beſſer, nicht geboren zu ſein. Es ſind die Paganengötter, die durch die Lüfte kommen, die Nachkommen der römiſchen Götter, denen einſt auf ragenden Höhen und in weiten Tälern ringsum im Lande Tempel errichtet worden waren, damals, als ſie noch als freundliche Geſtalten dem Menſchen halfen. Die Tempel ſind in Trümmer geſunken, ein nüchternes Geſchlecht von Archäologen iſt ſpatenklirrend um ſie beſchäftigt, diejenigen aber, denen die Kultſtätten vormals galten, leben

Digitalisiert von Google

im Volksglauben weiter, nicht mehr als Führer, Freund und Beschützer, sondern als dämonische Gestalten, die mitternächtigerweile einherjagen, Wahnsinn als Vorreiter, Tod als Gefolge. Diese heruntergekommenen altheidnischen Gottheiten, sie bilden die „wilde Romenei".

Das ist mehr als eine bloß volkskundlich interessante Erscheinung, es ist ein Sinnbild für die Zusammensetzung der heutigen Kultur Kärntens. Wesentlich ist nicht die Tatsache, daß das Land seit alters neben Deutschen auch Slowenen beherbergt, — selbst wenn windisches Sprach- und sonstiges Kulturgut in stärkerem Maße das deutsche gekreuzt hätte als tatsächlich der Fall, wäre es nicht wesentlich — das innere Gepräge ist durch etwas anderes gegeben: durch das Fortleben der Antike. Die römischen Denkmäler des Landes wurden zwar erst mit dem vorigen Jahrhundert wieder erschlossen, aber die Antike war offenbar durch all die Jahrhunderte trotzdem nicht zur Gänze verschüttet. Durch zahlreiche Kanälchen durchflutete sie den Volksgeist, nicht ungetrübt rein, aber doch mit der Hartnäckigkeit, die kleinen Wasseradern oft zu eigen ist. Eines der Ergebnisse dieses Weitertransportes antiken Geistes ist die wilde Romenei, ist Aberglaube auch noch in anderer Form.

Er knüpft gerne an römische Stätten an. Die Gegend am Fuße des Hügels von St. Peter im Holz, wo 1910 die berühmte spätrömische Kirche ausgegraben wurde, war bis dahin von der Bevölkerung, wenigstens zur Nachtzeit, gemieden, denn der Platz galt als unheimlich. Diese Meinung hat sich sicherlich nur deshalb gebildet, weil im Volksbewußtsein dunkel die Kenntnis von dem römischen Friedhofe, der an die Kirche anschloß, sich bewahrt hatte. Für dieses Weiterleben historischer Tatsachen aus längst vergangenen Zeiten im Gedächtnis des Volkes spricht auch die Flurbezeichnung „Laschitzen", in der das slawische Wort lasi für Welsche steckt. Ein entsprechender Fall einer Ortsbezeichnung liegt bei Müllendorf im österreichischen Burgenlande vor, wo es eine Flur Lasica-Acker gibt; auch dort handelt es sich um eine Stätte dichter römischer Besiedelung.

Nicht immer aber zeigen die Kärntner Angst vor Plätzen, wo vordem Leute gehaust haben oder wo sie begraben worden sind. Ich habe im Jahre 1928 im Zuge einer großen, vom Österreichischen und vom Deutschen Archäologischen Institute gemeinsam veranstalteten Ausgrabung bei Feistritz an der Drau, die hauptsächlich einer spätantiken Stadt gegolten hat, einen auf ebenem Gelände am Draufer belegenen Hügel untersuchen können. Es zeigte sich, daß er über einer Bestattung aus der Ersten Eisenzeit aufgeschüttet war. Als wir den Hügel aufschnitten, wies sich deutlich, daß in ihm schon gewühlt worden war, so daß das prähistorische Grab stark in Mitleidenschaft gezogen war. Unsere Vorgänger bei der Ausgrabung hatten ihren Schacht oben von der Mitte des Hügels bis ins gewachsene Erdreich vorgetrieben. Umfragen in der Gegend ergaben, daß vor etwas mehr als 40 Jahren ein Grundbesitzer in dem Hügel nach einem Schatz gegraben habe. Das zeigt, daß ihm die künstliche Errichtung des Erdhügels klar war, denn aus einer natürlichen Bodenerhebung wird niemand ohne weiteres einen verborgenen Schatz ergraben wollen. Der Schatzsucher, dessen Tätigkeit uns übrigens schon vor unserer Ausgrabung

Digitalisiert von Google

eine verdächtige Einsenkung in der Oberfläche des Hügels ahnen ließ, wird zweifellos etwas enttäuscht gewesen sein, als er nur auf Tongefäße stieß, die für ihn wertlos waren. Er hätte sich aber, falls es zu seiner Zeit in Kärnten schon geschulte Altertumsforscher gegeben hätte, durch deren Belehrung wohl kaum von seinem Vorhaben abbringen lassen, denn derartige Schatzsucher sind immer unbelehrbar, sie wissen's immer besser.

Das erfuhr ich auch voriges Jahr wieder, als mich ein Mann in einem Dorfe an der oberen Drau zu sich einlud, um seinen „Schatzstollen" zu besichtigen. Es handelte sich um eine etwa drei Meter senkrecht in den Felsen eingetiefte viereckige Öffnung, die mit ein paar Stufen versehen war. Der Zugang war mit Holz und Steinen verrammelt gewesen, das Loch selbst ist ständig fast zur Hälfte mit Wasser angefüllt. Es dürfte sich um einen alten Brunnen handeln, der vielleicht einer nahegelegenen Mühle zugehörte. Der Mann aber war fest überzeugt, daß er in dem senkrechten Loche einen wagrechten Gang in den Berg hinein und dann einen Schatz finden werde. Wir schieden von einander, uns im Stillen gegenseitig bedauernd, er, weil ich in seinen Augen ein Nichtswisser oder ein Neidhans sein mußte, ich bedauerte ihn wegen der einmal doch eintretenden bitteren Enttäuschung, die um so größer sein muß, als er zur Freilegung des Loches Geldmittel, die für ihn nicht unbedeutend sind, aufgewendet hat.

Solcher Leute gibts in Kärnten noch viele. Auf dem Zollfeld bei Klagenfurt, wo sich einst die mächtige römische Stadt Virunum erhob, geht die Sage von einem mit Gold gefüllten Brunnen. Wenn ein Zollfeldbauer ein Grundstück verkauft, so nimmt er den goldenen Brunnen, falls dieser nachträglich auf seinem Boden gefunden werden sollte, vom Verkaufe ausdrücklich aus.

Als vom Österreichischen Archäologischen Institute der eingangs erwähnte Friedhof bei St. Peter ausgegraben wurde und man auf einen der gewöhnlichen römischen Steinsarkophage stieß, entfuhr einem der Arbeiter ein Ausruf, der so deutlich seine und seiner Kameraden Hoffnungen kennzeichnet: „Die Kassa!" Er war der Meinung, jetzt sei eine steinerne Schatztruhe da!

Die eigenartigste Erscheinung, auf die ich bei meinen Wanderungen in Kärnten gestoßen bin, ist ein bereits in hohem Alter stehender Mann in einem Dorfe bei Villach. Dieser Alte hat sich den St. Canzianberg südlich von Villach zur Domäne erkoren. Das ist ein Berg, der auf fast allen Seiten steil abfällt und seiner günstigen Gestaltung und Lage wegen schon in vorgeschichtlicher Zeit Menschen getragen hat. Auch in römischer Zeit und im Mittelalter war er besiedelt, heute stehen auf ihm nur ein Kirchlein und einige wenige Häuser. Dem erwähnten Mann haben es die „silbernen Glocken" und andere Kostbarkeiten angetan, die nach seinem Glauben irgendwo im Berge stecken sollen. Seit vielen Jahren gräbt er unverdrossen darnach. Jeder Besucher des Berges kann die mächtigen Gruben des Schatzsuchers sehen und aus ihnen die Kräfte der Einbildung und Hoffnung ermessen. Der Alte hat sich sogar ein verwickeltes System zurechtgelegt, von dem bei seinem Mißtrauen allen Menschen gegenüber freilich nur Bruchstücke aus ihm herauszulocken sind. Stößt er beispielsweise beim

Digitalisiert von Google

Graben auf einen Felsblock, so ist ihm das nur ein „Weiser“: seine Richtung weist ihm den Platz, wo er weiterzugraben hat. All sein heißes Bemühen ist erfolglos geblieben, aber das vermag seine Zuversicht auf schließlichen Erfolg nicht im geringsten zu erschüttern — eigentlich ein ergreifendes Bild.

Dieser Schatzgräber vom Canzianberg weiß auch sonst allerlei zu erzählen. So hörte ich von ihm, er sei eines Nachts an einem am Wege liegenden Steinblock vorübergegangen, aber „es“ habe ihn nicht vorbeigelassen, er habe einen Bogen machen müssen, um der geheimnisvollen Kraft auszuweichen. Als ich ihn um nähere Auskunft über dieses „Es“ bat, konnte er mir nur immer wieder versichern: Ja, „es“ hat ihn nicht vorbeigelassen. Ich zweifle nicht daran, daß er vom „Es“ überhaupt keine Vorstellung hat, für sein Gehirn gibt es nur zwei Begriffe: der eine, der ihn glücklich macht, ist freilich so fest umrissen wie möglich — der Schatz, der zweite sind die finsteren Mächte im menschlichen Leben, dunkel in ihren Ursachen und kaum umrissen — das „Es“.

Es ist klar, daß derartige Schatzsucher nicht bloß eine Erscheinung der geldschwachen Gegenwart sind, im Gegenteil, Aufklärung durch die Schule und Lektüre dämmen Irrwahn ja doch allmählich ein. In vergangenen Jahrhunderten wird's noch weit mehr solcher Käuze gegeben haben. Manch ein schriftliches Dokument zeugt noch heute von ihnen. So befindet sich im Museum Villach ein aus dem Jahre 1501 stammendes Exemplar eines „Gertraudis-Segens“. Er enthält Gebete, am Schlusse aber „der H. Gertraudisz ihr Schatz Schlüssel“. Das ist eine ganz einfache Beschwörung, die zur Folge haben soll, daß dort, wo in der Erde verborgenes Gut steckt, „die Geister Flichen und die Menschen richtig ohne allen Verhinder erhöben können“, nämlich den Schatz.

Volksbotanisches aus Klein-Mohrau bei Freudenthal in Schlesien

I.

Arzneiliche Verwendung von Pflanzen nach Angabe der im Jahre 1920 verstorbenen Marie Berger

Von **Nikolaus Rollinger**

Die Reihenfolge sowie der Wortlaut folgt entsprechend den Originalmitteilungen; die in Klammern gesetzte lateinische und deutsche Bezeichnung der in Betracht kommenden Pflanzen erfolgte nach Erhebung, bzw. Bestimmung des Verfassers.

Wermut (Artemisia absinthium L. = echter Wermut und A. vulgaris L. = gemeiner Beifuß) für den Magen, wenn man sich ihn verkühlt hat oder verdorben; — wenn man Abweichen hat. (Dragendorff: S. 677.)

Wasserklee (Menyanthes trifoliata L. = dreiblättriger Fieber-, Biber- oder Bitterklee), wenn man sich geärgert hat; — auch für den Magen oder wenn man die Periode nicht hat; nur ein einziges Stenglein, dann ist

Digitalisiert von Google

der Tee schon bitter genug. Jeden Tag ein Stenglein kochen; wenn man neingeplumpft ist, muß man ihn stärker kochen. (Dragendorff: S. 532.)

Baldrian (Valeriana dioica L. = kleiner Baldrian, kleines Katzenkraut, — V. tripteris L. = dreischnittiger B., — V. simplicifolia Rchb. = einfachblättriger B., — V. sambucifolia mik. = hollunderblättriger B. und V. officinalis L. = gemeiner B.) zum Gicht treiben, das geht mit dem Wasser fort. (Dragendorff: S. 643 und 644.)

Lindenblüten und Ebereschenblüten (Tilia parvifolia Ehrh. = Winter- oder kleinblättrige Linde und Sorbus aucuparia L. = Eberesche, Vogelbeerbaum) zum Schwitzen. (Dragendorff: S. 418, Ebereschenblüten nicht genannt.)

Kalinten (Früchte von Viburnum opulus L. = gemeiner Schneeball), die Beeren saftkochen wie anderen Saft. Gut für Lungenentzündung und auf die Brust auflegen, wo es stechen tut. (Dragendorff: S. 641.)

Vogelbeeren (Früchte von Sambucus racemota L. = Trauben-, Hirsch- oder Bergholunder) für Lungenkranke; auch Saft kochen für Husten. (Dragendorff: S. 641.)

Ehrenpreis (Veronica officinalis L. = gebräuchlicher Ehrenpreis, Grundheil, — V. triphyllos L. = dreiblättriger E., — V. Tenerium L. = breitblättriger E., — V. Anagallis L. = gemeiner Wasser-E. und V. spicata L. = ähriger E.) für Lungenkranke zum Trank kochen; auch für Keuchhusten. (Dragendorff: S. 607.)

Erdbeerblätter (Fragaria vesca L. = Walderdbeere und F. viridis Duch. = Hügelerdbeere) auch gut für Husten. Dragendorff: S. 277.)

Weiße Taubennessel (Lamium album L. = weiße Taubennessel, Bienenfang) auch gut auf alles. (Dragendorff: S. 574.)

Enzianwurzel (Gentiana punctata L. = punktierter Enzian; die vielfache Ansicht, daß der gelbe Enzian = G. lutea im Altvatergebiete heimisch wäre, ist falsch. Siehe G. Merker, Exkursionsflora von Mähren und Österreichisch-Schlesien, 1910, sowie Dr. J. Weese, Beiträge zur Kenntnis der Flora des Freudenthaler Ländchens im „Freudenthaler Ländchen", Beil. z. „Freudenthaler Ztg.", 3. Jhg., 1923, Folge 10, Seite 285—291) zum Ansetzen für Magen; blutreinigend; oder auch Trank kochen; oder auf das Brot reiben und dann einnehmen. (Dragendorff: S. 529.)

Arnika (es handelt sich hier um eine Menge gelb blühender Korbblütler = Compositae, wie: Habichtskraut = Hieracium, Ferkelkraut = Hypocheris, Pippau = Crepis usw. in allen ihren Formen und Bastarden. Die Arnica montana L. = Berg-Wohlverleih-Arnika, welche Merker auf Seite 487 seiner Exkursionsflora für Mähren und Österreichisch-Schlesien mit dem Standorte Karlsbrunn angibt, konnte vom Verfasser nicht gefunden werden. Auch brachte kein Kräutersammler in den letzten Jahren eine solche Pflanze zum Verkauf. Sie scheint also schon ausgestorben zu sein), für Reißen die gelben Blumen ansetzen in Spiritus oder Branntwein; auch einnehmen. (Dragendorff: S. 683.)

Soanikel (Sanicula Europaea L. = europäischer Sanickel), wenn man sich geschnitten hat, oder man hat eine Wunde. Ansetzen tut man ihn

Digitalisiert von Google

in Spiritus oder in Kornschnaps. Und dann schmieren auch für das Reißen, — auch einnehmen kann man es fürs Reißen. (Dragendorff: S. 484.)

II.

Arzneilich und sonstig verwendete Pflanzen nach Angabe des Josef Funk in Klein-Mohrau.

Dem Verfasser stand in erster Linie das zwar kleine, aber äußerst interessante volkstümliche Herbarium des Josef Funk zur Verfügung. Es besteht aus alten, einst gebrauchten Schulbüchern, in welchen die auf einfachen Zetteln befestigten und vielfach mit urwüchsigen Bemerkungen versehenen Pflanzen eingeklebt sind. Ergänzt wurden diese Angaben durch Funks persönliche Mitteilungen. Die Bestimmung der einzelnen Pflanzen stieß oft auf nicht geringe Schwierigkeiten, da es sich meist um Teile solcher und nur in den seltensten Fällen um vollzählige Exemplare handelte; es mußte mitunter sogar ein mit farbigen Abbildungen versehener Pflanzenatlas zu Rate gezogen werden, um die weitere Bestimmung anzubahnen. Ordnung und zum Teil Schreibweise nach Funk.

Hohlwurzel (Corydalis cava Schw. et K. = Hohlwurz) zu Schnaps gegen Kolik. (Dragendorff: S. 250.)

Wildes Stiefmütterchen (Viola arvensis Murr. = Acker-Veilchen, Acker-Stiefmütterchen), Blutreinigungstee, blüht im Mai für Trank. (Dragendorff: S. 450.)

Schafgarben (Achillea Millefolium L. = gemeine Schafgarbe und A. Sudetica Opiz = Sudeten-Sch.) für Husten, Blutspeien, Schwindsucht, Kolikschmerz, Bleichsucht, Darmschleim. (Dragendorff: S. 674.)

Enzijahn (Gentiana punktata L. = punktierter Enzian), in Schnaps angesetzt für Bauchschmerzen, Kolik. Für Wunden kochen, darin baden; auch Streupulver (aus den Blättern). (Dragendorff: S. 529.)

Paldrijahn (Valeriana officinalis L. = gemeiner Baldrian). Trank kochen gegen Magen; als erstes Mittel bei Magenschmerzen und Herzbeklemmungen. (Dragendorff: S. 643.)

Wasserklee oder Fieberklee (Menyanthes trifoliata L. = dreiblättriger Fieber-, Biber- oder Bitterklee). Tee zum Schweißtreiben, zum Abtreiben, zum Period bekommen. (Dragendorff: S. 532.)

Lindenblüth (Tilia parvifolia Ehrh. = Winter- oder kleinblättrige Linde) zum Schwitzen. (Dragendorff: S. 418.)

Brachkamille (Matricaria Chamomilla L. = echte Kamille) als Tee für Kinder, Haarstärkemittel, für Kleinkinderbäder. (Dragendorff: S. 677.)

Hohlunder (Sambucus nigra L. = schwarzer Holunder, Flieder), trockener Blütentee, heiß getrunken, gegen Halskrankheiten. (Dragendorff: S. 640.)

Spitzwegerich (Plantago lanceolata L. = Spitzwegerich), Blätter gekocht, mit Zucker eingedickt, gegen Husten, wenn man es auf der Brust hat. (Vor dem Kriege kostete ein Seidel solchen Sirups einen Gulden!) (Dragendorff: S. 619.)

Digitalisiert von Google

Ebereſchblüth (Sorbus aucuparia L. = Ebereſche, Vogelbeerbaum), ſchweißtreibend, beſter als Lindenblüth. (Dragendorff: S. 276 — Blütentee unbekannt.)

Jägerblümchen, Bruſtblümchen (Tussilago Farfara L. = gemeiner Huflattich), Blütentee, wenn mans auf der Bruſt hat. (Dragendorff: S. 684 — Blütentee unbekannt.)

Ehrenpreis (Veronica officinalis L. = gebräuchlicher Ehrenpreis, Grundheil), Tee für Verſchleimung als Gurgelwaſſer; als Tabak beſſer wie Waldmeiſter, weil er nicht ſo austrocknet. (Dragendorff: S. 607, — Diels: Erſatzſtoffe aus dem Pflanzenreich 1918: Nicht als Tabakerſatz genannt.)

Waldmeiſter (Asperula odorata L. = Waldmeiſter). Rauchen und als Tee. (Diels: S. 263 und 253.)

Erdbeerblätter (Fragaria vesca L. = Walderdbeere). Aufguß Tee für Fieber. (Dragendorff: S. 277.)

Biebernelle (Pimpinella magna L. = großer Bibernell und P. Saxifraga L. = gemeiner L.), Wurzel gegen Bauchſchmerzen, in Alkohol anſetzen oder nur ſo kauen. (Dragendorff: S. 489.)

Kippen (Hagebutten = Früchte der Gattung Rosa-Roſe nz. Wildroſe), Kerne als Tee oder gebrannt als Kaffee-Erſatz. (Diels: S. 250 und S. 232.)

Maiſtauden (Leontodon Dandbialis Jacq. = L. hastilis L. = gemeiner Löwenzahn), junge Blätter als Salat; Blätterſirup gegen Bruſtleiden. (Diels: S. 23 und Dragendorff: S. 694.)

Sonnentau (fälſchlich ſo genannt, eigentlich Pingnicula vulgaris L. = gemeines Fettkraut), in Schnaps angeſetzt, Umſchläge für Augenentzündung. (Dragendorff: S. 613 — als Arzneimittel unbekannt.)

Schwarzer Sanikel (Sanicula Europaea L. = Europäiſcher Sanikel). Wie Zeller! Das Kraut gekocht gegen ? (Dragendorff: S. 484.)

Weißer Sanikel (fälſchlich ſo genannt, eigentlich Symphytum tuberosum L. = knolliger Beinwell), Wurzel in Schnaps angeſetzt für Wunden. Auch im Wurzelſchnaps für Magenſchmerzen. (Dragendorff: S. 562.)

Käspapel (Malva neglecta Wallr. = gemeine Malve, Käſepappel). Das Kraut kochen und als Pflaſter gegen Furunkel. (Dragendorff: S. 421.)

Pfund. (? Pflanze fehlt im Herbarium, nicht erreichbar!) Salbe aus dem Kraut gegen Harnverhalten auf die Drüſen legen.

Roſenwurzel (Sedum Rhodiola D. C. = Sedum roseum Scop. = Roſenwurz), Riechmittel. (Der friſche ſowie getrocknete Wurzelſtock riecht ähnlich Roſen.)

Lungenkraut (Pulmonaria officinalis L. = gebräuchliches Lungenkraut), Tee für Lunge und Bruſt; gurgeln bei Halskrankheiten. (Dragendorff: S. 562.)

Quandel (Thymus Serpyllum L. = Quendel, Thymian und Th. Sudeticus Opiz = Sudeten-Qu.) für Kinderbäder als Stärkungsmittel. (Dragendorff: S. 582.)

Rote Arnika (Hieracium aurantiacum L. = morgenrotes Habichtskraut. Bezüglich der verſchiedenen, als Arnika verwendeten Korbblütler verweiſe ich auf die ziemlich eingehende Abhandlung von E. Skarnitzl,

Digitalisiert von Google

Arnikablüten und ihre Verwechslungen in der Apothekerpraxis [Arnikové květy a jejich záměny v lékarnické praksi], in der Nr. 2/3 des X. Jahrganges der Zeitschrift „Věda Přírodní", 1929), angesetzt in Spiritus für Stoß, Quetschung und Verstauchung. (Dragendorff: S. 695.)

Weißer Sanikel vom Gebirg (Anemona narcissiflora L. = Berghähnlein), die ganze Pflanze in Schweinefett gebraten als Schmiere gegen Reißen, Gicht, Verstauchung, Quetschung. (Dragendorff: unbekannt.)

Goldzwiebel (Lilium Martagon L. = Türkenbund), diese Zwiebel in Butter gebraten für Goldader schmieren (Mastdarm-Vorfall?). (Dragendorff: S. 121.)

Breiter Wegerich (Plantago media L. = mittlerer Wegerich), Blätter roh für Wunden und böse Geschwür auflegen. (Dragendorff: S. 619.)

Steinwurzel (Polypodium vulgare L. = gemeiner Tüpfelfarn, Engelsüß), Verwendungsweise J. Funk entfallen. (Dragendorff: S. 57.)

Lungenkraß, Wiesenkraß (Cardamine pratensis L. = Wiesen-Schwammkraut), Gesundheitstee im Frühjahr, als Vorbeugungsmittel bei Krankheiten vor Witterungswechsel. (Dragendorff: S. 258.)

Gelbe Arnika (Hypochoeris uniflora Vill = einblütiges Ferkelkraut, Hachelkopf) für Nerven, Blutumlauf, Harn, Schweißabsonderung je nach Alter nehmen. Angesetzt in Spiritus zu Umschlägen bei Stoß, Quetschung und Verrenkung. (Dragendorff: unbekannt.)

Salmblätter (Salvia pratensis L. = Wiesen-Salbei), Tee aus Blättern gegen Halsweh gurgeln. (Dragendorff: S. 577.)

Wermuth (Artemisia absinthum L. = echter Wermut) als Trank für Bauchschmerzen. (Dragendorff: S. 677.)

Ziegenglöckchen (Primula officinalis Jacq. = Primula veris L. = gebräuchliche Himmelschlüssel) für Hühneraugen auflegen. (Dragendorff: in der Verwendungsart unbekannt.)

Huflattich (fälschlich so genannt, eigentlich Petasites officinalis much. = gemeine Pestwurz und P. albus Gärtn. = weiße P.), Blütentee mit Honig versüßt für Husten, Brustkatarrh und Verschleimung. (Dragendorff: S. 684.)

Preiselbeere (Vaccinium Vitis idaea = Preiselbeere), Tee für Blutspeien, Blutzersetzung und Mundfäule. (Dragendorff: S. 510.)

Aberwurz (Carlina acaulis L. = stengellose Eberwurz) als Viehmedizinmittel. Der Blütenboden, die „Brätlen", werden von den Kindern und Hirten gegessen. (H. Marzell: S. 235.)

III.

Schriftliche Mitteilungen des nach Klein-Mohrau zuständigen Lehrers Wilhelm Friedrich.

Außer einigen bereits vorangeführten Pflanzen werden noch nachfolgende genannt:

Wolfsmilch (Euphorbia Cyparissias L. = zypressenartige Wolfsmilch usw.), Saft zum Vertreiben von Warzen. (Dragendorff: S. 391.)

Digitalisiert von Google

Taubenkropf (Cucubalus baccifer L. = beerentragender Taubenkropf), harntreibend. (Dragendorff: S. 208.)

Peſtwurz (Petasites officinalis Much. = gemeine Peſtwurz), Wurzel harntreibend. (Dragendorff: S. 684.)

Erdbeerblätter und Roſenblätter (Fragaria vesca L. = Walderdbeere und Roſa? = Roſe?) in Schnaps angeſetzt bei Augenentzündungen. (Dragendorff: S. 277 und S. 232.)

Junge Kieferntriebe (Pinus silvestris L. = Weißkiefer, gemeine K.) für Kinderbäder bei Kindern, die ſchwach auf den Beinen ſind. (Dragendorff: S. 65.)

Nachſatz: Wie aus der vorangeführten Aufzählung erſichtlich erſcheint, iſt ein Großteil aller Pflanzen grundſätzlich falſch benannt. So finden wir die verſchiedenſten Pflanzen als Arnika, Sanickel uſw. bezeichnet; ebenſo herrſcht ein ſteter Irrtum zwiſchen Peſtwurz und Huflattich, Sonnentau und Fettkraut uſw.

Hilfsquellen zur Bearbeitung:

A. Garcke, Illuſtrierte Flora von Deutſchland, 22. Auflage, beſorgt von F. Niedenzu, Berlin 1922.

G. Merker, Exkurſionsflora für Mähren und Öſterreichiſch-Schleſien, Mähriſch-Weißkirchen 1919.

L. Diels, Erſatzſtoffe aus dem Pflanzenreich, Stuttgart 1918.

G. Dragendorff, Die Heilpflanzen der verſchiedenen Völker und Zeiten, Stuttgart 1898.

H. Marzell, Unſere Heilpflanzen, ihre Geſchichte und ihre Stellung in der Volkskunde, Freiburg i. B. 1922.

Hovorka u. Kornfeld, Vergleichende Volksmedizin I., Stuttgart 1908.

E. Wehmer, Die Pflanzenſtoffe botaniſch-ſyſtematiſch bearbeitet, Jena 1911.

Kleine Mitteilungen

Das Maibaumfällen in Neuſatti bei Elbogen

Das Maibaumfällen iſt an keinen beſtimmten Tag gebunden, es vollzieht ſich jedoch immer an einem Sonntage. In neuerer Zeit wird es faſt nur mehr von den Rekruten (oder auch vom Arbeiterturnverein) veranſtaltet.

Der Baum („Maia" genannt) — eine bis an den Wipfel entäſtete und entrindete Fichte von einer Höhe von etwa 25 Metern — wird am Tage vor der Feier aufgeſtellt, wobei ſich keine Bräuche abſpielen. Den Giebel des Maibaumes zieren bunte Bänder. Als Aufſtellungsort wird in letzteren Jahren der Turnplatz des Arbeiterturnvereins gewählt; in früherer Zeit ſtand der Baum meiſt auf dem „Anger", wo ſich einſtens auch die Ringelſpiele einfanden.

Am Vorabend des betreffenden Sonntages werden vor dem Hauſe jeder „Plooz-moad" (Platzmaid, Platzmagd) „Standerla" (Ständchen) gemacht. Gewöhnlich werden drei „Stückla" (Marſch, Walzer u. dgl.) geſpielt. Während des Spieles hält ſich die Platzmaid, in ein ſchönes, meiſt ſeidenes Kleid gehüllt, beim Hauseingange auf. Die Rekruten werden in der Wohnung der Platzmaid bewirtet. Auch die Muſikanten erhalten in den Pauſen „Freibier"; außerdem werden andere Gaben, wie Kuchen, Wurſt u. dgl. verabreicht. Zum Schluß werden die Muſikanten für ihre Bemühungen mit Geld entlohnt. Da man drei Platzmaide unterſcheidet (eine „erſte", „zweite" und „dritte"), ſo müſſen auch drei „Standerln" gebracht werden. Im Jahre 1929 war es der Fall, daß man eine dritte Platzmaid beſtimmte,

Digitalisiert von Google

die etwa eine halbe Stunde vom Orte entfernt im Walde auf dem sogenannten „Vogelreis" wohnt; trotzdem zogen die Musikanten (bei Nacht) hinaus, um ihren Verpflichtungen nachzukommen.

Am nächsten Tage, dem Sonntage, findet das Fällen des Maibaumes statt. Am frühen Abend (meistens gegen 6 Uhr oder noch eher) werden die Platzmaide von den Platzknechten und Musikanten abgeholt und alle zusammen ziehen auf den Platz, wo der Maibaum steht. Viel Volk zieht mit. An der Spitze des Zuges schreiten einige (sechs oder sieben) Burschen, Arm in Arm. Dann folgen die Musikanten, hierauf die drei Paare der Platzknechte und Platzmägde, jedes Arm in Arm. Das Mädchen geht an der rechten Seite des Burschen. Die Burschen tragen einen gewöhnlichen, guten Sonntagsanzug, Kragen usw.; an der linken Brustseite des Rockes hängt eine kleine, weiße (auch rosafarbene) Schleife sowie meist ein Schildchen mit der Inschrift: „Tauglich", welches sich die Rekruten bei der Stellung gekauft haben. Die Mädchen, die oft nur 16 oder 17 Jahre zählen, tragen ein lichtes, seidenes Kleid (weiß, grün oder rosa). Den drei genannten Paaren reihen sich im Zuge Burschen und Mädchen sowie Erwachsene und Kinder an. Den Zug begleitet ferner ein Polizist. Ist der Zug beim Baume angelangt, so sammelt sich das Volk in einem gewissen Abstande um diesen im Kreise; die Musikanten und Rekruten stehen im Vordergrunde. Die ersteren beginnen nun drei „Stückeln", und zwar Walzer, zu spielen. Sobald die Musik anhebt, beginnt das erste Paar um den Baum zu tanzen. Hat es einmal um den Baum getanzt, dann fängt das zweite Paar zu tanzen an und nach einem weiteren Umtanze das dritte. Werden aber der zweite und dritte Walzer gespielt, so beginnen alle drei Paare gleichzeitig zu tanzen. Während der Pausen wird Bier ausgeschenkt; der Platzknecht läßt die Platzmaid den ersten Schluck aus dem Glase tun. Während des ersten Umtanzes stellen sich die „Holzhauer" ein, die sich durch die Zuschauermenge einen Weg gebahnt haben. Zwei oder drei Burschen haben sich verkleidet: auf dem Kopfe sitzt eine alte, schäbige Mütze oder ein alter Hut, nicht selten mit einer Gänse- oder Hühnerfeder oder auch einem „Federwisch" geschmückt. Die Gesichter sind mit Tüchern oder Spitzen verhüllt, nur für die Augen und den Mund bleiben Öffnungen. Das Gesicht braucht aber nicht verhüllt zu sein, sondern es wird auch bemalt, z. B. mit einer knallroten Farbe; dann wird meist ein künstlicher Schnurrbart, ein Doppelbart u. dgl. aus Flachs aufgesteckt. Der eine oder andere hat eine Pfeife im Munde. Weiters tragen die Holzhauer abgenützte Röcke und ebensolche Hosen. Der eine Holzhauer trägt eine Hacke, der andere eine Säge (der dritte nichts). Diese drei fangen nun an, den Baum zu messen und zu prüfen, indem der eine die Säge in den nach oben gehaltenen Händen hält und sie dann der Länge nach an den Baum schlägt, und der andere mit der breiten Seite der Hacke einige Male auf den Baum schlägt. Hierauf führen die zwei (oder drei) allerlei dumme, witzige Reden auf, sie ahmen auch gerne Streitende oder Betrunkene nach. Unterdessen tritt eine neue Person hinzu: der Förster; das ist ein Mann mit grünem Rock und grünem Hute, um seine linke Achsel hat er eine Flinte gehängt. Diese Gestalt wird fast immer vom „Tamb(a)r(a) Hans" dargestellt, der ein alter, ausgedienter Soldat mit einem schönen grauen Barte ist. Er spielt diese Rolle besonders gern. Sein bürgerlicher Name ist Moravons. Er führt den Namen „Tamb(a)r(a) Hans" deshalb, weil er im Kriege Tambour war und auch heute noch in Neufatti private, nichtamtliche Mitteilungen „austrommelt". Der Förster nun mißt mit einem Zollstabe ein Stück am Baume empor und gibt schließlich dessen Preis den Holzhauern bekannt; gleichzeitig erteilt er die Erlaubnis, den Baum zu fällen. Oft gibt es während dieses Handels absichtliche Streitigkeiten. Manchmal sägen die Holzhauer zum Scheine, indem sie die Säge mit der verkehrten Seite am Stamm im Takte der Musik hin und her bewegen. Bald gesellt sich zu dieser Gruppe von Spaßmachern das „Essentragerweib", ein als Weib verkleideter Bursche mit einem Kopftuche, künstlichem Busen, einem Kittel und Buckelkorb. In diesem liegen Brotstücke und Wurstwaren (Knacker oder Würstel). In neuester Zeit kommt das Essentragerweib auf einem Fahrrade angefahren, wobei es meist erst einige Male rund um die Menge von Leuten fährt, um sich schließlich durch diese freie Bahn

Digitalisiert von Google

zu brechen. Sobald es beim Baume angelangt ist, beeilen sich die Holzhauer, den Korb seines Inhaltes zu berauben und alles aufzuessen. Gewöhnlich setzen sich alle (mit Ausnahme des Försters) auf den Hügel, der um den Stamm des Baumes aufgeschüttet ist, oder die Holzhauer tanzen miteinander, bzw. mit dem Essentragerweibe; jeder hält dabei sein Werkzeug (Hacke, bzw. Säge) in der Hand. Nicht nur die Rekruten, sondern auch die Holzhauer und das Essentragerweib trinken Bier. Während das dritte „Stück" gespielt wird, beginnen die Holzhauer endlich den Maibaum zu Fall zu bringen. Zuerst hackt der eine von ihnen eine Weile am Baum, sodann sägen beide etwas höher auf der entgegengesetzten Seite. Gleichzeitig wird unter den Zuschauern eine breite Gasse gebrochen, damit niemand erschlagen werde. Dies besorgen in der Regel außer dem Polizisten und dem Förster noch einige Rekruten. Trotzdem aber tanzen die drei Paare noch weiter, bis der Stamm beinahe durchgesägt ist. Leute stemmen ihre Hände gegen den Baum, damit er nach der gewünschten Richtung falle. Endlich stürzt der Baum nieder. Sofort eilen die Kinder zum Gipfel und berauben ihn fast ganz seiner Bänder. Der eine der Holzhauer kommt rasch hinzu, hackt den Wipfel ab, um mit ihm an der Spitze des Zuges zu schreiten. Es erfolgt nun sofort die Aufstellung des Zuges. Voran gehen die Holzhauer, Arm in Arm, der mittlere trägt den Wipfel des Baumes, die anderen tragen ihre Werkzeuge. Dann folgen die Musikanten und hinter diesen die drei Paare der Platzknechte und Platzmägde. Den letzteren wurden inzwischen breite seidene Schleifen (weiß, grün oder rosa) von der rechten Achsel zur linken Hüfte gebunden. Hierauf schließen sich andere Paare und das übrige Volk an. Unter Musikbegleitung begibt sich der Zug in Rudolf Alberts Gasthaus, wo bis spät in die Nacht getanzt wird. Es findet das „Maibaumkränzchen" statt.

Jede Platzmaid hat einen Betrag für die Ehre dieses Vorrechtes zu entrichten. So zahlte im Jahre 1928 eine solche Platzmaid 150 Ktsch.

Im Jahre 1929 wurden in Neusattl an einem und demselben Tage (am 5. Mai) zwei Maibäume umgelegt. Der eine im Orte selbst (im „Dorf"), der andere im Ortsteil Glasfabrik („af d(a) Gloshüttn"). Die Maibaumfeier auf der Glasfabrik veranstaltete der Arbeitersportverein.

Im Jahre 1928 wurde am 13. Mai der Baum, obwohl er umtanzt wurde, nicht umgesägt, da Holzhauer und Förster im Handel nicht einig werden konnten. Die Uneinigkeit und Streitigkeiten wurden selbstverständlich absichtlich veranlaßt. Die damalige Maibaumfeier veranstaltete der Arbeiterturnverein, wobei acht Paare in Turnerkleidung tanzten. So begab sich also der Zug, ohne daß der Baum gefällt wurde, in das bereits genannte Gasthaus, wo getanzt wurde. Der Maibaum jedoch wurde für die Rekruten „aufgehoben", die am darauffolgenden Sonntage (20. Mai) eine zweite Maibaumfeier boten.

Neusattl bei Elbogen. Richard Baumann.

Spielgebete der Kinder

Außer den häufigen scherzhaften Kindergebeten sind unter unseren Kleinen im Böhmerwalde zahlreiche Spielgebete in Übung, die sie beim Spielen beten, etwa wenn sie Schule spielen oder kochen und dann essen usw.

Wenn die Kinder in der Gegend von Obermoldau Schule spielen, beten sie beim Beginnen und Aufhören das folgende Sprüchlein: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Petl (Perle) affi, Petl owa, der Zoiga furt (fällt) owa, Petl owa, Petl affa, der Zoiga furt affa."

Wenn die Kinder in der Gegend von Höritz Knochen spielen und schließlich zum Essen des Gekochten kommen, sprechen sie statt der Worte beim Bekreuzigen das folgende Spielgebet: „Furus, Purus, Hoanlgai, Schwobel, Hansel, Amen." Dann schreien sie mehrmals eintönig: „Lauwa, lauwa, lackerschüssel, lauwa, lauwa, lackaschüssel." In der Wallerer Gegend lautet das Spielgebet also: „Tritsch, tratsch, ganawatsch, lauwa, lauwa, luschkablüah, tritsch, tratsch, ganawatsch."

Beim Schuleispielen verwenden ebenda die Kinder folgende Gebete: „Im Namen des Hahnes und des Huhnes und des Hühnergeistes, Amen" oder „Hal (glatt) is,

Digitalisiert von Google

hal is, hal is, voraus wann lauta Schnee und a Eis is, wanns schneibt und blast is, san ulli Hahlwegen vull", oder „Ehre sei dem Schneider, seinem Sohn und seinem neidigen Weibe, Amen", oder „Ehre sei dem Federwisch, dem Bartwisch und dem zerrissenen Tuwakbeutel, Amen".

Eger. Dr. Rudolf Kubitschek.

Heilmittel aus Südböhmen

Meine Großmutter ist im Jahre 1893 fünfundsiebzigjährig in Kaplitz gestorben. Von ihr stammen die folgenden Mitteilungen:

1. Gegen Wiasl (Schwindelanfälle) trägt man drei wilde Köst'n (Roßkastanien) im Sacke (Tasche) bei sich.

2. Bei einem Leibschaden (Leistenbruch) hilft Schmieren mit Bärenfett. Bärenfett — behauptete die Großmutter — ist echt nur in der Schloßapotheke in Krumau zu haben. Vermutlich weil dort Bären im Schloßgraben gehalten wurden.

3. Der ausgepatzte (verrenkte) Nabel wird durch das Glaslaufsetzen wieder eingerichtet. Auf einem Stückchen Brot wird ein brennendes Wachslichtchen befestigt und auf die Nabelgrube gegeben. Darüber wird ein Trinkglas gestülpt und an die Bauchhaut angedrückt. Alsbald verlischt das Licht und das Glas haftet infolge des entstandenen luftleeren Raumes am Bauche fest. Die allmählich in das Glas dringende Luft löst es nach einiger Zeit vom Bauche und der Nabel ist eingerichtet.

4. Warzen an den Händen vertreibt das Abbinden derselben. In einen Faden ungebleichten Hauszwirnes wird eine Schlinge gemacht. Die Schlinge wird um die Warze gelegt und in einen Knoten zusammengezogen. Dies wird bei jeder Warze wiederholt, so daß schließlich so viele Knoten im Faden als Warzen an den Händen sind. Dann wird der Faden unter der Dachtraufe vergraben und sobald er verfault ist, sind die Warzen verschwunden.

Gratzen. Augustin Galfe.

Puppenspiele

Das wiederbelebte Puppenspiel läßt die Frage nach Spielterten wieder rege werden. 1920 ließ Stauda im Böhmerlandverlage das ihm überlieferte Spiel „Der Sieg der Liebe" erscheinen. Das Puppenspiel, besonders das Handpuppenspiel (Kasperltheater), war in unseren Siedlungsgebieten ebenso eingeführt wie in allen anderen deutschen Siedlungsgebieten. Es wäre daher anzunehmen, daß noch alte Spielterte vorhanden, bzw. überliefert sind. Da der Handpuppenspieler die Texte nicht lesen kann, sondern sie memoriert haben muß, wird es sich in den meisten Fällen um mündliche Überlieferungen handeln. Voraussichtlich dürften im Böhmerwalde, im Egerlande und in Südmähren solche Spiele noch erhalten sein. Das Puppenspiel hat sich besonders in einzelnen Familien erhalten. Im Egerlande (Karlsbad) gibt es heute noch Familien, die das Puppenspiel als Broterwerb betreiben. Es wäre nun für die weitere Arbeit auf dem Gebiete der Erweckung des Puppenspieles wünschenswert, wenn solche alte Spiele wieder festgehalten werden könnten. Ebenso wie die Feststellung, welche Familien (Deutsche!) sich heute noch mit dem Puppenspiele befassen, deren Wohnsitz und Spielbereich wäre von großem Interesse. Die Beratungsstelle für Volksunterhaltung im Kulturverbande (Prag I., Karlsgasse 12) beabsichtigt, ein Spielbüchlein für Puppenspieler aufzulegen, und ersucht um Bekanntgabe noch bekannter Texte, sowie der Anschriften herumziehender Puppenspieler. Zuschriften erbeten an die Schriftleitung.

Prag. Hubert Nerad.

Krippenforschung

Die innerhalb des Verbandes der deutschen Heimatmuseen in der Tschechoslowakischen Republik entstandene Arbeitsgemeinschaft sudetendeutscher Krippenfreunde steht unter der folgenden Leitung:

Digitalisiert von Google

Vorsitzender: Direktor E. Braun, Troppau.
Geschäftsführer: Fachlehrer Ignaz Göth, Iglau.
Beiräte: Lehrer Josef Shrowatka, Reichenberg;
Lehrer A. Pius Ulbrich, Schluckenau;
Bürgermeister Carl Tins, Asch.

Der von der Arbeitsgemeinschaft herausgegebene Fragebogen ist beim Geschäftsführer (Iglau, Parkgasse 4) erhältlich.

Josaphat (Umfrage)

1. Besteht bei Ihnen die Sitte, daß jemand, der sich ungerecht verurteilt glaubt, seine Richter vor Gottes Gericht lädt? In welcher Art?
2. Ist ein Ort genannt, etwa das Tal Josaphat?
3. Kennt man auch sonst das Tal Josaphat? Was soll sich dort ereignet haben?
4. Gibt es den Flurnamen Josaphat? Warum heißt der Ort so?

Heidelberg (Werderstraße 24). Dr. Eugen Fehrle.

Atlas der deutschen Volkskunde

Der Versand des 1. Fragebogens hat bereits begonnen. Zunächst wurde er den Mitgliedern des Beirates zugesandt. Als solche sind weiter zu nennen:

Heinrich Ankert, Stadtarchivar, Leitmeritz.
Karl R. Fischer, Bürgermeister, Gablonz a. N.
Ernst Hetfleisch, Baumeister, Friedeberg (Schlesien).
Otto Klos, Oberlehrer, Groß-Raaden (Schlesien).
Augustin Kollmann, Bürgerschuldirektor, Pilsen.
Marie Kolowrat, Oberlehrerin, Jägerndorf.
Ferdinand König, Lehrer, Königsfeld (Karpathenrußland), (für Deutsch-Mokra).
Oskar Petsch, Lehrer, Königsfeld (Karpathenrußland).
Georg Rauscher, Lehrer, Teschenitz bei Neuern.

Jedem Fragebogen wird beigelegt die „Anleitung zur Ausfüllung der Fragebogen", das Werbeheft „Volkskunde" von Dr. Fritz Boehm mit Bildern von Max Slevogt und das 1. Heft der „Mitteilungen der Volkskundekommission" bei der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft in Berlin.

Der Leiter der tschechoslowakischen Arbeitsstelle besprach die Bedeutung des Unternehmens anläßlich von volkskundlichen Vorträgen in Prag (Deutschkundliche Woche im Dezember 1929), in Brünn (Hochschulkurs am 8. April 1930, wobei der 1. Fragebogen an die Teilnehmer verteilt wurde), in Hohenelbe (Kurs für Heimatforschung am 3. Mai) und anläßlich der Jahreshauptversammlung des Vereines Böhmerwaldmuseum in Oberplan am 17. April d. J.

Ein Aufruf zur Mitarbeit erschien außer in der „Freien Schulzeitung" und anderen Zeitungen und Zeitschriften auch in den „Mitteilungen des Verbandes der deutschen Handelsschullehrer" (Nr. 1 vom Feber 1930), deren Leiter Prof. Dr. Franz Vongin Mitglied des Arbeitsausschusses ist.

Derzeit kann erfreulicherweise auch schon der Einlauf von Antworten verzeichnet werden. Als erste übermittelten den ausgefüllten Fragebogen: Fachlehrer Ignaz Göth, Iglau; Bürgerschuldirektor Franz Andreß in Dobrzan; Prof. Dr. J. Blösl, Znaim (für Deutsch-Brodek); Oberlehrer A. Brdlik, Gojau; Schulleiter E. Sacher, Hruschowan; Schriftleiter A. Schacherl, Budweis (für Plattetschlag); Lehrer H. Waltenberger, Kaplitz; Bürgerschuldirektor L. Gruß, Göllnitz; Fachlehrer J. Theimer, Bärn i. M.; Lehrer J. Bernard, Nieder-Mohrau bei Römerstadt; Prof. Dr. H. Haßmann, Elbogen (für Maria-Kulm bei Fallenau a. E.); Lehrer J. E. Richter, Nikolsburg; Bürgerschullehrer E. Fiedler, Komotau; Pfarrer P. Eduard Eger, Tuitkau bei B.-Leipa; Lehrer Richard

Digitalisiert von Google

Zeisel, Zeche (Slowakei); Oberlehrer Robert Hütter, Zeidler; Oberlehrer Johann Thomas, Unter-Hrabowniz (Karpathenrußland); Lehrer Josef Meißner, Morchenstern; Bürgerschullehrer Hermann Pfeiler, Mähr.-Schönberg.

Auf mehrfache Anfragen wird mitgeteilt, daß der von Prag aus versandte Fragebogen zum Bauernhaus mit dem „Atlas der deutschen Volkskunde" in keinerlei Zusammenhang steht.

Einlauf für das Archiv

(Abgeschlossen am 1. Mai)

Nr. 62. Ed. Bayands Nachf., Buchdruckerei, Krummau: 21 Sprüche von Sterbebildern.

Nr. 63. Franz Meißner, Niederlangenau bei Hohenelbe: Ein längeres Scherzlied mit Angabe der Kleidung „'s Maila ging offs Barghla nauf" und ein Wiegenlied.

Nr. 64. Hugo Jungbauer, Oberplan: Sammlung von Andachtsbildern.

Nr. 65. Ignaz Göth, Iglau: Sammlung von Sterbebildern.

Nr. 66. Hans Englisch, Prag: Mitteilungen über den Volksglauben am Weihnachtsfest in der Gegend von Mähr.-Kotzendorf.

Nr. 67. Josef Maschek, Holeischen: 22 Kinderdichtungen aus den Bezirken Staab und Dobrzan.

Nr. 68. Franz Meisinger, Frauenthal bei Prachatitz: 29 Kinderdichtungen (Auszählreime, Baftlösereime u. a.).

Nr. 69. Adolf Gücklhorn, Prag: 47 weitere Tuschlieder (Vierzeiler) aus der Iglauer Sprachinsel (Nr. 166—212).

Nr. 70. Karl Vedel, Grünau bei Mähr.-Trübau: 2 Abendgebete, mehrere Wischdichtungen und 3 Lieder zur Volkstracht.

Nr. 71. Karl Gruber, Roßhaupt: 30 Volkslieder mit Singweisen aus der Gegend von Pfraumberg.

Nr. 72. Emma Saxl, Prag: 19 Auszählreime und Kinderlieder mit zwei Singweisen aus Troppau, zahlreiche Lieder und Sprüche aus Grulich und Umgebung u. a.

Nr. 73. Dr. Leonhard Franz, Prag: Abschrift eines im Museum Villach befindlichen Gertraudiß-Gebetes für Schatzgräber.

Nr. 74. Dr. Josef Hanika, Reichenberg: 42 Volkslieder mit Singweisen aus dem Bezirke Mies.

Nr. 75. Dr. Hubert Preibsch, Brünn: Zwei große Trachtenbilder in Farben (Bäuerin aus der Wischauer Sprachinsel).

Nr. 76. Ignaz Göth, Iglau: Iglauer Trachtenbilder, Beiträge zur Volksmedizin u. a.

Nr. 77. Deutscher Kulturverband, Prag: Abschrift des Weihnachtsspieles von Mihalok in der Zips (durch Vermittlung des Leiters der Arbeitsstelle Zips, Ing. Karmasin, Käsmark).

Nr. 78. Oskar Bernerth, Sternberg i. M.: Eine wertvolle Fassung der Ballade von der Gräfin und dem Gesellen (Jungbauer Bibl. Nr. 126) aus Philippsdorf bei Freiwaldau mit Singweise. Hier ist der Gesell ein Faßbinder, was bewirkt hat, daß man auch diese Ballade wie das verbreitete Binderlied mit taktmäßigen Handbewegungen begleitet.

Nr. 79. Adolf Gücklhorn, Prag: 8 Volkslieder mit Singweisen aus Pattersdorf bei Deutschbrod.

Antworten

(Einlauf bis 1. Mai)

3. Umfrage, über das in manchen Dörfern um Pfraumberg noch heute stattfindende Hexenauspeitschen am Walpurgisabend berichtet ausführlich R. Gruber, Roßhaupt.

Digitalisiert von Google

7. Umfrage. Nach dem Begräbnis pflegt man auch in Roßhaupt die Träger, weißen Mädchen, Verwandten und Fremden mit Brot, Suppe, Bier oder Kaffee zu bewirten. In einzelnen Gemeinden der Umgebung wird meist nur im Winter und bei schlechter Witterung eine warme Suppe oder heißer Tee oder Kaffee an Fremde verabreicht. (R. Gruber, Roßhaupt.)

8. Umfrage. In Roßhaupt gibt es bei alten Häusern im obersten Giebel noch Löcher zum Auslüften des Getreides am „obern Boden", wobei jede Beziehung auf Seelenlöcher gegenwärtig fehlt. Doch öffnen heute noch manche Leute nach dem Eintritte des Todes das Fenster, damit die Seele des Verstorbenen entweichen kann. (R. Gruber.)

9. Umfrage. Haus für Hausflur ist ferner im Tachau-Pfraumberger Gebiet (R. Gruber) und um Leitmeritz (Heinrich Ankert, Stadtarchivar) allgemein gebräuchlich.

11. Umfrage. In der Gegend westlich von Pfraumberg ist die Peunt meist eine an das Dorf anschließende feuchte (auch trockene) Wiese, die gutes, kleereiches Futter liefert. Daher sagt man auch, wenn einem Menschen das Essen oder dem Vieh das Futter recht behagt: „Dös gäiht ei(n) wöi Peunthaa" (Peunthen). (R. Gruber.)

12. Umfrage. Westlich von Pfraumberg und Tachau, aber auch in Buchau heißt das Spielholz Batschek und das Spiel Batschekln. (R. Gruber.)

16. Umfrage. Ausführliche Angaben über den auf den Flachs bezüglichen Volksglauben und Volksbrauch aus Hesselsdorf bei Pfraumberg liefert R. Gruber.

20. Umfrage. In der Gegend von Pfraumberg und Tachau heißen die zuweilen noch gebrauchten Bettbänke „Liechabenk" oder „Kanapee". (R. Gruber.)

21. Umfrage. Das oberdeutsche Egert oder Gparten ist in den Flurnamen „af da Echatn" in Paulusbrunn (Bez. Tachau) und „Egartl" in Hesselsdorf bei Pfraumberg noch erhalten. (R. Gruber.)

24. Umfrage. Ein Messer soll man nicht mit der Schneide, wie auch nicht einen Rechen mit den Zähnen nach oben legen, weil da die armen Seelen leiden. Sticht man das Messer ins Brot, so sticht man den Herrgott in die Augen. (R. Gruber.) Nach dem Volksglauben in der Slowakei müssen die armen Seelen auf dem Messer so lange reiten, bis es umgelegt wird. Und das kann besonders die verstorbenen Anverwandten treffen, denen man doch keinen Schmerz verursachen darf. (R. Zeisel, Zecke bei Deutsch-Proben.)

26. Umfrage. Nach Mitteilung eines Bauern aus Prösau bei Falkenau kam es bei dem früher üblich gewesenen „Göllelfingen" der Burschen in der Neujahrsnacht, wenn die Burschen auch fremde Dörfer besuchten, häufig zu Raufereien, die zuweilen mit einem Totschlag endeten. Deshalb pflegte man zu sagen: Wo heute ein Steinkreuz steht, wurde ein „Göllelfinger" erschlagen. (R. Baumann, Neusattl bei Elbogen.) Sagen von zwei Schwedenkreuzen bei Sternberg i. M. brachte das „Deutsche Volksblatt für Mähren und Schlesien" in Sternberg am 5. Oktober 1929. (O. Bernerth.)

31. Umfrage. In Reichenau bei Mähr.-Trübau sind die folgenden Beerennamen üblich: Schworza Peer (Heidelbeeren), Himpfen (Himbeeren), Rauchapeer (Stachelbeeren), Ruta Peer (Erdbeeren), Riebislich (Johannisbeeren), Krotzln (Brombeeren). (J. Bezdek.)

37. Umfrage. Einen „Ureigl", ein ungewöhnlich kleines Ei, muß man über das Dach werfen, weil sonst der Teufel ausgebrütet wird. (J. Bezdek.)

48. Umfrage. Hundefett ist ein gesuchtes „Einehmich" (Heilmittel) gegen Lungenleiden. (J. Bezdek.)

55. Umfrage. Auch in Milikau bei Mies schließt man auf Regenwetter, wenn die Hunde Gras fressen oder wenn sie „stinken". Scherzweise sagt man, es werde bald Regen kommen, wenn jemand das Hemd verkehrt anzieht, den Hut auf einem Ohr sitzen hat oder gar verkehrt auf hat, dann auch, wenn einem die Socken über die Schuhe herunterhängen. Ferner erwartet man Regen, wenn im Zimmer Ameisen erscheinen oder wenn am Morgen ein Regenbogen ist. (A. Glücklhorn, Prag.)

Digitalisiert von Google

63. Umfrage. Menschliche und tierische Figuren, aus Holz geschnitzt, die als Nußknacker dienen, werden in einem Geschäft in Karlsbad, Mühlbrunnstraße, verkauft. (R. Baumann.)

99. Umfrage. In der Leitmeritzer Gegend wird der runde Rückenkorb „Spreekorb" (Sprenkorb), der viereckige „Buckelkorb" genannt. (H. Ankert, Leitmeritz.)

100. Umfrage. Eine Türzither befindet sich im Laden der Bäckerei Heinz in Chodau. (R. Baumann.)

104. Umfrage. Weitere deutsch-tschechische Mischdichtungen teilt J. Bezdek, Reichenau bei Mähr.-Trübau, mit, darunter die Schlußstrophe eines von herumziehenden Bänkelsängern an der „Genöd" (Kirchweihfest, Sonntag nach Georgi) in Laubendorf gesungenen Liedes:

Das ist die traurige Geschichte
vom heiligen Cyprian;
nejlitv zabil seine Nichte,
pak se zabil sám.

105. Umfrage. Im Kirchsprengel Höflitz werden am Palmsonntag die Palmen (Weidenkätzchen) mit Eibenzweigen umhüllt. Wenn die Ostern sehr zeitig fallen, werden überhaupt nur Eiben geweiht. (H. Ankert, Leitmeritz.)

110. Umfrage. In Südböhmen gibt es Wiesenbrunnen, Dorfbrunnen, Pumpen und Hausbrunnen mit fließendem Wasser. Die „Wiesbrünnl", die so klein sind, daß man oft nur schwer mit dem Kruge daraus Wasser schöpfen kann, sind nicht eingefaßt, werden aber regelmäßig gereinigt. Der in den meisten Dörfern vorhandene tiefe, ausgemauerte und überdeckte Dorfbrunnen ist bei anhaltender Dürre oft der einzige Wasserspender und bei Bränden die letzte Rettung, wenn das Wasser der „Schwelle" aufgebraucht ist. Neben den gewöhnlich im Hofe stehenden Pumpen gibt es endlich in fast jedem Bauernhaus „a rinnats Wassa", einen Brunnen in der Küche, im Vorhaus, Hof oder auch Stall, dessen Wasser von einem Bach, einer Quelle, zuweilen aber auch von der Pumpe selbst hergeleitet wird. (Th. Chmela, Prag.) Im Gebirge liefern Brunnen mit fließendem Wasser, im Vorgebirge und in den Tälern Pumpen das Trinkwasser, soweit diese nicht schon durch Wasserleitungen verdrängt wurden. (F. Meißner, Niederlangenau.) Im Schönhengstgau liefern gefaßte und ungefaßte Quellen, Ziehbrunnen und Pumpen das Trink- und Kochwasser. Das Wasch- und Tränkwasser holt man gewöhnlich aus dem Bache oder aus einem daneben angelegten Brunnen, den man mit einer Balkeneinfassung und dort, wo man das Wasser auch als Trinkwasser benützt, auch mit einem Schindeldach versieht. (A. Ledel, Grünau.) In ganz Nordmähren und Schlesien sind vorwiegend Pumpen. Röhrbrunnen finden sich z. B. in Schles.-Kotzendorf und Bärn. Auch in Engelsberg bei Freudenthal gab es früher einen Brunnen mit fließendem Wasser. (H. Englisch, Mähr.-Kotzendorf.) Dagegen sind nach einer Mitteilung von J. Kessler in Petersdorf bei Hennersdorf dort stehende Brunnen häufiger als Pumpen. — Im östlichen Südmähren sind Ziehbrunnen mit Wellrad üblich, in neuerer Zeit auch Pumpen. Die Deutschen in Karpathenrußland verwenden meist Schwengelziehbrunnen. (F. Beranek, Rakovnik.)

112. Umfrage. Um Hunden die Verrichtung der Notdurft zu erschweren, „hagelt" man. Zwei Kinder haken die Zeigefinger ineinander, jedes zieht auf seine Seite, solange der Hund die Notdurft verrichtet. (F. Ed. Hrabe, Winterberg.) Dasselbe erreicht man, wenn man den Daumen in die geballte Faust drückt. (J. Bezdek für Zwittau.)

115. Umfrage. Der Blasiussegen ist in der Leitmeritzer Gegend allgemein üblich. (H. Ankert.) Er wird auch in Reichenau bei Mähr.-Trübau am 3. Feber nach der Messe mit brennenden, gekreuzten Kerzen erteilt. (J. Bezdek.)

116. Umfrage. In Winterberg und Umgebung kennt man: Holzschuhe (Hültschna), Nirschln (Unterteil aus Holz, worauf das Oberleder genagelt ist; sie heißen im unteren Böhmerwald Halbschuhe) und Schlapfan (Hausschuhe aus Filz oder Stoff). (F. Ed. Hrabe.)

Digitalisiert von Google

119. Umfrage. Eine Heilige Stiege befindet sich bei einer Wallfahrtskirche in Passau. (F. Ed. Hrabe, Winterberg.)

120. Umfrage. Sterbebilder werden auch in der Druckerei Steinbrener in Winterberg hergestellt. (F. Ed. Hrabe.) Zum Beweis, daß dieser Brauch besonders in Adelskreisen gepflegt wird, dienen vier von Eduard Hönl, Buchhalter in Bischofteinitz, eingesandte Sterbebilder: Fürstin Margit Esterházy, gest. 1910; Therese Markgräfin Pallavicini, gest. 1916; Gabriele Marie Gräfin Széchényi, gest. 1924; alle drei aus der Druckerei J. Heinl in Wien; Ottokar Reichsfreiherr von Juncker-Bigatto, gest. 1928 zu Schweißing (ohne Angabe der Druckerei). Die im Schönhengstgau verbreiteten Sterbebilder wurden in der Akadem. Preßvereinsdruckerei in Linz hergestellt. Im Kriege wurde dieser früher vornehmlich beim Ableben von Geistlichen übliche Brauch allgemein, besonders oft wurden für die im Kriege Gefallenen solche Gedenkbilder bestellt. (J. Bezdek, Reichenau.) Nach einer Mitteilung von Hofrat Ing. Viktor Wenhart in Hall in Tirol, der selbst eine Sammlung von Sterbebildern besitzt, hat sein Vater, der namhafte Lyriker Wenzel Wenhart (1834—1912), selbst verschiedene Sterbebilder-Verse verfaßt.

121. Umfrage. Die Ostereier bringt der Osterhase (Dr. A. Bergmann für Westböhmen; A. Glückhorn für Milikau bei Mies und Pattersdorf bei Deutschbrod; J. Göth für Znaim). Er legt sie meist auf den Düngerhaufen, wo die Kinder sie suchen müssen. (R. Baumann für Altsattl bei Elbogen.) Der Glaube an den Osterhasen ist in Südböhmen nur in städtischen Kreisen zu finden. (Th. Chmela, Prag.)

122. Umfrage. In Westböhmen (Staab, Mies, Tuschkau usw.) werden die Eier einfach gefärbt oder es werden Teile (die Enden oder halbe Seitenflächen) auf einem Löffel gefärbt, meist mit Zwiebelschalen oder Kaffeelauge. Auch mit Abziehbildern werden sie versehen. Besonders schöne Eier machen die Choden um Taus, die sie in Pilsen auf den Markt bringen. Kunstvoll bemalte, oft auch mit herausgekratzten Inschriften und Bildern gezierte Eier sind im Kuhländchen daheim. (Dr. A. Bergmann.) Die mit Zwiebelschalen oder gekaufter Farbe gefärbten Eier werden mit Fett eingeschmiert, damit sie glänzen. (R. Baumann, Neusattl und Altsattl.) In Znaim und Umgebung wird neben gekaufter Farbe, Zwiebelschalen und schwarzem Kaffee auch Kreppapier zum Färben benützt, das ausgekocht wird, worauf man die Eier in die Flüssigkeit gibt. Damit die mit Nadeln eingeritzten, mit Messern geschabten oder mit Tintenblei eingeschriebenen Verse und Figuren recht deutlich zum Ausdruck kommen, behandelt man die gefärbten Eier auch mit Salzsäure. (Ignaz Göth.)

123. Umfrage. Die auf bayrischem Stammesgebiet im Böhmerwalde und in Südmähren häufigen Aufschriften und Reime auf den Ostereiern sind in der Gegend von Elbogen unbekannt. (R. Baumann.)

124. Umfrage. Die Eier werden den Kindern und Burschen geschenkt. (J. Göth für Znaim.)

125. Umfrage. Die Burschen erhalten die Eier am Ostersonntag nachts. Dafür beschenken sie die Mädchen am Kirchweihtag mit einem Reiter oder einem Herz aus Lebkuchen. (J. Göth.)

127. Umfrage. Jeder Bursch erhält ein bis zwei Eier. (J. Göth.) Im südlichen Böhmerwald eins, drei, fünf usw.; hier dürfen sie nicht paarweise verschenkt werden.

129. Umfrage. In ganz Westböhmen ist das „Tippen" üblich, das eingeschlagene Ei gehört dem, dessen Ei ganz bleibt. Ferner ist das Einwerfen von Geldmünzen (Zwanzigheller oder eine Krone) in das in der Hand gehaltene Ei gebräuchlich. Bleibt das Geldstück im Ei stecken, so gehört das Ei dem Werfer, wenn nicht, so gehört das Geld dem, der das Ei hält. Es gehört ihm auch dann, wenn er das nur lose im Ei steckende Geldstück herausschleudern kann. Dem Werfer gehört das Geldstück dann, wenn er es versteht, die vom Ei abspringende Münze in der Luft aufzufangen. Oft wird das Ei auch auf den Boden gelegt. (Dr. A. Bergmann.) Das Eiertippen und das Einwerfen in ein auf den Fußboden oder auf den Tisch gelegtes Ei ist auch um Elbogen üblich. In Altsattl wird auch das „Badln", das Eierrollen, betrieben. Man legt ein Ei

Digitalisiert von Google

in die Mitte der Stube. Auf dieses rollen die Kinder ihre Eier. Wer es zuerst trifft, kann es behalten. (R. Baumann.) In der Znaimer Gegend verzehren die Burschen die erhaltenen Eier im Gasthaus. Hier ist neben dem wie im Böhmerwalde „Pecken" genannten Tippen und dem Einwerfen von Geldmünzen auch das folgende Spiel gebräuchlich. Man wirft ein Ei in die Höhe und fängt es mit dem Hute auf oder schießt mit einem anderen Ei darauf und sucht es zu treffen. (J. Göth.)

130. Umfrage. Es werden auch Eier aus Holz, Gips oder Blech verwendet. (J. Göth, der für den Iglauer Eierbrauch auf die 2. Folge, Ostern 1920, der „Heimatfreude", Blätter für die Schuljugend der Iglauer Sprachinsel aufmerksam macht, wo A. Altrichter das Osterei behandelt.)

Umfragen

131. Welche Ausdrücke und Redewendungen, die deutlich Wiener Herkunft sind, werden im Volke noch verwendet?

132. Welche Dreschflegelreime sind noch üblich? (Diese Reime sind seit Einführung der Dreschmaschinen im Verschwinden.)

133. Welche volkstümlichen Vorstellungen und Überlieferungen knüpfen sich an den hl. Johann von Nepomuk?

134. Wo besteht noch der von Prof. Th. Chmela für Malsching (Südböhmen) bezeugte Brauch, sich beim Kornschnitt, bzw. beim Mandeln auf die letzte Garbe zu setzen? Was führt man zur Begründung an?

135. Was bedeutet es, wenn sich die Katze am Besen die Krallen schärft?

136. Wird Leichenfett als Heilmittel verwendet? Bei welchen Krankheiten?

137. Welche Arten von Schubkarren gibt es und wie lauten die Namen?

138. Wo und bei welchen Gelegenheiten tanzt man im Freien?

139. Welche Arten von Bildstöcken sind in Ihrer Gegend üblich?

140. Wo gibt es, außer im östlichen Südmähren, Kirchtürme mit gemauerten Turmhelmen? Sind diese sechs- oder achtkantig oder rund[1])?

Besprechungen

Bücher

Liesl Hanika-Otto, Sudetendeutsche Volksrätsel. XIX. Band der „Beiträge zur sudetendeutschen Volkskunde". Im Auftrage der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowakische Republik, geleitet von Prof. Dr. Adolf Hauffen † und Prof. Dr. Gustav Jungbauer. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg 1930.

Das dem Andenken Adolf Hauffens gewidmete Werk ist die Frucht mehrjähriger Sammel- und Forschungsarbeit auf dem Gebiet der deutschen und slawischen Volksrätsel. Es faßt in 656 Nummern die bisher bekannt gewordenen sudetendeutschen Volksrätsel zusammen, von welchen ein Großteil zum erstenmal veröffentlicht wird. In den Anmerkungen werden zu Vergleichszwecken auch die wichtigsten tschechischen Volksrätselsammlungen herangezogen, die aber verhältnismäßig wenig Parallelen zu den deutschen Rätseln bieten. Um den Unterschied zwischen dem deutschen und tschechischen Volksrätsel noch mehr zu veranschaulichen, wurde im Anhang eine Auswahl von 110 tschechischen Rätseln, zu welchen sich überhaupt keine deutschen Seitenstücke nachweisen lassen, abgedruckt. Sehr lehrreich ist die dem Buche beigegebene „Übersicht über die geographische Verbreitung" der Rätsel nach Stammesgebieten und deren landschaftlichen Gliederungen. Was

[1]) Die 132. Frage stellt K. Eßlinger, Postdirektor a. D., Nürnberg-Ebensee; die 133. Frage Prof. Dr. J. Hanika, Reichenberg; die 136.—140. Frage Prof. F. J. Beranek, Rakovník.

Digitalisiert von Google

den Reichtum an Rätseln anbelangt, steht hier an erster Stelle der Böhmerwald, während das Erzgebirge und sein Vorland schwach vertreten ist und aus dem Preßburger Gebiet außer dem Oberuferer Rätsellied überhaupt nichts vorliegt.

Gustav Jungbauer, Volkslieder aus dem Böhmerwalde I. (Das Volkslied in der Cechoslovakischen Republik. Herausgegeben von der Staatsanstalt für das Volkslied in der CSR. C. Deutsche Lieder. III. Teil. Volkslieder aus Böhmen). Lieferung 1. In Kommission bei J. G. Calve, Prag 1930. Preis 25 Ktsch.

Die große Ausgabe aller Volkslieder der Tschechoslowakei durch die Staatsanstalt erfolgt in Lieferungen zu je 6 Druckbogen. In der Reihe C (Deutsche Lieder) sind folgende Teile vorgesehen:

1. Geschichtliche Lieder und Soldatenlieder.
2. Geistliche Lieder.
3. Volkslieder aus Böhmen (mit einzelnen Bänden, z. B. Volkslieder aus dem Böhmerwalde, Egerlande u. a.).
4. Volkslieder aus Mähren und Schlesien.
5. Volkslieder aus der Slowakei und Karpathenrußland.
6. Kinderlieder.

Bei der Ausgabe der „Volkslieder aus dem Böhmerwalde" mußte wegen des großen Umfanges (700 Lieder mit Singweisen und 3049 Schnadahüpfel mit 115 Singweisen) der Stoff auf zwei Bände verteilt werden. Dem zweiten Bande werden Verzeichnisse der Anfangszeilen, der Singweisen, der Gewährsleute, der Fundorte, der Dichter und Tondichter, der Eigennamen, der mundartlichen Ausdrücke und ein Sachverzeichnis angeschlossen werden. Die vorliegende 1. Lieferung des 1. Bandes enthält eine umfangreiche Einleitung, welche über die Geschichte des deutschen Volksliedes im Böhmerwalde berichtet und die einzelnen Gruppen kennzeichnet, und die wichtigen, daher an die Spitze gestellten „Sagenlieder", worunter bei einzelnen, neueren Stücken die Entstehung im Volke selbst nachgewiesen wird.

Heimatkunde des Bezirkes Gratzlitz. Herausgegeben vom Bezirks-Bildungsausschuß Gratzlitz. I. Band. Gratzlitz 1929.

Die von Gymn.-Direktor Dr. Gustav Treixler sachverständig und gewissenhaft geleitete Heimatkunde bietet auf 392 Seiten eine Fülle von Stoff. Sie gliedert sich in die Abschnitte: 1. Die Natur. 2. Erwerbsverhältnisse. 3. Der Mensch. Volkskundlich wichtig sind besonders die zwei letzten Abschnitte, für welche Treixler selbst die meisten Beiträge geliefert hat. Auch der Aufsatz von K. Schopf, Sitte, Brauch und Aberglaube unserer Heimat, wurde von ihm ergänzt. Die Abhandlung „Die Graslitzer Mundart" von Dr. Josef Rösch hebt besonders die Merkmale der Rösch-mundart heraus.

Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. (Vgl. die Anzeigen im 1., 3. und 5. Heft des ersten und im 4./5. Heft des zweiten Jahrgangs).

Zur Zeit liegen neu vor mit der 8.—11. Lieferung der ganze II. Band (bis Frautragen) und die 1. Lieferung des III. Bandes (Freibrief—Frosch). Zu manchen Artikeln liefern die Antworten auf unsere Umfragen neuen Stoff, so zur „Fallen" (45. Umfrage), „Fallsucht" (87. Umfrage, wonach das Begießen mit kaltem Wasser doch das häufigste Heilmittel zu sein scheint), „Fastnacht" (16. Umfrage, zum hohen Springen beim Tanz, um langen Flachs zu erzielen), „Fenster" (als Flugloch der Seele, 8. Umfrage, als Mittel zur Krankenheilung 87. Umfrage; zum Fensterschweiß vgl. die 96. Umfrage), „Fett" (48. Umfrage), „Feuer" (46. Umfrage), „Finger" (zum 8. Abschnitt vgl. die 112. Umfrage), „Fisch" (zum 2. Abschnitt vgl. die 94. Umfrage), „Flechte" (96. Umfrage), „Fledermaus" (in der Bedeutung Schmetterling, vgl. die 41. Umfrage) u. a. — Auch diese Lieferungen zeichnen sich durch Gründlichkeit aus, von Heft zu Heft zeigt sich immer deutlicher, daß dieses Handwörterbuch eine der hervorragendsten Leistungen der deutschen Volkskunde und Wissenschaft ist. Zu einzelnen Stichwörtern ist zu bemerken: Fahren-

Digitalisiert von Google

des Volk bringt, da hier Aberglaube spärlich überliefert ist, mehr Ahnungen als Tatsachen, besonders auf Sp. 1148. Farbe: Zur Terminologie ist zu verweisen auf das nicht benützte Buch von M. Heyne, Körperpflege und Kleidung bei den Deutschen (III. Band der Fünf Bücher deutscher Hausaltertümer. Leipzig 1903. S. 337ff.), wo die richtige Erklärung des Wortes Farbe gegeben wird. Die Unterscheidung von schwarzen, weißen und roten Krankheitsdämonen und das Betonen dieser drei Farben in Krankheitssegen erklärt der Umstand, daß diese Farben in der Reihenfolge rot, weiß, schwarz den drei Stufen einer Entzündung (Röte, Eiterung, Brand) entsprechen. (Vgl. Höfler, Besegnungsformeln: ARw. 6, 1903, S. 168 — Seyfarth Sachsen S. 21). Fastenzeit: In katholischen Gegenden, z. B. im Böhmerwald, wird wie im Advent so auch in der Fastenzeit nach dem Abendessen von allen Hausangehörigen ein Rosenkranz gebetet. Fastnacht: Diese Bezeichnung ist auf einem ziemlich großen süddeutschen Gebiet östlich einer Linie von Regensburg nach Kufstein, wo man nur das Wort Fasching kennt, unbekannt (vgl. Vechsarland 1929, Heft 2). Feder: Zum Aberglauben beim Federschleißen vgl. unsere Zeitschrift II. S. 186. Feind: Es fehlt der Volksglaube von den Blasen auf der Zunge (vgl. Wuttke, §§ 309, 421, 626). Fell: Auch nach der heutigen Sage schreibt der Teufel die Namen der nicht aufmerksamen Kirchenbesucher auf eine Haut (vgl. Jungbauer, Böhmerwald, S. 191). Fernzauber: Neben den angeführten vier Sagensammlungen liefern fast alle anderen Sagenwerke Beispiele. Ferse: Tritt jemand einem auf die Ferse, so sagt man im Böhmerwald, er tritt ihm das Heimatsgut ab, d. h. er bringt ihn darum. Feste: Dieser Artikel wäre richtiger unter der Überschrift „Feiertag" zu bringen. Der Ausdruck Fest umfaßt überdies mehr als hier behandelt wird. Auch die Hochzeit, das Richtfest u. a. sind Feste. Flechte: Hier wird wichtige Literatur, z. B. Seyfarth Sachsen, gar nicht beachtet. Fliege: Das Sp. 1623 angeführte „ländliche Tischgebet" — vorwehnlich bei Bauernhochzeiten üblich — wird nie im Ernst gebetet, sondern nur scherzhaft, z. B. vom Brautführer vor Beginn des Hochzeitsessens, vorgebracht. Fluch: Zur Bestrafung des Fluchers durch den Teufel bietet ein gutes Beispiel Jungbauer Böhmerwald 190f. Sehr anregend ist der Artikel Flug von Doktor L. Herold. Ausführlich und aufschlußreich sind ferner die Artikel Frau, Freischütz, Freimaurer, Freitag. Unter den Ausdrücken für Frais heißt es: „deutschböhm. s' fras". Erstens gibt es nur eine bairische, oberfächsische oder schlesische Mundart in Deutschböhmen und keine deutschböhmische Mundart und zweitens ist diese Form in keiner dieser Mundarten üblich. Zu Franzosen l. vgl. auch Seyfarth Sachsen 180, 185. Friedhof: Auch am Mittag (s. d.) ist es gefährlich, ihn zu betreten. Friedrich der Große: Bei Anm. 26 wäre wohl W. Anderson, Kaiser und Abt (FFC. Nr. 42) zu nennen.

Leonhard Franz, Vorgeschichtliches Leben in den Alpen. Verlag A. Schroll u. Co., Wien 1929. Preis geheftet 48 Kisch., geb. 60 Kisch.

Das mit 82 Abbildungen auf 23 Tafeln und 9 Abbildungen im Texte ausgestattete Buch des Vertreters der Urgeschichte an der Deutschen Universität in Prag behandelt in fesselnder und volkstümlicher Darstellung das Leben der zwischeneiszeitlichen Bärenjäger und das der Bergleute in der Jungsteinzeit und Bronzezeit (Gewinnung von Kupfer, Salz, Eisen, Gold und Blei). Aus den Ausführungen ergibt sich, daß die vorgeschichtliche Besiedlung der Alpen vor allem durch die Bergschätze veranlaßt wurde, während Viehzucht und Ackerbau weniger bedeutend waren. Bei den engen Beziehungen zwischen Volkskunde und Vorgeschichte, die erst vor kurzem wieder eine eingehende Behandlung im Jahrgang 1929 der Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde gefunden haben, versteht es sich von selbst, daß der Volks- und Heimatforscher gerade solchen lehrreichen Neuerscheinungen wie dem vorliegenden Buche erhöhte Aufmerksamkeit schenken wird.

Југословенска народна ношња. (Volkstrachten der Jugoslawen.) Belgrad 1930.

Digitalisiert von Google

Das vom Direktor des Ethnographischen Museums in Belgrad Drobnjaković herausgegebene Werk bringt nach einer kurzen Einführung in serbischer und französischer Sprache 15 prächtige Farbtafeln nach Aquarellen von Nikola Arsenović (1823—1885) und 4 Lichtbilder, die uns die bunte Vielgestaltigkeit der südslawischen Volkstrachten ausgezeichnet veranschaulichen.

Der große Brockhaus. Handbuch des Wissens in zwanzig Bänden. 15. Auflage. 3. Bd. (Ble—Che). Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig 1929. Preis 26 Mark.

Von umfangreichen Artikeln dieses Bandes sind zu nennen: Blut, Blutkreislauf usw., Böhmen, Brandenburg, Brasilien, Braunschweig, Britisches Weltreich, Brücken, Buch, Buchdruck, Buchhandel usw., Bulgarien, Byzantinisches Reich, Chemie. Auf die Volkskunde beziehen sich: Blocksberg, Blutaberglaube, Blutende Hostie, Blutharnen der Rinder (hier bloße Erklärung, ohne daß der Aberglaube angeführt wird), Blutrache, Blutregen (bloße Erklärung), Böckel Otto (der verdiente Volksliedforscher), Bohnenfest, Bohnenlied, Bolte Johannes, Böser Blick. Von Sudetendeutschen sind vertreten: Maximiliane Bleibtreu, Schauspielerin (geb. 1870 in Preßburg), Eugen Böhm-Bawerk, Staatsmann (geb. 1851 in Brünn), Bernhard Bolzano, Philosoph und Mathematiker (geb. 1781 in Prag), Johann Karl Ritter von Braunthal, Schriftstellername Jean Charles (geb. 1802 in Eger), Gustav Brecher, Musiker (geb. 1879 in Eichwald bei Teplitz), Bertold Bretholz, Geschichtsforscher (geb. 1862 in Freiberg), Max Brod, Schriftsteller (geb. 1884 in Prag), Ferdinand Maximilian Brokhoff (Prokof, Prokop), Bildhauer (geb. 1688 in Nordwestböhmen), August Brömse, Maler und Graphiker (geb. 1873 in Franzensbad), Moritz Brosch, Historiker (geb. 1829 in Prag), Ignaz Brüll, Tondichter (geb. 1846 in Proßnitz i. M.), Arthur Graf Bylandt-Rheydt, Staatsmann (geb. 1854 in Prag), Arnoldo Cantani, Mediziner (geb. 1837 in Hainspach), Casanova (gest. 1798 in Dux). Selbstverständlich werden in bezug auf die Personen, die Aufnahme fanden, und in bezug auf ihre Bedeutung die Meinungen geteilt sein. Mancher würde an Stelle des einen oder anderen Staatsmannes, dessen Bedeutung fraglich ist, lieber andere Männer sehen, in diesem Bande etwa den Philippinenforscher Ferd. Blumentritt (geb. 1853 in Leitmeritz), den Anglisten Dr. Rudolf Brotanek (geb. 1870 in Troppau) u. a. Zum Artikel „Böhmer-Wald" — man schreibt gewöhnlich „Böhmerwald" — ist zu bemerken, daß das tschechische Wort Šumava nicht „Waldgebirge", sondern der „Rauschende" bedeutet. Es muß heißen Untermoldau oder Unterwaldau, nicht Unterwaldau, denn der Ort hat von der Moldau den Namen. Das Böhmerwaldmuseum befindet sich nicht in Plan — dieser Ort liegt bei Marienbad im Egerland —, sondern in Oberplan, dem Geburtsort A. Stifters. In dem Artikel wird ferner die Graphitgewinnung in Schwarzbach und die Großindustrie des Böhmerwaldes (Krummau-Pötschmühle, Kienberg usw.) gar nicht erwähnt. Bei „Böhmische Weine" steht der ebenfalls ungenügende geographische Kenntnisse verratende Satz: „Erwähnenswert sind das Gebiet von Leitmeritz an der Elbe und das von Melnik (Tschernosek) an der unteren Moldau."

Zeitschriften

Deutsche Arbeit. Grenzland-Zeitschrift. Herausgegeben von Dr. Hermann Ullmann. Deutscher Buch- und Kunstverlag W. Berger. Dresden.

Das 7. Heft (April) 1930 bringt einen von E. Lehmann geschriebenen Nachruf auf A. Hauffen.

Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde (Breslau). Aus dem Inhalt des 30. Bandes (1929) sind hervorzuheben: E. Boehlich, Vorgeschichte und Volkskunde; A. Olbrich, Der katholische Geistliche im Volksglauben; H. Schneider, Vom deutschen Rätsel, besonders vom schlesischen; A. Klapper, Altschlesische Schutzbriefe und Schutzgebete; P. Knötel, Die Typen der schlesischen Dorfkirchen; W. Steller, Der deutsche Volkskundeatlas u. a.

Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde (Leipzig). Das 1. Heft (Feber) 1930 bringt einen köstlichen Beitrag von F. Karg über „Sächsischen Volks-

Digitalisiert von Google

witz", ferner Sagen aus Bräunsdorf bei Freiberg im Erzgebirge von R. Irmscher, Wandlungen thüringischer Ortsnamen von M. Wähler, Berichte der Landesstellen Leipzig (Freistaat Sachsen) und Halle (Provinz Sachsen), des Atlas der deutschen Volkskunde u. a. Das 2. Heft (April) bietet einen etwas gewagten methodologischen Versuch „Ulrich von Lichtenstein in Jerbst" von C. Görner u. a., ferner die Beilage „Heimatmuseum". Auf S. 57 wird das Ergebnis der 38. Umfrage unserer Zeitschrift zusammengefaßt. Auch dieses Heft veröffentlicht die Berichte der zwei Landesstellen, wobei die Leipziger das Verzeichnis der Mitglieder des Repräsentativen, Wissenschaftlichen und Arbeits-Ausschusses veröffentlicht. Neu ist der Bericht der Landesstelle Erfurt (Land Thüringen).

Deutsche Gaue (Kaufbeuren). Die 2. und 3. Lieferung 1930 enthalten die Vorträge: Fastenzeitsbräuche und Oster- und Pfingstzeitsbräuche.

Donauzeitung (Passau). Die von M. Peinkofer geleitete Beilage widmet die Folge 10/11 vom 29. März A. Stifter mit Beiträgen von J. Bindtner (Wien), H. Micko (Berlin), der bisher unbekannte Gedichte und Briefe Stifters mitteilt, J. Hofmiller (Rosenheim), und M. Stefl (München), der die wichtigsten „Bücher für den Stifterfreund" bespricht.

Wiener Zeitschrift für Volkskunde. Aus dem Inhalt des 1./2. Heftes 1930 sind zu nennen: Lily Weiser-Aall, Die Ladenschlange (eine solche befindet sich auch im Riesengebirgsmuseum in Hohenelbe); Gisela Mayer-Pitsch, Volkskundliches aus dem Mürztal und Arbeitslied beim Pilotenschlagen; M. Haberlandt, Prof. Dr. A. Hauffen.

Das deutsche Volkslied (Wien). Das 3. Heft (März) enthält vorwiegend Beiträge aus dem sudetendeutschen Gebiet: L. Kvičela, Osterspr üche und Maisingen in Nordmähren; A. Worreschk, Pfingstkönigin. Ein Frühlingsbrauch in Oberfreischau (Südmähren); H. Kratschmann, Das Pfingstkiningweisen in der Znaimer Gegend; A. Pöschl, Zwei Volkslieder aus der Gegend von Mähr.-Schönberg; F. Gutwillinger, Hochzeitsmusik in Pulgram (Südmähren); M. Schönwälder, Lieder und Reime aus St. Georgen bei Preßburg. Dieser Beitrag Schönwälders wird im Aprilheft beendet, das außer anderem „Volkskundliches aus Magyar-Diosjeg" (bei Preßburg) von R. Zoder und einen Nachruf auf A. Hauffen bringt.

Österreichische Gemeinde-Zeitung (Wien). Die 4. Folge des 7. Jahrgangs (15. Feber 1930) berichtet über die am 1. und 2. Feber in Linz erfolgte Tagung der Gemeinden, welche Archive und Museen besitzen, und veröffentlicht die bei diesem Anlaß gehaltenen Vorträge von Dr. Karl Helleiner, Die Aufgaben und Ausgestaltung der kommunalen Archive, und Ferdinand Wiesinger, Die Aufgaben der Ortsmuseen.

Deutsch-ungarische Heimatsblätter (Budapest). Aus dem Inhalt des 2. Heftes 1930 ist besonders auf den Beitrag „Die Volkstracht" (der schwäbischen Siedlungen in Ungarn) aufmerksam zu machen.

Eesti Rahva Muuseumi Aastaraamat V. Band. Tartu 1929. Das V. Jahrbuch des Estnischen Nationalmuseums in Dorpat verzeichnet wieder mehrere gediegene Beiträge, vornehmlich zur gegenständlichen Volkskunde: M. J. Eisen, Hochzeitsdegen; A. Tilk, Estnische Schneeschuhe; R. Poldmäe, Über estnischen volkstümlichen Hausrat; F. Leinbock, Verschlüsse an Türen und Pforten; G. Ränk, Das Ochsenjoch; H. Kurrik, Kama (= Talken), ein südestnisches Nationalgericht u. a.

Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Geleitet von W. Wostry. Das 3./4. Heft des 67. Jahrgangs (1929) enthält die Beiträge: K. Siegl, Aus dem Briefwechsel der Städte St. Joachimsthal und Eger in älterer Zeit; J. Schreiber, Geschichte der Papiermühle zu Rokitnitz; P. Nettl, Akten zur Geschichte und Organisation der Prager Kirchenmusik im 18. Jahrhundert. Die „Beilage für Archiv- und Museal wesen und für Denkmalpflege" bringt: H. Sturm, Vereinigte Westfälische Adelsarchive; R. Wenisch, Bericht über die Teilnahme der nordwestböhmischen Museen an der gotischen Ausstellung in Brüx und Komotau; Verzeichnis der sudetendeutschen Stadtarchivare und Museumsleiter, wozu für Oberplan zu berichtigen ist, daß das Böhmerwaldmuseum nicht im Stifterhaus, sondern im eigenen Gebäude untergebracht ist.

Digitalisiert von Google

Jahrbuch des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Geleitet von W. Wostry. 2. Jahrgang 1929. Von den gediegenen Beiträgen seien genannt: E. Hoyer, Das Sprachenrecht des Sachsenspiegels; F. Repp, Düne, Zaun, tsch. týn, ihre ursprachliche Verwandtschaft sowie ihr Verhältnis zum Namen der Burg Karlstein; K. Siegl, Das älteste Pfarrinventar der St. Niklaskirche in Eger; Th. Wotschke, Urkunden zur Reformationsgeschichte Böhmens und Mährens u. a.

Sudetendeutsche Familienforschung (Aussig a. E.). Das 3. Heft des 2. Jahrgangs bringt u. a.: K. Siegl, Das Egerer Landsteuerbuch vom Jahre 1392 mit den ältesten Personennamen in den Dörfern des Egerlandes (Abdruck aus dem Kalender für das Egerland 1930); J. Endt, Die charakteristischen Familiennamen in Frühbuß von 1532—1750; R. Dörre, Alte Familiennamen aus Bodenbach und Umgebung; K. Würfel, Haidaer Familiennamen von 1692—1860; F. Fischer, Ahnentafel A. Stifters.

Hochschulwissen (Warnsdorf). Das 4. Heft (April) veröffentlicht die bei der Beisetzung Prof. Hauffens gehaltenen Gedenkreden.

Heimatbildung (Reichenberg). Das 4./5. Heft des 11. Jahrgangs enthält den 248 Fragen umfassenden, für eine einmalige Befragung zu umfangreichen Fragebogen zum Bauernhaus der Sudeten- und Karpathenländer von B. Schier, ferner eine Übersicht über den „Stand der Heimatforschung im deutschen Gebiete Ostböhmens" von K. Schneider. Im 6. Heft gibt J. Göth einen Überblick über das neuere Schrifttum zur Weihnachtskrippe.

Die natürliche Erziehung (Brünn). Im 4. Heft 1930 veröffentlicht J. Pfau (Rotenmann in Steiermark) einen Aufsatz „Zur Sagenforschung". Pfau, der den Stoff zu den „Sagen aus dem Paltentale" (Wien 1928) von K. Geißler sammeln half, erörtert auch die Frage, warum gerade die „natürliche Schule" Sagen erzählen und sammeln soll.

Deutscher Glaube. Monatsschrift für die deutschen evangelischen Gemeinden in den Sudetenländern. St. Joachimsthal.

Einen Beitrag zur Kümmernisforschung liefert im 28. (12.) Jahrgang (1930) der Pfarrer von St. Joachimsthal Lic. Otto Waitkat.

Waldheimat (Budweis). Das Aprilheft bringt: K. Brdlik, Die neuen vorgeschichtlichen Funde im südlichen Böhmerwalde; A. Schacherl, Die Ortsnamen in Südböhmen; F. Fischer, Ahnentafel für A. Stifter; J. N. König, Die „weiße Frau von Neuhaus" nach der Geschichte und Sage (mit manchen Irrtümern, weil nur alte Quellen benützt werden); Franz Steinko — 80 Jahre u. a. Im Maiheft macht F. Grantl auf einen für die Siedlungsforschung wichtigen Umstand aufmerksam: Der Deutsche bevorzugt Hügel und Hänge, der Slawe Talmulden. Bei dieser Frage muß natürlich auch die zeitliche Abfolge berücksichtigt werden. Fanden neue Siedler die günstigen Talflächen bereits besetzt, so mußten sie ihre Anlagen auf die Berge verlegen.

Zur Beachtung

Neuen Abnehmern wird der Jahrgang 1929 der Zeitschrift zu dem ermäßigten Preise von 25 Ktsch., in Halbleinen gebunden 35 Ktsch., nachgeliefert. Mittellose Gemeindebüchereien können den gleichen Jahrgang unentgeltlich erhalten, wenn sie ein diesbezügliches Ansuchen (ungestempelt) an den staatlichen Büchereiinstruktor Dr. Anton Moncha in Prag III., Máltezské nám. 1, richten.

Das 6. Heft des I. Jahrganges (1928) ist vollständig vergriffen. Es wird zum vollen Preise von der Verwaltung der Zeitschrift zurückgekauft. Das 1.—5. Heft kann um den Preis von 20 Ktsch. bezogen werden.

Probehefte zur Werbung neuer Abnehmer stehen jederzeit zur Verfügung.

Nachforderungen nicht erhaltener Hefte sind postfrei, wenn auf dem Briefumschlag der Vermerk „Postfreie Zeitungsbeschwerde" steht.

Einsendungen zum nächsten Heft bis zum 15. Juni.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII., Vocelova 10.
Druck von Heinr. Mercy Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die Post- und Telegraphendirektion in Prag. Erlaß Nr. 1806—VII—1928.

Digitalisiert von Google

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgeber und Leiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII. Vocelova 10

3. Jahrgang 1930 **4. Heft**

Sprachinselvolkskunde

Von **Gustav Jungbauer**

Die volkskundliche Forschung kann am frühesten zu gesicherten Ergebnissen gelangen, wenn sie eine zeitliche und räumliche Beschränkung des zu untersuchenden Stoffes vornimmt, zeitlich in der Weise, daß sie zunächst — wie dies bei den Umfragen zum „Atlas der deutschen Volkskunde" geschieht — nur den Bestand an geistigen und gegenständlichen Volksgütern heranzieht, den die Gegenwart und mit ihr die jüngste Vergangenheit darbietet, und räumlich dadurch, daß sie ein möglichst enges Beobachtungsfeld wählt, das sich leicht übersehen läßt.

Auf den so gewonnenen Ergebnissen kann die weitere Forschung mit Erfolg aufbauen, die dann einerseits die Erscheinungen zeitlich zurückverfolgt, ihren Ursprung und ihre geschichtliche Entwicklung klarlegt, und sie andererseits aus dem kleinen Blickfeld auf den großen Volksraum hinausträgt und feststellt, inwieweit das für den engen Umkreis Beobachtete auch für das Volksganze zutrifft.

Diese zeitliche und räumliche Beschränkung des Stoffes ist von selbst gegeben bei der Sprachinselvolkskunde, besonders dann, wenn die Forschung von den kleinen und jungen, im 18. und 19. Jahrhundert gegründeten Sprachinseln ausgeht. In diesen, von einem fremden Umvolk umschlossenen Räumen lassen sich die Erscheinungen nicht allein gut überblicken, sondern es ist dort, wo es sich um Siedlungen der letzten zwei Jahrhunderte handelt und die volkskundlichen Verhältnisse in der alten und neuen Heimat der Siedler bekannt sind, auch möglich, die alten und neuen Formen zu vergleichen und die bei der Fortpflanzung der Überlieferungen und ihrer Umbildung wirksamen Kräfte aufzudecken.

Diese Sprachinselvolkskunde hat man auf sudetendeutschem Boden, wo sie mit der Grenzlandvolkskunde allein in Betracht kommt, in ihrer Bedeutung bereits erkannt. Namentlich in den letzten Jahren hat die Erforschung der in der Tschechoslowakei gelegenen deutschen Sprachinseln, aber auch der in anderen Ländern des Ostens, besonders in Polen, Jugoslawien, Ungarn, Rumänien und Rußland von sudetendeutschen Auswanderern begründeten Siedlungen einen erfreulichen Aufschwung genommen.

Hiezu hat die Erkenntnis nicht wenig beigetragen, daß gerade in der Sprachinselkunde die Volkskunde im Vordergrund stehen muß. Nach

Digitalisiert von Google

Walter Kuhn[1]), dem bahnbrechenden Sprachinselforscher des Ostens, vollzog sich die Erforschung des galizischen Deutschtums in den folgenden fünf Zeitabschnitten: 1. Die Zeit der Reisebeschreibungen (1781—1812). 2. Die völlig literaturleere Zeit (1813—1868). 3. Die Zeit der protestantisch-kirchlichen Statistik (1869—1902). 4. Die Zeit des nationalen Erwachens und der vorwiegend geschichtlichen Forschung (1903—1920). 5. Die Zeit der volkskundlichen Forschung (seit 1921). Andere Sprachinseln zeigen ein anderes Bild. Doch dürfte für die letzten dreißig Jahre überall das Gleiche zutreffen, daß die geschichtliche Forschung nach und nach von der volkskundlichen abgelöst wird. A. F. Kaindl, der die Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern schrieb, hat mit seinen volkskundlichen Arbeiten diesen Übergang vorbereitet. Bei den Sprachinseln, die keine bewegte Geschichte haben, vermochte eben, wie W. Kuhn[2]) für Galizien betont, „die rein geschichtlich arbeitende Forschung die wirklichen Lebensprobleme des Stammes nicht zu erfassen. Sie beschränkte sich im wesentlichen auf die Darstellung der Ansiedlungszeit, in der allein die schriftlichen Quellen reichlicher fließen. Das Schwergewicht aber ruht in Galizien, weit mehr noch als bei der Bielitzer Gruppe, auf volkskundlichem Gebiete."

Das Schwergewicht muß aber auch deshalb hier liegen, weil die Sprachinseln nicht selten einen volkskundlichen Untersuchungsstoff darbieten, der durch sein Alter, seine Urtümlichkeit, seine Sonderart und dort, wo sich Siedler aus verschiedenen Stammesgebieten zusammenfanden, durch seine Vielseitigkeit von höchstem Werte ist. So gibt es bei einer Gruppe der von 1804 an aus Westpreußen ausgewanderten Mennoniten an der Molotschna im Schwarzmeergebiet[3]) Sprachformen, die heute in ihrem preußischen Stammland nicht mehr leben, aber für die Zeit der Auswanderung gerade durch das Weiterleben in Rußland erschlossen werden können.[4]) Die gleichen Erfahrungen wird man auch in anderen Sprachinseln machen, in welchen die Sammelarbeit erst in den Anfängen steht.

In den Sprachinseln ist sogar die Möglichkeit gegeben, sprachliche Entwicklungsvorgänge, die sich vor Jahrhunderten abgespielt haben, noch heute mitten in der Bewegung zu verfolgen. In den deutschen Sprachinseln Galiziens haben die Teilmundarten ihre Auseinandersetzungen noch nicht abgeschlossen, die endgültige Sprache der Siedlungen ist erst im Werden. „Es spielen sich solcherart in der Gegenwart, gleichsam unter den Augen des Sprachforschers, Vorgänge ab, die z. B. für das ostdeutsche Siedlungsgebiet im 13. und 14. Jahrhundert anzunehmen sind und heute aus ihren Ergebnissen mühsam erschlossen werden müssen. Trotzdem hat die Forschung

[1]) Die Erforschung der jungen deutschen Sprachinseln Galiziens (Karpathenland I. 1928, S. 102).

[2]) Das Deutschtum in der Bielitzer Sprachinselgruppe und in Galizien. (Ebd. S. 54.)

[3]) Leider beachten die bisher erschienenen Arbeiten, z. B. A. Stumpp, Die deutschen Kolonien im Schwarzmeergebiet (Stuttgart 1922); J. A. Malinowski, Die deutschen katholischen Kolonien am Schwarzen Meere (Stuttgart 1927) und die Mennonitenkolonien am Asowschen Meere (Stuttgart 1928) die Volkskunde fast gar nicht.

[4]) W. Mitzka, Volkskunde und Auslandsdeutschtum. (Deutsche Forschung. Heft 6. Berlin 1928. S. 139.)

Digitalisiert von Google

diesem ‚sprachgeschichtlichen Laboratorium' bisher keine Aufmerksamkeit geschenkt, während dies z. B. in den deutschen Siedlungen in Südrußland und an der Wolga bereits geschehen ist"[1]), für die die Arbeiten von W. Unwerth, G. Dinges, V. Schirmunski u. a. grundlegend sind[2]).

Bei den 15.000 Deutschen Karpathenrußlands lassen sich dreizehn verschiedene Mundarten, vorwiegend bayrischer und fränkischer Herkunft nachweisen[3]). Eine Vielseitigkeit der Sprachformen weist auch die Sprachinsel Gottschee in Jugoslawien auf, in der fünf Mundarten festgestellt wurden, von welchen eine schriftdeutsches Gepräge, eine andere slowenischen Einschlag zeigt[4]). Noch bunter ist das Bild dort, wo fast jedes Dorf von andersstämmigen Ansiedlern begründet wurde, was noch nach Jahrhunderten trotz aller An- und Ausgleichung deutlich merkbar ist, wie z. B. in der Sprachhalbinsel Neuhaus-Neubistritz im südöstlichen Böhmen.

Auch das Volkslied und das Volksschauspiel ist in den Sprachinseln zuweilen besser bewahrt worden als in der alten Heimat. Wenn etwa einmal der volle Bestand an Volksliedern und Schnaderhüpfeln in der Sprachinsel Deutsch-Mokra (Karpathenrußland), aus der sich ein von dem Siedler Leopold Holzberger 1835 niedergeschriebenes Schwerttanzspiel erhalten hat[5]), gesammelt sein wird[6]), wird sich feststellen lassen, wie viel davon noch in der Urheimat um Gmunden und Ischl bekannt ist. Die älteste Fassung des Böhmerwald-Weihnachtsspieles mit Singweisen besitzen wir jetzt aus Sinjak (Karpathenrußland), wohin sie von den um 1835 aus dem Böhmerwalde Ausgewanderten mitgenommen wurde[7]). In diesem Dorfe verfertigen sich heute noch die Einwohner auf die gleiche Weise und mit demselben Werkzeug wie im Böhmerwald ihre Holzschuhe (vgl. unser Bild).

Was das Volksgut der Sprachinseln betrifft, so kann man nach der Herkunft unterscheiden zwischen Altgut, das aus der alten Heimat mitgenommen wurde, Neugut, das entweder selbst geschaffen oder von der Oberschicht der eigenen Sprachinsel, wenn eine solche vorhanden ist, oder auf Umwegen von der Oberschicht des Gesamtvolkes übernommen wurde, und Lehngut, das aus gleichvölkischen Nachbarinseln oder aus der fremdvölkischen Umwelt stammt. Dieses fremdvölkische Lehngut nimmt im deutschen Gebiet der Tschechoslowakei an Umfang zu, je weiter man von Westen nach Osten geht und je kleiner und daher abhängiger vom umwohnenden Fremdvolk die Siedlung ist. So bildet die deutsche Sprachinselvolkskunde in der Tschechoslowakei geradezu die Brücke zwischen dem deutschen Westen und dem slawischen Osten, aber auch dem magharischen

[1]) W. Kuhn im Karpathenland I. 1928, S. 55.

[2]) Vgl. die Bibliographie bei V. Schirmunski, Die deutschen Kolonien in der Ukraine (Charkow 1928) S. 161.

[3]) Karpathenland II. 1929. S. 136.

[4]) A. Hauffen, Die deutsche Sprachinsel Gottschee. Graz 1895. S. 31f.

[5]) Vgl. F. Arnold Mayer, Ein deutsches Schwerttanzspiel aus Ungarn. (Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft XIX. Leipzig 1889. S. 204—263.)

[6]) Einige Vierzeiler veröffentlichte F. J. Beranek im Karpathenland II. 1929. S. 138f. Eine größere Anzahl von Liedern wurde vom Verfasser im August 1929 aufgezeichnet.

[7]) A. Korn, Das Bethlehemspiel. Oberplan 1929.

Digitalisiert von Google

und rumänischen Südosten. Ihre Ergebnisse sind nicht allein volkskundlich, sondern auch nationalpolitisch von größter Bedeutung.

Die Sprachinselvolkskunde wird vor allem die Lösung der folgenden Fragen anstreben:

Warum ist dieses Volksgut (Altgut, Neugut, Lehngut) weiter überliefert, bzw. neugebildet, übernommen und entlehnt worden und warum sind bestimmte Überlieferungen verloren gegangen?

Rudolf Weigert, Richter (Vorsteher) von Sinjak (Karpathenrußland), beim Holzschuhmachen. Nachkomme von Auswanderern aus Oberzassau bei Wallern (Böhmerwald).

Wie ist das erhaltene Volksgut im Laufe der Überlieferung verändert worden? Welche bewegenden Kräfte waren am Werke und nach welchen Grundsätzen und Gesetzen sind die Umformungen erfolgt?

Das sind Fragen, die sich heute, wo die Sammelarbeit in vielen Sprachinseln erst beginnt, noch nicht erschöpfend beantworten lassen. Nur im allgemeinen können die Grundzüge der deutschen Sprachinselvolkskunde umrissen, die besonderen Voraussetzungen und die ursächlichen Zusammenhänge besprochen werden.

Hiebei sind bestimmte, grundlegende Gesichtspunkte voranzustellen, wobei die fruchtbaren Ergebnisse der Arbeiten von W. Kuhn[1]) besonders zu berücksichtigen sind.

[1]) Vor allem: Versuch einer Naturgeschichte der deutschen Sprachinsel. (Deutsche Blätter in Polen III. Posen 1926. S. 65—140); Die jungen deutschen Sprachinseln in Galizien. Münster i. W. 1933.

Digitalisiert von Google

Den Ausgangspunkt muß das Erfassen der geistig-seelischen, zum Teil auch körperlichen Eigenart des Sprachinslers bilden, wobei man zweckmäßig vom Auswanderer überhaupt ausgeht, seine Eigenart feststellt und danach erst die engere, zu Sprachinselbewohnern gewordene, meist Landwirtschaft betreibende Gruppe zu bestimmen sucht.

Bei dieser sind die folgenden Punkte[1]) in ihrer volkskundlichen Auswirkung zu erörtern:

1. Die Herkunft und Stammesart der Siedler.
2. Der Auslesevorgang bei der Schaffung der neuen Heimat.
3. Der Einfluß des neuen Umlandes (Bodenbeschaffenheit, Klima u. a.).
4. Der Einfluß des Umvolkes, der hauptsächlich von dem Kulturgefälle zwischen Siedlern und Umwohnern bestimmt wird.
5. Der Einfluß der neuen Staatszugehörigkeit[2]).

Aus diesen Grundlagen erwächst die neue Eigenart des Sprachinselmenschen, die ihn vom Binnendeutschen unterscheidet und die in ihrer volkskundlichen Ausprägung besondere Eigenheiten aufweist.

Der Auswanderer

In unserem Falle haben wir es in der Regel mit dem körperlich und geistig gesunden, schlichten Landmenschen zu tun, nicht mit jenen Ausnahmen, mit jener Art von Auswanderern, die meist aus städtischen Familien stammen und nicht selten ausgesprochene Neurotiker sind, die meist schon in ihrer Kindheit etwas abwegig sind, Eltern und Geschwistern fremd gegenüberstehen, sich nicht in die übrige Gemeinschaft einfinden können, die als Erwachsene vielleicht in der übertriebensten Weise politische und soziale Hochziele zu verwirklichen suchen, die ursprünglich mit quälenden Minderwertigkeitsgefühlen belastet, im Laufe der Zeit das Gegenteil, einen riesigen Ehrgeiz und ungehemmten Tatendrang entwickeln[3]).

Denn die Volkskunde hat sich weniger mit den neueren deutschen Kinderheiten in fremdsprachigen Großstädten zu beschäftigen, denen das Merkmal der geschlossenen Entstehung in einem Zuge und der Neugründung fehlt, die „sich einzelweise, mehr oder weniger zufällig, angesammelt, kein neues Gemeinwesen auf früher unbesiedeltem Boden geschaffen, sondern sich in ein schon bestehendes, vom Wirtsvolke bewohntes, eingefügt haben“[4]). Sie kann zunächst nur die „echten“ Sprachinseln berücksichtigen, die W. Kuhn als „die durch geschlossene Kolonisation neugeschaffene Siedlung eines Volkes im Sprachgebiete eines anderen“ bezeichnet[5]). Nach ihm sind solche echte Sprachinseln aus jüngerer Zeit z. B. die Bauernsiedlungen in Ost-

[1]) Für einzelne Punkte wird das in nächster Zeit erscheinende Buch von Doktor Hans Schmid zur Volkskunde von Machliniec in Galizien, der von Auswanderern aus der Gegend um Tachau und Plan in Westböhmen 1823 begründeten Siedlung, gute Beispiele liefern.

[2]) Vgl. G. Jungbauer, Staatsgrenzen und Volkskunde. (Z. f. Vk., Neue Folge I. Heft 3, Berlin 1930.)

[3]) Vgl. Severus, Die Außenseiter der Gesellschaft. (Prager Montagsblatt vom 25. November 1929.)

[4]) W. Kuhn, Naturgeschichte S. 62f.

[5]) Ebd. S. 70.

Digitalisiert von Google

galizien, Südungarn und Südrußland, aber auch in Brasilien und Argentinien, aus früherer Zeit die deutschen Gaue in Oberungarn und Siebenbürgen. Von Städten gehören nur die deutschen Gründungen des Mittelalters dazu, die deutschen Sprachinselstädte im Baltenlande, in Polen und Ungarn.

Bei der Auswanderung der letzten zwei Jahrhunderte nach Osten, die uns hier am nächsten liegt, haben wir es vorwiegend mit ländlichen und bäuerlichen Schichten zu tun, die auch in ihrer neuen Heimat Landwirtschaft betrieben und so an die Scholle gebunden blieben. Damit war eine der wichtigsten Vorbedingungen für die Erhaltung des Volkstums gegeben. Denn von der Entnationalisierung wird vor allem der nicht mit dem Boden verwachsene Arbeiter und Angestellte bedroht, zumal wenn er in eine städtische Umwelt gerät. Denn hier wirkt sich der zweite wichtige Gesichtspunkt aus, das Kulturgefälle, die in diesem Falle höhere Stadtkultur, die den primitiveren Menschen auffaugt und dem fremden Volke einverleibt.

In dieser Beziehung haben unsere bäuerlichen Auswanderer im slawischen Osten günstige Verhältnisse gefunden. Während von den Millionen deutscher Volksgenossen, die in den letzten Jahrhunderten nach Amerika ausgewandert sind[1]), eigentlich nur ein verschwindender Bruchteil deutsch geblieben ist, ist im Osten die Masse der Auswanderer ihrem Volkstum erhalten geblieben. Dort kam eben der Deutsche mit einer gleichen oder auch höheren Kultur in Berührung, hier aber war er der Überlegene und hat daher die Oberhand behalten. Eine Rolle spielt natürlich auch die stärkere oder schwächere Einflußnahme von Seiten des Staates. Sie mag z. B. in Australien nur zu oft bewirkt haben, daß der Deutsche sich bald in einen Engländer verwandelte[2]). In Rußland aber war auch schon zur Zarenzeit im allgemeinen ein freies Ausleben der Völker möglich. Versuche der Russifizierung in der Vorkriegszeit waren meist nur vereinzelt und bei asiatischen Völkern, z. B. in Turkestan, unternommen worden und sind nahezu erfolglos geblieben.

Die Besiedlung des Ostens durch deutsche Auswanderer war durch zwei Umstände veranlaßt worden. Einerseits benötigte man dort geeignete Arbeitskräfte für die Urbarmachung des Bodens und in der Waldwirtschaft, andrerseits waren diese im Westen in Gegenden mit einem Bevölkerungsüberschuß, aber ohne freien Boden zur Genüge vorhanden.

Und so vollzog sich fast zur gleichen Zeit wie in Rußland im großen, so in den Karpathenländern, im Banat usw. im kleinen der gleiche Vorgang. In Rußland, wo die Ausländer als Nutzbarmacher der riesigen, unbesiedelten Gebiete notwendig waren, kam es zu den drei deutschen Einwanderungswellen, die V. Schirmunski[3]) unterscheidet: 1. Die Kolonisation unter Katharina II. (1764–1774), hauptsächlich an der Wolga. 2. Die

[1]) Eine umfassende Statistik der Auswanderung hat 1929 das Internationale Arbeitsamt in Genf in New York herausgegeben: International Migrations, Vol. I. Imre Ferenczi, Statistics (Nr. 14 der Publications of the National Bureau of Economic Research).

[2]) Vgl. Der Auslandsdeutsche XII. Stuttgart 1929, S. 458f.

[3]) Die deutschen Kolonien in der Ukraine (Charkow 1928) S. 15f.

Digitalisiert von Google

Kolonisation unter Alexander I. (1803—1823), vorwiegend im Schwarzmeergebiet (Ukraine, Krim, Bessarabien, Transkaukasien). 3. Die Kolonisation unter Nikolaus I. und Alexander II. (1830—1870), jetzt besonders in Wolhynien. Schirmunski führt auch die wichtigsten Ursachen dafür an, warum gerade Deutsche in dieser Zeit als Siedler berufen wurden[1]). Deutschland hat durch seine ungünstige Lage keine Siedlungskolonien in neuentdeckten Weltteilen, wie etwa Spanien, Portugal, Holland und England, wohin der Überschuß der Bevölkerung seinen natürlichen Ausweg finden kann. Zudem war vor 1870 die deutsche Industrie noch nicht so entwickelt, daß sie und damit die Stadt den Überschuß der ländlichen Bevölkerung in sich aufnehmen konnte.

Dieser Überschuß war vor allem im Westen und Süden Deutschlands immer vorhanden. Und gerade diese Gegenden hatten seit Ende des 17. Jahrhunderts fortwährend durch Kriege mit den französischen Nachbarn, dann durch Kriegsabgaben, Einquartierungen, Rekrutenaushebungen, aber auch durch Mißwachs und Hungersnot zur Zeit Napoleons zu leiden. Gut kennzeichnet die Verhältnisse ein Augenzeuge E. Walter im „Unterhaltungsblatt für deutsche Ansiedler im Südlichen Rußland" (1849, Nr. 6), der den Auszug einer Gruppe von Auswanderern in der Zeit von 1802—1823 schildert und dabei einen Jungen zur weinenden Mutter sprechen läßt: „Mutter, mufcht nit heule, kom-mer bald zum Russe-ma, der hat viel Brod und Salz. Gelt, Mutter, dort finde uns d' Franzose nit, der Russe stot vor der Türe na und laßt se nit rei, derno derfe-mer unser eins selber esse"[2]). Nicht wenig hat auch die Rechtlosigkeit in den deutschen Staaten zur Zeit des Absolutismus zur Auswanderung beigetragen.

Der Drang nach Freiheit und Selbständigkeit war überhaupt ein häufiger Beweggrund zum Auswandern. Dieses Freiheitsgefühl ist eine der wichtigsten Wesensseiten des Sprachinselmenschen geblieben. Es entstand oft auch aus der durch die Abhängigkeit vom Großbauern oder Großgrundbesitzer gegebenen wirtschaftlichen Notlage, die zumeist für das Verlassen der Heimat ausschlaggebend war. So waren die aus dem Gebiet um Wallern, Prachatitz und Winterberg stammenden Böhmerwäldler, die um 1837 Zinjak und Unter-Grabowitz bei Muntatsch besiedelten, daheim meist „Inleute" gewesen[3]), die mit ihrer Familie bei einem großen Bauern wohnten, von ihm etwas Wiese und Feld zur Nutznießung zugewiesen hatten, ihm aber dafür auch Arbeit leisten mußten. Und wenn es Kleinhäusler und Waldarbeiter waren, so hatte die Abhängigkeit vom Brotherrn und seinen Angestellten ebenfalls ihre trüben Seiten. Der herrschaftliche Heger war allmächtig und konnte dem armen Mann, der zu wenig unterwürfig war, jede Verdienstmöglichkeit entziehen.

Auch für die 1827 aus der Gegend um Neuern im Böhmerwald nach dem damals ungarischen Banat Ausgewanderten führt P. Graßl[4]) als

[1]) Ebd. S. 14ff.
[2]) Vgl. Schirmunski a. a. O. S. 25.
[3]) Nach mündlichen Mitteilungen.
[4]) Geschichte der deutsch-böhmischen Ansiedlungen im Banat. V. Band, 2. Heft der Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde. Prag 1904. S. 12.

Digitalisiert von Google

wichtigste Ursache die drückenden Verhältnisse an, in welchen sie als Inleute zu ihren Bauern standen: „Der J'mo' (Inmann) erhielt vom Bauer ein kleines Häuschen (Jmohäusl)[1]) als Wohnung, Stall und Futter für eine Kuh, einige Bifonge (Streifen) Feld und hie und da auch Brennholz. Dafür ward er und sein Weib verpflichtet, für den Bauer jederzeit gegen einen Taglohn von 5 bis 7 Kreuzern W. W. (= 3.5 bis 4.9 kr. ö. W.) nebst der Kost, diese nur an Arbeitstagen, zu arbeiten. Arbeitsunfähige Kinder mußten die „J'leute" selbst verpflegen. Nur an solchen Tagen, an denen der Bauer keine Arbeit für sie hatte, konnten und durften sie sich anderweit nach solcher umsehen. Bei den Arbeiten im Ochsenstalle mußte der „Jmo", bei jenen im Kuhstalle das „Jwei"[2]) jahraus, jahrein ohne Entgelt täglich mithelfen. Letzteres hatte allwinterlich noch ein Schock (60 Strähnen, à 9 Widl zu 60 Fäden) „wirchanes" Garn zu spinnen. Die Kinder der „Jleute" wurden frühzeitig in den Dienst der Bauern getan als Viehhüter und brachten es nach und nach zum Klein-, Groß- und Oberknecht, beziehungsweise zur Klein-, Groß- und Oberdirn. Dabei wurden die Knechte 30 und mehr, die Mägde 25 und mehr Jahre alt, bis sie endlich an's Heiraten denken konnten." Und dies war meist auch nur möglich, wenn der Knecht einen Platz als „Jmmann" bekam. Sonst konnte nur noch jener, der ein Handwerk erlernt, die vorgeschriebene Wanderzeit zurückgelegt und in der Gemeinde als zünftiger Meister Aufnahme gefunden hatte, an die Gründung einer Familie denken. Ferner weist Graßl noch darauf hin, daß vornehmlich die heranwachsenden Söhne der Inwohner für den Militärdienst eingefangen wurden, was meist der Gemeinderichter und seine Beisitzer, ebenfalls Großbauern, bei Nacht und Nebel mit Hilfe von herrschaftlichen Amtspersonen besorgten. Neben heiratslustigen jungen Leuten waren daher auch nicht wenige, von solchen Aushebungen bedrohte Burschen unter den Auswanderern.

(Fortsetzung folgt.)

Zephyrin Zettl, der Mundartdichter des Böhmerwaldes

Von **Dr. Eduard Eisenmeier**

Sinnfällige Schilderung mit einer Lebendigkeit gegeben, die mit plastischer Wirkung gewiß nur durch die Mittel der Mundart gebracht werden kann, die große, unerschütterliche, wahrhafte Liebe zur Heimaterde zu schildern, das kann am besten Zephyrin Zettl, der fruchtbare und bis heute kaum erreichte Mundartdichter des Böhmerwaldes.

Z. Zettl hat Natur und Mensch seiner Heimat in seinen Gedichten und Erzählungen verbunden und gibt somit gleichsam Züge aller großen Böhmerwaldschriftsteller kund. Im Vergleiche mit anderen sudetendeutschen Mundartdichtern nimmt er eine gewisse Mitte zwischen dem Lyriker des

[1]) Im südlichen Böhmerwald auch ein „Stüdl" im Bauernhause.
[2]) Inweib, das Weib des Inwohners.

Digitalisiert von Google

Erzgebirges Anton Günther und dem Oſtböhmen Anton Kahler ein, deſſen Dichtungen mehr für den Vortrag berechnet ſind.

Es iſt alter, hiſtoriſcher Boden, auf dem der Dichter das Licht der Welt erblickte, nämlich das Gebiet der ſogenannten küniſchen Freibauern. Sie beſiedelten die Landſchaft zwiſchen den Gefilden und dem Angeltal und unterſtanden lange unmittelbar der königlichen Kammer [zu ihrer Geſchichte vgl. Rubitſchek, Die Mundarten des Böhmerwaldes, Pilſen 1927, S. 34f.; Waldheimat II[1]), S. 125]. Mitten in dieſem Gebiete in Stadln

iſt Zephyrin am 14. Juli 1876 geboren worden. Bald aber überſiedelten ſeine Eltern nach Wien, ihm jedoch wurde, zurückgelaſſen bei den Großeltern, die heimiſche Mundart zur eigentlichen Mutterſprache [über ſeine Kinderzeit vgl. z. B. Waldleriſch[2]), S. 10, Woldgſchichtn[3]), S. 5]. Und ſpäter kam er jedesmal in der Ferienzeit in den Wald. Die harte Not und eine zahlreiche Familie zwangen ſeine Eltern, ihn das Buchdruckerhandwerk lernen zu laſſen. Er wurde Schriftſetzer, war aber dabei eifrigſt auf ſeine Bildung bedacht. Zu dieſer Zeit ſchon war er Mitarbeiter bei einem Witzblatte und im Jahre 1895 Mitbegründer des literariſch-geſelligen Vereines

[1]) Waldheimat. Monatsſchrift für den Böhmerwald, „Moldavia", Budweis, I.—V. Jahrgang.

[2]) J. Jettl, Waldleriſch. Gedichte in der Böhmerwaldmundart. Wien 1919. 2. Aufl. Wien 1921.

[3]) J. Jettl, Woldgſchichtn, erzählt in der Mundart des oberen Böhmerwaldes. Wien 1925.

Digitalisiert von Google

„Theodor Körner", wobei er Gelegenheit hatte, als Schauspieler, Rezitator und Autor hervorzutreten. In diese Zeit fällt auch der im Böhmerwald, 5. Jg.[4]), erschienene Einakter „Der Dümmer kriagts Haus". Aber seine ersten dichterischen Versuche reichen mit dem für ihn bezeichnenden Liede „An die Heimat" in sein 13. Lebensjahr zurück. — 1904 erhielt er eine Beamtenstelle in der österreichischen Staatsdruckerei. Trotz seiner ehrenvollen Stellung fühlt er sich jedoch wie der gefangene Zeisig. Am liebsten wäre er Waldschulmeister geworden. „Was wäre für mich die ständige Fühlung mit Heimat und Volk geworden", so schreibt er in einem Aufschrei, der ihm aus tiefster Seele in die Feder floß[5]).

Zettl spricht und schreibt die echteste Sprache seiner Heimat. Es ist kein Gemisch zwischen Mundart und Schriftsprache, wie wir es bei Jeremias Gotthelf, Anzengruber, Ganghofer und Rosegger finden. Urwüchsige Kraftworte, eine derb-realistische Wiedergabe der Lokalsprache ist ihm eigen. Weniger trägt er zur Bereicherung der Sprache durch eigene Wortbildung bei. Seine Sprech- und Anschauungsweise ist vollkommen den unteren Schichten entnommen. Der Humor nimmt in seiner Dichtung einen breiten Raum ein, und das ist sein volles Recht. Sind auch die Böhmerwäldler, insbesondere die Bewohner der höheren Lagen, wortkarg und gegen Fremde verschlossen, so besitzen sie doch Humor, der sich in ihren Redensarten, lustigen Vierzeilern, Erzählungen und losen Streichen offenbart. Dem Humor der Wäldler haftet ein gewisser Sarkasmus an. Das versteht auch Zettl in seiner Dichtung darzutun. Wir wünschen uns auch jenen Humor, der launig und freudig die Menschenschwächen belächelt, nicht aber verletzenden, bitteren Spott. Solcher Humor muß also im Ton der ganzen Dichtung, nicht erst in der Schlußpointe liegen. Und wenn Humor die Kunst bedeutet, Schmerzen lächelnd zu überwinden, so ist der mundartliche Kunstdichter in hohem Maße dazu berechtigt.

Seine Gestalten sind wurzelecht und bodenständig. Zettl ist ein getreuer Beobachter heimatlicher Volksgestalten. Er geht den durch die Situation bedingten Derbheiten nicht aus dem Wege. Er ist kein Darsteller phantastischer Idealisierung seines Volkes, sondern stellt es ganz realistisch dar. Hierin hat er auch einen Vorzug vor Stelzhamer, der die Mitte hält zwischen dem derben Realismus und dem schwärmerischen Idealismus[6]). Wir sehen das Waldvolk bei der Arbeit und in der Muße, im Lieben, beim Tanz, im Wirtshaus und beim Raufhandel.

Die Mannigfaltigkeit der Gegenstände, die unser Dichter besungen hat, ist begrenzt durch den Anschauungs- und Gefühlskreis einer beschränkten Lebenslage, über die hinaus die mundartliche Dichtung sich nicht leicht erheben kann[7]). Die geringere Schmiegsamkeit der Mundart macht die Schranken, die der Dialektpoesie in stofflicher Hinsicht nach oben gezogen

[4]) Böhmerwald, I.—IX. Jg., 1899—1907.

[5]) Brief vom 31. VII. 1928.

[6]) Oesterr.-ung. Monarchie in Wort und Bild, Bd. Oberösterreich-Salzburg. Wien 1889. S. 177.

[7]) Vgl. L. Hörmann, Biographisch-kritische Beiträge zur österr. Dialektliteratur. Dresden, Leipzig, Wien 1895. S. 22.

Digitalisiert von Google

sind, merklich fühlbar. Unser Dichter bescheidet sich auch mit den jener Lebenssphäre angemessenen Verhältnissen, Erscheinungen und Geschehnissen und erweitert nicht die Zahl der Gegenstände, die sonst in der Dialektpoesie besungen werden. Nach dieser Richtung mag Zettls dichterische Tätigkeit einer kleinen Betrachtung unterzogen werden.

Die Liebe zur heimatlichen Erde wurde bisher in jeder Mundartdichtung besungen. Hierher gehört eine Reihe seiner Lieder. In dem Gedichte „Waldlerische Weis"[8]) ist ihm die Heimat alles. Er stellt die Wälder so dar, wie sie sind. Alle ihre Merkmale zeichnet er in seiner kurzen, markanten Art. Seine Anhänglichkeit an die Heimat kommt zum ergreifenden Ausdruck in „Wieda dahoam"[9]). Auch die Heimwehlieder gehören dieser Stoffgattung an. In letzter Zeit scheint die Sehnsucht nach der Heimat bei ihm noch größer geworden zu sein, da sich die Heimweh-Gedichte immer mehr häufen. Das Lebewohlsagen von der Heimat fällt ihm am schwersten[10]). Zettl dürfte von einem Sommerurlaub, den er in seiner Heimat zubrachte, in Amt und Würde zurückgekehrt sein. Wehmütig nimmt er von der Heimat Abschied, wie wenn es das letztemal sein sollte. Krank, vielleicht seelisch erkrankt, ist er in seine geliebten Wälder und Täler gekommen. Frisch, strotzend vor Kraft, gesundet entläßt ihn die Heimat. Er ist nicht pessimistisch. Aber es ist Fortuna, die dem Menschen sein Schicksal zugedacht hat. So ist es bestimmt, so muß es sein. Man sieht den Kampf des Dichters, er möchte gerne hier bleiben, sein Pflichtgefühl ruft ihn aber zurück zur Arbeit[11]).

Die Lieder, welche des Dichters Lust und Leid erklingen lassen, verraten, daß ihm ungezwungene Heiterkeit und Fröhlichkeit nicht fremd sind. Das gilt schon für seine Kinderzeit (vgl. „Ma Kinderzeit"[12]). Was er hier von seinen Kinderjahren schreibt, das gilt auch für sein späteres Alter. Diese Frohnatur Zettls tritt uns besonders in dem längeren Gedicht „'s Fuchzga Gsangl" mit dem Untertitel „Anläßlich meines 50. Geburtstages am 14. Juli 1926" vor Augen[13]). Der Dichter kann es fast nicht glauben, daß „da Fuchziga scho' do is". Zettl bekrittelt humorvoll sein eigenes Leben und stellt in groben Zügen philosophierend einen Rückblick auf sein verflossenes Leben an.

Auch dem Leben des Leichtfußes, des leichtlebigen Gesellen, der dem Trunke und dem Spiele nachgeht, schenkt er seine Aufmerksamkeit. Im Gedichte „Der lüaderlich Voder"[14]) kehrt das alte Lied vom Hausvater wieder, der sein Hab und Gut im Gasthause verspielt und vertrinkt. Ansonsten aber scheint er es niemandem zu verargen, wenn er „oamol a Glasl

[8]) Waldlerisch, S. 7ff.

[9]) Woldgsangla, S. 7; J. Zettl, Woldgsangla, Gedichte in der Mundart des oberen Böhmerwaldes, Wien 1922.

[10]) Vgl. dazu „s Obschiadgsangl Pfiat dih Gott, Goamal!" in der Waldheimat III., S. 111, Juli 1926.

[11]) Vgl noch das Gedicht „'s Pfiat-dih-Gott-sogn" in Waldlerisch, S. 13.

[12]) Waldlerisch, S. 10f.

[13]) Abgedr. Waldheimat IV, Jännerheft 1927.

[14]) J. Zettl, Von uns dahoam, Gedichte in der Mundart des oberen Böhmerwaldes, Wien 1923, S. 67.

Digitalisiert von Google

z'viel" hinter die Binde gegossen hat, und ruft im Gedichte „Wo'gngsangl für mein Bu^{ab}n"[15]) dem Kinde zu:

„Lusti mei Bu^{a},
Bü^{a}bal, trink zu^{a}!"

Wenn schon sonst überall von Alkohol und Nikotin in einem Atemzug gesprochen wird, so soll es auch hier sein. Eine lustige Geschichte, diesmal in Prosa bietet er uns in der Erzählung „A' Schweflhülzl"[16]). Der Dichter schildert da ein Erlebnis aus seinen Mannesjahren. Er geht mit seinem Vetter von Gutwasser nach Stadln. Auf dem Wege bemerkt er, daß er kein Streichholz bei sich habe. Da erzählt ihm sein Begleiter eine Geschichte aus seiner eigenen Studienzeit. Auch ihm ging es einmal so. Stundenlang begegnet er niemandem. Schließlich trifft er einen Bauern und bittet ihn um Feuer. Doch dieser gibt ihm die Mahnung: „Ih wir Eah' eps sogn, junga Herr. Schaunt S, bol ih Eah ejtz a' Hülzl gib, aft werden S es ondamol wieda draf vogessn, daß S Eah' oi' ei'steckant. Bol ih 's oba net tua, aft wernd S Eah des mirka und af an Ordnung holtn lerna. Des muaß ma' in olle Stuckan, ah bon Raucha. Ninks für unguat, junga Herr", sagt er, „bleibnt S' recht gsund!"

In den Naturliedern besingt Zettl stille Plätzchen seiner Heimat oder die Natur im allgemeinen (vgl. z. B. eines seiner ersten Mundartgedichte „Entathol n Bachla"[17]), ferner „Am Arber"[18]). Den Herbst besingt er in dem Liede „Hirgst wirds"[19]). Er sehnt sich nach dem Frühling in dem Liede „Um an Auswärts tuat s mar ont ..."[20]). Das letzte Gedicht ist wohl tendenziös aufzufassen, indem er seine Heimat mit einem Winter vergleicht, der über dem Lande liegt. Er möchte seinen geliebten Bergen den Frühling bringen, und wenn er ihn aus dem Boden mit blutigen Fingern herausgraben müßte. Er liebt die kleine Tierwelt. Diese Liebe kehrt in einigen Gedichten wieder. Besonders schön ist dieses Verhältnis in der Idylle „Vo'n Vogerla wos in' Himml kömma is"[21]) gezeichnet. Diese Liebe offenbart sich auch zu dem Zeisig, der eingesperrt ist. Auch Zettl muß in der Stube sitzen. Er singt zwar in seinem Käfig „Liabsgsangla", aber:

„Bessa tats ma taugn,
Hätt i um an Hols mein Schotz
Frisch mit braune Augn"[22]).

Das Lied erscheint uns als die reinste und tiefste Offenbarung des inwendigen Menschen. Dadurch kommt Zettl der Volksdichtung sehr nahe[23]).

---

[15]) Wäldlerkalender, Jahrbuch des Vereines für Volkskunde und Volksbildung im Böhmerwalde, Staab, Bd. II, S. 63.

[16]) Woldgschichtn, S. 26ff.

[17]) Waldlerisch, S. 12.

[18]) Woldgsangla, S. 52.

[19]) Woldgsangla, S. 22.

[20]) Von uns dahoam, S. 7f.

[21]) J. Zettl, Vo'n Vogerla wos in' Himml kömma is. Ein Kindererlebnis in der Mundart des Böhmerwaldes erzählt. Mit Bildern geschmückt von Reinhold Koeppel-Waldhäuser, Wien 1923.

[22]) Waldlerisch, S. 20.

[23]) E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde, Straßburg 1928, S. 313.

Digitalisiert von Google

Vielleicht haben wir es hier mit einer Beeinflussung durch den oberösterreichischen Mundartdichter Karl Adam Kaltenbrunner[24]) zu tun (vgl. sein „s' Vögerl in 'n Häusl" in „Oberösterreich. Lieder", S. 59f. und „Der eing'spörrt Vogel" in „Alm und Zither", S. 50f.).

Am meisten kommt bei Zettl die Liebe in all ihren Phasen, in all ihren Arten zum Ausdrucke. Es kehren alle Motive wieder: Liebesbegehren und Abweisung; Anknüpfung eines Liebesverhältnisses — Geständnis der Herzensneigung. Versprechen der Treue. Liebesbotschaft. Stolz des Mädchens auf den Stand seines Liebhabers. Besuch in der Nacht. Tanz in der Schenke, friedlicher Abschied vom Mädchen; sogar Betrachtungen über die Liebe selbst stellt der Dichter an.

Eine solche Betrachtung über die Liebe in philosophierender Art ist das Gedicht „Vo da Liab"[25]). Es beginnt gleich in der Einleitung mit der Beantwortung der Frage, was Liebe ist:

„Wos ma d Liab a so nennt,
Is a Löiht, des wos brennt."

Dieser Vergleich wird, wie es Zettl gern tut, weiter gesponnen:

„Eh ma s glaubt, eh ma s kennt,
Is ma ganze vobrennt."

Er warnt vor der Liebe mit den Worten:

„Drum gib acht, liaba Bua,
geh net z nonchad dazua."

Und doch kommt sie über jeden:

„Oan is s zwida, oan druckts,
Oan den krallts und oan juckts,
Oan den gfreuts und oan bangts,
Ob'r an nejdn daglangts."

Die drei Perioden der Liebe nennt er nach dem Blühen dreier Blumen „s Veigerl", „s Maiglöckerl", „s Nagerl" in dem Liede „Drei Bleamla"[26]). Es muß immer die echte Liebe sein[27]). Einen Liebesantrag bringt uns das Gedicht „D unnöti Möih"[28]). Ausführlich und in der echten Art des Böhmerwäldlers kommt solch ein Liebes- und Heiratsantrag zum Ausdruck in der Prosaerzählung „Wöi d Onamirl und da Girgl zsommkömma hand"[29]). Das Mädchen ist recht „gschami". Sie weiß auf alle Fragen, die ihr der Bursch stellt, nichts anderes zu antworten, als „J-ja!", „N-na!", „M-hm!". Doch der Bursch ist mit dem, was er erfahren hat, zufrieden und heiratet sie. — Trennung der Liebe bekundet er im Gedichte „Liabsstreit"[30]). Äußerlich ein paralleler Aufbau von Rede und Gegenrede, gekennzeichnet durch das längere, ausholende Reden des Mädchens,

---

[24]) Josef Wihan, Karl Adam Kaltenbrunner als mundartlicher Dichter. Linz 1904.
[25]) Waldlerisch, S. 23ff.
[26]) Waldlerisch, S. 29.
[27]) „Holzäpfl" in Waldlerisch, S. 30f.
[28]) Waldlerisch, S. 33.
[29]) Woldgschichtn, S. 62ff.; Wäldlerkalender, III, S. 77.
[30]) Waldlerisch, S. 37.

Digitalisiert von Google

durch das kürzere des Burschen. Innerlich sind die Gegenworte des Burschen viel schärfer gemünzt. Wir müssen uns dabei eine längere Streitszene denken, die vor den Beginn des vom Dichter erfaßten Zwiegespräches fällt. — Ein typisches Liebeslied, das uns zugleich ein Stück scharfen Humors des Böhmerwäldlers dartun soll, ist das Gedicht „Gschriebn und druckt“[31]). Ein Bursche schrieb seinem Liebchen einen Brief, sie will aber lieber „s Druckte“. Der Bursch umarmt sie und

„... hot ihr viel Bußla
af s Goscherl draf druckt —
stat hot sa sih gholtn
und hot sih net gmuckt!“

Die Neigung zur Reflexion und zum Moralisieren drängt sich bereits in den Liebesliedern hervor; die rein poetische Wirkung der Gefühlsergüsse kommt durch die Einmischung nüchterner Erwägung manchmal zum Schaden. Ein solches fast ausschließlich moralisierendes Gedicht ist „Bua, höit dih!“[32]). Eine Art Lehre wird auch am Schlusse des Märchens „s Marl vo'n vowunschna Gschloß“[33]) gebracht. Immer aber werden diese Lehren nicht angenommen, wie uns das Gedicht „Von fröiha Aufstehn“[34]) zeigt. „Morgenstunde hat Gold im Munde“, so oder ähnlich raunt man dem faulen Buben zu. Dann wird ihm noch eine Geschichte erzählt, wie ein Bauer, weil er vor Tagesgrauen aufs Feld hinausging, einen Beutel voll Gold gefunden habe. Aber der Bursch ist auch jetzt schon in der Früh in seinem Witz recht schlagfertig, wenn er sagt:

„Konn o eh sa
War der onda länga liegn bliebn,
Hätt er n Beutl net voloarn.“

So hat uns Zettl das Leben und Treiben im Walde geschildert. Auch einige Volksgestalten hat er uns teils in prosaischer, teils in gebundener Form geschenkt. „n Martin sa' Weltrois“[35]) hat einen Knecht zum Helden, der nicht glaubt, daß die Erde rund sei. Er soll in die Mühle um Mehl fahren. Am Wege zündet er sich seine Tabakspfeife an, da ihm aber der Wind das Feuer ausbläst, dreht er den Wagen um. Freilich fährt er jetzt wieder der Heimat zu, ohne daß er es recht merkt. Schließlich meint er zum Bauern: „Eitza glaub' ih s völli ah, daß d Welt kuglrund sa' muaß. Oba, daß ma' so vol ummakümmt, des hät ih mir net denkt!“ Es ist ein echtes Hirschauerstückl, das uns da Zettl erzählt. — Bauern im Wirtshause schildert er uns in „Stands dafür?“[36]). Eine Szene beim Dorfrichter „Von Dorfrichta“[37]) führt uns einen Bauern als Ankläger vor. Daneben wird immer die Gestalt des Prozeßhansls in den Vordergrund gerückt. Diese Figur wird wohl im Böhmerwald nie aussterben. In der Prosa-

[31]) Von uns dahoam, S. 39; Wälderkalender II, S. 62.
[32]) Von uns dahoam, S. 42.
[33]) Waldgschichtn, S. 65ff., besonders S. 75f.
[34]) Waldlerrisch, S. 57.
[35]) Waldgschichtn, S. 44ff.; Wälderkalender, III. 75ff.
[36]) Waldlerrisch, S. 53.
[37]) Von uns dahoam, S. 45f.

Digitalisiert von Google

erzählung „Wej se da Dreikini-Baua 'n Tuifla voschriebn hod“[28]) zeigt sich wieder so recht, daß die ganze Wirtschaft wegen eines leidigen Streites unter den Hammer kommen kann. Es ist ein Stück Fauststoff, wenn der Bauer seine Seele dem Teufel verschreibt, damit er wieder zu seinem Besitze komme.

Wir vermissen eine öftere Verwirkung der Sitten und Gebräuche der Heimat in den Dichtungen Zettls. Die Kritik an nationalen Zeitverhältnissen kommt weniger zu Worte. Versuche, große Begebenheiten der Weltgeschichte in den engeren Rahmen der Mundartdichtung zu pressen, hat Zettl — wie es ihm sein richtiges Empfinden eingab — niemals gemacht. Er ist sich wohl bewußt, daß ihm durch die Mundart gewisse Grenzen gesetzt sind, über die ein Hinausschreiten nur Unheil stiften könnte.

Seine Darstellungsmittel sind mannigfaltig. Vergleiche sind bei ihm an der Tagesordnung. Er liebt es, mit dem Empfinden des Sängers des Volksliedes durch Hinweise auf verwandte Vorgänge in der Tierwelt auf allgemein menschliche Verhältnisse aufmerksam zu machen oder in Spannung zu versetzen. Diese Art Stilmittel ist uns auch aus den Volksliedern bekannt. Freilich ist es dann oft in das vierzeilige Lied zusammengedrückt. So kommt er dem Volksliede sehr nahe. Volkstümliche Redensarten werden öfters aufgenommen. Das Volk läßt er gerne in Kern- und Kraftworten reden, in Aussprüchen, die nur dem Landbewohner eigen sind. Er liebt die Personifikation der leblosen Natur. Ureigen ist ihm die Verknüpfung zweier Strophen durch die ganze oder teilweise Wiederaufnahme des Schlußverses. Dieses Stilmittel ist dem Schnadahüpfl entnommen und besonders von Stelzhamer mit größter Vorliebe gehandhabt worden.

Ob Zettl von irgendwelchen Heimatdichtern oder den nachbarlichen oberösterreichischen Dichtern Beeinflussung erfahren hat, werden wohl spätere Untersuchungen lehren müssen. Immerhin lassen sich wohl heute schon in manchen Gedichten Verhältnisse aufdecken, die eine gewisse Richtschnur bilden werden. Freilich würde an diesem Orte eine eingehendere Untersuchung zu weit führen und wir wollen uns nur mit dem Hinweise begnügen, daß ihm besonders Anzengrubers Volksstücke und Stelzhamer sehr früh zum Vorbild geworden waren. Vielleicht liegen auch schon leise Beeinflussungen aus seiner Jugendzeit vor (Castellis „An d' Sunn“, der Schulvortrag der Mundartidylle „Da Raz, a niederösterreichischer Bauernbui geht in d Fremd“, der herumfahrende Böhmerwaldsänger Fritzn Fritzl. Fäden ziehen sich auch hinüber zum Oberösterreicher K. A. Kaltenbrunner). Ein abschließendes Urteil aber kann erst gegeben werden, bis Zettls Lebenswerk vollendet und er im vollsten Sinne historisch geworden sein wird.

✦

[28]) Böhmerwald. VI, S. 176.

Digitalisiert von Google

Der Handel unserer Vorfahren vor dem Eisenbahnbau

Von **Gustav Haas**, Freudenthal

Durch die Lage unseres gegenwärtigen Staates im Herzen Europas war seit den ältesten Zeiten die Richtung der kulturellen Entwicklung zwischen den verschiedenst gearteten Völkern gegeben. Infolge der zahlreichen Einflüsse, die der Handelstrieb bedingte, wurden diese Länder frühzeitig ein Durchzugsgebiet für die von Nord nach Süd und umgekehrt ziehenden Karawanen. Schon zur Zeit der Kimbern- und Teutonenkriege (113 bis 101 v. Chr. G.) ging der Nord-Südweg Europas geradewegs durch Böhmen, den auch sie nehmen wollten, ehe sie, von den Bojern zurückgeschlagen, eine weiter westwärts gelegene Route einschlugen, um im heutigen Steiermark bei Noreja den Römern die erste schwere Niederlage beizubringen. Die Siedlung im Herzen des Landes, dessen von Randgebirgen geographisch umschlossene Einheit schon früh zu einer politischen geworden war, dort, wo der Handelsweg vom Donautal längs der Moldau zur Elbe und mit ihr zur Nordsee sich schon im grauen Altertum mit dem von Franken gegen Osten kreuzte: diese Siedlung — das spätere Prag — hatte seit jeher bestanden. Weiter östlich, fast parallel mit dem Weg in Böhmen, führte durch das heutige Mähren-Schlesien die uralte Bernsteinstraße von der rauhen Nordküste nach dem sonnigen Süden. Aus der Zeit um Christi Geburt stammende Funde, wie Münzen u. dgl., die auch in den von Urwäldern ehedem eingenommenen Gebieten zum Vorschein kommen, weisen auf alte Verkehrsstraßen hin, die auf einen schwunghaften Handel schon vor den Markomannen und Quaden schließen lassen. So führte z. B. ein Weg von den Markomannen in Böhmen zu den Vandalen in Oberschlesien, ein anderer von der Stätte des späteren Prag über Selčan, Tabor nach Wessely und weiter in die Alpenländer. Gleichwohl darf man, wenn man sich das von Sümpfen und Morästen, einem vielverästelten Wassernetz, von Teichen und Seen durchzogene Landschaftsbild jener Tage vergegenwärtigt, nicht beliebig viele Straßen annehmen, um so mehr, als die Siedlungsfläche auch wegen der endlosen Wälder viel kleiner war. Gewiß waren diese nur in den Randgebieten mittels schmaler Pfade zugänglich und strenge Vorschriften regelten seit alters den Verkehr mit den Nachbarn: nur zu bestimmten Zeiten und an bestimmten Stellen durften sie unbewaffnet herüberkommen und bestimmte Plätze besuchen, an denen sie ihre Landeserzeugnisse gegen jene des Nachbars, wohl auch schon gegen Geld, namentlich gegen römisches, umtauschten.

Nach der Christianisierung kamen viele deutsche Geschlechter ins Land und bauten sich auf hochragenden Bergen mächtige Burgen. Fast gleichzeitig trafen deutsche Benediktiner aus dem Rheinland ein, die die Umgebung ihrer Sitze urbar machten, deutschen Handel und deutsches Gewerbe einführten und die angelegten Siedlungen mit einfachen Wegen verbanden. Dabei mochten sie sich — zumal bei der Anlage der gegen Süden führenden Kommunikationen — an die Handelsverbindungen gehalten haben, die

Digitalisiert von Google

vielleicht Jahrhunderte vor dem Erscheinen der Römer an der Donau bereits bestanden hatten. Dies gilt gewiß hinsichtlich der „goldenen Steige" im Böhmerwald, die sich bei Freyung in drei Äste gabelten, deren westlicher über Finsterau und Außergefild nach Bergreichenstein, der mittlere über Kuschwarda und Obermoldau nach Winterberg, der östliche über Böhmisch-Röhren und Wallern nach Prachatitz ging. Dieser als der älteste wird 1086 in einer Urkunde als via iuxta Prachatitz erwähnt. Die Namen zahlreicher Ortschaften, die ganzen Wege entlang, sprechen von den Stationen, wo die Säumer einst rasteten und die Tragtiere tränkten: Röhrnbach, Schönbrunner Häuser, Hohenröhrn, Heinrichsbrunn (Bayern), Röhrenberg, Böhmisch-Röhren. Die Bezeichnung „Salzwege", die diese Pfade südlich von Winterberg und nördlich von Passau noch heute aufweisen, zeugt von ihrer eigentlichen Bestimmung. Denn für das in den Bergwerken von Hall, Hallein und Hallstadt erworbene Salz wanderten Leinenzeuge, Getreide, Getränke, Holz für Resonanzböden musikalischer Instrumente usw. als Gegenwerte ins Ausland. Gleich diesen schmalen Steigen, auf denen kaum zwei beladene Saumtiere aneinander vorbeigehen konnten, gab es im bewohnten Land überall Verbindungen, deren Strecken meist mit gefällten Baumstämmen belegt waren. So ging durch Nordböhmen der alte Handelsweg von Nürnberg in die Lausitz. Er führte von der Bodenbacher Ueberfuhr nach Tetschen zum Elbetor, von da über Losdorf nach Böhmisch-Kamnitz einerseits, ins Eulautal andererseits, kreuzte in Königswald den uralten Salzweg Prag—Dresden und ging über Arbesau ins Egerland.

Adeligen und Klöstern, auf deren Grund und Boden sich Wege und Brücken befanden, oblag die Erhaltung, aber nur so lange, als ihnen der Ertrag der Zölle zufloß. Die Brücken waren anfangs ganz aus Holz, so z. B. nicht nur die über die Moldau zwischen Wallern und Böhmisch-Röhren, sondern auch die Prager Brücke, über die man die Leiche des hl. Wenzels heimbrachte (932). Es läßt sich nicht genau sagen, wo sie stand, zumal sie später durch eine Überschwemmung vollständig hinweggefegt wurde (1159). Auch der an ihrer Statt über Wunsch des Herzogs Vladislaw von deutschen Baumeistern in drei Jahren aufgeführte mächtige Steinbau, der nach des Herrschers Gemahlin Juditbrücke hieß, fiel einer Überschwemmung zum Opfer (1342). Da die Stadt einer dauernden Verbindung der beiden Moldauufer nicht mehr entbehren konnte, schlug man eine hölzerne Interimsbrücke, über die noch 1367 der Verkehr geleitet wurde. Erst seit den achtziger Jahren des 14. Jahrhunderts ging er über die „neue steinerne Brücke" Karls IV., wiewohl an ihr noch hundert Jahre später die Brückenbauhütte (fabrica pontis) arbeitete. Entstanden nach der Judith-, der Piseker und Raudnitzer Brücke, war sie die vierte Steinbrücke in Böhmen und als ihr Erbauer gilt nach dem Triforium im Sankt Veitsdom Peter Parler aus Gmünd in Schwaben.

Wie in Prag, das nach dem Bericht des arabischen Kaufmannes Ibrahim ibn Jakub (um 965) der vermittelnde Handelsplatz zwischen Ost- und Westeuropa war, alle Straßen von den Randgebieten Böhmens mündeten, so gingen alle Verkehrswege in Mähren und Schlesien, die einerseits Prag,

Digitalisiert von Google

andererseits Oberschlesien und Krakau als Zielpunkte hatten, nach Olmütz. Die nächste Verbindung von Prag zur mährischen Landesgrenze führte von Mähr.-Trübau als Triebetalweg zum Triebitzer Sattel ins Trübetal über Littau nach Olmütz. Eine andere, die durch die Eisenbahnstrecke Olmütz—Böhm.-Trübau wieder in Aufnahme kam, war der Zohseweg, in der Richtung Böhm.-Trübau, Hochstein, Müglitz, Olmütz. Die Straße Prag—Leitomischl ging über Gewitsch, Hausbrünn, Konitz als Rausensteiner oder Altstraße ebenfalls nach Olmütz und auch die sogenannte neue Straße über Littau, Mähr.-Neustadt nach Mähr.-Trübau, die sich hier an die Altstraße anschloß und Verbindung nach Böhmen hatte, läßt sich — allerdings erst seit 1364 — mit Sicherheit nachweisen. Die Grätzer Straße (1078 zum erstenmal erwähnt, seit 1215 als via publica versus Opaviam ausdrücklich genannt) führte von Olmütz ins Betschwatal und die alte Bernsteinstraße entlang über die mährische Pforte ins Odertal. Ein anderer Weg ging von Olmütz über Giebau nach Polen, wieder ein anderer nach Leobschütz und ein Karrenweg von Mähr.-Neustadt über das Gesenke in der Richtung Römerstadt, Freudenthal, Bennisch nach Troppau, der von Freudenthal nach Neiße, Breslau abzweigte. Gegen Süden führte von Olmütz, wohl an der Burg Pustomirz vorbei, eine Straße nach Brünn, die aber lange nicht so bedeutungsvoll war wie der uralte Weg längs der March über Prerau, Hullein, Napajedl, Straßnitz zur Oslawa bei Ung. Brod und Banow einerseits nach Ungarn, über die Thayabrücke bei Lundenburg andererseits nach Österreich.

Frühzeitig erkannte man auch die Bedeutung der Flüsse als natürlicher Handelswege. Die Thaya, seit alters die Hauptschlagader Südmährens und mit ihren Zuflüssen in vorgeschichtlicher Zeit wie im Mittelalter Grenzgebiet, war eine vielbefahrene Wasserstraße. Auch die March eignete sich nach Urkunden im Olmützer Stadtarchiv schon um 1089 zum Flößen und in ihrem Unterlauf gestattete sie von dieser Stadt an, die bereits ein angesehener Marktplatz (forum) war, den Verkehr mit Frachtschiffen, die meist Öl und Wein geladen hatten. Ebenso künden alte Chroniken bezüglich der Moldau und Elbe, daß sie schon im 12. Jahrhundert zum Holzflößen verwendet wurden, wobei man auch Waren auf den allereinfachsten Fahrzeugen beförderte. Der häufigeren Schiffahrt auf der Elbe von Leitmeritz an wird seit 1283 öfter Erwähnung getan, denn damals bereits standen die Elbestädte in Handelsverkehr mit vielen norddeutschen Städten bis nach Hamburg.

Seit dem 12. Jahrhundert lebte in diesen Gebieten ein hochentwickeltes Deutschtum, das sich in wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht mächtig entfaltete. Überall, wo natürliche oder von Menschenhand angelegte Wege zu den gemeinsamen Straßenzügen gegen die Grenzen führten, entstanden Städte, die im Zeitalter der Przemisliden eine große Blüte erlebten. Denn zu Ackerbau und Gewerbe gesellte sich nun ein reger Handel, den vor allem die brauberechtigten Bürger oder Biereigen im großen ausübten, wofür sie die Extrasteuern aufzubringen hatten. Die mit dem Rechte der Branntweinerzeugung begabten Unbraubürger waren mehr zum Kleinhandel berechtigt, während die Vorstädter oder Mitbürger außerhalb der Stadt-

Digitalisiert von Google

mauer wohl ein Gewerbe aber keinen Handel treiben durften. Nun entwickelten sich allmählich die einst nur aus der nächsten Umgebung beschickten Märkte zu regelmäßig wiederkehrenden Jahrmärkten, zu denen die bäuerliche Bevölkerung kam, um ihre landwirtschaftlichen Erzeugnisse gegen die der Handwerker einzutauschen. Damit begann der Handel die ursprüngliche Stufe der geschlossenen Wirtschaft zu überwinden, obwohl die Waren vom Erzeuger bis zum Verbraucher noch immer keinen weiten Weg zurücklegten. Als sich das Landvolk daran gewöhnte, die Märkte regelmäßig zu besuchen, wählte man die Markttage zu der ihm gelegensten Zeit, wie Frühjahr und Herbst, und gab ihnen regelmäßig wiederkehrende Termine sowie eine bestimmte Zeitdauer. Besonderen Marktprivilegien zufolge waren die Marktbesucher in vielen Städten oft auf Wochen von allen Abgaben befreit, so daß sich nun Kaufleute nicht nur aus der nächsten Umgebung, sondern auch aus weiter und weitester Ferne einfanden.

Das Reisen war wegen des schlechten Zustandes der Wege oft sehr beschwerlich, ja in den unruhigen Zeiten seit dem Aussterben der Przemisliden bis zum Tode Johanns von Luxemburg (1306—1346) mit den größten Gefahren verbunden. Da die Staatsgewalt gegenüber dem Raubrittertum fast ohnmächtig war, sahen sich mehrere Nachbarstädte zuweilen genötigt, Bündnisse zum Schutze gegen räuberische Überfälle untereinander zu schließen. Das taten damals u. a. Mähr.-Neustadt, Littau und Olmütz, deren Bund „ad resistendum malefiçis predonibus" vermöge seiner militärischen Kraft für einen ungestörten Handelsverkehr im eigenen Machtbereich bürgte. Karl IV., der noch als Markgraf von Mähren auch diesen Städtebund neuerlich bestätigte (1346), war später als böhmischer König stets bemüht, das Los seiner Kaufleute möglichst angenehm zu gestalten. Bahnbrechende Arbeit wurde damals im Verkehrswesen geleistet, der Herrscher ließ die großartige Prager Brücke über die Moldau bauen und ausgezeichnete Straßen, wie die von Prag nach der Feste Karlstein, anlegen, ja er dachte sogar an einen Moldau-Donau-Kanal. Als die Krakauer infolge politischer Verwicklungen mit den Luxemburgern die Handelszüge aus Böhmen und Mähren aufhielten, durften Kaufleute aus Polen sein Staatsgebiet so lange nicht bereisen, bis seinen Händlern der Durchzug durch Polen nach Preußen und Rußland wieder gestattet war (Urkunde vom 18. Juli 1350). Da der Auslandhandel nicht durch Verträge, sondern nur durch Gnadenbriefe geregelt wurde, dürfte diese Maßregel ihren Zweck kaum verfehlt haben. Tatsächlich wurden die alten Beziehungen wieder aufgenommen und bald reichte der böhmische Handel im Nordosten nach Preußen und Rußland, im Westen bis an den Rhein und nach Flandern. Um die an den Haupthandelsstraßen gelegenen Städte gewissermaßen zu Magazinen für alle fremden Waren auszugestalten, errichtete man Niederlagen, die Kaufhäuser und Kaufmannshöfe. Eine solche depositio rerum vendibilium wurde u. a. für Olmütz mit 1. Jänner 1351 angeordnet und in Prag entstand durch die tatkräftige Hilfe deutscher Kaufleute unter Peter Parlers genialer Leitung neben der Kirche Maria am Thein der denkwürdige Kaufmannshof „zum alten Ungelt", wo noch heute hinter dem Hochchor der Kirche eine deutsche Inschrift — die tschechische Tafel

Digitalisiert von Google

daneben berichtet, daß es aus historischen Gründen geschehen sei! — den Namen „Ungeltshof" verkündet. Das „Ungeld" waren die auf der Einfuhr und dem Warenverkauf lastenden Abgaben, die die Städte nach einem Einheitssatz, abgestuft nach der Anzahl der Wagen und der Art der Waren, in Geld einhoben und zum Straßenbau im eigenen Bannkreis sowie zur Bestreitung der Pflasterungskosten der Stadtgassen und Plätze verwendeten. So zahlte man für eine Wagenladung Feldfrüchte einen Heller, für einen Wagen Honig, Hopfen oder Salz sechs Heller, für Wein, Fische, Kaufmannswaren, für Nutzmetalle und Alaun einen Prager Groschen, für Leder zwei Groschen usw.

Stapelrecht und Straßenzwang, die heute schwere Hindernisse für einen erfolgreichen Handel wären, wurden für die damit ausgestatteten Städte hervorragende Quellen des Wohlstandes. Da dem ersteren zufolge die fremden Kaufleute ihre Waren feilbieten mußten, ehe sie weiterfuhren, verwandelte sich die Einfuhr gewissermaßen in einen Innenhandel und in ein eigenes Ausfuhrgeschäft. Auch sanken die Preise der Waren, wenn mehrere Händler in derselben Branche gleichzeitig oder bald nacheinander in dieselbe Stadt kamen. Noch lästiger war das Gebot des Straßenzwanges, das ständig erneuert und verschärft wurde. Eine Art Straßenpolizei (custodes viarum) hatte den Handelsverkehr auf den Zufahrtstraßen zu den bevorrechteten Städten nicht so sehr zu schützen als vielmehr auf die Einhaltung des Straßenzwanges zu sehen. Darnach mußten alle Kaufleute bestimmte Straßenzüge einhalten, z. B. die aus Polen auf der Hin- und Rückreise durch Mähren die Route Olmütz—Littau—Mähr.-Neustadt nehmen, trotzdem sie dabei einen großen Umweg machten, weil sie die March zweimal übersetzten. Doch galt diese Verfügung, die infolge der Wegverlängerung die Waren verteuerte, nicht für die einheimischen Händler, die jeweils den kürzesten und bequemsten Weg nahmen.

Neben dem Inlandhandel von Stadt zu Stadt blühte ein weit ausgedehnter Auslandhandel, zu dem schon in den ältesten Zeiten der völlige Mangel an Salz geführt hatte. Im 14. Jahrhundert reichte er im Süden bis über die Donau hinaus, und Wien, wo man Salz, Wein und Spezereien bezog, galt als der Hauptpunkt der Handelsfahrten. Unter den Luxemburgern wurden von Prag aus rege Geschäftsbeziehungen mit Oberitalien angeknüpft, von wo Südfrüchte, Seiden- und Luxuswaren hereinkamen. Im Norden und Nordosten erstreckten sich die Handelsfahrten über Polen hinaus ins Ordensland Preußen, an die Gestade der Ostsee und nach Rußland. Für die im Land erzeugten und an der Donau erstandenen Waren brachte man Salz für den eigenen Bedarf wie für den Weitertransport nach Sachsen, ferner Flachs, polnische Tücher und Pelzwerk heim. Nach Ungarn gingen die in Polen erhandelten Tücher, sowie getrocknete und gesalzene Fische, wofür als Rückfracht Wein, Vieh, Getreide, vielleicht auch orientalische Erzeugnisse, die aus Konstantinopel dorthin gelangt waren, ins Land kamen. Im Westen reichten die Handelsbeziehungen bis zum Rhein und nach Flandern. Köln stand mit den nordböhmischen Städten, mit Eger, Prag, Olmütz usw. in regem Warenaustausch, in

Digitalisiert von Google

Flandern außer den alten Tuchmacherstädten, insbesondere Ypern, Gent und Brüssel.

Im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts wurden die Bestimmungen über Straßenzwang und Mautabgaben gemildert, was eine bedeutende Verbilligung der Waren mit sich brachte. So entrichteten die Kaufleute bei ihren Fahrten nach Oesterreich seit 1373 in Mönitz bei Aussee in Mähren keine Maut mehr und mußten sich auch nicht mehr an die ehemals vorgeschriebenen Wege halten. Viele Städte befreiten die in ihren Mauern beschäftigten Kaufleute von dem lästigen Gästerecht, nach dem sie verpflichtet waren, an bestimmten Orten innerhalb der Stadt ihre Waren feilzubieten und zu wohnen. In den damals neu erstehenden Rathäusern befanden sich besondere Räume für die Tuchhändler, -schneider und -macher, für die Kürschner, Lederer und andere Gewerbe, wo sie an Markttagen ihre Waren zum Verkaufe auszustellen hatten. Hier wurden die Erzeugnisse von eigenen Organen geprüft, hier einigten sich die Händler über die Preise. Obwohl man aus jener Zeit keine Warenpreise besitzt, läßt sich gleichwohl aus gewissen Anhaltspunkten schließen, daß die Kaufleute zum Zweck der Preisfestsetzung offenbar kartelliert waren. Dagegen hatten die Käufer das Recht nach allerbester Ware. Dies galt vor allem von jenen Erzeugnissen, die ins Ausland gingen. Sie mußten einwandfrei sein, damit dem Lande „nicht unere ezugezalt werde", weshalb sie daheim einer Beschau unterzogen wurden, ehe man sie in die Fremde brachte. Nur aus diesem Grunde scheint man schon eine Art Schutzmarke gekannt zu haben. So durften die Tandler Mährens nur solche Kleider verkaufen, die nach der Beschau mit der üblichen Marke versehen worden waren.

Infolge der Wirren im 15. Jahrhundert nützte es kaum mehr, daß König Wenzel vielen Städten die alten Rechte und Freiheiten bestätigte und neue dazu verlieh. Der ausbrechende Hussitensturm vernichtete den einst blühenden Handel fast ganz. Als die schauerliche Zeit überstanden war, fehlte es an Geld wie an Kraft, um ihn in seiner ehemaligen Größe aufzurichten. Erst im Reformationszeitalter begannen sich die Städte, trotzdem sie mit ihren Herren meist in ständiger Fehde lebten, auf ihre eigentliche Bestimmung wieder zu besinnen. Seit etwa 1530 wurden die Kaufleute aus den Städten an der Elbe die wichtigsten Vermittler des Verkehres zwischen Böhmen und Deutschland. Auf der überaus günstigen Fahrstraße des Stromes herrschte von Leitmeritz an das regste Treiben und die Handelsbeziehungen der Ländner, Werner, Hosch, Beutel, Töpfer von Lattenberg aus Tetschen u. v. a. reichten weit über die Landesgrenzen. Auch die Städte des Egerlandes nahmen einen neuen Aufschwung, selbst „Ellenbogen, ein schlüssel des teutschen landts zu der Cron von Behem" (1542), wurde ein außerordentlich wichtiger Handelsplatz. In Südböhmen, wo die goldenen Steige selbst „wenn der König von Böhmen mit dem Bischofe oder Kapitel (von Passau) in Zwist geriete und Krieg führte", stets geöffnet blieben und von keiner Partei zu feindlichen Unternehmungen benützt werden durften, blühten die Städte von neuem auf. Prachatitz erlebte Zeiten, wo in der Woche mehr als tausend Saumtiere zu seinen Toren hereinkamen, Brünn, Znaim und Iglau entwickelten sich zu wich-

Digitalisiert von Google

tigen Handelsplätzen. In den Städten kümmerte man sich um eine ordentliche Pflasterung und verband durch Flüsse getrennte Ortschaften durch Brücken. Damals wurde die steinerne Brücke in Altbrünn, die Altstädter Brücke in Tetschen (1567) u. m. a. angelegt. Trotzdem blieb der Handel ein gefährliches Unterfangen, da Wegelagerer, die auf festen, unzugänglichen Plätzen hausten, allenthalben den Schrecken der Kaufleute bildeten. Ihr Unwesen nahm im Dreißigjährigen Kriege noch zu, sie trieben sich vor den Toren sogar der größten Städte herum und verhinderten die Abhaltung der Märkte. Als dann die Friedensglocken läuteten, waren Arbeitsfreudigkeit, Frohsinn und Wohlstand geschwunden. Weit und breit sah man keine jener Karawanen, die einst die Straßen belebt hatten, nur die Schiffahrt auf der Elbe ging noch einigermaßen. Aber selbst sie war ungenügend beschäftigt und diente nicht einheimischem Bedarf, sondern den Kaufherren von Dresden und Magdeburg. Die Märkte trugen sehr wenig ein, die Dorfbewohner, die unter der Geißel des Krieges furchtbar gelitten hatten, zeigten sich als Feinde des Fortschritts und der Städte, die Verbindungswege und Beförderungsmittel, früher schon unzureichend, waren völlig unbrauchbar geworden. Unter dem Drucke jener ganz Österreich beherrschenden Mächte wurden die Städte, selbst Prag, Brünn und Olmütz, stille Provinznester. Mit der ängstlichen Absperrung der Landesgrenzen gegen das protestantische Deutschland ging die Lahmlegung von Handel und Verkehr Hand in Hand. Die alten Handelsstraßen von Norden gegen Süden, sogar der über Prag zur Donau, verödeten. Seuchen, Überschwemmungen, Judenhetzen und große Brände waren durch Jahrzehnte die einzigen Ereignisse, die die Chronisten verzeichneten. Als die Herrscher von Österreich die Einfuhr von Salz über Passau verboten, wurde der Handel in Südböhmen fast ganz vernichtet. Wie den goldenen Steigen, die dadurch ihre einstige Bedeutung einbüßten, erging es vielen anderen Handelswegen. Die Zeit verwehte ihre Namen und bald konnte sich kaum ein Mensch in der weiten Umgebung der an ihnen gelegenen Städte erinnern, welcher Segen von ihnen ehedem ausgegangen war.

Gleichwohl wurde in Nordböhmen während des entsetzlichen Religionskrieges der Keim zu einer neuen und regen Handelstätigkeit gelegt. Nach einer Chronik aus Steinschönau soll der Erbschenker und Richter Andreas Ruechtel schon um 1623 einen schwunghaften Glashandel in seiner Heimat betrieben haben. Wenige Jahrzehnte später lassen die Steuerrollen des Leitmeritzer Kreises (1652—54) auf den ausgedehntesten Glashandel in diesem Gebiet schließen und gegen Ende des Jahrhunderts hatte sich das böhmische Glas bereits ganz Europa erobert. Trotz seinen ausgezeichneten Eigenschaften wäre dies kaum möglich gewesen, wenn nicht Unternehmungsgeist und seltene Geschäftstüchtigkeit den Kampf mit den fremden Glaswaren aufgenommen hätten. Mit dem armseligsten Detailhandel, wie ihn da und dort durchs Land ziehende Krämer mit einem Korb voll Waren auf dem Kopfe noch heute betreiben, begannen jene Kaufleute. In der Nähe der Glashütte verluden sie das Glas in Körbe, später in Karren oder Wagen und begaben sich auf die Wanderschaft. Fast ein halbes Jahrhundert war es ein bloßer Hausierhandel, womit sich die

Digitalisiert von Google

„Landtgänger" genannten Händler durchbrachten. Denn nach einer im Schloß zu Kamnitz vorhandenen Ergänzung zur Bekenntnistabelle mußten sie „mit Landtgehen vor Weib und Kindt daß Stück Brot in fremden Landen suchen und sich also kümmerlich und elendiglich ernehren und erhalten".

Bald genügte manchem kühnen Manne die Enge der Heimat nicht mehr und er begab sich auf weite Reisen. Fast alle lenkten ihre Schritte nach Deutschland, von dort wandten sie sich entweder gegen Osten, nach Polen, Litauen und Rußland, oder gegen Norden, nach Dänemark, Skandinavien und Holland; hier setzten sie nach England über, manche sogar nach Spanien und Portugal, kamen nach Italien und Malta, in die Wallachei und nach Kleinasien. Der mutigste und erfolgreichste „Landtgänger" ist wohl Georg Franz Kreybich aus Steinschönau. Er, der zum Bahnbrecher des nordböhmischen Ausfuhrhandels wurde, lernte in seiner Heimatstadt (* 1662) das Malen und Glasschleifen, belud — kaum zwanzig Jahre alt — noch als Geselle einen Karren mit gewöhnlichem Marktglas und zog nach Bayern, Salzburg, Steiermark, Kärnten und Laibach. Über Wien, das er wegen der Türkengefahr vorzeitig verließ, wandte er sich nordwärts, arbeitete anderthalb Jahre zu Rybná in Mähren und kehrte dann in die Heimat zurück. Auch auf die zweite Reise, die ihn bis nach Rußland führte, begab er sich mit einem Karren, schaffte sich aber noch während derselben Pferd und Wagen an. Von da an ist sein weiteres Leben sozusagen eine einzige Reise. In 38 Jahren (1682—1720) machte er 30 Reisen, hatte anfangs kein Glück, da niemand böhmisches Glas kaufen wollte; mußte, als er sich durchgesetzt hatte, in England mit der Konkurrenz des einheimischen Glases, in den nordischen Staaten mit den hohen Zöllen kämpfen; zog notgedrungen mit aufständischen Bauern gegen die Herrschaft, fiel in Schlesien Werbern, in Tokay Soldaten, in Nagy Banya Räubern und nach der Schlacht bei Lug beinahe den Türken in die Hände; erlebte in London die Revolution, die Jakob II. den Thron kostete (1688) und wäre das Jahr darauf in Petersburg fast umgebracht worden.

Kreybich fand bald viele Nachfolger, die sich freilich zunächst mit Handelsfahrten nach Dresden, Leipzig, Hamburg und ins Rheinland begnügten. Schon um 1686 drangen die biederen Deutschböhmen mit Fuhrwerken, die von vier bis sechs Pferden gezogen wurden, auf den sehr schlechten Straßen weit ins Deutsche Reich hinein und machten gute Geschäfte, obwohl „zur selben Zeit bei uns noch kein gut Glas gemacht war, als nur Schockglas". Wo es ging, benützten sie die Wasserstraße der Elbe, an deren beiden Ufern sich wegen der großen Holzniederlagen überall Landungsmöglichkeiten befanden. Der alte Schiffbauplatz aus der Zeit der Herren von Salhausen (um 1520) wurde etwa in der Nähe der gegenwärtigen Nordbahnbrücke in Tetschen-Bodenbach neu errichtet und der Eulaubach von Ullgersdorf bis zu seiner Einmündung in die Elbe wegen des Holzlieferungsvertrages zwischen der Herrschaft Thun und der Meißner Porzellanfabrik flößbar gemacht. Denn außer Glas und Holz bahnten sich nun auch andere Schätze des Landes, wie Leinenzeuge, Tuche und das vorzügliche nordböhmische Bier den Weg ins nahe Ausland. Glas blieb

Digitalisiert von Google

allerdings der Hauptausfuhrartikel, im letzten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts wurden in wenigen Jahren von Archangelsk „viele hunderttausend Glas" in das Innere Rußlands vertrieben und gleichzeitig verkaufte man es auf der Pyrenäenhalbinsel und zeigte, da man der Sprache nicht mächtig war, einen Piaster zum Zeichen dafür, daß jedes Glas soviel koste. In Cadix, dem damaligen Hauptausfuhrhafen nach Amerika, trafen nordböhmische Kaufleute 1691 ein, also etwa um dieselbe Zeit, da „die Gebrüder Sturm aus Italien so schwer Silber zurückbrachten als Glas hin".

Im 18. Jahrhundert wurden in den wichtigsten Häfen und in geeigneten Binnenstädten Handelshäuser errichtet. Solche Niederlassungen oder Faktoreien entstanden in Petersburg, Kopenhagen, Amsterdam, London, Haag, Leiden, Bordeaux, Lissabon, Cadix, Oporto, Sevilla, Genua, Venedig, Neapel, Konstantinopel, Frankfurt, Paris, Lyon, Nancy, Brüssel usw. Ihre reich versorgten Lager, die mehr und mehr auch andere Waren zu führen begannen, versahen die ganze Umgebung der einzelnen Städte mit böhmischem Glas, dem sie ständig neue Absatzgebiete eroberten. Ein so organisiertes Geschäft trug auch dort Früchte, wo man die Kaufleute mit scheelen Blicken ansah. Das war u. a. in der Lagunenstadt der Fall, deren einst weltberühmtes venetianisches Glas den schwersten Schlag erhielt. Trotz den lauten Klagen in den Eingaben an die Signoria „über die skandalöse und verfluchte Einfuhr des böhmischen Glases" gingen in einem Jahre (1725) zwanzig venetianische Glashütten ein. Auch anderwärts entfaltete sich der Handel immer mehr, zumal die Händler statt des Geldes Waren und Rohstoffe der betreffenden Länder an Zahlungsstatt nahmen, die sie in der Heimat gewinnbringend verkauften. So kam durch ihre Vermittlung genug Baumwolle für die damals im Entstehen begriffene Textilindustrie herein, trotzdem die herrschende volkswirtschaftliche Lehre des Merkantilismus für eine Industrie, die ihre Rohstoffe im Ausland bezog, kein Verständnis hatte. Da sie aber für die Schiffe eine höchst willkommene Rückfracht bot und einen netten Gewinn versprach, wußte man bei ihrer Beschaffung alle Regierungsverordnungen geschickt zu umgehen.

Die Kenntnis verschiedener Länder und Völker, ihrer Sitten und Gewohnheiten erweiterte den Gesichtskreis der Kaufleute und ließ sie auf eine fachgemäße, einwandfreie Ausbildung ihr Augenmerk richten. Die jungen Kaufleute sollten die musterhafte Ordnung, die in den Auslandsniederlassungen herrschte, schon in der Schule lernen und darum entstand im Herzen des großen Glasexportes die erste Handelsschule. In Haida, das nach dem begonnenen Bau der Landeshauptstraße Leipa—Rumburg (seit 1753) und nach seiner Erhebung zur Stadt zum Mittelpunkt dieses Handels wurde, gestalteten die Piaristen den Unterricht in diesem Sinne. Außer dem Lateinischen, das den Schülern als Grundlage für die romanischen Sprachen dienen sollte, lehrten sie Buchhaltung, Korrespondenz und andere ins Handelsfach einschlagende Gegenstände. Streng war die Erziehung im Glauben und in der Ordnung. Denn sie wurde in den Handelshäusern in der Arbeit wie in der Muße peinlichst beobachtet: im geschlossenen Zuge gingen die jungen Handelsvertreter zur Messe und auf die Spaziergänge, mußten sorgfältig auf ein sittlich geregeltes Leben achten und jedes Liebes-

Digitalisiert von Google

abenteuer meiden. Gleich nach der Ankunft in der Faktorei mußte jeder Jüngling die Hausordnung unterschreiben und sich verpflichten, ihren Satzungen gemäß zu leben. Wer sie nicht einhielt, wurde mit dem nächsten Schiffe heimgeschickt.

Während bei dem Hausierhandel ein Mann allein die ganze Arbeit verrichtete, indem er Sommers reiste und im Winter daheim für neue Waren sorgte, bedurfte die Niederlassung einer ständigen Beamtenschaft und bedeutender Geldmittel. Diese waren um so notwendiger, als die Geschäfte nicht mehr bloß gegen Barzahlung, sondern auch auf Borg getätigt wurden. Unter dem Zwange der größeren kaufmännischen Schwierigkeiten schritt man zur Vergesellschaftung, d. h. man gründete sogenannte Handelskompagnien, die die Unterwerfung des einzelnen Gesellschafters unter den Willen aller, wie er in den Satzungen und den darin vorgesehenen Abstimmungen zum Ausdruck kam, verlangte. Zu den genannten Faktoreien, die sich nun in Handlungsgesellschaften umwandelten, kamen solche in fernen Weltteilen, wie in Smyrna, Beyrut, Kairo, Mexiko, Baltimore, New York usw. Diese führten nicht nur Glas eigener Erzeugung, sondern auch fremdes, das sie billig aufgekauft hatten, ferner einheimische Tuche, Leinwand, Tonwaren, Getränke u. a. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts verschlimmerte sich die günstige Lage des Ausfuhrhandels infolge der Kriegswirren in der Heimat. Johann Schürer aus Waldheim, einer der ersten Glasexporteure seiner Zeit, schreibt: „Mein lieber Sohn hat sich zum drittenmal auf Reisen begeben. Gebe ihm Gott Glück und Segen! Ich konnte ihm nichts geben, es waren schreckliche Zeiten und kein Verdienst. Kein Meister konnte einen Gesellen halten ..." (16. Juli 1771). Mit der Wiederkehr ruhiger Zeiten blühte das Geschäft wieder auf und hielt sich bis in die Koalitionskriege auf beachtenswerter Höhe. Aus einer Eingabe des Steinschönauer Glashändlers Franz Vogel an das Leitmeritzer Kreisamt mag man sich eine Vorstellung machen, welchen Umfang der Glashandel, der noch immer an erster Stelle stand, um die Wende des 19. Jahrhunderts angenommen hatte: vom 1. März 1804 bis Mitte August 1807 versandte er — abgesehen von dem Glas, das im Inland, dann in Triest, Mailand und Verona abgesetzt wurde — an seine Niederlassungen in Wien, Smyrna und Konstantinopel Waren im Werte von über 183.000 Gulden.

Unter Maria Theresia nahm der Handel Südmährens einen großen Aufschwung. In Brünn, das im 17. Jahrhundert der ehemaligen Landeshauptstadt Olmütz auch in Handel und Industrie den Rang abgelaufen hatte, wurde eine Börse errichtet (1762) und die Stadt durch die Eröffnung mehrerer Tuchfabriken ein Haupthandelsplatz in dieser Branche. Obwohl sie sich mit Prag und den gewaltigen Handelsplätzen Deutschlands nicht messen konnte, besaß sie „doch viele wohlhabende Kaufleute und einige sehr reiche Bankiers, hatte jährlich vier Märkte, die einer Messe sehr ähnlich sahen" (Zeitungsbericht von 1777). Znaim, seit alters einer der wichtigsten Handelsmittelpunkte von Mähren mit blühendem Tuch-, Getreide- und Weinhandel, gewann damals eine neue Bedeutung, die ihm zur Weltberühmtheit verhelfen sollte. Die schlesischen und nordböhmischen Weber,

Digitalisiert von Google

die ihre Waren hierher zum Verkauf brachten, um für den Erlös Getreide und Wein einzukaufen, lernten die Znaimer Gurken kennen und brachten sie als besondere Spezialität in ihre Heimat. Infolge der regen Nachfrage entstanden einige Gurkeneinlegereien, die alle an den Reichsstraßen gelegenen Städte der Monarchie mit diesem wichtigen Artikel versahen. In den Jahren 1770—80 wurden die Gemeinden verpflichtet, „die Wege und Straßen ringsum, soweit ihre Grenze gehet", zu erhalten, für die Pflasterung der Straßenstrecken in der Stadt und für ihre Schotterung außerhalb der Mauern zu sorgen. Doch nützte das nicht viel, weil die benachbarten Marktflecken und Dörfer sich mit der Anlage von Straßengräben begnügten, ja oft nicht einmal diese herstellten, wodurch sich in der Regenzeit sumpfige Stellen bildeten, die das Befahren der Straßen fast unmöglich machten. Weil sich niemand verpflichtet fühlte, die Wege instandzuhalten, befanden sich namentlich die vom schweren Fuhrwerk befahrenen Straßen in einem trostlosen Zustand, der sich mit jedem Jahr verschlimmerte, zumal viele Ortschaften an den zu Ende des Jahrhunderts begonnenen Heer- und Reichsstraßen kein Interesse nahmen, sobald sie nicht direkt durch ihr Gebiet führten.

In den napoleonischen Kriegen konnten die Händler ihre Waren nicht mehr geradeaus zum Käufer bringen, sondern mußten warten, bis Bestellungen einliefen. Damit begann die Zeit des Auslieferungsgeschäftes. Infolge der ungewöhnlichen Verhältnisse beschränkte sich die Erzeugung auf das im Inland Absatzfähige und Billige und der kaufmännische Betrieb war in der Weise geregelt, daß die Händler mit ihren Wagen in die Fabriken kamen und die bar bezahlten Waren verfrachteten. In Tuch, Leinwand, Glas und der eben erstandenen Steingutwarenindustrie des Egerlandes wurde der Handel saisonweise geführt: in den Wintermonaten stapelte der Kaufmann die Waren auf, im Sommer trachtete er sie an die Kunden zu bringen. Gegenden wie Nordböhmen, Brünn, Mähr.-Schönberg, die durch den Zuzug hervorragender Fachleute aus dem Ausland zu Mittelpunkten des Handels geworden waren, litten schwer unter den außergewöhnlichen Zeiten, die die Ausfuhr nahezu ganz unterbanden, ja stellenweise ihren völligen Zusammenbruch herbeiführten. Auch nach Napoleons Sturz wurde es zunächst nicht viel besser. Aus den „Kommerztabellen der Glasversendung" in Steinschönau (1820—25) ersieht man, daß der Wert des ausgeführten Glases in diesen Jahren etwa 142.000 fl. W. W. betrug, daß also in fünf Jahren der Gesamtexport eines ganzen Ortes bedeutend geringer war als der des Franz Vogel in vier Jahren (1804—07). Das Auslieferungsgeschäft erlebte erst in der Biedermeierzeit, wo insbesondere für Nordböhmen die Leipziger Messe eine Rolle zu spielen begann, eine Besserung.

Nun wurde die Warenverfrachtung von gemieteten Fuhrwerkern besorgt, den Vorläufern der späteren Spediteure. Sie zogen nach ihren Bestimmungsorten, wo sie je nach Bedarf blieben, ehe sie sich mit Ladungen der verschiedensten Art wieder auf den Heimweg machten. Aus Böhmen wie aus Mähren und Schlesien kamen sie nach Leipzig, Krakau, Lemberg, Breslau, Berlin, Wien, Salzburg und Graz. Manche von ihnen hielten

Digitalisiert von Google

30—50 Pferde, mit denen sie bis an die Adria Fahrten unternahmen, die im Sommer sieben bis acht, im Winter elf bis zwölf Wochen dauerten. Namentlich die aus Nordböhmen verfrachteten auf der Rückfahrt Baumwolle für Reichenberg und Südfrüchte für Prag, die von hier nach allen Richtungen gingen. Wegen der größeren Inanspruchnahme wurden auch die Landstraßen „nach den neuen Vorschriften der allerhöchsten gesetzlichen Bestimmungen" in Stand gesetzt (seit 1818 in Böhmen, seit 1827 in Mähren-Schlesien). Alle Gemeinden und herrschaftlichen Verwaltungen hatten „die Post- und Kommerzialstraßen chausseemäßig zu erbauen und im besten fahrbaren Zustand zu erhalten".

Wo es möglich war, bediente man sich der Flüsse als Verkehrswege. Bald nach den napoleonischen Kriegen wurden sie, soweit sie versandet waren, gereinigt und die Schiffahrt auf ihnen ganz freigegeben. Der Schiffbau, der schon um 1789 um Bodenbach kunstgerecht betrieben worden war, gestaltete sich mit der zeitgemäßen Schiffbarmachung immer mehr aus. Bald nach den Elbeakten (1822), die Tetschen-Bodenbach zum Hauptstapelplatz für die Ein- und Ausfuhr erhoben, nahm der Handel einen neuen, kaum geahnten Aufschwung. Der Holzexport, der bereits vor dem Dreißigjährigen Kriege nach Sachsen sehr lebhaft gewesen war, wurde von der Regierung endgültig freigegeben (1824) und nun gingen Brennholz für Dresden, Bau- und Nutzholz sowie Bretter für Hamburg auf Flößen aus dem Böhmerwald, nachdem man auch die Moldau zum großen Teil in ihr heutiges Bett gezwungen hatte. Auch der Getreide- und Kohlenhandel ins Ausland entwickelte sich gewaltig. Die Prager Dampf- und Segelschiffahrt (1822) bemühte sich, mit ihren Kähnen, die nur geringen Tiefgang hatten, den Moldau-Elbe-Transportdienst klaglos durchzuführen. So wurde die Elbe in wirtschaftlicher Hinsicht zur ersten Mittlerin zwischen dem Sudetenland und dem Reich. Von Dresden aus nahm man die Personenschiffahrt auf ihr auf. Im Jahre 1838 kam das erste Dampfschiff auf böhmischem Boden an, landete beim Obergrunder Gasthaus „Zur böhmischen Schweiz" und setzte seine Probefahrt bis nach Aussig fort. Die eben gegründete Elbe-Dampfschiffahrtsgesellschaft wollte dem Bahnbau, mit dem man allenthalben einsetzte, zuvorkommen und eröffnete einen fahrplanmäßigen Verkehr zwischen Dresden und Tetschen (1839), der trotz dem anfangs ablehnenden Verhalten der Reisenden bald genug bis nach Leitmeritz ausgedehnt wurde. Die Eröffnung der Frachtdampfschiffahrt (1846), die moderne Ausgestaltung des Postwesens, die politischen Umwälzungen (1848—51), die Verbilligung und allgemeine Einführung der Kohle sowie der Dampfmaschine, nicht zuletzt die längst ersehnten Bahnverbindungen wirkten im höchsten Maße fördernd auf die großartige Entwicklung des modernen Handels in diesen Gebieten.

Eingesehene Literatur:

Beschreibung der königl. Hauptstadt Prag. Welche hauptsächlich ein ausführliches Verzeichnis aller Plätze, Straßen und Häuser samt Anzeige ihrer Inhaber, Schilde und Nummer . . . . Bey Jos. Ferd. Edl. v. Schönfeld 1774.

F. Mžik: Die ehemalige Juditbrücke zu Prag. 1878.

A. Rieger: Die spätrömische Kunstindustrie in Österreich-Ungarn. 1901.

Digitalisiert von Google

Z. Winter: Dějiny řemesel a obchodu v Čechách ve XIV. a XV. století. 1906.
Derselbe: Řemeslnictvo a živnosti XVI. věku v Čechách. 1909.
V. Vojtíšek: Z historie cla a celnice (Samostatnost 1911, Nr. 1).
Ernst v. Nischer: Die goldenen Steige in Böhmen (Donauland 1917).
Karl R. Fischer: Beiträge zur Geschichte der Gablonzer Glas- und Schmuckindustrie 1912.
Derselbe: Die Schürer von Waldheim. Beiträge z. Geschichte eines Glasmachergeschlechtes 1924.
Derselbe: Die alte Kreibitzer Glashütte. 1919.
Karel B. Mádl: O českém skle. 1890.
Sieber: Geschichte der Stadt Haida. 1924.
Schreck: Böhmens Glasindustrie und Glashandel.
Strehblow: Geschichte der Glasindustrie Nordböhmens (Höhenfeuer I. 12. Heft).
M. Hein: Die Geschichte des Handels von Olmütz im Mittelalter. 1929.
Festschrift zum 125jähr. Jubiläum der Feintuchfabrik Johann Heinrich Offermann. Brünn 1912.
G. Haas: Zur Geschichte der deutschen Industrie in Böhmen, Mähren und Schlesien (Heimatbildung 1929—30).
Emil Lehmann: Hefte der Sudetendeutschen Heimatgaue.
75 Jahre „Tagesbote" (29. November 1925).
50 Jahre „Prager Tagblatt" (6. Dezember 1925).
100 Jahre „Bohemia" (30. Jänner 1927).
Festschrift anläßlich des 75jährigen Jubiläums des „Nordböhmischen Tagblatts" (1. Jänner 1930).

Ferner wurden außer den einschlägigen Geschichtswerken, wie insbesondere den grundlegenden Arbeiten zur historischen Verkehrsgeographie von W. Friedrich (Böhmen) und H. Hassinger (Mähren-Schlesien) allerlei Zeitschriften wie „Deutsche Heimat" (Plan); „Deutschmährische Heimat" (Brünn); „Ostböhmische Heimat" (Trautenau) usw., dann die in den Bezirken meist monatlich erscheinenden „Ländchen" (Römerstädter, Freudenthaler, Braunauer usw.) sowie Aufsätze in Kalendern und Fachzeitschriften, so in der „Wirtschaft" eingesehen.

Kleine Mitteilungen

Schimpf im südlichen Egerland

Schimpfwörter sind Ausdrücke für etwas Verächtliches, Geringes, Schlechtes, Ärgerliches. Sie gelten zumeist dem Menschen — doch nicht ihm allein — und sind Übertragungen aus der Tier- und Pflanzenwelt, Personen-, Berufs-, Volks- und Dingnamen und andere Ausdrücke. Zur besonderen Bekräftigung werden noch verschiedene Beifügungen hinzugenannt, die alle schlechtesten und unangenehmsten Eigenschaften bezeichnen können.

In dem Aufsatz „Auf die Kirchweih laden" von Dr. R. Kubitschek im letzten Heft unserer Zeitschrift heißt es: „..... in den egerländisch-oberpfälzischen Landschaften, wo ja bekanntlich nicht die höflichsten Leute wohnen: Die „gruam Echalanda" nennen sie sich selbst." Es ist wahr, der Egerländer ist um ein gut Teil unhöflicher als der Deutsche anderer Landschaften. Das bezeugt am besten der Reichtum seiner Mundart an Schimpfwörtern, wie aus der folgenden Zusammenstellung ersichtlich ist.

Am häufigsten sind Übertragungen aus der Tierwelt:

Du Sau! (zu einem schmutzigen oder unsittlichen Menschen gesagt). Du dreckata, varfluchta, dumma, sandumma, hundsdumma, bucklata, blöida (= blöde), ungschickta, üalenda (= elende), zornecha, potschata (zu einem Unbeholfenen), fala (= faule), debbata, dóiarta, hatschata (= hinken), wompata (zu beleibten Menschen), damischa, stinkata, polnischa, schöikata (= schief), gfreckta (= verreckte), krumma Sau! Du olts (bedeutet ewig, immerwährend), dreckats, varfluchts, vamoledeits

Digitalisiert von Google

Schwein! Du olta, varfluchta Bär, Saubär, Schweinigl, Saunigl, Sauhund, Mistsau, Erdäpfelsau! Du varfluchta Tschuntschn! (tschech. čuně = Spanferkel). Du blöida, varfluchta, fala, potschata, debbata, döiarta, wompata, damischa Dreckfau! Du olta, vamoledeita, varfluchta Dreckbär! Du varfluchts Sauvöich (= Sauvieh)! Schweinhund, üalenda! Olta, döiarte Wildsau, varfluchta! Mistsau, gfreckta! Du olta, varfluchta, polnischa Fettsau! Du Sakramentsau! Du olta Saumogn (= Saumagen)! Du Säukuapf, Säunosanst (= Saunoanst), Stochlsau (= Stachelsau), Saukneitl, Saukrüttl, varfluchta Säudreck! — Du varfluchta, dumma, gfreckta, damischa, saublöida, dreckata, täppischa, debbata, schöikata, krüpplata, saudumma Hund, vamoledeita! Du Himmelhund! Varfluchta Hundsfrecka, Hundpritschn! Du Sakramentshund, du! Du Kruzefirhund! Du olta Dreckhund, du vamoledeita! Du varfluchta, olta Sauhund, Misthund, Laushund! Du Hundskrüppl, du Hundsbürn, Hundsau, Hundsf...! Du blöida Mops, Moppl! (zu verstockten Menschen). — Du varfluchts, olts, narrischs, dumms, debbats Rindvöich! Du olta, blöida, dumma, varfluchta Ochs! Du Ochsnkuapf! Du olta Heuochs! Du blöida, dumma, olta (bedeutet jetzt alt), tromplata (von trampeln) Kouh (= Kuh)! Du olta Kouhschwuanz! Du olts Pfa (= Pferd)! (zu einem Schwerfälligen). Du Pfafouß (= Pferdefuß), Pfakuapf! Du varfluchts, olts, dumms Kälbl! Du olta, narrischa Bumml! (zu beleibten Personen). Du Bummlgfriesß (Gfriesß = Gesicht), Bummlsau, Gawidumml! Du olta, dürra, dumma Ziech (= Ziege), Goaß (= Geiß), Schmolgoaß (= Schmalgeiß)! Du varfluchts Hedl (= Zickel; zu kleinen, schwachen Personen)! Du olta Haml (= Hammel), Dreckhaml, olta, du Neidhaml! Du blöids, döiarts (= verwirrt), olts, dumms Schaof! Du Schaofskuapf! Du dumma, debbata, olta (bedeutet alt), varfluchta Zaßl (= Esel)! — Du varfluchta, olta Kotera (= Kater), Kotz (zu weiblichen Personen), Koußkotera (= Kußkater)! Du Kamel, Maloff (= Maulaffe), Ofi! Du Hosnfuaß! (zu einem Furchtsamen, aber auch zu Dummen). Du olts Karnickl (= Kaninchen; zu älterer Person)! Du varfluchta Hos! Jgl, varfluchta! (zu Duckmäusern) Nigl! Du varfluchta Spitzmaus! (zu einem, der überall sein muß). Du varfluchta Fruasch (= Frosch), grosgröima! (zu einem Grünschnabel). Du olta Tümpkruat (= Tümpelkröte)! Varfluchta Kruat! (zu häßlichen Menschen). — Weps (= Wespe), varfluchta, böisa! (zu Kindern). Du varfluchta, grusnva (= grobe) Wonza! — Du dumma, olta (zu alten Frauen), blöida, saudumma, döiarta Guans (= Gans)! (nur zu weiblichen Personen). Du olta, varfluchta Henna! (zu schwächlichen Weibspersonen). Varfluchta, olta Gockl, döiarta! Varfluchta Saugockl! Du Hohnawockl! Du varfluchta, olta Taubnschädl, Taubnkuapf! (zu Dummen). Du dumma, saudumma, blöida, olta Gimpl! Kraoa (= Krähe), üalenda! (zu hageren Personen). Varfluchta Spaotz (= Spatz; meist zu Kindern). Fink!

Du olta, dumma, blöida Gurkn! (zu weiblichen Personen). Du olta Schuadn (= Schote)! (zu alten weiblichen Personen). Varfluchta Roumischädl (= Rübenschädel)! Dorschnschädl, Dorschnkuapf! Varfluchts Unkraut! Varfluchta, olta Kraftstaudn (= Krautstaude)! (zu hageren Personen).

Du varfluchta Gudnhaml (= Judenhammel; meist zu dummen Leuten)! Pollack, varfluchta, vardammta! (zu Begriffstützigen). Du Wossapollack, Judiana, Chines, Kümmltürk, Krotvot, Kosak!

Du blöida, dumma, olta, neigscheita (= neunmalgescheit), hundsdumma, saudumma Jockl (= Jakob)! Du döiarts, narrischs, dumms Hauserl! Du blöida, dumma Honsgirch! (Girch = Georg). Du olta Honswurscht! Du olta, blöida, dumma Konas (= Johann)! Du olta, varfluchta Kospa! Du Kaspperl! Du varfluchta, olta Grappnkospa! Du dumma, döiarta, olta Wastl, Wostl! Du döiarta Motz (= Matthias)! Du dumma, narrischa Zaßl (= Susanna), Moriá, Wabsch (= Barbara), Gatscha (= Katharina, tschech. kača)! Du Höiwabsch! (zu lärmenden Weibspersonen). Du Hoeawabsch, du varfluchta! (Hoea = Heger, Hüter). Du dumma Liwa (= Eva)! No, du olta, dumma, varfluchta Marchat (= Margaretha)!

Schinda, olta, varfluchta, vamoledeita! Varfluchta Schlaotfecha! (zu einem schmutzigen Menschen). Schousta, du! (zu einem Pfuscher). Höita (= Hüter), döiarta! Varfluchta Säuhöita! Du Leimsöida (= Leimsieder)! Du olta Dreckföida! Olta Schwammara (= Schwämmesucher, zu einem Nichtstuer).

Digitalisiert von Google

Du varfluchta, olta Flamendra, Fiedlgungas, Kujon, Kund, Tachaniera (zu einem Nichtstuer), Vachabund, Flöttera (= Flatterer), Grundgrowa (= Grundgraber; zu einem, der allem auf den Grund kommen will), Scheißa! (zu einem, der nichts zuwege bringt).

Du fala, vardommta, varfluchta Strick! Du fala, gruawa Sock (= Sack)! Du Hundsknüttl, Hundskneitl! Varfluchta, olta, fala, dumma, döiarta, blöida, saudumma, ellnlonga, debbata, gruawa, zornecha, schöikata, ungschickta, Ding, Dingarich! Kübl, varfluchta, olta, üalenda! (zu beleibten Personen). Varfluchta, olta Bürschtn (= Bürste)! (zu weiblichen Personen). Varfluchta, kloana Stöpfl! Du olta, varfluchta Kartätschn (zu alten Weibspersonen), Kanon, dumma Kraxn, Bürn, Mist, Funzl (= Lampe), Klumpn, Fettklumpn, Fettschwarte (zu besonders beleibten Personen), du Haubnstuack (= Haubenstock), Säustandl (= Schweinetrog), Hopfnstonga, Knüttl, Kneitl, Lausknüttl, Lauskneitl, Schwartn (zu älteren Personen), Krautmua (= Krautmann, Hasenscheuche), Tümpfl (= Tümpel; meist zu Trinkern), Sakrament, Kreizsakrament, Wüanst (= Wanst; zu dicken Personen), Wompn (= Wampe), Schwuanz (= Schwanz), Pimpl, Gipskuapf (zu Dummen), varfluchta Schädl (zu einem Hartkopf), Schnobl (zu einem, der den Mund nicht halten kann), Haschädl (= Heuschädl), Dreckschleidan, Kallisa, Ratschn! (zu einem, der immerfort redet). Varfluchta Gröi(n)schnobl (= Grünschnabel; zu naseweisen Jungen), Zolln, Ruatzlöffl (= Rotzlöffel; zu naseweisen Jungen), Ruatzbuttn, Dreckbuttn, Guschn (zu einem, der nicht schweigen kann), Wossabauch (zu beleibten Personen), Bockkübl (= Backkübel) und Kostn (zu beleibten Personen), Zau(n)steckn (zu dürren Menschen), Schnolln (= Schnalle; zu weiblichen Personen)! Du varfluchta, olta, kloena Dreck! (zu kleinen Leuten). Varfluchts Dreckl, olts, stinkats Aas, Aos! Varfluchta Furz! (zu kleinen Personen). Varfluchta, olta, dumma Tartschn! Du Orschluach! Du narrescha Zwickl! Du varfluchta, olta Lump, Hodalump, Bolg (= Balg), Zuadl (= Zottel), Pritschn (zu weiblichen Personen), Paotschn (= Potsche)! Varfluchts Gfrieß, Gsicht, Hoeareisa!

Du varfluchts, olts, sakramenteschs, blöids, kraxats, hatschats, schöikats, narreschs, varruckts, graoßkopfats, stinkats, neigscheits, dameschs, dreckats, zornechs, ungschickts, fals, potschats, wompats, debbats, graoßguschats, dumms, saudumms, vamoledeits, vadommts Louda (= Luder)! Du Saulouda! Du olta, fala, kloena, varfluchta, vamoledeita, zornecha, blöida, stinkata Frotz! Du varfluchta Lausa, Frecka (bedeutet etwas Kleines, Geringes), Krepiera, Wildling, Wildfong, olta Stinka, Stinkian! Varfluchta, olta Her, Teifl, Kreizteifl, Reißteifl, Kanale (= Kanaille), dumma Narr, Lärmamutzn (Mutzn = Mütze), Potza (= Patzer), Quoustn (zu schwerfälligen Personen), Questera, Knestera, Dnestera (knestern = weinen, schreien; zu Kindern), Dustera (zu Kindern), Krautera (= langsamer Mensch), Göihst- her (zu einer Jammergestalt), Trompl (zu einem Tolpatsch, auch zu Kindern), Tolpotsch, Debb, Löibl, Löpp (= Lapp), Quargla (zu einem Schreihals), Honsdompf (= Hansdampf; zu dummen Menschen, nicht wie in manchen Gegenden zu Leuten, die überall sein müssen), Schnottan (= Schnatterer), Päffa (= Päffer), Daml (von dämisch), Tölpl, Quaotschn (quaotschn = schwerfällig gehen, auch treten), Quaotscha, Klachl (zu Erwachsenen, die eine Dummheit begingen), Lackl (zu starken Personen), Schnufla (= Schnüffler), Dummian, Lausbou (= Lausbub), Höimua (zu einem Lärmenden), Laotschn (= schwerfällig gehender Mensch), Hatschn (= Hinkender), Schelchn (schelchen = krumm gehen), Schloepfn (schloepfn = schleifen), Schlurpan (= schlürfen; zu einem, der beim Gehen schlürft, auch zu Leuten, die beim Essen schmatzen), Wurschtla (zu Leuten, die nichts zustande bringen), Schlingl, Klotschbürn (= Klatschbüchse), Faodean, Foedeak, Rappl, Rapps, Unflaot (= Unflat), Scheißkerl (zu einem, der nichts vermag), Kerl, Ka(r)l, Brenna (zu einem Wildfang), Quadratschädl (zu Dummen), Dummkuapf, Blöidl, Zornpimpl, Schuß (zu einem Wildfang), Toffl, (kloena) Stampara, Stampas, Knirps, Pumpas! Du olta Hemstuack (= Hemdstock), Rachl (z'rachelt = verwirrt, das Haar), Warka (vielleicht ein Name?)! Du Krüppl, du üalenda! Du (varfluchta, olta) Zempera (= Mensch mit zerrissenen Kleidern, auch Nikolo), Wawa (= eigentlich Großmutter; zu alten Weibspersonen), Trowont, Strieze! Du Tatramannl.

Digitalisiert von Google

Es kommt auch vor, daß der Schimpfer keinen der hier angeführten Ausdrücke gebraucht, sondern einfach den Namen oder Beruf des zu Beschimpfenden mit einem „varflucht“ davor nennt: du varfluchta Schmied, Seff, Kraus! usw.

Der Schimpf gilt nicht bloß dem Menschen, sondern allem, was dem Menschen unter die Hände kommt und worüber er sich ärgert. Tiere schimpft er „Louda, Kraxn, Trampl“, stets mit den bekräftigenden Beifügungen, lebloſe Dinge „varfluchts Glump, Kraxn, Zeich (= Zeug) usw. Adolf Gückhorn.

Ostereierreime aus dem Böhmerwalde[1])

1. Auf die schöne Osterzeit
wünsch ich dir die größte Freud.
2. Es läuten die Glocken viel heller am Osterfest,
weil uns der Heiland selbst hat erlöst.
3. Die Ostern sind gekommen,
der Rosenkranz ist aus;
jetzt gebe ich den Scheckl[2])
beim Fenster hinaus.
4. Wenn die Osterglocken klingen
und die Vöglein fröhlich singen,
da freut sich jung und alt
im schönen Böhmerwald.
5. Dieses Schecklein gehört in das Haus.
wo mein Schatz geht ein und aus.
6. Diese Eier schenk ich dir,
du schenkst mir dein Herz dafür.
7. Dieses Schecklein gib ich dir,
weil du hast getanzt mit mir.
Und soll ein Tanz wiederum wer(d)n,
geh ich dir wiederum gern.
8. Aus Liebe und aus Treu
schenk ich dir dies rote Ei.
9. Dies kleine Angedenken
will ich dir zu Ostern schenken.
10. Es hat mich noch nichts so sehr gefreut
als wie die schöne Osterzeit.
11. Dieses Schecklein soll Zeuge sein,
daß ich dich liebe ganz allein.
12. Freue dich, liebs Kindelein,
es werden schon bald Ostern sein.
13. Nehmt mit freundlich mildem Sinn
diese kleine Gabe hin.
14. Nehmt vorlieb mit dieser kleinen Gabe
es ist die schönste, die ich habe.
15. Zwei Ostereier schenk ich dir.
darunter meinen Namen;
und wenn es Gottes Wille ist,
so kommen wir zusammen.
16. Drei Nuß und a Kern,
mei Büawei muaßt wer(d)n.
Wännst es glei no(ch) net bist,
wer(d)n muaßt es gwiß.
17. Ich will dir die Ostereier vergönnen,
aber du mußt mich zum Tanzen nehmen.
18. Weil alte Liebe nicht verrost,
drum send ich dieses durch die Post.
19. Das Schecklein ist so zart und fein,
es spricht so leise: Pecks nicht ein!
Da würde ein Spektakel draus,
es käm ein junger Hahn heraus.
20. Eh du wirst alt und grau,
nimm dir eine Frau!
21. Es lebe die Liebe, es lebe die Treu,
der Teufel hole die Heuchelei.
22. Ich lieb nur einen, der lustig ist
und auf andre Madeln vergißt.
23. Es ist nichts so traurig und betrübt,
als wenn sich der Schatz in a andre verliebt.
24. O Freund, nimmt den Wunsch doch hin,
sei so beglückt als ich es bin.
25. Wenn ich keinen andern find,
komme ich zu dir geschwind.
Mein Geliebter sollst du werden,
wenn sonst keiner ist auf Erden.
26. Einen Gruß aus weiter Ferne
senden dir zwei Augensterne.
Meinen Namen wenn' ich nicht,
wenn du mich liebst, so kennst du mich.
27. Es gibt viele Herzel in der Welt,
aber nur eines, was mir gefällt.

---

[1]) Diese Sprüche hatte eine Frau aus Neuberg bei Tirsch, die selbst „Schecklen kraxt“, in einem Büchlein aufgeschrieben. Darin waren ferner enthalten die Nr. 1, 2, 4, 5, 6, 10, 11, 13, 16, 22, 32, 72, 73 und 77 der Ostereierreime bei Jungbauer, Volksdichtung aus dem Böhmerwalde (Prag 1908) S. 175 ff.

[2]) So wird das gefärbte und außerdem mit Sprüchen oder Figuren geritzte Ei genannt.

Digitalisiert von Google

28. Du bist so stolz und magst mich nicht;
ich lach dazu und brauch dich nicht.
29. Ich will dir mein Herz verschreiben,
dir immer treu zu bleiben.
30. Bist du nah oder fern,
ich hab dich immer gern.
31. In meinen Herzen wächst ein Zweig.
Er gehört dein, aber treu mußt mir sein.
32. Treue Liebe welket nicht,
bis der Tod das Auge bricht.
33. Ich liebe dich immer und hab dich recht gern,
denk alle Tag deiner, wenn's Abend tut werdin.
34. Früh, noch eh die Sonn' erwacht,
hab ich schon an dich gedacht.
35. Keine Rose kann so schön blühen,
als wenn zwei einander lieben.
36. Mein Herzel ist treu,
is a Schlösser dabei
und grad nur da Bua
hat das Schlüssel dazua.
37. Ein Körbchen voll Rosen, zwei Täubchen dazu,
die Liebe daneben, die Freude bist du.
38. Eine reine Liebe nimmt nicht ab,
ein treues Herz bleibt bis ins Grab.
39. In meinem Herzen hat niemand Platz,
als ich und du mein lieber Schatz.
40. Mein Herz glüht wie Glut:
ich weiß nicht, was das deine tut.
41. Du liegst mir im Herzen, du liegst mir im Sinn.
O möchtest du wissen, wie gut ich dir bin!
42. Es lebe, wer wie du und ich
vergnügt, verliebt und liederlich.
43. Ein liebend Herz, treu und rein,
ist ein kostbarer Edelstein.
44. Wo ich weile, wo ich bin,
hab ich dich im Herz und Sinn.
45. Der Frosch auf dem Stein,
er sitzt ganz allein.
Ein Beutel voll Geld
ist a Freud auf der Welt.
46. Lieben und küssen ist alles erlaubt,
wenn man dem Dirnal die Unschuld nicht raubt.
47. Lieben ist kein Verbrechen,
wenn zwei in der Unschuld sprechen.
48. Ich lieb dich so innig und treu
wie der Esel den Bund Heu.
49. Diese Rosen welken nicht,
bis der Tod die Liebe bricht.
50. Schönster Engel, Liebster mein,
ich schenke dir zwei Röslein.
51. Schönster Schatz, ich bitte dich,
vergesse dein Versprechen nicht.
52. Du herzig schöns Bluawei,
du liegst mir im Sinn;
du kannst es nicht glauben,
wie gut ich dir bin.
53. Gedenke nah, gedenke fern,
gedenke meiner oft und gern,
gedenke noch an meinem Grab,
wie treu ich dich geliebet hab.
54. Ich dank dir für d' Semmel,
ich dank dir fürs Bier,
ich dank dir fürn Fasching,
weilst tanzt hast mit mir.
55. Dich zu lieben und zu ehren
ist täglich mein Begehren.
56. Wo ich gerne wär und doch nicht bin,
schick ich viel tausend Seufzer hin.
57. Vogel, flieg über Berg und Tal,
grüß mir mein Schatz zu tausendmal.
58. Ich liebe dich nur in der Still,
es mag verdrießen, wen da will.
59. Ich wünsche dir das größte Glück
und freu mich stets in deinem Blick.
60. Sollte eine dich verschmähn, die du liebst,
so laß sie gehen.
61. Ich habe fröhliche Gedanken
und darf mit keinem Mann mich zanken.
62. Dieses Blümlein will ich dir schenken
aus meinem Herzen zum Angedenken.
63. Komm morgen, eh die Sonn' aufgeht,
Derweil die Blum' im Tau am schönsten steht.
64. Willst du mit mir Rosen brechen,
so achte nicht, daß Dornen stechen.
65. Sollte alles auch vergehen,
unsere Liebe wird bestehen.
66. Wenn Freundschaft sich die Hände reicht,
ist der Weg durchs Leben leicht.

Digitalisiert von Google

67. Büawei, wie häst is denn, sag's nur grad aus:
Häst es im Herzen oder lächst mi nur aus?

68. Du herzig schöns Büawei, i hätt' di recht gern,
i möcht ja nichts liaba, als dein Weiberl werdn.

69. Wenn ich möcht dein Weiberl werden,
so wär ich die Glücklichste auf Erden.

70. Holder Engel, süßer Kern,
dummer Esel, hättst mi gern.
Solche Lumpen, wie du einer bist,
sind ich täglich auf dem Mist.

71. A Kistl voll Geld und a Faßl voll Bier
ist ma lang nicht so liab wia a Busserl von dir.

72. Keine Liebe blüht so schön,
als wenn zwei Geliebte beisammen stehn.

73. Du bist ein Kerl, der viel verspricht,
aber 's Wort halten, das kannst du nicht.

74. Ich liebe dich herzinniglich,
wie lang es dauert, weiß ich nicht.

75. Dein Herz ist weit, dein Herz ist breit,
steht jedem Mädchen offen.
Die mit dir teilet Freud und Leid,
kann alles Süße von dir hoffen.

76. Ein Mund, der nicht küßt, und ein Herz, das nicht liebt,
weiß nicht, was für selige Stunden es gibt.

77. Wie könnt ich dein vergessen,
dein denk ich allezeit,
ich bin mit dir verbunden
in Freude und in Leid.

78. Lieben ist eine große Freud,
das wissen ja fast alle Leut.
Drum lieb ich dich so stark ich kann
und schaue keinen andern an.

79. Gar viele Mädchen wirst du finden,
aber ich versichere dich:
Unter diesen vielen Mädchen
liebt dich keine mehr als ich.

80. Es grüßen alle die Blumen dich
und bitten leise: Vergiß mein nicht!

81. Wie glänzen die Rosen,
wie glänzen die Stern;
wie hätt' doch die Resl
den Johann so gern.

82. Treu geliebt und still geschwiegen,
treue Liebe spricht nicht viel.

83. Es lebe die Liebe, es lebe das Leid!
Nur du bist allein meine einzige Freud.

84. Was das Herz zufrieden stellt
und dem Himmel wohl gefällt:
was wir uns versprochen,
das werde nie gebrochen.

85. In jedes Haus, wo Liebe wohnt,
da scheint hinein auch Sonn und Mond:
und ist es noch so ärmlich klein,
es kommt der Frühling doch hinein.

86. Wenn du glaubst, ich lieb dich nicht
und treib mit dir nur Scherz,
so zünd eine Laterne an
und leuchte mir ins Herz.

87. Gräsgrea is d Hullastaudn,
schneeweiß is d Blüa (Blüte),
Büawei, i liab di sehr,
wia is denn dir?

88. Wie klein auch diese Gabe scheint,
sie ist doch treu und gut gemeint.

89. Ich will dich zärtlich lieben,
mein Herz bleibt dir verschrieben.

90. Zwei Rosen im Garten, zwei Täubchen dazu,
mein einzig Geliebter bist du.

91. Was ich wünsche: Liebe mich,
holder Knabe, wie ich dich!

92. Andre mögen anders denken,
ich will gern mein Herz dir schenken.

93. Schön blühen die Rosen und fallen ab:
ich lieb dich von Herzen bis an das Grab.

94. Mein Leben sei ein Blumengarten,
wo nichts als Freuden deiner warten.

95. So lang ich lebe, lieb ich dich,
wenn ich sterbe, bet für mich!

96. Liebe mich wie ich dich!
Hopsassa! Gedankenstrich!

97. Was ich dir sag', ist keine Lug (Lüge):
Zum Heiraten hab ich noch Zeit genug.

98. Ich habe nichts und küsse gern.
Ein Kuß schmeckt wie ein Mandelkern.

99. Ein Gruß, der treu von Herzen stammt
bringt auch ins Herz hinein.

Digitalisiert von Google

Drum soll ein Gruß aus meiner Hand
ein Angebind dir sein.

100. Vom Schildhahn die Federn,
vom Hirschlein die Gweih;
vom Gamserl die Krickerln,
vom Dirnal die Treu.

101. Bua du bist a Diab,
stiehlst ma mei Herz und Liab.

102. Bleibe heimlich du der meine,
ist genug, wenn ich es weiß.
So bleib ich auch die deine
so wahr ich Resi heiß.

103. Ich lieb dich so zärtlich
ich bin dir so gut,
mein Herz brennt aus Liebe
so heiß wie die Glut.

104. Du alter Esel,
bleib zu Haus!
Ich geb dir a Paar Scheckl
die Liebe ist aus.

105. Steig net affi afs Kellerdachl
sonst fallst oba du Menschaklachl.

106. Unsre Liebe hat die Katz gefressen,
ich will jetzt auf dich vergessen.

107. Wenn der Mond scheint,
scheint er übers Dachl,
wenn kein Junger kommt,
kommt ein alter Klachl.

108. Schön blau ist der Himmel,
schön weiß ist der Schnee;
mein Schatz hat a andre,
mein Herz tut mir weh.

109. Herzerl du kloans,
häst a Haus oda koans,
häst a Geld oda nit,
lässn tua a di nit.

110. Vergiß mein nicht im Leben,
vergiß mein nicht im Tod,
vergiß mein nicht im Wohlergehn
und auch nicht in der Not!

111. Büawei, i liabat di,
säg ma's, wia kriag a di!
I säg da's, wiast mi kriagst:
Wännst mi treu liabst.

112. Büawei, i liab di treu,
äba net ällewei(l);
ällewei(l) känn 's net sei(n),
bild da 's net ei(n)!

Frauenthal bei Prachatitz. Franz Meisinger.

Aus der Volkssprache des oberen Schönhengstgaues.

Pflanzennamen: Stuamork (Mauerpfeffer), Bümfüß (Bowist, Stäubling), Stuapelz (Steinpilz), Hielich (Eierschwamm), Qual (Quendel), Taumkrupf (Primel), Rötn (Kornrade), Wölfrusn (Klatschmohn), Hetschnogn (Ehrenpreis), Hasenöhrlich (Schattenblümchen), Pöppelich (Malve), Mariamantala (Frauenmantel), Zigeunermädel (Pelargonie im Fenster), Dititterlich (Trollblume), Gieft (Schöllkraut), Ruafl (Rainfarn), Bünawetzn (Löwenzahn), Schnirkalich (Hahnenfuß), Huhlquackn (Wurzeln vom Ackerhohlzahn), Baatler (Natternkopf), Bohrwenkl (Immergrün), schworza Beer (Heidelbeere), ruta Beer (Erdbeere), Hempflbeer (Himbeere), Kroiflbeer (Brombeere), Stuabeer (Preiselbeere), Huabuttn (Hagebutte).

Tiernamen: Farklich (Ferkel), Bär (Eber), Star (Widder), Möder (Marder), Elzner (Iltis), Mölkwürf (Maulwurf), Hetsch (Kröte), Schiemoadlich (gefleckter Salamander, Molch), Beerstänker (Wanze auf der Heidelbeere), Bram (Pferdebremse), Hirnig (Hornis), Mölkenstar (weißer Schmetterling), Robhielich (Rebhühner), Omesler (Amsel), Quietschl (Wachholderdrossel), Druhschl (Drossel), Dörnersperling (Dorndreher), Tschipkala (Leinzeisig), Usar (Häher), Uglaster (Elster).

Ausdeutungen von Vogelrufen: Zum Wachtelschlag: Wüpprawüpp, wüpprawüpp (in Nordmähren: Bottberott, bottberott). Zum Finkenschlag: Vögala, Vögala in Brötschirm (Bratpfanne). Zum Gesang des Spottvogels (Gartengrasmücke): Vetter Jirg, Vetter Jirg. Zum Gesang der Goldammer: Moadla, geh mer mit dr Sichl in Schniet? (Mädchen, gehen wir mit der Sichel in den Schnitt?) Der verbreitete Spruch aus der Pestzeit[1]) lautet hier:

Äßt Binalwürzl un Tellscheibn, (Eßt Binalwurzel und Dillscheiben),
su wann nioch wella üwrig leibn (so werden noch welche übrig bleiben).

Andere Ausdrücke: Sümerflackla (Sommersprossen), Schnüfer (Strauchen), Zar (Träne), Jugl (Abfall beim Flachsbrecheln), Fürtig (Schürze), Frusch-

[1]) Vgl. Jungbauer Bibl. Nr. 2687; Hoverka und Kronfeld, Volksmedizin I. S. 66 f. (Bibernell).

Digitalisiert von Google

würger (billiges Taschenmesser), Gemirkl (Brotkrümchen), Untermalla (Zwischenmahlzeit am Vormittag), Rutmachgohl (Safran), Pölkatzlich (Palmkätzchen), Pitschöllsala (eine Art Omelette aus der ersten Milch nach dem Abkalben, die besonders fett ist), Wehtig (ein Schmerz), ein krummer Fuß (ein schmerzender Fuß), Greibiala (Ellenbogenfortsatz), Etig (Brei), Meser (Mörser), Schmetakumma (Butterfaß), Töllkumma (Nistkästchen für die Dohle, die aber hier nach dem Tschechischen Kaffa heißt), Trüa (Sarg), Trüalarödscheib[1]) (Radschiebe mit Kasten), Schwenker (Pendel), Gemürsel (undeutliches Sprechen), Gemäker (wertlose Sache oder Liebe), Flansen (Lippen), Musch (Kuß), Luchwaba (Gugelhupf), Luetschet (linkisch), hastelhaft (kränklich), omedig (ohnmächtig), sömts (abends), vatn (voriges Jahr), oratig (sehr in Anspruch genommen), wager (brav), bloaten (begleiten), heitschen (warten), haschen (niesen), krapisch (lebhaft), geführig (geschickt), üflatig (roh), unfällich (elend aussehen), fist. (sonst), schnödern (wenn Frauen plaudern).

Mähr.-Rothmühl. Eduard Böhs.

Der Bauer als Erzieher

Mit seinem Beitrag „Etwas aus Reitendorf im Teßtal" in der „Wünschelrute für 1930" liefert Dr. Rudolf Hadwich ein Muster, wie der Heimatforscher die Geschichte eines Dorfes lebendig erfassen und darstellen kann. Ein Abschnitt daraus, der so recht die deutsche Bauernart kennzeichnet, sei hier wiedergegeben:

„Wenn Mann und Weib nichts taugen, kann die Wirtschaft nicht gedeihen. Wenn ein Teil tüchtig und zuverlässig ist, bleibt immer noch für gute Hoffnung Raum, ja, es kann der eine der Erzieher des andern werden. Ein junger Bauer bewarb sich um ein schönes, wohlhabendes Mädchen. Er wurde aufmerksam gemacht, daß sie verzogen und verwöhnt sei und nicht ordentlich zu arbeiten verstehe. Er ließ sich nicht beirren und führte sie trotzdem heim. Da lag sie nun den ganzen Tag in der Schaukelwiege und las oder vertändelte sonstwie die Stunden. Der Bauer sagte kein Wort dazu, schalt nicht und mahnte nicht. Aber jedesmal zur Essenszeit trat er unter die Haustür und rief mit eindringlicher Bedeutung: „Alle, die gearbeitet haben, kommt essen!" Natürlich setzte sich auch die junge Frau mit zu Tisch. Wochen hindurch trieb sie es so. Aber allmählich müssen ihr doch die Worte des Mannes zu denken gegeben haben, es mochte ihr peinlich sein, daß er sie nie rügte, sie mochte sich schämen, daß sie als Nichtstuerin mit den fleißigen abgearbeiteten Leuten die Mahlzeiten teilte, kurzum, sie begann bei der Arbeit zuzugreifen, sie lag immer weniger in der Wiege und wurde eine Hausfrau, wie sie der Bauer sich nicht besser wünschen konnte."

Der zweite Volkskunstkongreß

Nach dem großen Erfolg des 1. Internationalen Volkskunstkongresses in Prag (7.—14. Oktober 1928) wurde an den festen Ausbau der Organisation geschritten. Die C. J. A. P. (Commission Internationale des Arts Populaires) hielt ihre erste Vollversammlung in der Zeit vom 25.—31. Oktober 1929 in Rom ab. Die Leitung besteht aus den folgenden Herren:

Präsident: Otto Lehmann (Deutschland).

Vizepräsident: Emilio Bodrero (Italien).

Mitglieder: Albert Marinus (Belgien), Gustave H. J. Julien (Frankreich), Hitha Homma (Japan), J. Schrijnen (Holland), Ludvik Kuba (Tschechoslowakei), Daniel Baud-Bovy (Schweiz).

Generalsekretär: Richard Dupierreux (Brüssel).

Der 2. Volkskunstkongreß findet vom 28. August bis 7. September in Antwerpen statt. Die letzten fünf Tage werden die Teilnehmer in Lüttich und Brüssel verbringen. Die tschechoslowakische Volkskunstkommission wird bei dieser Gelegenheit

[1]) Im südlichen Böhmerwald heißt der gleiche Schubkarren „Scheibtruche".

Digitalisiert von Google

volkskundliche Filme vorführen, darunter auch solche aus dem Volksleben der Deutschen. Einstweilen sind folgende Filme in Aussicht genommen: Das Heimatsfest der Wischauer Sprachinsel (vgl. unser Bild). Der Iglauer Berghäuerzug. Sudeten-

Trachtenbild von einer Wischauer Bauernhochzeit. (Bittfrau und Bittdirn). Einsender: Bürgerschuldirektor Ernst Eßler, Lissowitz.

deutsche Volkstänze (vorgeführt vom Bund der Böhmerländischen Freischaren und der Akademischen Singgemeinde in Prag, aufgenommen beim Kulturverbandsfest in Aussig).

Papst Pius XI. als Schätzer der Volkskunde

Seinen auf der 5. Tagung der „Woche für Religions-Ethnologie" in Luxemburg (September 1929) gehaltenen Vortrag „Volkskunde und religiöse Volkskunde", der in der Zeitschrift Anthropos XXV. Heft 1/2, Jänner—April 1930 erschienen ist, begann Prof. J. Schrijnen (Holland) mit dem Hinweis, es sei der persönliche und ausdrückliche Wunsch des Papstes Pius XI. gewesen, daß bei dieser Tagung auch die Volkskunde in das Programm der zu behandelnden Themen mit aufgenommen werde.

Atlas der deutschen Volkskunde

Bis Ende Juni wurde der 1. Fragebogen an alle in Aussicht genommenen Anschriften versandt. Die Beantwortung ist bis spätestens Ende September erwünscht, da dann der 2. Fragebogen an die Reihe kommt.

Digitalisiert von Google

Ausgefüllte Fragebogen sind ferner eingelaufen von: Bürgerschuldirektor i. R. Franz Fischer, Oberplan; Oberlehrer Karl Pedel, Grünau bei Mähr.-Trübau; Schulleiter Rudolf Neudek, Hohgart (Slowakei); Landwirt Karl Hübl, Dreihöf; Lehrer Andreas Korn, Sinjak (Karpathenrußland); Schulleiter Ferdinand Jelinek, Pratsch bei Znaim; Fachlehrer Heinrich Lipfer, Türmitz; Gymn.-Direktor Dr. Anton Altrichter, Nikolsburg (für Smilau); Lehrer Josef F. Lache, Grambach bei Neubistritz; Lehrer Otto Steinitz, Schmiedshau (Slowakei); Professor Dr. Franz Peschel, Freiwaldau (für Niklasdorf); Oberlehrer Franz Meisinger, Frauenthal bei Prachatitz; cand. phil. Maria Achatzi, Iglau; Schriftsteller Anton Günther, Gotteszgab; Fachlehrer Gustav Hoier, Roßbach; Lehrer Emil Jelonek, Wagstadt; Gymn.-Direktor Vinzenz Maiwald, Braunau; Professor Dr. Adolf Martin, Asch; Bürgerschuldirektor Eduard Scharloth, Jechnitz; Bürgerschuldirektor Ernst Essler, Lissowitz; Prof. Dr. Karl Winter, Troppau (für Karlsdorf bei Römerstadt i. M.); Lehrer Oskar Petsch, Königsfeld (Karpathenrußland); Baumeister Ernst Hetfleisch, Friedeberg; Kaplan P. Viktor Kreuttner, Stift Tepl; Oberlehrer Rudolf Hruschka, Alt-Hart bei Zadwags; Schulleiter Fritz Sander, Kunzendorf bei Bolten; Fachlehrer Gustav Rohut, Tschech.-Teschen; Bürgerschuldirektorin Amalie Nerad, Aussig a. E.; Oberlehrer Otto Klos, Groß-Raden; Sekretär Robert Kinscher, Markt Weißwasser; Oberlehrerin Franziska Greipl, Friedberg; Schulleiter Josef Gröger, Maria Zorg bei St. Joachimsthal; Oberlehrer Franz Klemm, Seifen bei Bergreichenstein; Oberlehrer Franz Füssel, Schönwald bei Tellnitz; Lehrer Richard Baumann, Neusattl bei Elbogen; Bürgerschuldirektor Josef Lösch, Podersam; Oberlehrer Adolf Gröschel, Schwaderbach; Schulleiter Karl Migl, Groß-Kammerschlag; Lehrer Rudolf Sauer, Groß-Tajax; Lehrer Alfred Floßmann-Kraus, Hradzen; Schriftsteller Josef Benesch, Haindorf; Oberlehrer Franz Götz, Poschkau; Oberlehrer Ferdinand Pfob, Dörnberg bei St. Joachimsthal; Oberlehrer Johann Tuma, Wilkischen; Oberlehrer Franz Preußl, Stein im Böhmerwald; Stadtarchivar Anton Wässerle, Deutsch-Proben (Slowakei); Fachlehrer Adolf Webinger, Pernek bei Oberplan; Schulleiter Karl Skrabák, Limbach (Slowakei); Schulleiter Waldemar Fritz, Schadowglück; Schulleiter Franz Fiedler, Zähori bei Tisch; Oberlehrer Alfons Widenský, Rettendorf; Oberlehrer Franz Gröbner, Weißenfulz; Schulleiter Richard Thiemt, Sehrlenz bei Deutschbrod; Lehrer Johann Süß, Heilbrunn; Museumsvorstand Gustav Laube, Prag; Oberlehrerin Marie Hauschwitz, Heiligenkreuz; Oberlehrer Josef Grund, Langgrün; Volksschuldirektor i. R. Johann Micko, Muttersdorf; cand. phil. Hans Fischer, Graslitz; Lehrer Franz Woldrich, Neugebäu; Fachlehrer Friedrich Puß, Asch; Bürgerschuldirektor i. R. Ferdinand Schamal, Liebenau bei Reichenberg; cand. phil. Dr. Josef Böhm, Brand bei Tachau; Lehrer Anton Pollak, Bolman; Lehrerin Anna Wölfel, Pösing (Pezinok) bei Preßburg; Oberlehrer Leopold Richter, Prahlitz; Lehrer und Bürgermeister Josef Thaller, Hirschberg; Bürgerschuldirektor Josef Proft, Ausche; Oberlehrer Josef Metelka, Ronsperg; Lehrer Oswald Kaller, Einsiedel in Schlesien; Lehrer Wilibald Wolff, Engelhaus; Lehrer Ferdinand König, Deutsch-Mokra (Karpathenrußland); Lehrer Josef Turba, Russisch-Mokra; Lehrer Franz Pettirsch, Bokau bei Aussig a. E.; Lehrer Raimund Wilscher, Erwinsdorf (Karpathenrußland); Lehrer Anton Schöttner, Puzniak (Karpathenrußland); Prof. i. R. Dr. Julius Groh, Aszód (Ungarn) für Großlomnitz (Slowakei).

Dem Beirat der Arbeitsstelle gehören ferner an: Fachlehrer Josef Nitsche, Freiwaldau; Stadtarchivar Anton Wässerle, Deutsch-Proben; Prof. Dr. A. Bergmann, Reutlitschein; Schulleiter Johann Wollner, Blauiuß (Slowakei).

Digitalisiert von Google

Antworten[1]

(Einlauf bis 30. Juni)

20. Umfrage. Die „Viechabänk" genannte Siedel kommt hier häufig vor (R. Baumann, Doglasgrün bei Chodau).

24. Umfrage. Ein Messer darf mit der Schneide nicht nach oben liegen, weil man dem Herrgott die Augen aussticht. Aus demselben Grunde darf man keinen Rechen so liegen lassen, daß die Zähne nach oben schauen; auch keine Sense darf mit der Schneide nach oben liegen (R. Baumann, Doglasgrün).

28. Umfrage. Warzen, die es früher sehr häufig gab, die aber jetzt immer seltener werden, behandelte man mit dem „Christenschweiß" genannten Saft des Mauerpfeffers (J. Maschek, Holeischen).

41. Umfrage. Manche Schmetterlinge heißen hier „Feiafalk" (R. Baumann, Doglasgrün).

48. Umfrage. Hundefett ist ein Heilmittel gegen Halsschmerzen, gegen den „Schleim" im Halse. Es wird entweder gegessen oder aufgelegt (R. Baumann, Doglasgrün).

68. Umfrage. Man soll Schuhe nicht auf den Tisch stellen, weil auf diesem oft Geld liegt und man so auf dem Gelde herumtrampelt (R. Baumann, Doglasgrün).

70. Umfrage. Als Haarwuchsmittel dienen der im Frühjahr durch Anbohren der Birken gewonnene Birkensaft und Rosenwasser. Hiezu kocht man Rosenblätter in Wasser und läßt das Gekochte einige Tage stehen; dann wird der Saft in die Haare geschmiert (R. Baumann, Doglasgrün).

76. Umfrage. Aus neuester Zeit stammen die Bubikopfreime: „Bubikopf hat Dreck im Kopf", „Bubikopf, Bubikopf, kaff (kauf) da loiwar an Untarock!" (R. Baumann, Doglasgrün).

104. Umfrage. Ein bemerkenswertes deutsch-tschechisches Mischlied (Ehelage: „Ach, ich elend armer Mann", mit Kehrreim in tschechischer Sprache „A já člověk ubohý, pomoch jsem si na bohy") findet sich in einer von A. Glückhorn eingesandten Sammlung von Volksliedern aus Pattersdorf bei Deutschbrod.

114. Umfrage. Daß die am Knie kitzliche Person das Heiraten nicht lassen kann, gilt hier für beide Geschlechter und für jedes Alter. Ferner besteht die Meinung, daß Frauen mit roten Waden nur Knaben zur Welt bringen (J. Bernard, Nieder-Mohrau bei Römerstadt).

116. Umfrage. In Pattersdorf bei Deutschbrod tragen die Männer hohe Schuhe (Schoug); Halbschuhe (Golkschoug) sind erst seit einigen Jahren üblich. Frauen und Mädchen haben an Sonntagen schwarze Tuchschuhe, sofern sie Iglauer Tracht tragen, sonst moderne Schuhe. Männer tragen zur Iglauer Tracht hohe Stiefel mit steifen Schäften; an Wochentagen werden auch Stiefel mit weichen Rohren getragen. Der Lederpantoffel heißt „Pantoffel", der Holzpantoffel „Lotschn" (A. Glückhorn, Prag). Hier trägt man Stiefel, Schnürschuhe, Halbschuhe, Niederschuhe, Potschen, Hausschuhe, Sandalen, Holzlatschen (Holzpantoffel); sehr selten Stiefletten (J. Bernard, Nieder-Mohrau).

119. Umfrage. Die im letzten Heft erwähnte Heilige Stiege in Passau führt zur Wallfahrtskirche Maria Hilf. Sie ist gedeckt; über dem Eingang steht die Jahreszahl 1627. 68 führten etwa 340 Stufen hinauf. Im oberen Teil der Stiege sind an den Wänden Kreuzwegbilder angebracht. Wie ich im Juli 1929 beobachtete, verrichteten die Leute, hauptsächlich Weiber, auf jeder Stufe ein Gebet. Manche beteten auch so, daß sie Stufe für Stufe verkehrt abstiegen (R. Baumann).

120. Umfrage. Hier sind Sterbebilder nur in Ausnahmsfällen, z. B. beim Tode eines Geistlichen, üblich (J. Bernard, Nieder-Mohrau).

---

[1] Aus Raummangel mußten Antworten hier weggelassen und dem Archiv übergeben werden, darunter besonders viele, die R. Baumann aus seinem Wirkungsort Doglasgrün eingesandt hat.

Digitalisiert von Google

121. Umfrage. In Bauernkreisen kennt man den Osterhasen nicht (J. Maschek, Holeischen). Dagegen glaubt man in Doglasgrün (R. Baumann) und in Nieder-Mohrau (J. Bernard), daß der Osterhase die Ostereier bringt.

122. Umfrage. In Südböhmen heißen die Ostereier allgemein „rvidi Car" (rote Eier). Früher färbte man sie mit Zwiebelschalen und Fernambukholz. Heute werden vorwiegend die beim Kaufmann erhältlichen Farbpäckchen benützt. In die gefärbten Eier läßt man meist durch bestimmte Personen, die darin große Erfahrung und Geschicklichkeit haben, Figuren und Verse schreiben. Die so gezeichneten Eier heißen „Scheckeln". Sie werden mit einer kleinen Feile oder mit dem Taschenmesser gekratzt oder die Zeichnung wird vor dem Färben mit flüssigem Wachs aufgetragen. Früher wurden die „Scheckeln" auch so gemacht, daß man um das Ei Zwiebelschalen band und es dann erst in die rote Lösung legte oder daß man kleine Blüten oder hübsch geformte Blättchen um das zu färbende Ei band (Th. Chmela, Prag). Außer diesen, auf gleiche Art hergestellten Eiern erhalten in der Umgebung von Prachatitz die Burschen von den Mädchen noch Zuckerscheckeln, Schokoladeeier oder „Zuilscheckeln", die aus farbigen Bändchen und sehr dünnem Draht gemacht werden (F. Meisinger, Frauenthal). Die Eier werden in Milikau bei Mies und in Pattersdorf bei Deutschbrod mit gekaufter Farbe oder mit Zwiebelschalen, in Milikau auch mit Gras gefärbt, vereinzelt auch „gewichselt" (R. Glücklhorn, Prag). In Doglasgrün schmiert man die mit gekaufter Farbe, mit Zwiebelschalen oder auch in Kaffeelauge gefärbten Eier mit Fett ein, damit sie glänzen (R. Baumann).

123. Umfrage. Die im südlichen Böhmerwald und in Südmähren (vgl. Kleine Mitteilungen), wie auch in der Iglauer Sprachinsel so beliebten Eierverse sind in der Gegend von Mies unbekannt (A. Glücklhorn, der aus Pattersdorf den Reim mitteilt:

So süß sei dein Leben
Wie Zucker und Zibeben.)

124. Umfrage. Die Ostereier erhalten: 1. Kinder von den Taufpaten (am Ostermontag, zuweilen auch noch am Weißen Sonntag) und von Bekannten (vom Gründonnerstag an). 2. Für das Ratschen erhielten die „Ratscherbuben" früher von jeder Bäuerin je ein gefärbtes Ei. 3. Die Burschen von den Mädchen. 4. Die Dienstboten, die sich oft die schon beim Dienstantritt ausbedungene Zahl von Eiern roh geben lassen und verkaufen. Am Charsamstag gibt die Bäuerin dem Knecht und der Magd je 20 Eier, der Hütbube oder das Schulkind, das am Palmsonntag den „Weihpalm" getragen hat, bekommt 8 Eier (in Malsching). (Th. Chmela für die Gegend um Ottau und Malsching). Ebenso erhalten um Prachatitz die Kinder von der Mutter, den Taufpaten und Verwandten, die Ratschenbuben von den Bäuerinnen, die Burschen von den Mädchen Eier. Den Kindern gibt man meist nur einfach gefärbte Eier, den Burschen gekratzte Scheckln oder Wachsscheckln (F. Meisinger, Frauenthal). In Milikau bei Mies erhalten meist nur die Kinder und die Ratschenbuben (diese am Charsamstag) gefärbte Eier, den Erwachsenen im Hause gibt man ungefärbte. In Pattersdorf verteilt man gefärbte und ungefärbte Eier an alle im Hause. Am Ostermontag bekommen die Schneeköstebuben von der Hausfrau, am Nachmittag desselben Tages die Dorfburschen von den Mädchen nebst Schnaps Eier (A. Glücklhorn). In Nieder-Mohrau bei Reichenstadt ist das Schenken von gefärbten Eiern schon seit Jahren ganz abgekommen; dafür gehen die Burschen zu den Mädchen, oft von Haus zu Haus, Ostereierschnaps trinken, und man hat Mühe, diese Unsitte von den Schulknaben fernzuhalten (J. Bernard).

125. Umfrage. Die Mädchen geben den Burschen die „Scheckeln" als Gegengabe für den Faschingstanz in der Nacht vom Ostersonntag auf Ostermontag beim Fensterln (Th. Chmela für Ottau, Südböhmen). Dies geschieht in der gleichen Nacht um Prachatitz, wo aber Voreilige auch schon am Samstag um die Scheckeln gehen (F. Meisinger). (Um Oberplan holt man sich die Eier aber gewöhnlich schon in der Nacht von Samstag auf Sonntag.) In den deutschen Dörfern bei Deutschbrod erhalten sie die Burschen am Ostermontag. In Muckenbrunn bei Stecken bekommen auch die Schulbuben von den Schulmädchen Ostereier als Gegengabe für die ihnen am Josefitage geschenkten Lebkuchenherzen (A. Glücklhorn).

Digitalisiert von Google

126. Umfrage. Der bevorzugte Liebhaber erhält in der Nacht zum Ostermontag ein Osterpackl, in dem sich außer Scheckeln noch andere Gaben, je nach den Vermögensverhältnissen des Mädchens, befinden, z. B. ein gehäkelter Tabaksbeutel, Pfeifenbandl oder derzeit gewöhnlich Zigaretten, manchmal auch eine Krawatte und Krapfen; früher gab es auch kostbarere Geschenke, z. B. eine Samtweste oder eine Hose (F. Meisinger, Frauenthal). In der Iglauer Sprachinsel ist es vereinzelt üblich, daß der Liebhaber ein besonderes Ostergeschenk, meist Taschentücher oder eine Halsbinde erhält (A. Glücklhorn).

127. Umfrage. Der Bursche erhält ein Paar Scheckl, der Liebhaber mehr (F. Meisinger).

128. Umfrage. Unpaarig werden die Eier nicht gegeben (F. Meisinger).

129. Umfrage. Um 1900 waren in der Gegend um Ottau (Südböhmen) drei Arten von Spielen üblich, das Pecken, das Einschießen und das Rei(n)ln. Beim Pecken wurde „Spitz auf Spitz" und „Da(r)sch auf Da(r)sch" aneinandergeschlagen. Das zerbrochene Ei gehört dem Gewinner. Um sich zu vergewissern, daß der Gegner keinen „Pechspitz" oder kein Ei von einem Perlhuhn verwendete, probierte man die Härte der Eier an den Zähnen. Das Einschießen bestand darin, daß man trachtete, eine Münze (meist ein Kreuzerstück, später ein Zweihellerstück) in das Ei zu werfen. Blieb die Münze stecken, so hatte man das Ei gewonnen, wenn nicht, war das Geldstück verloren. Es gab zwei Arten des Spieles, das Einschießen auf der „Tred" (Erde), wobei das Ei auf den Boden gelegt wurde, und in die Hand, wobei das Ei zwischen Daumen und Zeigefinger so gehalten wurde, daß nur ein schmaler Spalt freiblieb. Oft benützte man für das Einschießen „eingepeckte" oder zerschlagene Eier (Schmederlinge), in denen die Münze nur schwer haften blieb. Zum Rei(n)ln wurden im Obstgarten oder auf einer Wiese zwei Recken aneinandergelegt. An den Stielen ließ man die Eier in einer bestimmten Reihenfolge herunterrollen. Wer das Ei eines anderen anstieß, hatte es gewonnen (Th. Ehmela). Am Ostermontag wird auf dem Kirchplatz „gepeckt" oder „gehackt" (= eingeschossen) (F. Meisinger). Das „Pecken" heißt in Milikau bei Mies „Bocken". Auch hier pflegte man früher Geldstücke in die Eier zu werfen. Ferner rollen die Kinder die Eier einen Hang hinab oder sie rollen die Eier gegeneinander, bis eins zerschlagen ist (A. Glücklhorn). Auch in Doglasgrün ist das „Tippen" genannte Pecken mit den Eiern üblich, ferner das Einwerfen eines Geldstückes (einer Krone) in das Ei (A. Baumann).

130. Umfrage. „Pechspitze", ausgeleerte Eier, deren Spitze innen mit eingelassenem Pech verstärkt wird, sind im südlichen Böhmerwald (Th. Ehmela für Ottau; F. Meisinger für Frauenthal, wo auch Eier aus Holz verwendet werden) üblich.

131. Umfrage. Ausdrücke und Redewendungen Wiener Herkunft sind in Südböhmen: Pülcher, Striezi, Bazi: Spurt (Sport-Zigaretten), Fläschn (Ohrfeige). Von einem Angeheiterten sagt man: Der hät an Schwäuma, an Fäu(n) (Zahne), an Affn, an Spitz (Th. Ehmela). Das Wort „Strieze" ist auch im Deutschbrod bekannt (A. Glücklhorn). Pilger (arbeitsscheuer Bursche), Schurl (lustiger Bursche, aus Georg) und die Redensart „Gengans bad'n (Gehen Sie fort; Lassen Sie mich in Ruhe!) teilt Franz Andreß aus Dobrzan bei Pilsen mit.

132. Umfrage. Dreschflegelreime aus der Gegend um Ottau und Malsching in Südböhmen: I und du, i und du (bei 2 Dreschern), Schind d' Käz aus (bei 3 Dreschern), Fleisch und Knödl (bei 4 Dreschern). Die Drescher selbst pflegten oft folgende Reime zu sagen:

Knödl und Kraut, drischl nit laut!
Fleisch und Kno(u)dn geht zu Bo(u)dn.

Um 1880 war in Rosenberg üblich: Prike take (Th. Ehmela). Um im Takte zu bleiben, wird besonders von Anfängern an den Spruch gedacht: Wenn Gott ga(b), daß Nächt wa(r)! (F. Andreß, Dobrzan). Aus Nieder-Mohrau verzeichnet J. Bernard die folgenden Worte: Fehlt eins! (Zweischlag), Koch Grapfupp (Graupensuppe) (Dreischlag), 's geht ein Schöffel (Vierschlag), Rührdreck und Butter (Fünfschlag), Wie jückt mich der Buckel! (Sechsschlag). Ähnlich lautet es um Mähr.-Neustadt

Digitalisiert von Google

(Johann Dolak, Bürgerschuldirektor): Tunkplatz (2), Koch Grappsupp! (3), Gett an Scheffel (4), Zückt dich der Puckel? (5), Katz, runder vom Balken! (6), Urgroßvaters Zipfelmütz (7), Du wajst an Dreck, wie schwer es geht (8).

133. Umfrage. Johann von Nepomuk gilt als Patron gegen Wassergefahr. Daher werden ihm auf Brücken Statuen oder Bildtafeln, am Ufer Kapellen aufgestellt. Zum 16. Mai werden sie mit Birken und Blumen geschmückt. Durch eine Woche hindurch dauert dann das „Johannibeten", bei dem eine alte „Litanei zu Ehren des hl. Johann von Nepomuk" und viele Vaterunser gebetet werden. Nach dem in der Kirche am Abend stattfindenden Johannissegen wird unter allgemeiner Beteiligung der Bevölkerung eine Partikel zum „Buffen" (Küssen) herumgereicht. In Rosenberg war es um 1900 noch üblich, daß die am Moldaufer wohnenden Leute oder die Flößer am 16. Mai auf der Moldau Lichter schwimmen ließen. Auf Brettchen wurden harzgetränkte Sachen angezündet. Die Lichter waren oft in Kranzform angeordnet. Den Kindern wurde dabei die Legende erzählt, daß der Leichnam Johanns von Nepomuk so gefunden wurde, daß Flammen im Wasser die Stelle bezeichneten. Auch die Überlieferung, daß der Heilige dafür in die Moldau gestürzt wurde, weil er das Beichtgeheimnis nicht brechen wollte, war allgemein bekannt (Th. Ghmela). In einem 1722 von einem gewissen Christian von Ghotieschau herausgegebenen Kalender, den der hiesige Arzt Dr. Bergmann besitzt, wird das Leben und Leiden des hl. Johann von Nepomuk ausführlich geschildert (J. Andreß, Dobrzan). Aus meiner Kindheit kann ich mich an eine alte Gänsehirtin erinnern. Jagte sie die Gänse auf der einen Seite aus dem Bach heraus, so liefen sie auf der anderen Seite wieder hinein. Da stellte sich das alte Weib vor den Brückenheiligen und schrie ihn an: „O du heilicha Johann va Nepomuk, stähst aa af dera Bruck und hilfst ma niat!" (J. Maschek, Holeischen). R. Baumann teilt die folgenden Spottreime auf den Heiligen mit: Johannes von Nepomuk is ins Wässa ghupt; haut'n a Fruasch bissn, haut ar in d' Huasn gschissn (Neusattl bei Elbogen). Johann von Nepomuk haut d' Katz in Dreck ei(n)druckt (Toglasgrün). Johann von Nepomuk is zruckwarts in Bach ei(n)ghupft, haut a die ganzn Fiesch zadruckt (Toglasgrün).

134. Umfrage. In Malsching (Südböhmen) setzt man sich beim Mandeln schnell auf die letzte Garbe, damit das Brot beim Backen nicht auffahre (Th. Ghmela). Zu einem anderen Brauch, der im 2. Fragebogen zum „Atlas der deutschen Volkskunde" vertreten sein wird, gehört die Mitteilung, daß der, welcher die letzte Garbe zum Mandel trug, Kornmannl genannt wurde und zum Spotte jemanden auf dem Rücken herumtragen mußte (J. Andreß, Dobrzan).

135. Umfrage. Wenn sich die Katze am Besen die Krallen schärft, so ist ein Wettersturz oder ein unangenehmer Besuch zu erwarten (A. Glücklhorn). Wenn sie am Stuhl- oder Bankfuße kratzt, was man als „Holzhacken" bezeichnet, so soll ein anderes Wetter, namentlich Kälte, eintreten (J. Andreß, Dobrzan).

136. Umfrage. Nach Mitteilung einer alten Bäuerin aus Malsching (Südböhmen) gilt Leichenfett als Heilmittel bei Beinbruch (Th. Ghmela).

137. Umfrage. Um Ottau in Südböhmen gibt es zwei Arten von Schubkarren, den Tragatsch (tschech. trakač) und die Scheibtruhe. Der Tragatsch, dessen Tragfläche und Stützen aus Latten gebildet ist, wird zum Fortschaffen von Gras, Stroh, Säcken u. a. verwendet, die schwerere Scheibtruhe zum Fortschaffen von Sand, Steinen, Mist u. a.; sie wird manchmal auch gezogen. In Malsching (Südböhmen) ist noch ein höherer, zweirädriger Karren, der Goabn, in Gebrauch[1]). Zwischen seinen Rädern ist eine Art Kiste. Zwei Holzstangen, mit einer Querstange verbunden, dienen dazu, diesen Karren zu ziehen; gelegentlich wird er auch geschoben (Th. Ghmela). In Dobrzan kennt man: Schubkarren, Steinkarren, Lowern und Scheibtrugl (J. Andreß), in Mitikau bei Mies: Schubkarrn für Gras, Heu u. a., Lowarn oder Radwarrn für Dünger, Erde u. a. (A. Glücklhorn). In Holeischen wird der zum Grasführen dienende Schubkarren gegenwärtig von den

[1]) Diesem entspricht im südlichen Böhmerwald, z. B. in der Gegend um Oberplan, das „Hochwagerl" (Hochwagerl).

Digitalisiert von Google

kleinen Handwagerln verdrängt, der Mistkarren heißt Luwern, in manchen Orten der Umgebung Lumarn, auch Scheibtruhl, in der Komotauer Gegend Rollwa (J. Mischek). In Neusattl bei Elbogen wird Heu und Stroh mit „Schubkärrn" und „Leiterkarren", Dünger mit „Mistkarren" befördert, in Doglasgrün unterscheidet man zwischen „Schubkärrn" und „Lafflkärrn" (R. Baumann). In Nieder-Mohrau bei Römerstadt gibt es „Lahnrapper" (von Lehne, Stütze) und „Kastelrapper" (J. Bernard), um Mähr.-Neustadt führt der kurze, mit einem Kasten versehene Schubkarren die Namen: Kästleschieb, Kastlaschieb, Kastlarodscheib, Ropper, Rodscheil, Karre; der lange Schubkarren mit Lehne und ohne Kasten heißt: Trogatsch, Trogatschi, longa Rodschcib, longe Schieb, Schieber, Lahnrodschcib (J. Tolak).

138. Umfrage. Außer bei Waldfesten tanzt man nur bei der Maibaumfeier im Freien (F. Andreß, Tobrzan; R. Baumann, Neusattl).

140. Umfrage. Hiezu tragen wir eine von F. J. Beranek zur Verfügung gestellte Aufnahme der Kirche in Rakschitz bei Mähr.-Kromau in Südmähren nach.

139. Umfrage. Die in der Gegend zwischen Krumman und Rosenberg in Südböhmen vorhandenen Bildstöcke stammen alle aus alter Zeit. Es gibt verschiedene Arten: Steinmarterln, in denen hinter einer Drahtgittertür ein auf Blech gemaltes Heiligenbild ist, Steinsäulen mit einem hölzernen Bildstöckel darauf, Eisenkreuze auf Steinsockel. Bilder, die auf Holz gespannt und durch einen kleinen dachartigen Vorsprung geschützt sind, werden oft nur an Bäumen am Wegrand angebracht (Th. Ghmela[1]). Vorherrschend sind prismatische Säulen aus Holz mit Nische versehen und pyramidenförmigem Abschluß. Beim Spitale in Tobrzan befindet sich an einem solchen Denkmal ein auf Holz gemaltes Bild, welches den hl. Martin darstellt, wie er seinen Mantel mit dem Schwerte teilt und die Hälfte dem armen Manne überläßt. Bei Schlowitz steht auf einem Felde eine zwei Meter hohe, vierkantige Marter aus Holz, welche am Auffatze in Holz geschnitzt „Jesus in ruhender Gestalt" (18 cm × 30 cm) aufweist. Neben dem von Tobrzan nach Czermotin führenden Fahrwege steht die aus Holz hergestellte und rot angestrichene „rote Marter", die 170 cm hoch, 12 cm lang und 16 cm breit ist. Im oberen Teile befindet sich in einer kleinen Nische ein geschnitztes Bild (Jesus in ruhender Gestalt

[1]) Prof. Th. Ghmela regt zugleich an, von diesen Bildstöcken, die nach und nach verschwinden, Aufnahmen zu machen, eine Arbeit, die in Südböhmen zum Teil bereits durch Jugendwandergruppen, z. B. Stadtschleiner, besorgt wurde. Auffällig ist die Verwandtschaft der Marterln auf dem dem und angrenzenden sächsischen Gebiet (vgl. dazu die 13 Abbildungen von Kapellen und Marterln aus dem sächsischen Vogtland des Böhmerwaldes in Národopisný věstník československý XXIII, 1930, Heft 1.

Digitalisiert von Google

und ein Buch lesend). Ein 22 cm hohes Kreuz aus Eisenblech bildet den Abschluß dieses Denkmals, das die Begräbnisstätte von mehreren Soldaten andeuten soll (F. Andreß). In der Gegend von Elbogen und Falkenau sind die Bildstöcke gewöhnlich schlanke, vierkantige Steinsäulen von durchschnittlich 1 m 50 Höhe. Sie tragen im oberen Teile eine Flachnische, in dem sich ein Bild befindet (R. Baumann, der zugleich Skizzen von zwei Marterln aus der Umgebung von Königswerth a. d. Eger einsendet, bei welchen die Nische des einen Bildstockes früher ein Blechbild der hl. Notburga enthielt). Um Nieder-Mohrau gibt es nur Bilder an Bäumen oder Holzsäulen, bzw. Holzkreuze mit Bildern (J. Bernard).

Umfragen

141. In Taßwitz (Südmähren) singt man, wie J. Göth berichtet, beim Marsche:

Linka, rechta, allaweil schlechta.
Ka Geld, ka Brot, kan Rauchtobak.
Eins, zwei, drei, vier.
Is das nicht das Schnabeltier?

Wer kennt die gleichen Reime?

142. Macht man einen Unterschied zwischen Stuhl und Sessel?

143. Was bedeutet der erste Kuckucksruf im Frühjahr und was hat man dabei zu tun?

144. Wo zieht man noch heute Traumbücher zu Rate?

145. Wann hat ein Jäger Pech?

146. Welche Tiere erreichen nach der Meinung des Volkes ein sehr hohes Alter?

147. Nach einer Mitteilung von Frau Maschek (Holeischen) bezieht sich das folgende Lied auf Seifhennersdorf i. S. (bei Rumburg):

In Hennersdorf, in Hennersdorf,
Da wirken sie Rattun.
Da wirkt der Mann,
Da wirkt die Frau,
Da wirkt der große Sohn.
Und wenn der große Sohn nicht wirkt,
So hom se kein Rattun.

Auf welche Weberorte wird der Spruch sonst noch bezogen[1])?

148. Wo ist es tatsächlich alter Volksbrauch, über das Sonnwendfeuer zu springen?

149. In welchen Klöstern werden Rosenkränze aus den Früchten der Wassernuß (Trapa natans) hergestellt?

150. Nach einer Angabe ist das folgende Lied, gesungen nach der Weise des Großmütterchenliedes[2]), in der zweiten Hälfte des Krieges aufgekommen:

Marschkompagnie, Marschkompagnie,
Führst uns hinaus in Kampf und Tod.
Marschkompagnie, Marschkompagnie,
Führst uns ins Morgenrot.
Dort wo die Kugel pfeift,
Die Knochenhand dir an dein Herze greift,

[1]) In Rumburg lautet das Lied:

A Rumburg un a Hennersdorf,
Da wirken se Rattun.
Wenn a we wirkt un se ne wirkt,
Da wirkt der große Sohn.
Un wenn der große Sohn ne wirkt,
Da hom se nischt zu tun.
A Rumburg un a Hennersdorf,
Da wirken se Rattun.

[2]) Ländler „Großmütterchen" von Gustav Lauger, op. 20.

Digitalisiert von Google

Dort wo Kanonen krachen früh und spät,
Wo mancher Kam'rad schlafen geht.

Marschkompagnie, Marschkompagnie,
Mutter, Kinder, könntet ihr uns sehn.
Marschkompagnie, Marschkompagnie,
Wie wir klaren Auges gehn.
Gehts auch zu hartem Strauß,
Es nutzt ja nichts, wir halten, halten aus.
Und unser Lohn mög Sieg und Friede sein,
An dem wir uns recht lange freu'n!

Marschkompagnie, Marschkompagnie,
Einmal wirds auch nach der Heimat gehn.
Marschkompagnie, Marschkompagnie,
Ach, das gibt ein Wiedersehn.
Weib und Kinder warten schon,
Lieb Vater, Mutter, wartet auf den Sohn,
Und manches Mädchen, nett und zart und fein,
Das wartet auf ihr Schätzelein.

Wer kann Auskunft über Entstehung, Verbreitung usw. geben?

Besprechungen

Bücher

Walter Kuhn, Die jungen deutschen Sprachinseln in Galizien. Heft 26/27 von „Deutschtum und Ausland", herausgegeben von Georg Schreiber. Münster i. W. 1930.

Das mit 5 Textkarten, 11 Tabellen und mehreren Lichtbildern ausgestattete Buch ist ein unerläßliches Handbuch für jeden Sprachinselforscher. Von der Tatsache ausgehend, daß die jungen Sprachinseln geschichtslos im westlichen Sinne sind und „das Schwergewicht des Geschehens bei ihnen in den biologischen Vorgängen liegt", werden nicht, wie in früheren Arbeiten, schriftliche Quellen und trockene Akten allein zugrundegelegt, sondern die mündliche Überlieferung und der gegenwärtige Bestand kommt zur Geltung, die volkskundliche und statistische Methode tritt gegenüber der früher allein herrschenden historischen in den Vordergrund. Leider war es nicht möglich, wie ursprünglich geplant, ausführliche volkskundliche Abschnitte, die A. Karasek und J. Lanz hätten bearbeiten sollen, einzuschieben. Dafür dürfte in späterer Zeit ein eigener Band zur Volkskunde des Deutschtums in Galizien erscheinen. Der Hauptwert des Buches liegt in dem richtigen Erfassen der Kernpunkte, die eben für die Volkskunde aller Sprachinseln entscheidend sind. Dies sind die Unterschiede in der Herkunft der Siedler und die Unterschiede in der Umwelt. Immer wieder wird gezeigt, welcher Unterschied darin liegt, ob die deutsche Siedlung Polen oder Ukrainer als Umwohner hat. Und immer wieder wird nachgewiesen, daß von den zwei großen Gruppen, den aus Südwestdeutschland und vornehmlich aus der Rheinpfalz stammenden „Pfälzern" und den aus dem Böhmerwald und dem Egerland stammenden „Deutschböhmen", die zweite ihre hervorragende Eignung für den Sprachinselkampf dargetan hat. Seit 1846 sind die Deutschböhmen auf das Dreieinhalbfache angewachsen, von 2000 auf 7000, die evangelischen Pfälzer haben nur wenig zugenommen, von 23.000 auf 27.400, und die katholischen Pfälzer zeigen sogar einen Rückgang, von rund 13.800 auf 11.000. Am stärksten sind die Verluste der eingewanderten Schlesier, die von 900 auf kaum 200 zusammengeschmolzen sind.

Der Gegensatz zwischen Pfälzern und Deutschböhmen äußert sich auch in volkskundlicher Hinsicht. So überwiegt z. B. beim Volkslied bei jenen das zersungene Modelied aus früheren Zeitabschnitten der bürgerlichen Gesellschaft. „Bei den

Digitalisiert von Google

Deutschböhmen ist diese Art von Liedern wohl auch zu Hause, daneben aber ist das primitive Gemeinschaftslied, die Vierzeiler, Tanz- und Spottverse („Trutzgsangln") voll und ganz lebendig und wird ständig umgeschaffen und erneuert. Sie haben ihre eigenen Musikkapellen, während sich die Pfälzer meist slawischer und jüdischer bedienen und vor allem im letzteren Falle den modernen Tanzweisen Eingang gewähren."

Zu dem gediegenen Buche hat Dr. E. Winter ein kurzes gehaltvolles Vorwort geschrieben, in dem er betont, daß es Pflicht des Mutterlandes ist, die Stammesgenossen in den Sprachinseln des Ostens, die eine wichtige Brücke zu den slawischen Völkern bilden, nicht untergehen zu lassen, und in dem er besonders den Sudetendeutschen die Aufgabe zuweist, hier alte Schicksalsverbundenheit systematisch zu pflegen. Hier ergibt sich eine Fülle von Arbeitsmöglichkeiten, „die unsern Horizont erweitern und die uns durch diesen selbstlosen Blick in die Weite aus unserer eigenen Kleinlichkeit und Uneinigkeit herauswachsen lassen."

Die Wünschelrute. Jahrbüchlein der „Heimatbildung" für 1930. Reichenberg 1930.

Diesmal ist das beliebte Jahrbuch zum zehnjährigen Bestand des Sudetendeutschen Verlages Franz Kraus in dem Umfange von 160 Seiten und in vornehmer Ausstattung erschienen. In dem Abschnitt „Dichterische Beiträge" sind vertreten: A. K. Senft, E. Klee, W. Pleyer, E. Lehmann, A. Wildner, J. Parsche, K. Herzog, J. Rößler, A. Turnwald, H. Sauer, K. Kreisler, L. Pospischil und O. Arnold. Der nächste Abschnitt „Aus dem Reiche der Wissenschaft" bringt: J. E. Hibsch, Die geologische Erforschung des Böhmischen Mittelgebirges; H. Preidel, Ein germanisches Brandgrab des 2. Jahrhunderts v. Ch. aus Bodenbach; E. Gierach, Vom Sinn der sudetendeutschen Geschichte; E. Schwarz, Beiträge zur Wortgeographie in Westböhmen (1. Donnerstag—Pfingtag, 2. Dienstag—Ertag, 3. Hese—Gerben); H. Kollitsche, Böhmerwald-Sagen und -Märchen (drei Proben); G. Jungbauer, Die Entwicklung einer Böhmerwaldsage durch hundert Jahre (Stilzelsage); A. John, Zur Volkskunde des Egerlandes; A. Oberschall, Der Statistiker als Pfadfinder; J. Zmavc, Über das Werden der Soziotechnik. Ein weiterer Abschnitt „Zur Heimatbildung und Volksgestaltung" enthält Beiträge von K. Schneider, J. Göth, E. Lehmann (Bei Betrachtung der Ahnentafel und A. Hauffen), H. Watzlik, J. Blau (Festrede zur Hans-Watzlik-Feier), K. Herzog, A. Sauer, R. Lochner, G. Leutelt und F. Kraus, der über die Entstehung und Entwicklung des Sudetendeutschen Verlages berichtet.

Ludwig Hoidn, Deutsche Volkstänze aus dem Böhmerwald. 8. Band der „Bunten Tänze", herausgegeben von Anna Helms und Julius Blaschke. Verlag von Friedrich Hofmeister, Leipzig 1930. Preis 3 Mark 50.

Nicht weniger als 49 Volkstänze bietet das köstliche und preiswerte Buch. Es beginnt mit Tänzen, die „Zum Anfangen" passen, wie der „Jagermarsch" u. a., bringt dann eine Reihe von Ländlern und im Abschnitt „Aus der Arbeit" das Ureigene und Urwüchsige, das den Volkstanz vor allem kennzeichnet, der so gern seine Motive aus dem Arbeitsleben und aus der nächsten Umwelt holt. Es folgen dann die Abschnitte „Übermut" und „Gemütlichkeit" mit Tänzen voll ergötzlicher Eigenart, Frische und zum Teil auch Derbheit. Den Abschluß dieser stilvollen Anordnung macht der „Rückkehrer". Jedem Tanz ist eine genaue Beschreibung beigegeben, außerdem klären 14 reizende Lichtbilder über einzelne Stellungen und Figuren auf. Hoffentlich findet das Buch eine so gute Aufnahme, daß eine erweiterte zweite Auflage oder ein ganz neuer zweiter Band, zu dem Hoidn noch genug Stoff vorliegen hat, bald notwendig wird.

Ernst Czuczka, Notjahre im Erzgebirge. Verlag: Union der Textilarbeiter, Reichenberg 1930.

Wer sich mit Volksmedizin auf sudetendeutschem Boden beschäftigt, der weiß, daß die reichsten und vielseitigsten Überlieferungen das Erzgebirge bietet. Denn hier lebt ein seit Jahrhunderten durch Hunger und Unterernährung geschwächter

Digitalisiert von Google

Menschenschlag, der immer wieder mit Krankheiten zu kämpfen hat und ihnen — vielleicht eben deswegen, weil nur zu oft die völlige Armut das Rufen eines Arztes verhindert — mit den altüberlieferten Volksmitteln zu begegnen sucht. Die gediegene und aufschlußreiche Schrift von E. Czuczka gibt ein anschauliches Bild der Entstehung und des Verlaufes der Notjahre und der noch heute ebenso elenden Erwerbs- und Lebensverhältnisse im Erzgebirge.

Emil Mauder. Chronik von Bodenbach. Verlag der Stadtgemeinde Bodenbach, 1930.

Die vorliegende 1. Lieferung der vom Stadtchronisten E. Mauder unter Mitarbeit einiger Heimatforscher verfaßten Chronik befaßt sich nach einer kurzen Einführung „Allgemeine Lage, Klima und Witterungsverhältnisse" und einer Darstellung des „Erdgeschichtlichen Werdeganges des Stadtgebietes" (von K. Prinz) eingehend mit der Vorgeschichte und Frühgeschichte von Bodenbach. Der Text findet durch Bilder und durch zehn Tafeln eine anschauliche Ergänzung.

Anton Vrbka, dem Heimatforscher des Znaimer Ländchens. Herausgegeben mit Unterstützung der Stadtgemeinde Znaim von der „Arbeitsgemeinschaft für Heimatkunde". Znaim 1930.

Am 17. Mai feierte der verdiente südmährische Heimatforscher und Schöpfer des Znaimer Stadtmuseums A. Vrbka seinen 70. Geburtstag. Die Festschrift bietet nach einleitenden Worten von J. Göth eine liebevolle Würdigung der Lebensarbeit Vrbkas von Dr. J. Blöml, ferner eine eingehende Beschreibung des Znaimer Stadtmuseums von F. Bornemann und eine Bibliographie der schriftstellerischen Arbeiten Vrbkas.

Der große Brockhaus. Handbuch des Wissens in zwanzig Bänden. 15. Auflage. 4. Bd. (Chi—Dob). Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig 1929. 824 Seiten. Preis in Ganzleinen 26 Mark.

Die besondere Bedeutung dieses Bandes liegt darin, daß er das Stichwort „Deutsch" enthält, das mit allen seinen Zusammensetzungen 180 Druckseiten umfaßt. Von anderen größeren Artikeln sind hervorzuheben: China, Dampf (Dampfmaschine, Dampfturbine usw.), Dänemark. Dem Artikel „Deutsches Reich" sind auch zwei Tafeln „Volkskunde" mit 16 Bildern zur Volkstracht und mit 8 Bildern zu Sitte und Brauch beigegeben. Aufschlußreich sind ferner die Karten „Deutsche Mundarten" und „Dorfformen und Bauernhausformen in Mitteleuropa". Auch sonst findet die Volkskunde stets entsprechende Berücksichtigung; namentlich werden alle Lieferungen des Handwörterbuches „Aberglaube" sofort verarbeitet, so z. B. beim Stichwort Dachs u. a. Bei Colomannus würde der verbreitete Colomannussegen eine Erwähnung verdienen.

Von Sudetendeutschen verzeichnet dieser Band: Rudolf Chrobak, Mediziner (geb. 1843 in Troppau), Franz Chvostek, Mediziner (geb. 1835 in Mistek i. M.), Eduard Graf von Clam-Gallas, General (geb. 1805 in Prag), Wilhelmine Clauß-Szárvady, Pianistin (geb. 1834 in Prag), A. K. J. Corda, Botaniker (geb. 1809 in Reichenberg), Richard Graf von Coudenhove-Kalergi (geb. 1894 in Tokio), Herbert Eulenz (geb. 1896 in Oderberg), Friedrich Czapek, Botaniker (geb. 1868 in Prag), Johann N. Czermak, Physiolog (geb. 1828 in Prag), Vinzenz Czerny, Chirurg (geb. 1842 in Trautenau), Karl Ritter von Czyhlarz, Jurist (geb. 1833 in Lobositz), Christian David, Herrnhuter (geb. 1690 in Senftleben i. M.), J. J. David, Schriftsteller (geb. 1859 in Mähr.-Weißkirchen), Rudolf Dellinger, Tondichter (geb. 1857 in Graslitz), Christoph Demantius, Kirchenmusiker (geb. 1567 in Reichenberg), Hans Dernschwam, Orientreisender (geb. 1494 in Brüx), Ernst Deutsch, Schauspieler (geb. 1890 in Prag), Dietzenschmidt (A. F. Schmidt), Schriftsteller (geb. 1893 in Teplitz-Schönau), Karl Ditters von Dittersdorf, Tondichter (geb. 1739 in Neuhof i. Böhmen).

Digitalisiert von Google

Zeitschriften

Wiener Zeitschrift für Volkskunde. Das 3. Heft 1930 enthält bemerkenswerte „Beiträge zum Aberglauben im oberen Mühlviertel" von H. Jungwirth und eine ergebnisreiche Untersuchung über „Volksreligiöse Opfergebräuche in Jugoslawien" von R. Kriß.

Das deutsche Volkslied (Wien). Im Maiheft, das sich wieder durch Reichhaltigkeit auszeichnet, veröffentlicht F. Schmachtl zwei Volkstänze aus dem Kuhländchen (Tüchletanz, Mineth). Besprochen werden die „Schönhengster Volkstänze" (1928) von J. Janiczek und die „Böhmerwäldler Volkstänze" von A. Hilgart und F. Bruckdorfer.

Heimatgaue (Linz). Im 4. Heft 1929 betont H. Uhell die Bedeutung der Keramik in Oberösterreich und H. Commenda setzt seine „Volkskundlichen Streifzüge durch den Linzer Alltag" (Kinderlieder) fort. Von kleineren Beiträgen sind zu nennen die über „Augenstoan und Feldstoan", über den „Totenwagen" und über „Verstrachl".

Der Bayerwald (Straubing). Im Maiheft 1930 berichtet R. Klotz über das Lied vom Hiasl (Gnagst hat ma uei Deandl a Briafei gnagschrieben) und teilt mit, daß nach Angabe von Adolf Pichler, der schon zu Anfang der 60er Jahre dem Liede nachgespürt hatte, der Verfasser ein Knecht beim Jägerbauern in Fall namens Matthias Rupprechter gewesen sein soll. Das weitverbreitete Lied (vgl. Jungbauer, Bibliographie Nr. 419 und Volkslieder aus dem Böhmerwalde, 2. Lieferung, mit 6 Fassungen), das auch als fl. Blatt erscheint und dessen Singweise in einem Winktanz wiederkehrt, sollte in einer eigenen Arbeit untersucht werden.

Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde (Leipzig). Aus dem Inhalt des 3. Heftes (Juni) ist die gediegene Abhandlung „Mundartliche Rückzugsgebiete im ostmitteldeutschen Raume östlich der Elbe" von E. Schwarz herauszuheben.

Der Auslanddeutsche (Stuttgart). Im 1. Aprilheft wird das Lebenswerk des Geschichtsforschers und Führers der Karpathendeutschen R. F. Kaindl, der am 14. März in Waltendorf bei Graz gestorben ist, eingehend gewürdigt und eine Bibliographie seiner Schriften gegeben. Das 1. Juniheft ist anläßlich der Jahresversammlung des Deutschen Ausland-Institutes als Festschrift „Strukturwandlungen in Wirtschaft und Volkstum" erschienen. Es bringt auch Beiträge der Sudetendeutschen G. Peters (Auslanddeutschtum und Reich, Gedanken über Wirtschaftsbeziehungen) und F. Jesser (Die soziale Umschichtung des deutschen Volkes).

Germanisch-Romanische Monatsschrift (Heidelberg). Im 3./4. und 5./6. Heft 1930 verfolgt V. Schirmunski, der verdiente Erforscher der deutschen Mundarten in Rußland, in einer Untersuchung „Sprachgeschichte und Siedelungsmundarten" die Entwicklung der deutschrussischen Mundarten und stellt den methodisch wichtigen Unterschied von sekundären und primären Merkmalen fest, der nicht nur für die Wechselwirkung von Schriftsprache und Mundart, sondern auch für die Entwicklung von Mischmundarten und Gemeinsprache grundlegend ist.

Schweizerisches Archiv für Volkskunde (Basel). Das 1. Heft des 30. Bandes enthält „Notes de folklore lumnézien" (= das Graubündner Alpental Lugnez) mit Lichtbildern und Skizzen, besonders zum Bauernhaus und Hausschmuck, ferner die so einfache, aber doch überraschende Erklärung der Redensart „Das Blatt hat sich gewendet" von R. Meuli, die von der Tatsache ausgeht, daß einzelne Laubbäume nach der Sommersonnenwende ihre Blätter umkehren und so auf die Wendung im Jahreslauf vom schönen Sommer zum Herbst hinweisen.

Heimatbildung (Reichenberg). Im Aprilheft berichtet A. Praute über die „Heimatkundliche Tätigkeit im Braunauer Ländchen", im Mai-Juniheft setzt J. Göth seine „Krippen-Rundschau" fort und würdigt das Schaffen des Znaimer Heimatforschers Anton Vrtka.

Volksbildungsarbeit (Teplitz-Schönau). Im 2. Heft 1930 behandelt E. Mauder die nordböhmischen Mundartdichter J. R. Grunert, Julius Vatter und Karl Baier, im 3. Heft setzt sich E. Pilz für die Gründung von Ortsmuseen ein.

Digitalisiert von Google

Natur und Heimat. Sudetendeutsche Vierteljahrsschrift für Pflanzen- und Tierkunde (Aussig a. E.). Diese neue, von der botanischen Arbeitsgemeinschaft des Deutschen Verbandes für Heimatforschung und Heimatbildung herausgegebene und von H. Lipser geleitete Zeitschrift wird auch die volkskundliche Arbeit in der Richtung ergänzen, daß sie Namenkunde und Brauchtum, so weit sie sich auf Tiere und Pflanzen beziehen, ebenfalls berücksichtigt. Aus dem reichen Inhalt des Heftes sind die folgenden Beiträge zu nennen: V. Kindermann, „Die Verbreitung der Eibe in Böhmen"; K. Loos „Der Uhu im tschechoslowakischen Staate und im angrenzenden deutschen Reichsgebiete" (in der Tschechoslowakei gibt es heute nur noch ungefähr 30 Uhupaare); K. Landrock „Fliegenlarven als Pilzzerstörer".

Der Pilsner Kreis (Pilsen). Im 2. Heft 1930 setzt F. Blöchl seine Arbeit über Sühnekreuze usw. fort. Bemerkenswert sind die von J. N. König gemachten Mitteilungen über Blindenheilungen in der Kirche zu St. Johann bei Plan in den Jahren 1664 und 1697.

Unser Egerland (Eger). Das 2./3. und 4./5. Heft 1930 bringen die Fortsetzungen der Abhandlung „Aufriß der Sprachgeschichte des Egerlandes" von H. Haßmann, im 3. Heft würdigt A. Krauß die Verdienste A. Johns und von A. John selbst stammt ein liebevoller Nachruf auf A. Haussen.

Beiträge zur Heimatkunde des Aussig-Karbitzer Bezirkes (Aussig a. E.). Das 1. Heft 1930 enthält u. a.: F. J. Umlauft, A. Marian (ein Lebensbild des verdienten Aussiger Heimatforschers J. Weyde, Aussiger Zeitungswesen; E. Richter, Schreckensteiner Ansässigkeiten im Jahre 1532; V. Kindermann, Bemerkenswerte Bäume unseres Bezirkes.

Ostböhmische Heimat (Trautenau). Neben Beiträgen zur Flurnamen- und Ortsnamenkunde bringt das 4. und 5. Heft 1930 die Fortsetzung des Beitrages „Bilderschatz der heimischen Mundart" von F. Meißner.

Zeitschrift des Deutschen Vereines für die Geschichte Mährens und Schlesiens (Brünn). Das 1. Heft des 32. Jahrgangs enthält den vortrefflichen Beitrag zum Volksrecht von A. Altrichter. Das Weinbergrecht von Unter-Tannowitz.

Das Kuhländchen (Neu-Titschein). In der 10. Folge (Jänner) des 11. Bandes berichtet J. Böhm über „Odrauer Krippengut", in der 11. Folge teilt J. Ritz ein Hungerlied mit, in der 12. Folge bespricht L. Schichor 11 Flurnamen der Gemeinde Senftleben.

Zur Beachtung

Neuen Abnehmern wird der Jahrgang 1929 der Zeitschrift zu dem ermäßigten Preise von 25 Ktsch., in Halbleinen gebunden 35 Ktsch., nachgeliefert. Mittellose Gemeindebüchereien können den gleichen Jahrgang unentgeltlich erhalten, wenn sie ein diesbezügliches Ansuchen (ungestempelt) an den staatlichen Büchereiinstruktor Dr. Anton Moucha in Prag III., Maltézské nám. 1, richten.

Das 6. Heft des 1. Jahrganges (1928) ist vollständig vergriffen. Es wird zum vollen Preise von der Verwaltung der Zeitschrift zurückgekauft. Das 1.—5. Heft kann um den Preis von 20 Ktsch. bezogen werden.

Probehefte zur Werbung neuer Abnehmer stehen jederzeit zur Verfügung.

Nachforderungen nicht erhaltener Hefte sind postfrei, wenn auf dem Briefumschlag der Vermerk „Postfreie Zeitungsbeschwerde" steht.

Die Bezieher in Deutschland und Österreich werden darauf aufmerksam gemacht, daß beim Postscheckamt Leipzig das Konto Nr. 28.668 und beim Österreichischen Postsparkassenamt in Wien das Konto Nr. 103.119 für unsere Zeitschrift eröffnet wurde.

Für jene Abnehmer, die für 1930 noch keine Bezugsgebühr entrichtet haben, liegen diesem Hefte Erlagscheine, bzw. Zahlkarten bei.

Das nächste Heft erscheint im Oktober. Beiträge hiezu erbittet die Schriftleitung bis 15. September.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII., Vocelova 10.
Druck von Heinr. Mercy Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die Post- und Telegraphendirektion in Prag. Erlaß Nr. 1806—VII—1928.

Digitalisiert von Google

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgeber und Leiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII. Vocelova 10

3. Jahrgang 1930 5. Heft

Emil Lehmann

Zum 50. Geburtstag

Am 18. November wird der Gründer des „Deutschen Verbandes für Heimatforschung und Heimatbildung", Prof. i. R. Dr. Emil Lehmann, derzeit Geschäftsführer der „Gesellschaft für deutsche Volksbildung" in Reichenberg, 50 Jahre alt. Dieser Tag ist zugleich ein Festtag für die sudeten-

Digitalisiert von Google

deutsche Volkskunde, die dabei dankbar der Verdienste dieses vorbildlichen Arbeiters gedenkt.

Zur Volkskunde kam Lehmann, wie er selbst in einem Nachruf auf A. Hauffen erzählt, gegen das Ende seiner Studienzeit, im Verkehr mit dem Freund und Landsmann Hauffens, dem aus Gottschee stammenden Dr. J. Tschinkel, der vor einigen Jahren als Direktor des deutschen Mädchengymnasiums in Prag gestorben ist. Dieser führte ihn auf die Bedeutung der Volkskunde. „In anregendem Gespräch ging der Blick von der Gottschee zu Lage und Volkstum des gesamten Sprachinselgürtels im Osten und zum Grenzland und Binnenvolk. Und der Wert der Volkskunde für die Schule tauchte auf und für die Selbsterfassung wie für die Volkserhaltung. Es waren herrliche Stunden! Und zwei Jahre im südöstlichen Alpenland, in der schönen Landeshauptstadt Graz brachten nicht nur greifbareres und abgrenzbareres Volkstum, sondern auch die volkskundlichen Ausgangspunkte näher. Die Versetzung darauf und die Einwurzelung in der großen Schönhengster Volksinsel ließ das alles wachsen und reifen . . .[1])."

In Landskron hat Lehmann den Grund gelegt zu einer musterhaften volks- und heimatkundlichen Bücherei der Schönhengster und insbesondere an der Hebung des Sagengutes der Sprachinsel mitgearbeitet. Hier formte sich auch seine große, Hauffen gewidmete „Sudetendeutsche Volkskunde" (Leipzig 1926), ein Werk, das sich sowohl durch stoffliche Gründlichkeit wie auch durch sprachliche Schönheit auszeichnet, das nicht allein die volkskundlichen Tatsachen der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit verzeichnet, sondern den Blick auch auf die Zukunft richtet. Denn „wenn wir lebendige Volkskunde betreiben wollen, können wir vor diesen flutenden Erscheinungen des Gegenwartslebens nicht haltmachen. Und wir dürfen nicht einfach in die Klagen einstimmen, die gerade in der Volkskunde allzu oft erhoben wurden, daß nun alles niedergerissen, ausgeglichen und abgeschliffen wird. Es ist doch immer zugleich ein Umbau und Neubau. Es handelt sich um neue Stellungen und Einstellungen, aus denen neue volksmäßige Prägungen erwachsen. Wir müssen ihnen, auch wenn wir sie noch nicht im einzelnen erfassen können, doch wenigstens durch Aufstellung neuer volkskundlicher Gesichtspunkte gerecht zu werden suchen"[2]). Volksforschung und Volkserhaltung, Volkskunde und Volksbildung sind für Lehmann, der stets das große Ganze vor Augen hat, untrennbare Begriffe. Wohl selten kann ein Mann auf so viele Verdienste für Heimat und Volk zurückblicken wie dieser feinsinnige Dichter, dieser gedankenreiche Volkskundler, dieser zielbewußte und wegweisende Jugendführer und Volksbildner, dieser ehrliche und treue Kulturwart und Volkswart der Sudetendeutschen.

---

[1]) Die Wünschelrute für 1930, S. 112.
[2]) Sudetendeutsche Volkskunde S. 189f.

Digitalisiert von Google

Das Gedächtnis des Volkes

Die Vergangenheit in der mündlichen Überlieferung der Deutschen des südwestlichen Böhmen

Von **Rudolf Kubitschek**

Was weiß das Volk von der Vergangenheit: von Dingen, die sich in unseren Dörfern und Kleinstädten abgespielt haben, und von Ereignissen, deren Kunde aus der Welt bis zu uns gedrungen ist, von der Vergangenheit, die von Mund zu Mund überliefert wird und also bewußt oder unbewußt im Gedächtnis des Volkes lebt?

Unsere Leute sind nicht unhistorische Menschen, sie reden oft und gern von früheren Zeiten; sie wissen aber nicht gerade viel, haben sich doch keine großen Ereignisse bei uns und in unserer Nähe abgespielt und die Vorfahren sind fast ohne Zusammenhang mit der Welt im Göpel des Alltags ihrer Arbeit in Feld und Wald nachgegangen. Die geschichtlichen Erinnerungen in einem Dorfe und in der näheren Umgebung sind zahlreich und lebendig, reichen aber nicht gar weit zurück; kennen doch viele Leute kaum noch ihre Großeltern. Unsere Ortsgeschichtsschreibung sollte nicht nur Akten und Bücher einsehen, sondern auch die Tradition des Volkes hören; fast jedes Dorf hat sogenannte „Gedenkmänner", die über Vorkommnisse der letzten Menschenalter Bescheid wissen. Manches örtliche Ereignis hat im Wandel der Überlieferung freilich eine Umbildung zur Sage erfahren, besonders alles, was von Herren, Burgen und Ruinen erzählt worden ist. Viel weiter zurück reicht natürlich die Kenntnis von Gestalten und Ereignissen der allgemeinen Geschichte, die ihre Schatten auch in unsere Wälder geworfen hat, denn mit Brettern verschlagen war die Welt auch in früheren Zeiten nicht.

Wenn in einer Gesellschaft einfacher Dorfmenschen von den alten Zeiten gesprochen wird, da sitzen wohl noch Leute beim Tisch, die von der Zeit vor zwei Menschenaltern erzählen können; da weiß mancher alte Mann etwas vom Bosnischen Feldzug zum besten zu geben; hie und da läuft noch bei uns einer um, dem der Name irgend eines Bandenführers als Spottname anhaftet, und mancher verrufene Winkel trägt heute noch einen serbischen oder türkischen Namen. Nur wenige Dorfleute kennen bei uns den Namen Bismarck. Vom Sechsundsechziger Krieg wird dagegen noch oft erzählt. Da sagt wohl mancher, daß sein Vetter oder Ahnel mitgetan habe. „So schnell schießen die Preußen nicht", hört man noch oft sagen. Auch von den Kämpfen mit den Welschen in Italien wird noch viel gesprochen und „der Radetzky" ist den Leuten noch wohl vertraut. Von der Achtundvierziger Revolution sind recht viele örtliche Ereignisse, meist heiterer Natur, lebendig geblieben: Nationalgarde, harmlose Schießereien, Paraden.

In Rede und Lied ist Napoleon dem Volke gut bekannt. „Der hat Herr sein wollen über die ganze Welt", geht die Meinung über ihn; auch sonst weiß das Volk noch mancherlei von den Franzosen, besonders von Durchmärschen, zu erzählen. Maria Theresia und Josef sind Gestalten, von denen man oft und gerne im Volke spricht; in vielen

Digitalisiert von Google

Anekdoten, Schwänken und Geschichten bleiben beide dem Volke immer wieder gegenwärtig. Besonders Josef ist immer noch ein Volksliebling; nicht selten findet man auf unseren Dörfern noch alte Anekdotenbüchlein über ihn. Alte Leute reden oft: „Der hat die Robot abgebracht" oder „Das war ein Mann, der hat ein Herz für die kleinen Leute gehabt". Nach dem Zeugnisse des Geschichtsforschers Pangerl wird in einem Dorfe des Böhmerwaldes bei Prozessionen und ähnlichen Gelegenheiten nie unterlassen, für Kaiser Josef ein Vaterunser aufzuopfern.

Die Robotzeit ist vielfach noch nicht dem Gedächtnis des Volkes entschwunden und die Dorfleute wissen viele und schöne Einzelheiten zu berichten, die nicht vergessen werden sollten. Auch von den alten Säumerwegen wird noch einiges erzählt; die Säumerglocken allerdings haben mit den Säumern nichts zu tun, hier ist ein alter Brauch: die Bierglocke umgedeutet worden, wohl in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, nicht vom Volk, sondern von romantisch angehauchten Seelen[1]). Viel weiß das Volk auch von den alten Glashütten und Bergwerken, die im 18. Jahrhundert in Blüte waren. Auch wie unsere Dominikaldörfer „eingebaut" wurden, ist nicht ganz unbekannt. Etliche berüchtigte Mordgesellen und Wildschützen aus nah und fern sind immer noch Volkslieblinge. Die Erinnerung an die Pestzeit um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts endlich wird durch viele Pestsäulen, Marterln, Sagen und Flurnamen im Volke lebendig gehalten. „Der stinkt wie die Pest", ist bei uns noch eine häufige Redensart.

Je weiter wir nun in die Vergangenheit zurückblicken, um so mehr verblassen Gestalten und Ereignisse. Bei Napoleon und Josef weiß das Volk noch, daß sie vor vielleicht hundert, hundertfünfzig Jahren gelebt haben, von den folgenden Ereignissen nun fehlt jede Zeitvorstellung und die Ereignisse geraten kunterbunt durcheinander. Nur wenig weiß man bei uns noch von der Zeit, wo die Leute „lutherisch gewesen sind": hie und da geht die Rede in unseren Märkten und Kleinstädten, daß in dieser Kirche die Katholischen, in jener Kapelle die Evangelischen ihre Andachten abgehalten haben; vielleicht erinnert auch der Haus- und Spottname Luther an diese Zeit. Kaum denkt das Volk an den Sinn der Worte aus der Gegenreformation, wenn es noch oft sagt (sogar zum Vieh): „Wart', ich will dich katholisch machen!"

Tief in das Gedächtnis des Volkes eingegraben hat sich der Dreißigjährige Krieg, die sogenannte „Schwedenzeit"; war das Ereignis so gewaltig oder sollten nicht alle späteren Kriege mit dem Namen der Schweden verknüpft worden sein? Da gibt es Schwedensprüchlein, die weit und breit (auch in anderen Landschaften), meist als Kinderschreck, bekannt sind:

„Bet', Kindei, bet',
hiazt kimmt da Schwed',
hiazt kimmt da Creusterna,
wird 's Kindei bet'n lerna."

[1]) Vgl. Josef Nießner, Prachatitz. Ein Städtebild, S. 71.

Digitalisiert von Google

dann Schwedenkreuze, Schanzen und Gräber; Äcker, die oft kurz „d' Schwedin" benannt sind. Alles, was die Leute in Wald und Feld an Gewaffen finden, stammt aus der „Schwedenzeit". Ja, sogar von der Anwesenheit der Schweden da und dort wissen die Leute Bescheid und mancher Bauer redet oft also: „Über unsern Acker ist auch der Schwed' gezogen." Daß unsere Ahnen mit den Schweden auch auf gutem Fuße gestanden haben, bezeugen die Redensarten: „Grüß dich, alter Schwed'!" und „Der saust wie ein Schwed'". Vielleicht reicht auch der Familienname Schwed in diese Zeit zurück. Über den Dreißigjährigen Krieg hinaus kennt unser Volk nur noch die Gestalt Luthers: aus Schmähliedern, komischen Wirtshauszeremonien und obszönen Sprüchen; hie und da weiß einer auch, „daß der Martin Luther einen neuen Glauben aufgebracht hat".

Aus Zeiten vor Luther hat unser Volk gewöhnlich keine Kenntnis mehr. Vier Jahrhunderte also umfaßt das Gedächtnis des Volkes bei uns; ebenso weit in die Vergangenheit zurück reichen auch die volkskundlichen Überlieferungen: bis zu Faust, Eulenspiegel und den Schildbürgern.

Scheinbar weiß mancher im Volk, besonders bei den jüngeren Geschlechtern, mehr und auch aus älteren Zeiten, aber das ist dann sicher Schul-, Zeitungs- oder Bücherweisheit und nicht Tradition von Mund zu Mund. Ähnlich steht es mit geschichtlichen Überlieferungen von der Art: die Polletitzer Kirche heißt als die älteste weit und breit „Ahnkirche" oder: der hl. Adalbert hat die Friedhofskirche von Prachatitz eingeweiht, endlich: der Steig, der von Bayern durch die Senke von Eisenstein nach Böhmen führt, ist von Günther angelegt worden. Solche Geschichten sind von der Kanzel herab, besonders von den Jesuiten zur Zeit der Gegenreformation, immer und immer wieder dem Volke gepredigt worden, so daß das Volk sie schließlich übernommen und von Geschlecht zu Geschlecht weitererzählt hat. Auch die alten Schulmeister haben manche ähnliche Geschichte dem Volke übermittelt. In so ferne Zeiten reicht die Überlieferung von Mund zu Mund im Volke nicht zurück; wir bezeichnen solche Erzählungen im Volksmunde, die deutlich von einzelnen Männern ausgehen, nicht als Tradition, auch wenn ein geschichtlicher Kern zugrunde liegt, sondern eher als geschichtliche Sagen. In unseren Kleinstädten allerdings dürften die geschichtlichen Erinnerungen etwas weiter zurückreichen, da die Bevölkerung beim ständigen Anblick der historischen Denkmäler und im gelegentlichen Gespräche mit Kundigen zu allen Zeiten manches in die Überlieferung übernimmt; so wissen auch die unteren Schichten unserer Kleinstädter etwas von Hus, den Hussitenkriegen und den Rosenbergern und vielleicht noch mancherlei anderes.

Wie steht es in anderen Landschaften? Abgesehen davon, daß der Inhalt oft ein anderer ist, dürfte eine Untersuchung der geschichtlichen Tradition in anderen Landschaften wohl zu ähnlichen Ergebnissen führen wie bei den Deutschen des südwestlichen Böhmen, wenn auch das Gedächtnis des Volkes in Altdeutschland etwas weiter zurückreichen mag[1]) als in einem, wenn auch alten, Kolonisationslande.

[1]) Vgl. die ähnliche Arbeit: Geschichtliche Erinnerungen in Bilstaler Redensarten von Hans Schlappinger in den „Ostbairischen Grenzmarken", 1925, 2. Heft.

Digitalisiert von Google

Sprachinselvolkskunde

Von **Gustav Jungbauer**

(Fortsetzung.)

Auswanderung kann auch jene besondere Form des Erbrechtes verursachen, bei der alle Kinder gleichmäßig beteilt werden, was zu einer allgemeinen Verarmung führt, zumal dann, wenn der Boden wenig ertragfähig ist. Dies trifft besonders für den mittleren Böhmerwald zu, wo die Gegend um Rehberg und Stubenbach[1]) seit langem eine starke Abfiedlung zeigt. Hier entstehen durch die fortwährenden Teilungen der ohnehin nicht großen Wirtschaften Viertel-, Achtel- und sogar Sechzehntelbauern und damit Zwergwirtschaften, die eine Familie nicht mehr zu ernähren vermögen. Im südlichen Böhmerwald, wo das Anerbenrecht herrscht und der ganze Besitz stets nur auf einen, meist den ältesten Sohn, vererbt wird, der durchaus nicht immer die Geschwister „auszuzahlen" braucht, ist die Auswanderung viel schwächer.

Sonst hat im Böhmerwald die Einstellung des Betriebes von Glashütten schon im 18. Jahrhundert zu Auswanderungen geführt. Solche erfolgten im Gebiete der Herrschaft Winterberg, als diese um 1826 alle Servitute und Rechte der Ansiedler abbringen wollte und als in den Jahren 1839—1844 die Prozesse in dem sogenannten Bauernstreit — zum Teil durch Vergleich — für die Herrschaft günstig endeten[2]).

Für die Sudetenländer kommen als Ursache des Abwanderns in den letzten zwei Jahrhunderten kaum religiöse Gründe in Betracht. Das Streben, ungehindert der religiösen Überzeugung nachleben zu können, hat neben wirtschaftlichen Gründen hauptsächlich die Anhänger religiöser Sekten zu Auswanderern gemacht, so die Mennoniten, die etwa von 1800 an nach und nach von Preußen, wo man sie zum Militärdienst zwingen wollte, nach Rußland übersiedelten[3]), oder die Separatisten, die nach Mißernten in die Ukraine auswanderten[4]). Bei diesen, die zum überwiegenden Teile jetzt wieder mit der lutherischen Kirche vereinigt sind, hat die kirchliche Selbständigkeit den städtischen Einfluß durch Kirche und Schule gehemmt und so dazu beigetragen, daß in diesen Siedlungen sich eine gewisse volkskundliche Eigenart erhalten hat[5]). Es scheint, daß Sekten wegen ihres abgeschlossenen Lebens besonders alten und reichen volkskundlichen Stoff darbieten, wie dies z. B. auch die Sekte der russischen Lippowaner in der Bukowina beweist[6]).

---

[1]) Aus diesem Gebiet sind 1835 viele Leute in die Bukowina ausgewandert (vgl. R. F. Kaindl, Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern. III. S. 379.)

[2]) Vgl. Franz Ilg, Deutsche Stammesbrüder aus dem Böhmerwalde in Galizien und der Bukowina. (Mitt. des Deutschen Böhmerwaldbundes Nr. 54 vom November 1911, S. 8f.

[3]) Vgl. Schirmunski a. a. O. S. 21f. Zu ihrer teilweisen Rückwanderung aus Sowjetrußland vgl. Der Auslanddeutsche XII. 1929, S. 776ff.

[4]) Vgl. G. Leibbrandt, Die Auswanderung aus Schwaben nach Rußland 1816—1823. Stuttgart 1928. S. 28ff.

[5]) Vgl. Schirmunski a. a. O. S. 31f.

[6]) Vgl. Zfvk. II. 1896, S. 63f., 107f.

Digitalisiert von Google

Abschließend kann man sagen, daß hauptsächlich wirtschaftliche Gründe neben den angeführten zeitlichen und zufälligen Erscheinungen (Kriege, Mißernten, politischer und religiöser Druck) die Auswanderung veranlassen. Rasche Volksvermehrung führt gewöhnlich dazu, daß der ohnehin beschränkte Siedlungs- und Lebensraum, namentlich dort, wo der Großbauer und Großgrundbesitzer alles Land in Händen hat, nicht mehr ausreicht.

Dies gilt auch für die Tschechen. Die Behauptung, daß es keine tschechischen Sprachinseln gibt[1]), ist unrichtig. Auch bei den Tschechen setzt die Auswanderung schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts ein. So wurden

Deutsch-Mokra (Karpathenrußland), nach 1770 entstanden. Muster eines planmäßig angelegten Straßendorfes. Zu beiden Seiten der Straße laufen Wassergräben, zwischen diesen und den Häusern liegt ein 2—3 Meter freier Raum.

1823—1830 im Banat neun Orte mit Tschechen aus Böhmen besiedelt[2]). Im Jahre 1837 kamen neue tschechische Einwanderer in die Gegend von Maramarosch, wo sie mit der Zeit so wohlhabend wurden, daß sie um 1900 schon die ersten schwäbischen Ansiedler unter Maria Theresia überholt hatten[3]). Ein anderer Strom tschechischer Auswanderer ging von 1861 an nach Rußland[4]).

Zu bestreiten ist die Ansicht, als ob es sich bei allen Auswanderern um ein unüberlegtes Verlassen doch etwas gesicherter Verhältnisse und um ein blindes Hinausziehen aufs Geratewohl handelt. Das mag bei

[1]) Kuhn, Naturgeschichte S. 76.

[2]) Graßl a. a. O. S. 3. Vgl. auch J. Auerhan, Cechoslováci v Jugoslavii, v Rumunsku, v Madarsku a v Bulharsku. Prag 1921. S. 64f., 82f.

[3]) Graßl a. a. O. S. 48.

[4]) Vgl. J. Auerhan, Ceské osady na Volyni, na Krymu a na Kavkaze. Prag 1920. Vgl. auch unsere Zeitschrift II. 1929, S. 15ff. (Johannson, Eine Schönhengster Sprachinsel in der Krim.)

Digitalisiert von Google

den Ausnahmen, bei den Abenteurern zutreffen, ist aber nicht der Fall bei den bäuerlichen Auswanderern. Diese gingen meist bedächtig und mit Vorsicht zu Werke. So haben die 1827 aus dem Böhmerwald in das Banat Ausgewanderten vorher zwei Bauern als Kundschafter dorthin geschickt, die freilich nach ihrer Rückkehr alles im rosigsten Licht darstellten[1]). Auch vor der Auswanderung aus dem Schönhengst (1862) war ein Mann zu Erkundungszwecken nach Rußland gefahren[2]).

Allerdings haben dort, wo überraschend große Begünstigungen in Aussicht standen, diese nur zu oft ein ruhiges und nüchternes Überlegen verhindert. Den in das Banat Auswandernden wurden außer anderem 9 Joch Acker und 3 Joch Wiesen versprochen. Dazu schreibt Graßl: „Und zwölf Joch Grund unentgeltlich! Das hatte nicht bloß die armen besitzlosen Leute, sondern auch Handwerker, Kleinhäusler und selbst einige Bauernhofbesitzer schwindelig gemacht; sie alle konnten den Tag des Auszuges aus Böhmen kaum erwarten"[3]).

Wo Werber im Auftrag der Regierung oder der Herrschaftsbesitzer, die Siedler benötigten, tätig waren[4]), ist es natürlich, daß sie die neuen Verhältnisse in das beste Licht rückten und den Auswanderungslustigen das Blaue vom Himmel versprachen. Diese trügerischen Verheißungen gewissenloser Agenten haben oft zu schweren Enttäuschungen geführt, so auch bei den tschechischen Familien aus der Gegend um Pilsen und Klattau, die ein „Holzmanipulations-Pächter" Magyarly aus Orawitza 1823 nach dem Banat gelockt hatte. Schon 1827 entzog er ihnen die zugesicherten Holzarbeiten und verweigerte ihnen auch jede anderweitige Unterstützung, so daß sie gezwungen wurden, um Aufnahme in den Militär-Grenzverband anzusuchen[5]).

Die geistig-seelische Eigenart der Auswanderer läßt sich etwa folgendermaßen bestimmen.

Es sind vor allem Leute, die einem ärmlichen, unselbständigen Leben entfliehen und für sich und ihre Angehörigen ein schöneres, freieres Dasein anstreben. Das Loslösen von der alten Heimat erfordert eine große Willenskraft, es hat ferner zur Voraussetzung, daß verstandesmäßige Überlegung vorherrscht und alle gefühlsmäßige Verbundenheit mit der alten Heimat und mit den dort zurückbleibenden Angehörigen, Verwandten und Freunden in den Hintergrund tritt. Der Auswanderer weiß, daß er sie kaum mehr im Leben wiedersehen wird, wie dies in dem von S. F. Sauter 1845 nach Schubarts Raplied verfaßten Auswandererlied[6]), das im Böhmerwald stark verbreitet ist, ebenfalls zum Ausdruck kommt:

---

[1]) Vgl. Graßl a. a. O. S. 2.
[2]) Vgl. unsere Zeitschrift II. 1929. S. 17f.
[3]) Graßl S. 4.
[4]) Vgl. besonders G. Bonwetsch, Geschichte der deutschen Kolonien an der Wolga. Stuttgart 1919. S. 26ff.
[5]) Graßl S. 1. Vgl. J. Auerhan, Čechoslováci v Jugoslavii, v Rumunsku, v Maďarsku a v Bulharsku. Prag 1921. S. 65.
[6]) Vgl. G. Jungbauer, Bibliographie des deutschen Volksliedes in Böhmen. XI. Band der Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde. Prag 1913. S. 286 Nr. 1972.

Digitalisiert von Google

Zeit und Stunde ist schon da,
Wir ziehen nach Amerika.
Der Wagen ist schon vor der Tür,
Mit Weib und Kindern ziehen wir.

Ihr Freunde, die mit uns bekannt,
Gebt uns zum letztenmal die Hand!
Ihr Freunde, weinet nicht so sehr,
Wir sehen uns doch nimmermehr[1]).

Der Blick der Auswanderer ist nicht in die Vergangenheit, sondern in die Zukunft gerichtet. Schwarzseher und in ihrem Denken und Entschließen schwankende, schwache Gestalten werden in ihren Reihen selten zu finden sein. Vorwiegend sind es weltfreudige und hoffnungsvolle Schönseher, zu denen sich vielleicht auch vertrauensselige Träumer und Schwärmer, aber auch unruhige Geister, die Wanderblut in den Adern haben, gesellen. Die bei Sprachinselleuten beobachtete Wanderlust[2]) dürfte in einzelnen von solchen „Wandervögeln" abstammenden Familien erblich sein. Doch darf keineswegs der Wandertrieb, der sich beim Binnendeutschen ebenfalls findet, als allgemeines und typisches Kennzeichen der Sprachinseldeutschen aufgefaßt werden. Vielleicht kann die sich entwickelnde Familienforschung sowohl bei Binnen-, wie auch bei Sprachinseldeutschen feststellen, daß es sich hier um Erbanlagen bestimmter Familien handelt.

Daß unter den Auswanderern beschauliche Geister, theoretische und philosophische Naturen, deren Gedankenkreis aus dem Gebiete des praktischen und Erwerbslebens ins Geistige hinübergerückt ist, Gelehrte und Künstler, ganz fehlen[3]), möchte ich nicht behaupten. Sie mögen unter den Führern der Wanderbewegung fehlen, aber finden sich sicher in der Masse, etwa als Kind oder als Bruder oder auch als Vater in einer Familie, deren Auszug vielleicht die erwerbstüchtigere, praktischer veranlagte Mutter veranlaßt hat. Im übrigen ist künstlerische Betätigung auch schon bei den ersten Siedlern nachgewiesen. In Machliniec hat einer der Einwanderer mit Namen Schneider nicht allein das Standbild des hl. Johann von Nepomuk, sondern auch die Standbilder der Apostel Petrus und Paulus, die in der Kirche beiderseits des Hochaltars stehen, verfertigt[4]).

Minderwertige Elemente und Abenteurer[5]) werden sich mehr dort unter die Auswanderer mischen, wo es sich um große Massen handelt, und nur ausnahmsweise dort sein, wo rechtschaffene und arbeitsame Landleute aus Nachbardörfern, die sich gegenseitig kennen und verstehen, sich zu einer Auswanderergruppe zusammenschließen. Bloß unter den Begründern der

[1]) M. Urban, Notizen zur Heimatskunde des Gerichtsbezirkes Plan, Tachau 1894, S. 339. In der hier mitgeteilten Fassung folgen noch drei weitere Gesätze. (Das Gebiet um Plan und Tachau hat den Grundstock der Besiedler von Machliniec in Galizien geliefert.)

[2]) Vgl. W. Kuhn, Naturgeschichte S. 84f.

[3]) Ebda. S. 79.

[4]) H. Schmid, Machliniec (Hs.).

[5]) Vgl. V. Schirmunski, Die deutschen Kolonien in der Ukraine S. 18f.

Digitalisiert von Google

Wolgasiedlungen waren, aber kaum „zum großen Teil", wie Kuhn[1]) bemerkt, sondern „mitunter", wie Schirmunski[2]) schreibt, Leute, die als „herabgekommen" bezeichnet werden können, nämlich abgedankte Soldaten und andere Abenteurer, die von der Landwirtschaft nichts verstanden. G. Bonwetsch[3]) meint: „Solange nicht nachgewiesen wird, daß eine erhebliche Anzahl der Ansiedler mit beträchtlichem eigenen Kapital an die Begründung einer neuen Existenz gegangen ist, solange wird man es dabei bewenden lassen müssen, in den Begründern der deutschen Kolonien an der Wolga sehr minderwertige Vertreter ihres Volkes, ja zum Teil Gesindel zu sehen." Dies ist eine sehr merkwürdige Ansicht. Von dem gefüllten Geldbeutel hängt doch kaum die Vollwertigkeit des Menschen ab, ganz abgesehen davon, daß es der Besitzer eines beträchtlichen Kapitals im allgemeinen nicht notwendig hat, in die Fremde zu ziehen. Diese Bemerkung paßt wenig zu dem von Bonwetsch weiter Gesagten: „Um so mehr gereicht es diesen Deutschen zum Ruhme, daß trotz aller äußeren Hemmnisse, trotz der fremdartigen klimatischen und Bodenverhältnisse unter ihren Händen doch schließlich lebensfähige Siedlungen erwuchsen. Mag auch die unerhörte Fruchtbarkeit des jungfräulichen Bodens, der kaum bearbeitet zu werden brauchte, einen wesentlichen Anteil daran haben, das Hauptverdienst kommt doch den Ansiedlern selbst zu, bei denen unter dem Zwang der Not und Gefahr der gute Kern zäher deutscher Arbeitskraft wieder zum Durchbruch kam[4])." Dies wäre aber kaum möglich gewesen, wenn nur „sehr minderwertige" Leute in Betracht gekommen wären, es müssen von Anfang an auch hochwertige Menschen dabei gewesen sein, die außerdem von der Landwirtschaft etwas verstanden. Das „Gesindel" unter den Auswanderern pflegt sich meist selbst zu allem Anfang abzustreifen, indem es rückwandert oder weiterzieht und dabei nicht selten, wie in den ersten Jahre der Wolgasiedlung umkommt[5]). Im übrigen waren doch unter den ersten Wolgasiedlern 60% Bauern[6]); andere gehörten zum Handwerkerstand und mußten die Landwirtschaft erst erlernen. Man wird sie aber keineswegs von Anfang an als „gescheiterte Existenzen" bezeichnen. Die bisherige Literatur scheint meist auch nicht zu wissen, daß der Dorfhandwerker gewöhnlich auch Kleinlandwirt ist und daß seine Kinder ebenfalls mit den landwirtschaftlichen Arbeiten vertraut zu sein pflegen. Wenn gerade beim Dorfhandwerk der Nachwuchs auswandern mußte, so erklärt sich dies daraus, daß für jedes größere Dorf ein einziger Schmied, Tischler, Schneider, Schuster usw. genügte und der Nachwuchs hier eher gezwungen war, in die Fremde zu ziehen, als beim Bauern, wo der nicht erbberechtigte Sohn auch als Dienstbote bei dem Bruder, der Hoferbe war, verbleiben konnte.

Der Umstand, daß sich Bauern und Handwerker unter den Auswanderern und Siedlern mischten, war für das Ganze nur von Vorteil. Gerade

[1]) Naturgeschichte S. 78.
[2]) A. a. O. S. 18.
[3]) Geschichte der deutschen Kolonien an der Wolga. Stuttgart 1919. S. 58.
[4]) Ebd.
[5]) Ebd.
[6]) Schirmunski a. a. O. S. 18.

Digitalisiert von Google

in den ersten Siedlerjahren benötigte der Bauer den Handwerker und dieser konnte wieder bei jenem den Lehrmeister für die landwirtschaftliche Arbeit finden. Nicht unwichtig ist endlich, daß unter den Dorfhandwerkern Personen mit künstlerischen Fähigkeiten und Fertigkeiten nicht selten sind und daß sie in vielen Gegenden mehr als der Bauer die Träger der volkstümlichen Überlieferungen sind.

Es sind also keine gescheiterten Existenzen, sondern wagemutige und unternehmungslustige, vielleicht auch eigenwillige Personen, welche die **Kerntruppe der Auswanderer bilden.** Es ist eine Auslese, die dem trägen Dahinsiechen in unleidlichen Verhältnissen entflieht und den Kampf um ein besseres Los aufnimmt, es sind „Menschen der Gegenwart und der Tat"[1]), die hier führend auftreten, die aber auch weniger tatkräftige, mehr beschauliche Naturen mit sich reißen.

Bei allen aber ist es selbstverständliche Vorbedingung, daß sie körperlich gesund und leistungsfähig sein müssen. Darauf wurde schon von den ansiedelnden Stellen gesehen. So heißt es in einem Bericht des Generalkommandos in Temeschwar vom 23. Feber 1828, daß alte gebrechliche Ansiedler keinen Vorteil bieten[2]). Solche kamen ja auch nur in Ausnahmsfällen, wenn sich etwa der auswandernde Sohn nicht von seinen Eltern trennen konnte und sie mitnahm, in Betracht. Im allgemeinen sind stets nur in den besten Lebensjahren stehende Menschen ausgewandert. Von 50 männlichen Auswanderern, die 1859 aus dem Böhmerwald in die Bukowina zogen, waren 5 unter 30 Jahren, 35 zwischen 30 und 45 Jahren und 10 über 45 Jahre[3]).

Bei diesen Einwanderern in die Bukowina wird als auffällige Erscheinung ihr Kinderreichtum hervorgehoben[4]). Dieser kennzeichnet eben nicht erst den Sprachinselbewohner, sondern den Auswanderer, denn gerade kinderreiche Familien waren in erster Reihe zum Auswandern gezwungen.

Der Sprachinselmensch

Mit der gegebenen Darstellung des aus ländlichen und bäuerlichen Kreisen stammenden und in der neuen Heimat wieder Landwirtschaft treibenden Auswanderers stimmen im allgemeinen die Wesenszüge des Sprachinselmenschen im Osten überein.

Allerdings zwischen Auswanderer und Sprachinsler liegt noch ein weiter Weg. Der Auswanderer muß sich erst in die neue Heimat einleben und mit dem neuen Boden verwachsen. Fast alle Schilderungen der Anfänge einer neuen Siedlung bieten das gleiche Bild: Getäuschte Hoffnungen, Entbehrungen, Hungersnot, Krankheiten und Tod[5]). Nicht selten ist die Folge

---

[1]) Kuhn Naturgeschichte S. 79.
[2]) Graßl a. a. O. S. 9.
[3]) Raindl a. a. O. III. S. 379.
[4]) Ebd.
[5]) Vgl. z. B. Graßl a. a. O. S. 29ff.; Schirmunski a. a. O. S. 32ff.; Kuhn, Naturgeschichte S. 80ff. und besonders die jungen deutschen Sprachinseln in Galizien S. 51ff. (Die Jahre des Sprachinselwerdens); G. Bonwetsch, Geschichte der deutschen Kolonien an der Wolga S. 34ff. (Die Jahre der Not); Deutsch-Ungarische Heimatblätter II. 1930, S. 212ff. u. a.

Digitalisiert von Google

eine Abwanderung in bessere Gegenden. W. Kuhn[1]) scheidet diese Wiederabwanderung unmittelbar nach der Ansiedlung, die eine Teilerscheinung der Sprachinselwerdung ist, von der regelrechten Auswanderung, die in festgewordenen Sprachinseln später als natürliche Folge des Menschenüberschusses erfolgt.

Gewöhnlich ist der Werdegang einer Sprachinsel so, wie er von J. A. Malinowsky für die „Planerkolonien am Asowschen Meere"[2]) geschildert wird: „Die erste Generation der Ansiedler mußte sich opfern, um den nachfolgenden den Weg zu einer besseren Zukunft zu bahnen. Die auf dem neuen Boden und in den neuen Verhältnissen aufgewachsene zweite Generation wurzelte schon fester in der Steppe. Es wurde jung geheiratet und große Familen wuchsen heran. Schon in der dritten Generation reichte das Land nicht mehr aus für die zahlreichen Söhne." Es kommt dann zur Gründung von Tochtersiedlungen, die sich rasch vermehren, da der Bevölkerungszuwachs meist sehr stark ist.

Nicht überall aber ist der gleiche wirtschaftliche und der diesem folgende kulturelle Aufstieg zu beobachten, wenn auch der deutsche Siedler sich für gewöhnlich durchsetzt. Dort, wo ein schlechter Boden, ungünstige klimatische Verhältnisse und andere Hindernisse auftreten, kann auch ein Abstieg, ein Niedergang oder zumindest ein Stillstand in der wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung bemerkt werden. Dies ist namentlich dann der Fall, wenn Schule und Aufklärung fehlen. So sind etwa die meisten deutschen Siedler in Kongreßpolen auf der Stufe stehen geblieben, auf der der Bauer Deutschlands vor etwa 50 Jahren stand. „Die neue Zeit im reichsdeutschen Bauerntum, das gewaltige, vielverzweigte Genossenschaftswesen, die Aufklärungsarbeit zugunsten neuer Arten der Bodenbehandlung, ist dem deutschen Kolonistentum in Polen ferngeblieben[3])." Am schlechtesten sind die Verhältnisse dann, wenn der Siedler nicht von Ackerbau und Viehzucht lebt, sondern sein Leben als Arbeiter im Walde, beim Bergbau oder in der Industrie fristen muß. Geht der Arbeitsplatz verloren, so sinkt auch seine ganze Lebenshaltung. So trat mit dem Niedergang des Bergbaues eine solche Verarmung unter den Deutschen einzelner Dörfer der Sprachinsel Kremnitz—Deutsch-Proben in der Slowakei ein, daß ein Übergang zu der billigeren und einfacheren slawischen Wohnweise erfolgte. So besteht das fast ganz deutsche Dorf Fundstollen vorwiegend aus ärmlichen slowakischen Holzhütten[4]).

Die Erfahrung hat bewiesen, daß aber auch dort, wo gleiche Verhältnisse und Lebensbedingungen vorhanden sind, sich doch die Entwicklung in verschiedenen Bahnen vollziehen kann. Es spielen hier noch weitere Umstände mit, die wir bereits erwähnt haben und nun kurz darlegen wollen.

---

[1]) Die jungen deutschen Sprachinseln in Galizien S. 111f.

[2]) Stuttgart 1928. S. 48.

[3]) A. Eichler, Das Deutschtum in Kongreßpolen. Stuttgart 1921. S. 76.

[4]) J. Machatschek, Landeskunde der Sudeten- und West-Karpathenländer. Stuttgart 1927. S. 154.

Digitalisiert von Google

1. Die Herkunft und Stammesart der Siedler.

Daß dies entscheidende Punkte sind, hat W. Kuhn in seinem ergiebigen Buche „Die jungen deutschen Sprachinseln in Galizien" anschaulich dargelegt, indem er die Unterschiede zwischen den zwei Hauptgruppen von Siedlern, den aus Südwestdeutschland und im besondern aus der alten Rheinpfalz und ihrer Umgebung stammenden, von ihm „Pfälzer" genannten und den aus dem Böhmerwald und dem Egerland stammenden „Deutschböhmen" vorführt[1]).

Wichtig ist, daß die Pfälzer aus dem kulturell ältesten und reifsten Teile Deutschlands, die Deutschböhmen aus einem jüngeren Kulturgebiet kamen, daß für jene die Auswanderung den „jähen Abbruch einer langen Entwicklung, das Zurückfallen von einer hohen, städtisch gewordenen, teilweise schon ausgelebten und individualisierten Kultur in rein bäuerliche, primitive Verhältnisse" bedeutete[2]), während die Deutschböhmen von Haus aus primitiver eingestellt und an die harte Arbeit des Rodens und Waldarbeiters gewöhnt, sich leichter in die neuen Verhältnisse hineinfanden.

Noch wichtiger aber ist die verschiedene Stammesart, dort vorwiegend der Franke, hier der Bayer. Sie tritt hier besonders klar zu Tage und widerlegt die Behauptung[3]), daß fast alles, was in deutschen volkskundlichen Monographien über die Eigenart der deutschen Stämme gesagt wird, „nicht über handgreifliche Äußerlichkeiten und allgemeine Redensarten hinauskommt, die zudem noch häufig von der volkstümlichen Klischierung beeinflußt sind, oder bestenfalls da, wo es sich um selbständige Gedanken handelt, in bloßen Vermutungen stecken bleibt." Denn einerseits trifft das von W. H. Riehl in seinem Buche „Die Pfälzer" (1857) und von A. Becker in der „Pfälzer Volkskunde" (Bonn und Leipzig 1925) entworfene Bild für den heutigen Pfälzer Galiziens zu und „diese Übereinstimmung geht bis zu Kleinigkeiten herunter"[4]). Und dasselbe ist der Fall, wenn man etwa die Kennzeichnung des Böhmerwäldlers bei J. Schramek[5]) mit der bei W. Kuhn vergleicht. Die Grundzüge sind geblieben.

Der Pfälzer in Galizien ist „beweglich, aufgeschlossen, geistig reicher, aber auch unvorsichtiger und unzuverlässiger; der Deutschböhme starr, charakterfest und vorsichtig, aber oft plump, geistig anspruchslos und im ganzen primitiver. Es ist die beiderseitige Stammesgeschichte, die in Jahrhunderten den Charakter so formte und auch in der neuen Heimat weiterwirkt"[6]). Die durchschnittlich wohlhabenderen Pfälzer haben in ihrer Lebensweise vielfach städtische Formen angenommen, die anspruchslosen Böhmerwäldler und Egerländer haben ihre bäuerliche Art bewahrt, mit Ausnahme der Bewohner von Machliniec, das eine Mittelstellung zwischen beiden Gruppen einnimmt. Im Verkehr mit den Behörden zeigen die

---

[1]) A. a. O. S. 175ff.
[2]) Ebd. S. 176.
[3]) A. Spamer, Wesen, Wege und Ziele der Volkskunde. Leipzig 1928. S. 14f.
[4]) Kuhn a. a. O. S. 45.
[5]) Der Böhmerwaldbauer. XII. Band der Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde. Prag 1915. S. 1ff.
[6]) Kuhn a. a. O. S. 177.

Digitalisiert von Google

Pfälzer kluge Politik, diplomatischen Takt, aber auch oft allzugroße Nachgiebigkeit und geringe Widerstandsfähigkeit, während die mißtrauischen Deutschböhmen eine gerade Haltung und ehrliche Gegnerschaft aufweisen und es nicht verstehen, sich mit den Beamten „zu stellen“[1]). Sie sind auch durch Siedlungs- und Wirtschaftsweise weit mehr von der Umwelt abgeschlossen als die Pfälzer und daher sind bei ihnen auch Mischehen seltener. So bewahren sie auch ihr Volkstum viel besser und dauernder. Wenn auch den Pfälzern infolge ihrer geistigen Reife im allgemeinen die Führerstellung unter den Deutschen Galiziens zufällt, so sind doch die Verhältnisse der Deutschböhmen bescheidener und schlichter, daher auch viel sicherer, „und sie bieten für die Zukunft die besseren Voraussetzungen“[2]).

Die Starrheit und Unnachgiebigkeit des Böhmerwäldlers oder Egerländers den Behörden gegenüber fließt nicht selten aus dem scharf ausgeprägten Rechtssinn des bayrischen Stammes, der auch beim Sprachinselmenschen, trotzdem dieser schmiegsamer geworden ist, in voller Stärke vorhanden ist. Im Sommer 1929 weilte in der Böhmerwaldsiedlung Sinjak (Karpathenrußland) eine behördliche Kommission wegen Zuweisung einer Waldweide aus dem Herrschaftsbesitz, der früher dem Grafen Schönborn gehörte und jetzt Eigentum der Gesellschaft „Latorica“ geworden ist. Als der Weideplatz bestimmt war und die Bauern gefragt wurden, was sie dafür bezahlen wollten, antwortete ihr Sprecher: „Nichts!“ Denn sie hatten vor Jahren, als die heute noch im Betrieb stehende Waldbahn angelegt wurde, ebenfalls ohne Entschädigung ihre besten Gründe hergeben müssen. Da die Bauern bei ihrer Weigerung beharrten, mußte die Kommission unverrichteter Dinge wieder abziehen[3]).

Diese erwähnten Stammeseigenheiten wirken sich nun auch volkskundlich aus. Nach allen bisherigen Beobachtungen bewahren die Angehörigen des bayrischen Stammes ihr Volksgut viel reiner und länger als andere. Begünstigt wird dies auch durch die meist abgeschlossene Lage der Siedlungen, aber maßgebend ist doch auch hier die absondernde und abschließende Art der Bauern. Dies zeigt sich im Brauchtum ebenso wie bei der Sage[4]), beim Volkslied und beim Tanz[5]). Die Deutschböhmen in Galizien haben ihre eigenen Musikkapellen, während „sich die Pfälzer meist slawischer und jüdischer bedienen und vor allem im letzten Falle den modernen Tanzweisen Eingang gewähren“[6]).

(Schluß folgt.)

✦

[1]) Ebd.
[2]) Ebd. S. 181.
[3]) Nach mündlichen Mitteilungen.
[4]) Vgl. A. Rarafek, Das Sagengut der deutschböhmischen Siedlungen Galiziens (Karpathenland I. 1928. S. 126ff.).
[5]) Vgl. Karpathenland I. S. 55.
[6]) Kuhn, Die jungen deutschen Sprachinseln in Galizien S. 179.

Digitalisiert von Google

Kleine Beiträge zum südmährischen Hochzeitsbrauchtum

Von **Franz Breiner**

1. Der Hochzeitsmorgen im Hause der Braut

Am Hochzeitsmorgen kommt der Beistand des Bräutigams mit diesem und dessen Kranzelherren in das Haus der Braut und spricht: „Gelobt sei Jesus Christus! Im Namen der Dreifaltigkeit treten wir in das Haus herein und wünschen allen lieben Freunden einen guten Tag. Es wird wohl allen bekannt sein, daß hier vor einiger Zeit eine Hochzeit ist abgeredt worden und so kommen wir heut an, unseren Beruf zu bestätigen und bitten daher, uns die Braut vorzuführen."

Nun führen sie dem Bräutigam zuerst ein oder mehrere alte Weiber zu, und fragen ihn, ob dies die Rechte sei. Erst nach langem Suchen im Hause wird die richtige Braut gefunden.

Dann spricht der Beistand der Braut: „Nun führe ich dem Herrn Bräutigam und Herrn Beistand sein Begehren zu. Ich glaube und hoffe, daß dies diejenige sei, welcher sich unser Junghherr Bräutigam lebenslänglich verbinden will; so gelobe ich es Ihnen und bezeuge es vor der ganzen Freundschaft. Reichet beide einander die rechte Hand. Wir wollen Euch aus diesem Hause in das Haus Gottes führen, zu der seligen Jungfrau Marie, alldorten werdet Ihr empfangen das heilige Sakrament der Ehe, dazu helfe Euch Gott der Allmächtige, Vater, Sohn und heiliger Geist, Amen."

Nun tritt die Kranzeljungfer vor und übergibt der Braut einen Rosmarinstrauß, dem Bräutigam ein Taschentuch und spricht: „Jetzt ist sie da, die wichtige Stunde, wo ihr nicht nur Vater und Mutter, Bruder und Schwester, sondern auch das elterliche Haus verlassen müßt und einander in Kreuz und Leid und allerlei Widerwärtigkeit verbunden seid. Da fordere ich Sie auf, Herr Bräutigam, mir vor allen Hochzeitsgästen zu sagen, ob diese diejenige ist, die vor Ihnen steht."

Nachdem der Bräutigam die Frage bejaht hat, spricht die Kranzeljungfer: „Nun so übergebe ich Ihnen diese liebe Braut aus ihres Vaters Hand in eure Hand, aus ihres Vaters Brot in euer Brot, mögt sie führen über Weg und Steg, über Straßen und Gassen, über Wasser und Land, so wie auch heute zu dem christlichen Ehestand, wo ihr werdet verbunden sein mit einem starken Band, das durch keine Menschenhand kann aufgelöst werden als durch den grimmen Tod."

Dann kommt beiderseits die Abbitte an die Eltern.

Ähnlich dieser aus Philippsdorf-Borotitz mitgeteilten Form vollzieht sich die Brautübergabe auch in anderen südmährischen Orten, wenn auch die altherkömmlichen Ansprachen vielfach schon vergessen worden sind und dem Bräutigam die Sträuße in aller Stille von der Kranzeljungfer an Hut und Rock genäht werden. Doch war dem nicht immer so, wie aus einem von Marie Lattus in Taßwitz aufgezeichneten, bei der Übergabe

Digitalisiert von Google

von Kranz, Tuch und Zweig früher üblichen Spruche hervorgeht, der folgendermaßen lautet:

Kranzeljungfer: „Ist das die Jungfer Braut, die Ihr Euch auserwählt habt? Sie steht in eurer Eltern Macht und Kraft. So übergebe ich sie in Eure Macht und Eure Gewalt.

Zum erstenmal verehrt Euch die Jungfrau Braut einen Kranz[1]). Dieser Kranz ist zart und fein, aber ich sage Euch, in diesem Kranz werden viele Disteln und Dornen verborgen sein, wie schon manche Eheleute aus Eurer Verwandtschaft und Bekanntschaft erfahren haben.

Zum zweitenmale verehrt Euch die Jungfer Braut ein weißes Tuch zur Freud und Erinnerung an das Kleid ihrer Reinheit und Unschuld, welches sie heute bringet vor Gottes Hochaltar, daß Euer Wandel unbefleckt und Euer Ehestand ein heiliger sei. Dies vermögt ihr nicht allein durch Eure Macht, sondern nur durch Hilfe und Beistand Gottes. Wenn er Euch schickt Kreuz und Leid und allerlei Widerwärtigkeit, so tragen Sie es mit Geduld und denkt, wir haben es verschuldt. Denkt aber auch dabei, daß Gott jene liebt, die er heimsucht und betrübt.

Zum drittenmal verehrt Euch die Jungfrau Braut einen Strauß, damit ihr für sie waltet und streitet, sie führt über Wasser und Land, so wie ihr sie führet zum christlichen Ehestand.

Es segne Euch Gott, der Allmächtige, Vater, Sohn und heiliger Geist, Amen."

2. Rückkehr ins Hochzeitshaus nach der Trauung

Braut und Bräutigam gehen an der Spitze des Zuges. Sie finden das Haustor verschlossen. Auf ihr heftiges Pochen kommt von drinnen die Frage: „Wer ist draußen?" — „Mir, machts auf!" Nützt nichts. „Wer seid 's denn?" — „Oes kennt's uns eh, machts auf!" Endlich besinnt sich die Braut, daß sie ihren neuen Namen sagen muß. Nun wird das Tor aufgemacht, aus dem Hause kommt eine Frau und trägt zwei „Häferln" in Händen, von dem das eine Wein, das andere Wasser enthält. Wer von den beiden Brautleuten den Wein erwischt, wird ein Lump, sei es nun Mann oder Frau. —

Dann wird der Braut ein Laib Brot zur Tür herausgereicht, dazu ein hölzernes Messer, mit dem sie den Laib anschneidet. (Natürlich ist der Anschnitt schon vorher mit einem scharfen Messer geschehen.) Den Anschnitt, in dem oft ein Geldstück steckt, schenkt sie einem Armen, den verbleibenden Teil hebt sie oft durch Jahrzehnte sorgfältig auf, „damit das Brot im Hause nicht ausgeht". Sodann bekommt die Braut noch einen Besen, um vor der Tür zu kehren. Kehrt sie nach der Gasse zu, so kehrt sie das Glück aus dem Haus, kehrt sie gegen die Türe, so kehrt sie es ins Haus hinein. Zuletzt reicht man der Braut noch einen Teller voll Zuckerln und Backwerk, die sie unter die herbeigelaufenen Kinder auswirft; das soll die Freigebigkeit der Frau zeigen. Die angeführten Bräuche finden sich in einigen Orten vollzählig (Borotitz — Philippsdorf), in anderen nur zum

[1]) Gemeint ist der kleine Myrtenkranz, den der Bräutigam bei der Trauung auf dem Kopfe trägt.

Digitalisiert von Google

Teile. Die Darreichung von Wasser und Wein konnte ich beispielsweise für Poffitz, Borotitz, Philippsdorf, aber nicht für Hödnitz und Taßwitz feststellen.

3. Bräuche beim Hochzeitsmahle

Suppenspruch

Beim Auftragen der Suppe spricht der Speisenträger (Hochzeitsbursch) in Taßwitz:

„Da bring ich die Suppn voll Fliegen und Muckn, voll Würmer und Öfn, wem s' z' heiß is, soll sich's blos'n. Und Gott der allmächtige Vater g'seg'n uns die Suppn vor Fliegn und Muckn und daß uns kein Gingawitz in der Suppn herumspringt[1])."

Das Lichtauftragen

Bei Anbruch der Nacht kommt ein Hochzeitsbursche mit einer brennenden Kerze, um damit die Lampe anzuzünden. Das ist nicht leicht, da die schlimme Jugend die Kerze immer wieder ausbläst. Der schöne alte Spruch des Lichtaufträgers, den Vrbka in der Zeitschrift für österreichische Volkskunde, II., 1896, mitteilt, ist auch heute noch in vielen Orten, wenn auch mit Abweichungen, gebräuchlich. In Borotitz heißt er:

Der helle Tag hat sich geneigt,
Die finstere Nacht hat sich gezeigt.
Da hat mir Gott einen Stern gesandt,
Den soll ich nehmen in meine Hand,
Da hat mir Gott einen Stern gegeben,
Den soll ich auf die Tafel heben,
Auf die Tafel heben mit allem Fleiß,
Damit man sieht alle Richt und Speis.
Alle Richt und Speis nicht nur allein,
Sondern auch das Glas mit Wein,
Drum sollen alle Hochzeitsgäste recht
fröhlich und lustig sein!
Musikanten, spielt's auf!

In Taßwitz ist außer diesem noch ein anderer Spruch gebräuchlich, der wohl in Analogie zu dem obigen gebildet wurde (statt des Vergleiches des Lichtes mit dem Sterne finden sich Beziehungen zwischen Licht und Mond), und der in Bau und Ausdrucksweise seinen jüngeren, eigenpersönlichen Ursprung noch deutlich erkennen läßt. Er heißt:

Weil's ollawal so finsta is
Do draußn bei da Nocht,
So hod unsa Herrgod mit klorn Vastond
Den Mond am Himml gmocht.
Denn, geht ma aus dem Wirtshaus z'haus,
So guckt der Mond von Himml raus,
Dos is am freilich recht.

[1]) Vergleiche: Anton Vrbka, Sitten und Gebräuche im südwestlichen Mähren. ZfVk., II., 1896.

Digitalisiert von Google

Weils in da Stum so finsta is,
Drum wollt i den Mondschein holn;
Derwal sogt unsa Herrgott glei:
Bei uns, da wird nix gestohln.
Do bin i holt zum Fürnberg[1]) gerennt
Und ho ma um a Vierkreuzastück
Die schöne Kerz do kaust.

Und hob' s' in Leuchta einigsteckt
Und hob s' a onzündt schnell,
Wal i hob ma denkt, der Herr Bräutigam
Hot grod ka Strafhölzl.
Wal dem in Herzn brenna duat
A Feua, gwaltig groß;
Die Braut hot von den Feua gfongt,
Die Gschicht, die wird famos.

Drum wünsch i, daß dos Feua brennt;
Und immerhin a guats,
A langes, schöns und glücklichs Lebn,
Solang ihr leben duats."

Noch ein dritter Spruch ist in Taßwitz gebräuchlich, der gleichfalls zweifellos jüngeren Ursprungs ist:

„Hier bring ich ein Licht mit einem Spruch und was ich sag, ist alles Lug. Drum ist er auch sobald nicht gar und ist davon kein Wort nicht wahr. Zu Gerstenfeld und Naschetitz und Raufenbruck und Grillowitz, in diesen Ländern war ich schon, die sangen dort bei Rußland on. Und wann in diesen Ländern Hochzeit is, so weiß ich auch ganz gewiß die Speisen aufzuzähln. Wenns die Hochzeitsgäst grod wissn wolln:

Hemdknöpf (nach einer andern Aufzeichnung: „Hennkröpf") in der Suppn, einen gebratenen Hasen in der Butten. Heringsleber mit Fisolen essen am liebsten die Polen. Krebsnian tuan d' Italiener liabn, windverdrahte Somstanocka tuan uns die Leut zaunlocka (?). Zum Trinken ist genug vorhanden, doch am meisten saufen die Musikanten. Den Wein, den hom s' weit hergeführt, dos hob i gleich beim erstn Liter gespürt; daß er sauer is, dos muß man schon sagn, i hob glaubt, af Fraunzn geht mein Magn. Hätt i um fünf Liter mehr getrungen, wär' ich wirklich aufgesprungen. Meine Schuldigkeit hab ich getan, mit weiten sangt ein andrer an."

Die verbrannte Schürze der Köchin.

Während des Hochzeitsmahles kommt einer der Hochzeitsgäste mit einem glimmenden Lappen und einem Teller (oder einem Schöpflöffel)

[1]) Fürnberg = Führenberg, der Name einer im Bezirke ziemlich verbreiteten jüdischen Kaufmannsfamilie.

Digitalisiert von Google

zur Stube herein, teilt mit, daß sich die Köchin die Schürze („Fürsteck") verbrannt habe und fordert die Gäste auf, Spenden für eine neue zu geben. In Taßwitz ist hiebei folgende Ansprache üblich:

„Alle meine Herren, Frauen und Jungfrauen! Ihr werdet Euch wohl zu erinnern wissen, daß ins hat die Köchin viel Speisen kocht und hat ins alls recht gut gmacht. In die Suppn hat s' ins was einkocht, zum Fleisch hat s' ins a Zuspeis gmacht, der Gans hat s' die Haut ognoscht, oft hat s' as holt af d' Kotz gebn — no, do hot s' holt wos plauscht —, das Bacht hot ihr a nid grodn (— wer keins ißt, dem kann 's nid schodn! —), oft hot s' 9 Seidl Wein trunkn, oft hot s' a bißl an Spitz kriagt, oft hot s' en Sporherd für an Sessel gholtn und hot si draufgsetzt und hot ihr das Erschloch verbrennt, ofta hot s' ihr en Fürsteck vabrennt. So tat s' enk schön bitten, ihr möchts ihr wos schenka, sunst tat sa sie no bei da Oxl aufhänga. Sands Guldn oda Tola, das is ihr a Nutzn und euch a Ehr, sunst gibt s' moring af ka Glasel Branntwein her und sechts enga Lebtag kan Kreuza mehr."

Die verdeckte Schüssel

Aus Poffitz und Großgrillowitz wurde mir mitgeteilt, daß beim Hochzeitsmahle der Braut eine verdeckte Schüssel zugeschoben wird, in der sich die „Gansbutschn", also das Brustbein der Gans, befindet. Man sieht darin eine Anspielung auf die im Volksmunde „Butschn" genannte Kinderwiege und es gibt immer ein großes Hallo, wenn die Braut die Schüssel mit gut gespieltem Unwillen zur Seite schiebt. In Borotitz und Philippsdorf enthält die Schüssel zwei kleine Püppchen, ebenso in Taßwitz. Auch Kinderwäsche schickt man der Braut auf diese Weise zu oder ein Spanferkel aus gebackenem Kuchenteig, durch das oft eine Stricknadel gezogen wurde. (Borotitz und Philippsdorf.) Aus der Art und Weise, wie die Braut dieses Backwerk anschneidet, schließt man, ob sie klug oder unklug ist. Die Unkluge schneidet den Kopf ab, die Kluge den Hinterteil; die Kluge zieht vor dem Anschneiden die Stricknadel heraus, die Unkluge sägt erst lange darauf herum, zum großen Gelächter der Gäste.

Das Handwasser

Um Mitternacht wird die Tafel abermals gedeckt. Das Hauptgericht bei dieser Mahlzeit, dem „Truchsoßessen", ist saurer Hase mit Knödeln. Vor dem Hasenessen wird in vielen Orten (Poffitz, Grillowitz, Borotitz, Philippsdorf seien als Beispiele genannt) von einem Hochzeitsburschen das „Handwasser" mit folgender Ansprache gereicht:

Alle meine Herren, Frauen und Jungfrauen! Ihr werdet euch wohl zu erinnern wissen, daß ich euch verschiedene Speisen aufgetragen habe, gesalzene, geschmalzene, gesottene, gebratene; jetzt bringe ich euch noch eine Speise, die ist nicht gesalzen, nicht geschmalzen, nicht gesotten, nicht gebraten, sondern nur helles, klares Brunnenwasser. Sollten sich meine lieben Hochzeitsgäste die Hände besudelt oder beschmudelt haben, so bitte ich sie, dieselben in meinem Handwasser abzuwaschen und an meinem Handtuch abzutrocknen. Nun bitte ich, mir ein paar Zehnerln oder Fuzgerln

Digitalisiert von Google

hineinzuwerfen. Gibt einer oder der andere mehr, so ist's mir vom Nutzen und ihm zur Ehr[1])."

◆

Noch eine interessante Einzelheit möchte ich hier erwähnen: Eine alte 80jährige Frau in Borotitz erzählte, daß Hirsebrei früher bei jeder Hochzeitstafel ausgeteilt wurde, und zwar folgendermaßen: Aus dem heißen Brei wurde mit einem Löffel eine Nocke herausgestochen, rasch in geriebenem Lebkuchen gewälzt und dem nächsten Gast sofort in die bloße Hand gelegt. Dieser warf sie seinem Nachbar zu, der wieder seinem Nebenmann usw., von einer Hand in die andere, bis der Brei endlich so weit erkaltet war, daß er zum Munde geführt werden konnte. Das erregte die größte Lachlust bei den Gästen; eine besondere Bedeutung wurde diesem Brauche jedoch nicht beigemessen. Jedenfalls wäre es wichtig, festzustellen, ob von diesem Brauche auch in anderen Gemeinden Südmährens etwas bekannt ist. Merkwürdig ist, daß die Einhebung der Sammelspenden für die Köchin, gleichgültig, ob sie mit dem Schöpflöffel oder mit dem Teller geschieht, auch heute fast überall der „Breilöffel" heißt. Es ist leicht möglich, daß da irgendwelche Zusammenhänge bestehen. Wer könnte zu deren Aufklärung beitragen[2])?

Die Wunderlampe

Märchen aus Ober-Turtz in der Kremnitzer Sprachinsel (Slowakei), aufgezeichnet von **Alfred Karasek-Langer.**

Es war ein Drachen und der ist kommen auf ein Feld zu die Hirten, und hat gefragt zu die Buben, welcher von ihnen sechs Jahre alt ist. Hat sich einer gemeldet, daß er ist sechs Jahre. Jetzt hat der Drach ihn gefragt, ob er nicht möchte zu ihm in Dienst kommen. Hat der Bub gesagt: ja, er möcht gehn, er hat so niemanden, nur die Mutter allein und sie sind sehr arm. „No also dann", sagt der Drach, „komm, gehn wir zu deiner Mutter!" Jetzt hat er ihn schon ausgefragt, den Bub, über den Weg, ob er wirklich keine Verwandten nicht hat. Hat er gesagt, er hat niemanden, nur die Mutter allein. Also sie sind hingekommen, hat der Drach gesagt: „Grüß dich Gott, Schwägerin!" Sie hat ihn angeschaut und hat ihm gesagt, sie kennt ihn nicht. Da hat er gesagt: „Ja, du warst sehr klein, wie ich bin fort von da und jetzt bin ich wieder kommen!" Dann hat er sie gebittet, ob sie ihm nicht möchte den Buben in Dienst geben. Da hat sie gesagt, sie hat auch so nichts zu essen, und wenn es ihm wird gut gehen, so möchte sie ihn hingeben.

---

[1]) Vergleiche auch Vrkla, Sitten u. Gebräuche im südwestlichen Mähren, ZföVk., II., 1896, der den Brauch ausführlicher schildert und den Spruch in einer abweichenden Form wiedergibt.

[2]) Die Mitteilungen über die geschilderten Hochzeitsbräuche aus Borotitz und Philippsdorf erhielt ich von Frau Maria Müllner, Beamtensgattin in Philippsdorf bei Znaim, 58 Jahre alt; die Mitteilungen über Taßwitz und Poffitz stammen von meiner Schwester, Lehrerin Ottilie Breiner in Hödnitz, 42 Jahre alt.

Digitalisiert von Google

Dann ist er fort mit dem Buben, sind sie weit gereist, und über den Weg hat er ihm erzählt: sie werden kommen zu einem Stein, der Stein wird sein über die Mitten auf zwei Teile geteilt, dort wird ein Loch sein und daß er ihn wird dort hereinlassen. Er hat dem Buben noch gesagt, daß er ihm einen Ring wird übergeben, den soll er dort reiben. Dann werden sechs Geister zu ihm kommen, die werden fragen, was er wünscht, und die soll er bitten um ein Licht. Dort werden viele Lichter brennen und über die Mitte wird sein eine Lampe, die wird nicht brennen. Die soll er herunternehmen und sie dann herausbringen. Also das hat er alles zugehört, der Bub, und wie sie sind hingekommen zu dem Stein, da war auch der Stein schon offen auf zwei Teile. Da hat ihm der Drach auf einen Strick heruntergelassen, und den Ring hat der Bub bei sich gehabt auf seinem Finger. Wie er unten war, hat er dran gerieben, da sind die sechs Geister zu ihm gekommen geloffen: „Mein junger Herr, was wünschen sie?" Er hat gesagt, er möcht sich wünschen ein Licht, da haben die Lichter gebrannt und die schwarze Lampen hat nicht gebrannt. Da ist er hingegangen und hat sie sich heruntergenommen, und wie er sie einsteckt, da hat er gesehen viel Gold, Silber und Diamanten drinnen in der Höhle, daß alles hat geglanzt. So hat er sich gedacht, er ist arm, er wird sich was hereinstecken, hat sich sein Rock ausgezogen, die Ärmel zugebunden und viel hereingesteckt von dem Gold und dem Silber.

Der war lange drinnen in der Höhle und der Drach oben hat immer gerufen: „Heraus, heraus!" und durch diese Zeit ist wohl die Stunde aus, ist das Loch zugegangen und mein Bub ist drinnen geblieben in dem Loch. Jetzt war er lange Zeit drinnen, dann hat er dort gearbeitet über die Erde, hat aber heraus nicht können, und nicht öffnen, und zu essen hat er doch genug gehabt. Ist ihm in Sinn gekommen, er wird probieren über den Ring zu reiben, ob die sechs Geister wo noch zu ihm kommen. Und richtig sind sie auch zu ihm gekommen und haben wiederum gesagt: „Mein junger Herr, was wünschen sie sich?" Er hat gesagt, er ist da herein und er möchte gern wollen zu Haus, zu seiner Mutter, und er kann nicht. Da haben die sechs Geister gesagt: o ja, was er wünschen wird, das werden sie ihm tun. Dann haben sie das Loch geöffnet und durch die Luft sind sie mit ihm bis zu seiner Mutter Haus geloffen, und haben ihn hingestellt. Er hat das Silber und das Gold mitgehabt, und die Geister sind wiederum verschwunden. Wie er ist hineingekommen, hat er schön gegrüßt die Mutter, aber die Mutter hat ihn schon bald nicht mehr erkannt, weil er schon so stark war. Und sie hat geweint, die Mutter, weil sie hat gedacht, daß er schon tot ist, weil sie so lange Zeit nichts gehört hat gehabt von ihm. No, dann hat er ihr schon gegeben von dem Gold, und sie soll gehen einkaufen. Da haben sie schon besser gelebt mit der Mutter, und den Ring und die Lampe hat er dann schon bei sich behalten.

Von dort nicht weit, in der Hauptstadt, dort hat der König gewohnt. Einmal hat der König lassen austrommeln, daß er mit seiner Tochter in das Bad geht und daß sie niemand darf anschauen. Er hat das gehört, der Bursche, und dann hat er gerieben über den Ring, sind seine sechs Geister gekommen und haben wiederum gefragt: „Mein junger Herr, was wünschen

Digitalisiert von Google

ſie?" Dann hat er geſagt: er wünſcht ſich, ob er nicht könnte dem König ſeine Tochter anſchauen, ſie iſt grad jetzt im Bade drinnen. Sagen ſie: ja, was er ſich wünſcht, das können ſie tun. Dann haben ſie ihn genommen und haben ihn in das Bad hin, in einer Eck hinein. Sie hat ihn nicht geſehen, die Königstochter, aber er hat ſie geſehen, wie ſie ſich hat hingeſtellt und wie ſie ſich hat gebadet. Er hat ſie ganz angeſchaut, und wie ſie fertig war mit dem Baden, da haben ihn wiederum die Geiſter genommen und haben ihn zurückgetragen in ſein Haus. Da war er ganz verliebt in ihre Schönheit. Da hat er ſich nur noch gedenkt, was er ſoll tun, daß er ſie möchte zur Frau bekommen, dem König ſeine Tochter. Dann iſt ihm eingefallen, er wird wiederum reiben über den Ring, und wird ſich bitten, ob er nicht wird bekommen ſo eine Tatze (= Taſſe oder Schale), was noch nie ein König hat geſehen, ſo eine ſchöne Tatze. Und er wird ſie dem König bringen und ihn bitten, ob er nicht wird ſeine Tochter bekommen zur Frau. Wieder hat er gerieben über den Ring, und richtig ſind die ſechs Geiſter gleich dageweſen und haben gefragt: „Mein junger Herr, was wünſchen ſie ſich?" Er hat ihnen geſagt, ob er nicht könnte ſo eine Tatze bekommen, was noch nie ein König hat geſehen. Da haben die ſechs Geiſter geſagt: ja, er kann ſo eine Tatze bekommen, und jetzt hat er bald vor ſich gehabt die Tatze. Dann hat er geſagt zu ſeiner Mutter: alſo ſie ſoll zum König gehen und ihm das Geſchenk hingeben, und ſoll ihn bitten, ob ihr Sohn nicht möchte bekommen die Tochter zur Frau. Dann hat die Mutter geſagt: „Mein Sohn, wir ſind ja ſehr arm und du möchſt wollen eine Königstochter heiraten?" Hat er drauf geſagt: „Das macht nichts liebe Mutter! Geht's nur und ihr werdet ſchon hören, was er euch wird ſagen!"

Dann iſt ſie gegangen und hat mitgenommen die Tatze, aber ſie hat nicht gewußt, was dort drinnen iſt. Sie iſt bis hingegangen zum König ſein Schloß, da haben ſie ſie nicht wollen hereinlaſſen. Drauf hat ſie geſagt: daß ihr Sohn hat geſchickt ein Geſchenk dem König, und ſie ſollen ihm melden, daß ſie hier iſt. So ſind ſie gegangen melden und hat er auch gleich erlaubt, ſie ſoll hinaufkommen zu ihm. Dann iſt ſie hinaufgegangen, und wie ſie iſt zur Tür gekommen, iſt ſie auf die Knie gefallen, und kniend iſt ſie bis zu ihm ſeinen Tiſch gegangen. Dort hat ſie ihm geſagt, wie ſie ihn getitelt hat, weiß ich nicht, daß ihr Sohn hat ein Geſchenk geſchickt, und hat gefragt, ob er nicht möchte die Königstochter können zur Frau bekommen. Da hat der König die Tatze übernommen. Wie er ſie hat aufgemacht, da hat das ganze Zimmer geglanzt von der Tatze, ſo ſchön war ſie. Drauf hat der König geſagt, wenn ihr Sohn noch ſolche zwölf wird ſchicken, dann wird er die Tochter bekommen, aber früher nicht. Das hat er ſich dann behalten, die Tatze, und die Frau iſt zu Haus gegangen.

Dort hat ſie dem Sohn geſagt, wenn er ſolche zwölf wird ſchicken, dann bekommt er die Frau, aber früher nicht. Drauf hat er geſagt zu der Mutter, ach, iſt gut, er wird ſchon trachten, daß es wird gut werden. Darauf hat er ſich gedenkt, jetzt wird er ſich probieren über die Lampe, was das bedeutet. Die Lampe war noch einmal ſo ſtark wie der Ring, und anſtatt ſechſe ſind zwölf Geiſter gekommen und haben wiederum

Digitalisiert von Google

gesagt: „Mein junger Herr, was wünschen sie?" Er hat sich schon gehabt ausspekuliert, was er sich soll wünschen. Da hat er sich gewunschen zwölf Kutscherkutschen, zwölf Paar Pferde, zwölf Frauen, und eine jede Frau soll solch eine Tatze in der Hand haben. Auf der elften Kutsche sollen zwei Frauen sitzen und auf der zwölften Kutsche, daß er soll allein sitzen. Das hat nicht lange gedauert, abends hat er gerieben, und in der Früh war alles vorbereitet, waren schon die zwölf Kutschen, die zwölf Paar Pferde, die zwölf Frauen da und jede hat gehabt so eine Tatze in der Hand. No, dann, wie das alles fertig war, hat er sich hineingesetzt in die erste Kutsche, und die andern sind nach. Dort war schon in der Burg der Posten, daß er kommt, und hat alles schon aufgemacht, und er ist hineingefahren. Der König hat die Tatzen übernommen und hat ihm auch schon seine Tochter übergeben, und es war auch gleich die Hochzeit.

Da haben sie gelebt a Zeit. Auf einmal sagt er zum Schwiegervater, zum König, er soll mit dem Nachbarn einen Krieg anstellen. Der Schwiegervater hat ihm gesagt: „Ja, mein Kind, wir sind zu schwach, wir können gar keinen Krieg machen, wir möchten alles verlieren!" Da hat er gesagt, er soll sich nicht fürchten, er soll nur den Krieg ansagen, und es hat wiederum gesagt der Schwiegervater: „Nein, wir können nicht, wir sind zu schwach!" Da hat er gesagt, wenn sie sind zu schwach, dann wird er allein gehen und wird allein Krieg führen, und so hat sich dann der Schwiegervater eingestimmt auf das. Man hat ihm alles gerichtet, daß er allein geht, und es ist auch gewesen bestimmt der Tag, die Stunde, wo er wird losgehen. Er hat sich lassen ein Pferd satteln und zwei Säbel, auf jede Seiten einen, und so ist er abgereist von der Stadt. Wie er ist auf das Feld kommen, die Lampe hat er bei sich gehabt und auch den Ring, wie er schon in die Not ist gekommen, wo der Feind war, da hat er gerieben über die Lampe. Sind die zwölf Geister über ihn gekommen: „Mein junger Herr, was wünschen sie?" Er wünscht, ob er nicht das ganze Militär, was auf ihn warten tut, es nicht könnte erobern. Da haben sie ihm gesagt: „O ja, mein junger Herr, was sie sich wünschen, das werden wir ihnen können tun!", und er ist schon drauf losgeritten. Der Feind hat auch nicht viel Militär aufgestellt, weil sie haben gewußt, daß nur ein Mensch kommt, da brauchen sie nicht so viel Militär. Wie er ist in die Nähe gekommen, hat er die zwei Säbel gezogen und wie er ist geritten und hat gefechtet, so sind die Soldaten alle hingefallen, weil die Geister sind vor ihm geritten und haben gespieben Feuer herunter, und die Soldaten sind alle gewesen tot.

No, dann hat er alles erobert, da hat ihn der Schwiegervater gleich zum Kronprinzen gemacht, durch das, weil er hat so ein großes Stück Land erobert. No, dann haben sie gelebt mitsammen im Königreiche lange Zeit. Einmal sagt der Schwiegervater zum Schwiegersohn: „No, die Burg ist zu klein für uns zwei, wir werden eine größere bauen. Dort ist ein Platz, dort möcht es gut sein, wo wir eine frische Burg bauen!" Dann hat der Schwiegersohn gesagt: „Bis wann wird die Burg fertig sein?" Der Schwiegervater hat gesagt: daß sie die Burg haben 50 Jahre gebaut und war noch nicht fertig, und es wird noch längere Zeit dauern, bis die neue Burg wird fertig sein, weil sie soll sein noch viel größer. Drauf sagt der

Digitalisiert von Google

Schwiegersohn: „Lieber Schwiegervater, ich hab bis morgen fruh noch tausend Mal eine schönere fertig, nicht aber noch bis fünfzig Jahre!" Da hat der Schwiegervater gesagt, das kann nicht möglich sein, der Schwiegersohn aber hat gemeint, er wird es ja morgen sehen.

So sind sie gegangen schlafen, aber der Schwiegersohn ist weg und hat die Lampe genommen, hat gerieben über die Lampen. Dann sind die zwölf Geister gekommen geloffen und haben wieder gesagt: „Mein junger Herr, was wünschen sie sich?" Hat er gesagt, er möchte sich wünschen eine Burg, tausend Mal schöner als der König hat, und auf dem Platz, was dafür bestimmt war. Haben die Geister gesagt: „Ja, mein junger Herr, das werden wir ihnen tun!" und dann ist er schlafen gangen. In der Fruh ist er zeitlich aufgewacht und ist gangen schauen, ob schon das Haus steht, und richtig hat schon das Haus gestanden auf dem Platz. Er ist gleich herunter, hat sich angezogen, und wie er ist herunter gekommen zum Tor, haben sämtliche Schlüssel gesteckt. Er hat aufgemacht und ist gleich gegangen alles anschauen, und wie er alles hat gesehen, da hat er alles abgesperrt, die Schlüssel zu sich genommen und ist zurückgegangen in sein Zimmer, aber schlafen ist er nicht mehr gangen. Hat gewartet, bis der Schwiegervater schon bald wird aufstehn, vor Freude. Wie er hat gehört, daß er schon auf ist, ist er gleich hingeloffen und hat sagt, er soll schauen das neue Haus. Dann hat der Schwiegervater gesagt: das ist nicht möglich, das ist nicht wahr, was er ihm sagt. Drauf hat er gesagt: „Ja, ja, ja, es ist fertig!", er soll nur kommen schauen! „Es ist nicht möglich!" „Wenigstens kommen sie zum Fenster schauen, ein bißl herausschauen!" Da ist er doch bis zum Fenster hingegangen und hat gesehen, daß richtig das Haus fertig war. So hat er sich schnell angezogen und dann ist der Schwiegersohn mitgegangen und sie haben alles angeschaut. Der hat schon gewußt, was alles drinnen ist, und der Schwiegervater war voller Freude, was er sich alles hat können zeigen lassen. Dann ist der Junge gleich gegangen dorthin wohnen, der Kronprinz, und der Schwiegervater ist im alten Schloß geblieben. Wie er schon dort wohnt, hat er sich gedenkt, jetzt wird er sich ein Zimmer auswählen für die Lampe, die alte, schwarze Lampe, und hat sie nicht mehr bei sich herumgetragen. Dann haben sie lange noch gewohnt drinnen.

Einmal hat der alte Drache das gehört, daß dort und dort einer ist so reich geworden und hat können bekommen die Königstochter zur Frau. Er hat sich gedenkt: wer weiß, ist das nicht der Spitzbub, was er hat dort hineingelassen in das Loch, und was ist nicht mehr zu ihm herausgekommen. Da ist der alte Drache gangen bis zu der Stadt dorthin und hat alles ausgefragt, und ist in ein Lampengeschäft hineingegangen, und hat Lampen gekauft, viele neue. Wie er die Lampen hat gehabt, ist er hingegangen zu dem Haus und hat geschrien: „Wer will neue Lampen für alte, wer will neue Lampen für alte!" Der Kronprinz war gerade nicht zu Haus, wie er ist dorthin. Er ist ums Haus rumgegangen und hat gerufen, er gibt neue Lampen für alte. Die Frau hat schon gehabt die Lampe gesehen, weil sie alle Zimmer ist gangen anschauen. So hat sie gewußt, daß dort ist eine alte Lampe, und der hat immer um das Haus herum

Digitalisiert von Google

gerufen, er gibt neue Lampen um alte. Ihr ist das in Sinn gekommen und hat der Köchin gesagt, sie soll runter gehen, sie hat eine alte Lampe, sie wird sie ihm geben, daß er aufhört zu schreien. Und ist gangen in das Zimmer, hat die Lampe runtergenommen, und hat sie rausgebracht. Wie er hat gesehen die Lampe, war er voller Freude und hat ihr dann die schönste Lampe gegeben für die alte. Wie er die hat gehabt, ist er gleich fort und hat nicht mehr nichts geschrien: um alte Lampen gibt er neue, und sie haben ihn auch nicht mehr gesehen dort mit die Lampen.

Abends, wie der Kronprinz ist nach Haus kommen, hat ihm schon die Frau erzählt, was für eine schöne Lampe sie für die abgerauchte alte bekommen hat. Er hat sie gleich auf den Kopf geschlagen: „Schau, was hast du gemacht!" und ist umgekehrt, und nicht mehr in das Haus hinein, und ist fortgegangen, auch nicht mehr in der Stadt geblieben. Er ist von Dorf zu Dorf gegangen und in einem Dorf hat er übernachtet. In der Früh stehen sie auf, in der Stadt, war kein Haus, keine Bedienung, keine Frau nicht mehr da, der Platz war so wie früher. Jetzt hat der König nachgefragt, weil sie haben gehört, daß er weg ist, der Kronprinz, ob sie nicht wissen, wo er ist. Sie haben gesagt, dort und dort, und daß er auch übernachtet hat da, so haben sie ihn aufgefunden, gefangt und gleich zum König gebracht. Da hat der König gesagt, wenn seine Tochter ist umkommt, so muß auch er umkommen. So hat er ihn verurteilt zum Galgen, hat ihn gleich lassen einsperren. Wie sie ihn schon haben wollen zum Galgen führen, da hat er gebittet, sie sollen ihm wenigstens noch vierundzwanzig Stunden frei geben, und wenn die vierundzwanzig Stunden werden rum sein, wird er selbst her kommen und dann sollen sie ihn aufhängen. Da hat ihm der König auch erlaubt das, dann haben sie ihn freigelassen und er ist weggegangen.

Er ist gegangen in eine Apotheke und hat sich gekauft Schlaftrunk. Wie er das hat gehabt, ist er hinaus aufs Feld. Wie er am Feld war, da hat er gerieben über den Ring, drauf sind die sechs Geister zu ihm gekommen und haben wieder gesagt: „Mein junger Herr, was wünschen sie?" und er hat gesagt, er wünscht sich das Haus wiederum zurück auf den Platz, wo es hat gestanden. Da haben sie ihm gesagt: „O nein, das können wir nicht, wir sind zu schwach dazu!" Dann hat er gesagt: ob sie ihn dorthin möchten bringen können, wo seine Frau ist. Da haben sie gesagt: ja, ihn können sie hin, aber das Haus nicht mehr zurück. Drauf haben sie ihn gepackt und sind gleich weg, es hat sich die Erde zerteilt, und sie sind in das Loch hinein, dort war alles, das Haus, die Frau, die Bedienung und alles war drinnen. Damals war grad der alte Drach nicht zu Haus, der war draußen. So ist er halt hinein und er ist gleich zu seiner Frau gegangen, und wie sie ihn hat gesehen, hat sie gleich angefangen zu weinen. Sie hat ihn gesagt: wo er ist hingekommen und daß jetzt der Alte will, daß sie ihn soll die Frau sein, und muß sein, und sie kann ihn nicht anschauen, den Drachen. Da hat er ihr gesagt: sie soll jetzt schnell in zwei Glas Wein eingießen, und hat genommen den Schlaftrunk, und hat ihr gegeben, sie soll sich gut merken, in welches Glas sie das hinein-

Digitalisiert von Google

gießt, und das Glas soll sie dann dem Drach geben. Ihn aber soll sie in den Kasten einsperren, derweil.

Also dann ist der Drach gekommen, und sie ist ihm gleich entgegengeloffen und hat ihn gepackt, geküßt und hat ihn gesagt: no, von jetzt ab wird sie schon sein seine Frau und sie werden gut leben zusammen. Er war darüber sehr froh, und sie hat ihn genommen bei der Hand und ist hingegangen zu die zwei Gläser, und hat gesagt: „Also, jetzt werden wir lustig sein", und wer von ihnen früher das Glas wird haben ausgetrunken. Jetzt hat er genommen sein Glas und jetzt hat sie genommen ihr Glas und haben ausgetrunken alle zwei. Wie das war ausgetrunken, ist er gleich am Rücken gefallen, und sie ist hingeloffen zum Kasten und hat aufgesperrt, wo er eingesperrt war, ihr Mann im Kasten. Er ist herausgekommen und ist hingegangen, hat den Säbel gezogen und hat dem Drach gleich den Kopf heruntergehauen. Er hat ihm den Rock aufgemacht, dort hat er die Lampe drinnen gehabt, und hat sie rausgenommen und zu sich genommen. Dann hat er ihm herausgenommen die Zunge und hat sie auf neun Hotter (= Hutweiden) zertragen, auf jeden ein Stückl, und ihn hat er lassen begraben.

Danach hat er gleich gerieben auf der Lampe und sind die zwölf Geister gekommen und haben wieder gesagt: „Mein junger Herr, was wünschen sie?" No, jetzt hat er wieder gewünscht, das Haus soll dort stehen, wo es ist gestanden. Sie haben gesagt: „Ja, mein junger Herr, was sie wünschen werden wir tun!" und bei der Nacht ist das wiederum zurückgegangen auf den alten Platz. In der Fruh sind sie aufgestanden in der Stadt, sehen — ah, das Haus steht schon wiederum wie früher. Da ist er hingangen zum König und ist auf die Knie gefallen und hat gebittet ihn, er soll ihm das alles verzeihen, und dann haben sie dem König das alles verzählt, was ist gewesen mit der Lampe und dem Drach. Das hat der König verziehen, und weil der Drach ist tot gewesen, haben sie glücklich gelebt bis an ihr Ende und haben keine Not mehr gehabt[1]).

Die Bräuche und der Aberglaube bei dem Bau eines Hauses in Karpathenrußland

Von **Petr Bogatyrev**

Die mit dem Bau eines Hauses verbundenen Bräuche und der Aberglaube wurden von mir im Dorfe Horinčevo (früher Gau Marmaroš) am 11. Jänner 1930 von zwei Personen, von einem schriftkundigen 56 bis 57jährigen Bauern, Kanjuka Miter, und vom schriftkundigen Richter des Dorfes M. Bobyk mit Spitznamen Kušnir aufgezeichnet. Ich führe zuerst die Mitteilungen von Kanjuka an und bringe dann als Ergänzung die Mitteilungen vom Dorfrichter Bobyk.

[1]) Zur arabischen Erzählung von Aladdins Wunderlampe vgl. die Lit. bei Bolte-Polívka, Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, II. Bd., S. 547ff. Vgl. ebd. S. 205f.

Digitalisiert von Google

Bei der Befragung dieſer zwei Bauern benützte ich ein Programm das dem Artikel von Ljudmyla Ševčenko: Zvyčaji, zvjazani z zakladynami budivli beigegeben worden iſt. Außerdem ergänzte ich mein Material mit Ausſagen über die Bräuche beim Bau eines Hauſes, die ich i. J. 1923 in Karpathenrußland von den angeführten Perſonen aufzeichnete: von dem Prieſter Bačinſkij des Dorfes Ljuta (im früheren Ungvarer Gau), der im Dorfe geboren wurde und von dem Lehrer des Dorfes Vyška und dem Lehrer Boň, der i. J. 1923 in Huſt wohnte, aber bis dahin in vielen Dörfern Karpathenrußlands unterrichtete, ſo daß ich ſeine Ausſagen nicht auf Huſt allein bezogen wiſſen will.

Anmerkungsweiſe führe ich noch die Ausſagen über die Bräuche in der Slowakei an, die ich Ende Dezember 1929 im Dorfe Važec von einem Bauer aufzeichnete. Die Quelle iſt immer vermerkt.

In den Anmerkungen zitiere ich die letzten Arbeiten und Materialen, die ſich auf die von mir behandelten Fragen beziehen. Leider waren mir zwei Arbeiten von den oſtſlawiſchen Bräuchen bei dem Bau eines Hauſes unzugänglich: „Verchne-Volžskaja etnologičeskaja ekspedicija", 1926, S. 65—66, 13 und Seržputovſki: Prymchi i zababony belarusav paljašukov. Mensk. Belaruskaja Akademija Navuk. (Vorzeichen und Aberglauben der Polesje — Weißruſſen.) 8°, VII + 276.

Ich beginne mit den Ausſagen Kanjukas.

Man nimmt etwas Erde vom Platze, auf dem das Haus gebaut werden ſoll, und bringt es zu einer Wahrſagerin (prujma). Dieſe gießt geſchmolzenes Wachs in das Waſſer und ſucht auf dieſe Weiſe zu erfahren, ob die Wahl des Platzes richtig ſei[1]). Denn es iſt wichtig zu wiſſen, ob der Platz, auf welchem das Haus erbaut werden ſoll, „gut" iſt, denn die böſen Menſchen verunreinigen den Platz, auf welchem das neue Haus ſtehen ſoll[2]).

Im allgemeinen darf man das Haus an einer Stelle erbauen, wo früher das Haus eines anderen ſtand.

Auf einem Wege baut man kein Haus, weil auf einem Wege auch jedes unreine Weſen geht[3]).

Man darf das Haus auch nicht auf einer Stelle erbauen, wo früher ein oboroh[4]) ſtand.

Es iſt beſſer, das Haus auf einem Boden zu bauen, welcher ſchon geackert war. Als Kanjuka ſein Haus erbauen ſollte, baute er erſt Hafer an, weil der Boden noch nicht geackert war. Er hat aber dieſen Hafer nicht geerntet.

---

[1]) Vgl. Ljudmyla Ševčenko: Zvyčaji, zvjazani z zakladynamy budivli. Pervisne Hromadjanstvo ta joho perežytky na Ukrajini. Naukovyj ščoričnyk. Vyp. 1 i 2. 1926. S. 88—89; Dmitrij Zelenin. Ruſſiſche (Oſtſlaviſche) Volkskunde. Berlin und Leipzig. 1927. S. 287; Jan Stanisław Bystroń. Studya nad zwyczajami ludowymi. 1. Zakładziny domów. Rozprawy Akademii Umiejętności. Wydział Hystoryczno-filozoficzny. Serya II. Tom XXXV. (Ogólnego zbioru tom 60.) W Krakowie. 1917 S. 4—5.

[2]) Vgl. Bystroń. S. 2—3.

[3]) Vgl. Ševčenko. S. 88; Zelenin. S. 287; Bystroń. S. 3.

[4]) Eine Art gedeckter Schober.

Digitalisiert von Google

Man darf ein Haus nicht an einer Stelle erbauen, wo früher ein Friedhof stand.

In einem Dorfe starben in einem Hause Vater, Mutter, Sohn und Tochter. Im Hause trieben von nun an Gespenster ihr Unwesen. Deshalb verließen auch die Besitzer das Haus und niemand will seither den Platz kaufen[5]).

Das Bauholz von einem Hause, in welchem ein großes Unglück geschehen ist, wird nicht mehr als Bauholz verwendet, sondern es wird nur, wenn das Haus abgerissen wird, als Heizholz verkauft.

Wenn an einer Stelle, wo man ein Haus bauen will, ein Baum steht, so soll man diesen Baum mit seinen Wurzeln ausroden, denn ein Mensch will dort wohnen und Wurzel schlagen, darum dürfen dort keine Baumwurzeln sein[6]).

Das Haus darf man zu beliebigen Jahreszeiten bauen: im Winter, im Sommer, im Frühling und im Herbst.

Mit den Bauarbeiten soll man in einer Morgenstunde beginnen.

Man darf die Bauarbeiten an einem Montag, Dienstag, Mittwoch, sogar am Donnerstag anfangen, nicht aber an einem Freitag oder Samstag, also am Ende einer Woche[7]).

Als Bauholz nimmt man bloß jene Bäume, die beim Holzfällen auf die Erde niederfielen; falls ein gefällter Baum auf einen anderen Baum niederfiel, wird er nicht als Bauholz verwendet[8]). Ein vom Blitz gefällter Baum wird auch nicht für den Bau verwendet[9]).

Am Anfang der Bauarbeiten wird in zwei Ecken des Bauplatzes Geld gelegt, Silber- oder irgendein „blankes" Geld. Das Geld wird in die Ecken vom „gazda", vom Hausherrn also, selbst gelegt.

Bobyk (der Dorfrichter) hat über diesen Brauch folgendes erzählt: Man legt in die Erde, etwa in die Mitte des Platzes, wo das neue Haus erbaut werden soll, ein aus Holz verfertigtes Kreuz[10]); dann wird eine Krone, eine Münze, in vier Teile geschnitten und man legt in jede Ecke eins von diesen vier Stücken[11]). (Bobyk.)

Man besprengt den Platz, auf dem das Haus erbaut werden soll, mit Weihwasser[12]). In jede Ecke des zukünftigen Hauses legt man Münzen und in die Mitte des Hausplatzes ein Kreuz. (Boń.)

---

[5]) Vgl. Stevan Tanović. Srpski narodni običaji u Djevdjelijskoj kazi. Srpski etnografski zbornik izdaje Srpska Kraljevska Akademija. Knjiga XL. II od. Život i običaji narodni. K. 16. Beograd-Zemun. 1927. S. 295; Pierre Bogatyrev. Actes magiques, rites et croyances en Russie Subcarpathique. Travaux publiés par l'Institut d'études slaves. — XI. Paris. 1929. S. 132.

[6]) Vgl. Tanović. S. 295.

[7]) Vgl. Ševčenko S. 89; Bystroń. S. 2.

[8]) Vgl. Federowski M. Lud białoruski na Rusi litewskiej. Kraków. 1897. I. 358.

[9]) Vgl. Ševčenko. S. 89; Kolberg. Poznańskie. VII. S. 124.

[10]) Vgl. Ševčenko. S. 89; P. Bogatyrev. S. 50; Bystroń. S. 17—18.

[11]) Vgl. in der Slowakei (Bažec). Der Besitzer dieses Hauses legt Geld unter den Grundstein, das die Maurer nehmen und vertrinken. Vgl. auch Ševčenko. S. 89 bis 90; Zelenin. S. 288; Tanović. S. 295.

[12]) Bystroń. S. 17.

Digitalisiert von Google

Wenn das Haus fertig geworden ist, hängt man oben auf den Bau ein rotes Tuch aus und legt 5 Kronen dazu. Das Geld nimmt der Zimmermeister. Man pflegt auch ein rotes Tuch aus dem Fenster zu hängen, wenn im Hause ein Kind geboren wurde. Im letzteren Falle tut man das, um den bösen Blick zu entkräftigen. Beim Hausbau wird aber das rote Tuch nicht deswegen ausgehängt[13]). (Kanjuka.)

Wenn man mit dem Aufstellen des Hausdaches beginnt, so stellt man auch ein „grünes" Bäumchen auf und trinkt darauf, daß das Haus unter Dach ist. (Dorf Byška.)

Auf den Dachstuhl stellt man eine Fahne und ein Tannenbäumchen oder irgend ein grünes Bäumchen auf. (Boň.)

In einem neuerbauten Hause läßt man eine Katze und einen Hahn zurück. Diese Tiere dürfen dann vom Hausherrn nicht verkauft werden und leben somit bei ihm bis zu ihrem Tode. (Kanjuka.)

Man sperrt in ein Haus für eine Nacht eine Katze und einen Hahn ein, am besten schwarze, weil die „Schwarzen die besten sind". Falls es keine schwarzen gibt, nimmt man die Tiere in beliebiger Farbe. „Man darf diesen Hahn weder schlachten noch verkaufen". „Bei mir", erzählte der Dorfrichter, „lebte so ein Hahn vier Jahre lang, dann wurde er mir gestohlen." Der Hahn und die Katze werden eingesperrt, damit das „Unreine" im Hause an ihnen haften bleibt. (Bobyk.)

Durch das Fenster des neuen Hauses läßt man einen schwarzen Hahn und eine schwarze Katze (eine nichtschwarze Katze ist zwar auch gestattet, die schwarze ist aber besser) in das Haus hinein. Der Hahn darf nicht geschlachtet werden. (Priester Bačinskij.)

Beim ersten Betreten des Hauses wirft man einen Hahn hinein — nach dem Volksglauben muß der erste Mensch im neuen Hause sterben —, dieser Hahn darf nicht geschlachtet und nicht verkauft werden[14]). (Boň.)

---

[13]) Vgl. in der Slowakei (Bačec). Wenn das Haus fertig gebaut ist, stellen sie ein Bäumchen darauf und auf das Bäumchen hängen sie ein Tuch auf. Vgl. auch Sevčenko. S. 90; Zelenin. S. 288; Bystroň. S. 15—16.

[14]) Vgl. die Beschreibung einer ähnlichen Handlung in einem anderen Dorf Karpathenrußlands im Artikel von P. Světlik: Narodně pověrja, vorožki, primovki i obyčaě sela Imstičeva. — Bez. Verchovina. — „Podkarpatska Rus" Roč. VI. č. 6. Užhorod. Junij 1929. S. 146:

Wenn das neue Haus fertig und eingerichtet ist, so daß man es beziehen kann, läßt man in der ersten Nacht einen Hahn im Haus, damit er dort übernachte. Er erlöst vom nahen Tod und wenn ihm während der ersten Nacht nichts geschah, so kann man das Haus ruhig beziehen, weil es dort kein unreines Wesen gibt. Den Hahn darf man nicht schlachten, er muß selbst zugrunde gehen. Geschah aber etwas mit dem Hahn, daß dieser während der Nacht verschwand, so zeigt das, daß das Haus unglücklich ist. Wenn jemand den Wunsch hat, daß im neuen Hause nur Zwist in der Familie herrsche, so wird ein Hund und eine Katze in einen Sack gebunden und durch ein Fenster in das Haus gesteckt, wobei man sagt: „Es möge unter Euch kein Frieden und keine Liebe herrschen, wie sie unter Hunden und Katzen auch nicht ist." Vgl. mit dem letzten Satze eine großrussische Liebesentzauberung. Wenn man vom Hunde und von der Katze Haare nimmt, spricht man folgende Zauberformel dabei: „... Wenn Katze und Hund zusammenkommen, so schlagen sie sich, dasselbe geschieht, wenn ein Gottessklave und eine Gottessklavin zusammentreffen, sie prügeln und schlagen sich gleichfalls ..." (Mansikka. Zagovory

Digitalisiert von Google

Beim Umzug in das neue Haus trägt der erste, der das Haus betritt, einen warmen Brotlaib[15]). Der Hausherr richtet es so ein, daß ein Fremder das Haus als Erster betritt, damit der Hausherr nicht selbst nach dem Umzuge sterbe; falls aber kein anderer Mensch das Haus als erster zu betreten bereit ist, muß der Hausherr selbst der erste sein[16]).

Um das Haus einzuweihen, wird ein Priester eingeladen[17]). Nach der Weihe wird ein Mahl veranstaltet, zu welchem „die Witwen und die Ärmsten" eingeladen werden[18]). (Kanjuka.)

Wenn der Hausherr Geld hat, so läßt er sich einen Priester kommen, der ihm das Haus einweiht, hat er aber kein Geld, so benetzt er das Haus selbst mit dem Weihwasser. (Bobyk.)

Die Reichen laden zum Einweihen des Hauses einen Priester ein, was den Armen aber nicht gut möglich ist. (Boň.)

Kleine Mitteilungen

Die weibliche Volkstracht in der Wischauer Sprachinsel[1])

Die Frauen tragen hohe oder niedere Schuhe aus schwarzem Samt oder Tuch, die mit hellblauem Bande (Reineschi) geknüpft sind, orangegelbe Strümpfe, zwei bis drei Unterröcke aus weißer, gestärkter Leinwand, einen Oberrock aus rotem, gemustertem oder dunklem Stoffe; zum Kirchgang sind die Oberröcke aus schwarzer, glänzender Leinwand. Wochentags tragen sie breite Schürzen aus blauem Stoff oder schwarzem Cloth, die besseren Schürzen sind aus schwarzer Leinwand genäht. Die Schürzengürtel und Schürzenbänder werden mit farbiger Wolle gestickt. Um den Hals liegt eine hohe gehäkelte oder gestickte Halskrause (Tazl), die an einem „Miederl" angenäht ist. Über dasselbe kommt ein rot- oder mehrfarbiges „Jankerl", das vorn durch „Reineschbänder" zusammengehalten ist. Diese „Hakln" tragen nur erwachsene „Dirndeln", während die Schulmädchen die Ränder des Jankerl übereinandergeknüpft tragen. Die Kopfbedeckung ist ein rotes oder schwarzes Tuch (Advent, Fasten, Trauer), das um den Kopf geschlungen oder rückwärts gebunden ist. Bei schlechter Witterung werden Lederschuhe getragen und eine gewöhnliche schwarze Jacke aus Tuch. Im Winter vervollständigt ein mit Schaf-

---

Pudožskago uězda Oloneckoj gubernii. Sbornik filologický. Vydává III. tr. České Akademie věd a umění Sv. VIII. č. I. V Praze 1926. S. 222. Nr. 179. Vgl. auch Nr. 180 und 182.) Vgl. in der Slowakei (Važec). Diesen Brauch machten früher alle mit, jetzt aber nur einige. Aus Angst, daß der die erste Nacht im neuen Hause Schlafende sterbe, sperren sie einen Hund und eine Katze die ganze Nacht über ein. Vgl. auch Jelenin S. 287 und 288; Bystroň. S. 6—7, 9, 11—12.

[15]) Vgl. in Justičeva: An dem Tag, an dem man das fertiggestellte Haus wirklich beziehen will, muß man von vorhinein ein Brot, Kerzen und Münzen in die Mitte des gedeckten Tisches aufstellen. Das Brot bedeutet, es möge nie daran im Hause fehlen, die brennende Kerze bedeutet die Aufklärung im Hause und die Münzen, sie mögen im Hause immer anzutreffen sein. „Podkarpatska Rus" Roč. VI. č. 6. S. 146. Vgl. auch Ševčenko S. 92; Jelenin. S. 288; Bystroň S. 22—23; Tanović. S. 300.

[16]) Vgl. Bystroň. S. 6.

[17]) Vgl. Ševčenko. S. 90—91 und 92; Bystroň. S. 16; Tanović. S. 300.

[18]) Vgl. in der Slowakei (Važec). Wenn das Haus fertig dasteht, laden sie — damit das Haus auch glücklich sei — ihre Bekannten, Freunde und Verwandten ein und bewirten sie mit einer ganz gewöhnlichen Mahlzeit. Vgl. auch Ševčenko S. 90; Bystroň. S. 19—20; Tanović. S. 301.

[1]) Vgl. die Abbildung im letzten Heft.

Digitalisiert von Google

fell gefütterter Pelz, der ringsum verbrämt ist, die Kleidung. Außerdem nehmen die Frauen zum Kirchgange ein grünes Tuch um, das auch bei Regenwetter getragen wird. Die verheirateten Frauen und ledigen Mütter tragen unter dem Kopftuche eine Haube, deren viereckiger Rahmen sich rückwärts durch das Kopftuch erhebt. Die ledigen Mädchen haben im Zopfe ein prächtiges Band eingeflochten. Von rückwärts sind also Frauen und Mädchen wohl zu unterscheiden. Die Tracht ist ein ungeschriebenes Gesetz, dem sich alle fügen; Auflehnungen dagegen kommen nicht vor. Frauen, die nach den Dörfern Gundrum und Tschechen heiraten, Mädchen, welche ins Studium zur Stadt müssen, legen die Tracht ab.

Vissowitz. Ernst Eßler.

Der Prügelkrapfen

Das ist ein eigenartiges südmährisches Gebäck, das auf offenem Herde gebacken wird. Über einem Brunnengestell liegt eine Holzwelle, in die seitliche Stäbe eingesteckt sind. Die eingefettete Welle wird gedreht und der Teig wird langsam

längs der Welle daraufgegossen, so daß der Krapfen immer dicker wird. Nach dem Backen zieht man die Stäbchen heraus, auch die Welle wird entfernt. Ist der Krapfen ausgekühlt, wird er beriſt und verziert.

Iglau-Znaim. Ignaz Göth.

Digitalisiert von Google

Zum südböhmischen Volksglauben

(Umgebung von Kaplitz)

Daß der Landmann gegen das Überschreiten seines Kornfeldes im Herbst nichts einwendet, sagt die Redensart: Geht dir einer im Herbst übers Kornfeld, so trage ihm ein Stück Brot nach; geht er dir im Frühling übers Kornfeld, so geh' ihm mit einem Stecken nach.

Daß auf einem ungedüngten Acker die Kartoffeln nicht gedeihen, sagt der Spruch: Wo sich keiner niederlegt, dort steht auch keiner auf.

Von einem Baume, der zum erstenmal Früchte trägt, soll diese eine schwangere Frau pflücken, damit der Baum auch ferner fruchtbar bleibe.

Schließlich noch ein Heilmittel: Ein Überbein auf der Hand ist zu vertreiben, indem man am Friedhof von einem frisch geöffneten Grabe einen Menschenknochen nimmt und damit das Überbein dreimal kreuzweise bestreicht. Der Knochen muß genau so hingelegt werden, wie er genommen wurde. Dabei darf nicht gesprochen werden und beim Fortgehen darf man sich nicht umschauen.

Graßen. Augustin Galfe.

Der erste deutsche Volkskundetag

Dieser fand unter zahlreicher Beteiligung vom 22. bis 24. September in Würzburg statt. Eingeleitet wurde er durch die Jahresversammlung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde, dem derzeit 164 Vereine und wissenschaftliche Anstalten als Mitglieder angehören. Aus dem Bericht des Vorsitzenden Univ.-Prof. Dr. John Meier war ersichtlich, welchen gewaltigen Aufschwung die Arbeit des Verbandes und die deutsche volkskundliche Forschung nimmt. Von den Vorträgen des ersten Tages sind zu nennen: Prof. Dr. Lehmann, Der Wert der Flurkarten für volkskundliche Forschungen; Domkapitular Prälat Dr. Hindringer, Pferdesegnungen und Leonhardifahrten im Lichte der Religionsgeschichte; Pfarrer Lic. Dr. Jacobi, Die Zauberbücher vom Mittelalter bis zur Neuzeit, ihre Sammlung und Bearbeitung. Am gleichen Tage erfolgte eine Besichtigung der einzigschönen Residenz unter der sachkundigen Führung des Konservators Dr. J. M. Ritz, der am Festabend, nach einer einleitenden Rede John Meiers über die Aufgaben der deutschen Volkskunde einen prächtigen Lichtbildervortrag über „Fränkische Volkskunst" hielt. Den zweiten Tag eröffneten sehr anregende und weiterweisende Vorträge von Prof. Dr. A. Helbok (Zur Frage der Ermittlung der Räume der Niederlassung und des mittelalterlichen Landesausbaues in Süddeutschland und den Sudetenländern) und von Dr. V. Schier (Kulturgeographie der Feuerstätten in den Sudeten- und Karpathenländern), zu welchen sich auch der Präsident der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft und Förderer des Atlas der deutschen Volkskunde, Staatsminister Dr. Friedrich Schmidt-Ott, als Zuhörer eingefunden hatte. Weiter sprachen an diesem Tage Prof. Dr. Mitzka (Das Schiff und die Volkskunde), Dr. F. Lübers (Die Totenbretter in Bayern), Dr. M. Ruupf (Vergangenheitsvolkskunde und Gegenwartsvolkskunde) und Prof. Dr. Waehler, der sich in seinem Vortrag „Volkskunde oder soziologische Gegenwartskunde im Vorlesungsplan der Pädagogischen Akademien" entschieden für die Volkskunde einsetzte. Der dritte Tag vereinigte die Leiter der Landesstellen des Atlas der deutschen Volkskunde bei wichtigen Beratungen, denen ein Vortrag des Leiters der Zentralstelle, Dr. F. Boehm, und ein ausführlicher Bericht J. Meiers über das Unternehmen voranging. Die nächste Tagung findet in zwei Jahren, wahrscheinlich in Innsbruck, statt, die übernächste wird sich an die Internationale Volkskunstausstellung 1934 in Bern anschließen.

Vorbildliche Sammelarbeit

Unser Mitarbeiter Alfred Karasek hat im Juli d. J. in der Kremnitzer Sprachinsel gegen 700 Sagen aufgezeichnet, so daß seine handschriftliche Sammlung von deutschen Sagen aus der Slowakei und den Karpathenländern bereits

Digitalisiert von Google

ungefähr 2500 Stück umfaßt. Außerdem vermehrte er seine früher gesammelten Volksschauspiele (Samson, Genovefa) um ein „Einsiedlerspiel" mit Singweisen aus Johannesberg. Endlich zeichnete er mehrere Märchen auf. Diese und Märchen aus der Deutsch-Probener Sprachinsel, gesammelt von Lehrer Richard Zeisel in Zeche, werden in unserer Zeitschrift veröffentlicht.

Der zweite Volkskunstkongreß

Die in unserem letzten Heft angekündigte Beteiligung der Tschechoslowakei und damit auch der Sudetendeutschen an dem Kongreß in Antwerpen mußte leider unterbleiben, da hiezu keine Mittel zur Verfügung gestellt wurden. Bei der Neuwahl der Hauptleitung in Antwerpen trat an die Stelle der Tschechoslowakei (Ludvik Kuba) Polen (Dr. Fischer, Professor der Lemberger Universität).

Eugen Diederichs †

Im September ist der große Freund und Förderer der Volkskunde im 63. Lebensjahre gestorben. Im Verlage Eugen Diederichs in Jena hat die Volkskunde seit Jahren eine hervorragende Stelle eingenommen. Aus den zahlreichen Veröffentlichungen heben sich insbesondere die zwei großen Reihenwerke „Deutscher Sagenschatz" und „Die Märchen der Weltliteratur" heraus. Von sudetendeutschen Verfassern sind in dem Verlage erschienen: H. Watzlik, Stilzel, der Kobold des Böhmerwaldes; A. Wesselski, Angelo Polizianos Tagebuch; G. Jungbauer, Böhmerwaldsagen und Märchen aus Turkestan und Tibet.

Atlas der deutschen Volkskunde

Bis Ende September ist weit über ein Viertel der ausgefüllten Fragebogen eingelaufen. Eine schwere Störung und Schädigung erfuhr der Einlauf durch das Vorgehen der Prager Postdirektion, die im August eine diesbezügliche Eingabe der Arbeitsstelle dahin erledigte, daß die ausgefüllten Fragebogen nicht als „Geschäftspapiere", sondern als „Briefe" zu frankieren seien. Zu gleicher Zeit begann man beim Postamt 31 in Prag, bei dem die Sendungen einlaufen, alle Einläufe als nicht genügend frankiert an die Absender zurückzuschicken, was eine nicht geringe Verwirrung und Unsicherheit hervorrief und viele Mitarbeiter veranlaßte, mit dem Absenden der ausgefüllten Fragebogen noch abzuwarten. Die Arbeitsstelle hat durch ein Rundschreiben in den Tageszeitungen alle Mitarbeiter ersucht, einstweilen den Mehrbetrag an Postgebühren, der ihnen sofort nach Einlauf der Sendung von der Arbeitsstelle ersetzt wird, zu tragen. Ferner hat sie beim Postamt 31 erwirkt, daß die einlaufenden Sendungen nicht mehr zurückgeschickt, sondern der Arbeitsstelle gegen Leistung des Strafportos übermittelt werden. In dieser Angelegenheit wurden Schritte beim Postministerium unternommen, die den Erfolg hatten, daß die Sendungen von nun an als „Geschäftspapiere" befördert werden. Bemerkenswert ist, daß die Bestimmungen über „Geschäftspapiere", nach welchen sich die tschechoslowakische Post zu richten hat, fast gleichlautend sind mit denen in Österreich, Deutschland und anderen Ländern und daß in allen Ländern, in welchen die Aufnahmen zum Volkskundeatlas erfolgen, die ausgefüllten Fragebogen als „Geschäftspapiere" angesehen werden.

Da der 2. Fragebogen vor der endgültigen Drucklegung durch die Leiter der Landesstellen noch einmal überprüft wird, wird er wahrscheinlich erst zu Beginn 1931 versandt werden. Er wird besser ausgestattet sein als der 1. Fragebogen und vor allem ein brauchbares Durchschlagpapier enthalten.

An neuen Einläufen sind vom 29. Juni bis 30. September zu verzeichnen:

Oberlehrer R. Krehan, Breitenbach; Postbeamter i. R. H. Kern, Schönficht; Lehrerin B. Götzl, Altsattl; Beamter K. Haas, Prag (für Hartmanitz); Lehrer E. Bergmann, Witkowitz (Riesengebirge); Lehrer E. Wolf, Saubernitz; Beamter J. Repsch, Malschen; Archivassistent J. Březina, Gratzen (durch Vermittlung von J. Kloyber); Fachlehrer H. Exler, Lidhersch; Oberlehrer R. Fra-

Digitalisiert von Google

nek, Seitendorf bei Neutitschein; Handelsschülerin M. Rauftler, Söhle (durch Vermittlung von Prof. Dr. W. Wolf); Bürgerschuldirektor J. Jarmer, Stadt Liebau; Lehrer W. Rukula, Reichenau bei Mähr.-Trübau (für Hinter-Ehrnsdorf); Lehrer A. Glücklhorn, Prag (für Milikau); Prof. Dr. R. Anger, Graslitz (durch Vermittlung von Gymn.-Direktor Dr. G. Treirler); Lehrerin J. Winter, Blosdorf; Lehrer E. Biedermann, Polom; Oberlehrer A. Fischer, Waffersuppen; Oberlehrer E. Kraus, Steingrün; Fachlehrer R. Kowalik, Freistadt; Oberlehrer J. Langer, Milbes; Oberlehrer G. Braun, Welmschloß; Oberlehrer G. Rudolf, Berg; Oberlehrer Th. Bartl, Döschen; Lehrer A. Müller, Libowis; Lehrer W. Richter, Himmlisch-Rybnai; Landwirt J. Kokalka, Redweis; Schulleiter G. Grill, Platten bei Friedberg; Oberlehrer R. Fuhrmann, Ober-Hillersdorf; Schulleiter A. Lorenz, Gesmesgrün; Schulleiter A. Gockner, Handsamrsch; Oberlehrer A. Bertl, Tuppau (mit Oberlehrer i. R. K. Kuhnl); Lehrerin M. Marr, Mogolzen; Landwirt J. Maschek, Holeischen; Oberlehrer W. Erhart, Auherzen; Lehrerin M. Wiesent, Franzensbad; Lehrer J. Lohwasser, Tüppelsgrün; Fachlehrer J. A. Rogler, Asch (für Schönbach); Lehrkörper der Volksschule Langenau bei Haida; Fachlehrer A. Schicketanz, Raspenau; Oberlehrer E. Schloßhauer, Ullersdorf; Lehrer K. Weigel, Medl; Oberlehrer i. R. K. Geldner, Seifersdorf; Oberlehrer A. Schlesinger, Spornhau; Oberlehrer F. Bender, Knieschitz; Bürgerschuldirektor i. R. W. Hanisch, Rokitnitz; Oberlehrer H. Brandl, Rothau; Lehrer J. Aust, Franzenthal-Ullersdorf; Schriftsteller K. Riedel, Lohnig; Lehrerin A. Wönisch, Sedlitz; Lehrer K. Rohleder, Groß-Czernosek; Lehrer J. Zabel, Nirdorf; Oberlehrer K. Faltis, Chalisch; Lehrer K. Stonner, Barzdorf bei Braunau; Fachlehrer K. Gruber, Roßhaupt; Schulleiter F. Goblirsch, Melnitz; Oberlehrer J. Weber, Aitzau; Oberlehrer A. Gruber, Sirb; Oberlehrer J. Walter, Lobraken; Oberlehrer J. Jahnel, Straschnitz; Oberlehrer i. R. J. Friedrich, Teichstatt; Oberlehrer W. Linge, Mileschau; Bürgerschuldirektor A. Walter, Klostergrab; Prof. Dr. F. J. Umlauft, Aussig a. E. (für Spansdorf); Landwirt J. Grubitzer, Schiltern; Lehrer J. Salzer, Weipert (für Lagau); Oberlehrer K. Redwidek, Raken; Lehrer L. Seidl, Reichenau bei Gablonz a. N.; Kaufmann H. Rosenkranz, Rumburg; Fachlehrer J. Bezdek, Reichenau bei Mähr.-Trübau; Oberlehrer A. Benesch, Kleintschernitz; Oberlehrer L. Uhmann, Hintersdorf; Oberlehrer J. Schudal, Fratting; cand. med. H. Englisch, Mähr.-Roßendorf; Oberlehrer F. Stark, Oberbrand; Lehrer H. Nürnberger, Lichtenstadt; Direktor i. R. A. Kahler, Prag (für Weckersdorf); Oberlehrer J. Kurzweil, Welemin; Lehrer K. Pfrogner, Zwodau; Lehramtszögling A. Kafer, Pfefferschlag; Lehrer A. Karwath, Plötz; Oberlehrer F. Böhmert, Wiesen bei Hallstadt; Oberlehrer L. Satke, Altstadt bei Wagstadt; Schulleiter J. Reininger, Paulus; Geometer J. Bradač, Winterberg; Lehrer A. Dimter, Schönau bei Braunau; Oberlehrer E. Krolop, Hillemühl; Lehrer G. Hanke, Brosdorf; Oberlehrer F. Babel, Tessendorf; Lehrer W. Stiasny, Schritten; Oberlehrer K. Heinelt, Groß-Stohl; Oberlehrer G. Tischer, Kornitz; Schulleiter O. Steiner, Kriegsdorf; Lehrer B. Bauer, Sauersack; Oberlehrer J. Plouhy, Teschnen; Oberlehrer K. Just, Libochowan; Lehrer H. Meißer, Mühlfraun; Oberlehrer A. G. Rohs, Unter-Heinzendorf; Schulleiter J. Schreiber, Große; Landwirt E. Seidl, Bleistadt (durch Vermittlung der Direktion der Bürgerschule); Oberlehrer F. Schicktanz, Lobendau; Oberlehrer W. Grünwidl, Klein-Rohrau bei Mähr.-Altstadt; Oberlehrer J. Waiel, Friedrichswald im Adlergebirge; Lehrer F. Merl, Neuwalddorf (Slowakei); Oberlehrer K. Liewald, Kunnersdorf im Erzgebirge; Oberlehrer Ph. Tanzer, Schneiderschlag; Kaplan Dr. J. Friedrich, Heinrichsgrün; Oberlehrer J. Stopfer, Lohm; Uhrmacher A. Brosch, Eger (für Maiersgrün); Lehrer E. Hieke, Kupferberg; Oberlehrer F. Pulley, Bausnitz; Distriktsarzt Dr. A. Herrmann, Neurode; Lehrer A. Toßauer, Pürstein; Oberlehrer A. Stuiber, Eisenstraß; Lehrer W. Toischer, Podlitz; Oberlehrer W. Kasper, Rudelsdorf bei Landskron; Lehrer K. Meißner, Lichtenau; Oberlehrer A. John.

Digitalisiert von Google

Weilersdorf; Oberlehrer F. Merl, Neudorf a. d. Biela; Fachlehrer L. Hoidn, Teplitz-Schönau (für Stubenbach); Staatslehrer L. Považay, Theben; Schulleiter J. Beran, Petschen; Oberlehrer J. Kuba, Hermannseifen; Lehrer A. Pollner, Ober-Metzenseifen (Slowakei); Schulleiter A. Saliger, Bettelsdorf (Slowakei); Bürgerschuldirektor K. Höß, Feldsberg; Oberlehrer F. Simon, Riegersschlag; Lehrer J. Thinschmidt, Groß-Schlagendorf (Slowakei); Oberlehrer J. Hufnagl, Heiligenkreuz bei Plan; Oberlehrer F. Hanke, Schwabitz; Lehrkörper der Volksschule Göttersdorf; Lehrer A. Bauer, Klein-Grillowitz; Lehrer V. Arzt, Nikl; Schulleiter J. Meißner, Arnsdorf bei Hennersdorf in Schlesien; Oberlehrer O. Herdina, Tschenkowitz; Oberlehrer K. Held, Seidowitz; Oberlehrer J. Nikolaschek, Sporitz; stud. ev. theol. J. Gurka, Preßburg (für Bauschendorf, Slowakei); Oberlehrer i. R. J. Mittmann, Wildschütz; Oberlehrer O. Frömel, Holzenseifersdorf; Prof. Dr. R. Hadwich, Karlsbad (für Reitendorf); Lehrer H. Zahorka, Hodowitz; Volksschuldirektor i. R. F. Werrlein, Fischern; Oberlehrer J. Steinsdörfer, Böhmischdorf; Lehrer H. Ritsche, Bauschang (Karpathenrußland); Oberlehrer J. Dudycha, Alt-Vogelseifen; Lehrer J. Moder, Odrowitz; Schulleiter J. Wollner, Blaufuß (Slowakei); Oberlehrer F. Kopp, Schürerhof; Oberlehrer F. Ilg, Brenntenberg; Lehrer G. Rodinger, Lgfolderhaid; Oberlehrer F. Schenk, Heinzendorf bei Groß-Petersdorf; Fachlehrer A. Rohlert, Schwaz; Lehrer A. Mayer, Lubenz; Oberlehrer J. Rositschka, Lindenau; Kaufmann und Schriftsteller A. Hilgart, Teplitz-Schönau (für den Hausbauernhof bei Markt Eisenstein); Lehrerin A. Flamm, Deutsch-Kralup; Bürgerschuldirektor F. Brožek, Müglitz; Prof. Dr. V. Karell, Zettlitz; Fachlehrer A. Riedel, Tschirm; Oberlehrer O. Hoffmann, Giekau; Hochschüler A. Lang, Zeisau; Lehrer K. Schreiber, Pechbach; Fachlehrer A. Hiersche, Karbitz (durch Vermittlung von Realschuldirektor V. Kindermann, Aussig); Oberlehrer F. Jordan, Schönfeld in Westböhmen (mit dem Lehrkörper der Volksschule); Oberlehrer E. Kauer, Rudelsdorf bei Zöptau; Oberlehrer M. Beilschmidt, Thonbrunn; Lehrer E. Hlawath, Klösterle a. d. Eger (durch Vermittlung von Direktor F. Viererbl); Schulleiter W. Seitz, Tiechlowitz; Oberlehrer J. Widtmann, Kottiken; Oberlehrer K. Feil, Unter-Teschau; Oberlehrer i. R. J. Krems, Liebotitz; Oberlehrer E. Seemann, Liebshausen; Oberlehrer L. Matzek, Grumberg; Lehrer O. Eschig, Groß-Herrlitz (mit Oberlehrer P. Endlicher); Schulleiter K. Rudolf, Mladezko; Ingenieur G. Stumpf, Neutitschein (mit Prof. M. Jünger); Schulleiter V. Böhm, Seelenz; Lehrerin M. Longin, Klein-Umlowitz; Evang. Lehrer J. Renner, Eisdorf (Slowakei); Lehrer J. Wagner, Georgswalde; Lehrer J. Haase, Jungbuch; Oberlehrer J. Steffan, Halbstadt; Oberlehrer L. Franz, Alt-Rognitz; Oberlehrer A. Waidhas, Großschichdichfür; Schulleiter K. Hala, Gibian; Schulleiter O. Böhm, Neuthal; Lehrer E. Klein, Malthern (Slowakei); Oberlehrer P. Motyka, Warta a. d. Eger; Oberlehrer J. Winkler, Gurschdorf; Lehrer J. Beyer, Heidenpilsch; Oberlehrer F. Werani, Ziernetschlag; Schulleiter F. A. Weber, Pomitsch; Distriktsarzt Dr. H. Geidl, Wolframitz; Lehrer E. Bittner, Königswald bei Bodenbach; Fachlehrer F. Hala, Stadt Tuschkau; Oberlehrer F. Petzel, Schwarzwasser; Lehrer A. Howorka, Krasch; Fachlehrer R. Krumpholz Teplau; Oberlehrer O. Raab, Ebersdorf; Oberlehrer G. Bitzan, Kapellen; Fachlehrer J. Frodl, Dürnholz; Lehrer O. Wanschura, Arzeichitz; Oberlehrer A. Tölg, Nieder-Adersbach; Oberlehrer A. Fischer, Deutsch-Matha; Lehrer W. Pilwousek, Elhoten; Oberlehrer R. Siegel, Hurkenthal; Oberlehrer G. Blöchl, Oberlichtbuchet; Oberlehrer F. Eßlinger, Hermannschlag; Gemeindesekretär F. Hiebsch, Tissa; Prof. Dr. J. Linz, Reichenberg (für Nieder-Ehrenberg); Schulleiter J. Thummerer, Pawlowitz bei Josefshütte; Oberlehrer E. Böhs, Mähr.-Rothmühl; Lehrer F. W. Dittrich, Weipert-Neugeschrei; Fachlehrer H. Kastl, Deutsch-Reichenau bei Friedberg; Oberlehrer J. Breuer, Engelsberg; Oberlehrer H. R. Seliger, Tupadl; Oberlehrer F. Handschig, Kautz; Lehrer R. Woley, Stangendorf; Schulleiter H. Königbauer, Uhligsthal; Oberlehrer Fr. Gregor, Stuben; Oberlehrer i. R. J. Lebert, Neumark bei

Digitalisiert von Google

Taus; Oberlehrer P. Deibl, Lichtenstein; Oberlehrer G. Theinl, Zech; Prof. Dr. R. Götz, Banska Bystrica (für Schindlwald); Fachlehrer E. Ritschel, Dux; Lehrer J. Schanta, Wernstadt; Schulleiter R. Hickisch, Stimmersdorf; Oberlehrer F. Rüffler, Ringenhain; Oberlehrer i. R. H. Jahne, Rumburg; Oberlehrer i. R. A. Senger, Sandau bei Böhm.-Leipa; Lehrer F. Pietsche, Markersdorf; Oberlehrer i. R. A. Kunze, Großmergthal; Beamtensgattin L. Lesk, Lauterwasser (durch Vermittlung von Frau L. Hofer); Oberlehrer J. Hampel, Dittersbach bei Halbstadt; Oberlehrerin R. Pally, Rudig; Oberlehrer F. C. Kurzweil, Trebnitz; Oberlehrer J. Mertlik, Oberprausnitz; Oberlehrer J. Petzak, Raile; Bürgerschullehrer E. Müller, Mähr.-Rothwasser; Oberlehrer J. Weiser, Friedrichsdorf; Lehrerin H. Hoffmann, Winkelsdorf (mit Forstadjunkt W. Kolsky); Lehrer J. König, Eckersdorf; Fachlehrer J. Ritsche, Freiwaldau; Schulleiter J. Fritsch, Litschel; Schulleiter J. Hofbauer, Buchen; Pfarrer L. Vrba, Alt-Petrein; Oberlehrer H. Fischer, Moskowitz (mit Lehrer G. Kotscha); Lehrer R. Storch, Nürschan; Lehrer J. Krombholz, Liebeschitz; Oberlehrer F. Straka, Pawlowitz bei Neugarten; Oberlandesgerichtsrat i. R. J. Seidler, Hof; Lehrer B. Willscher, Bautsch; Prof. F. Prokisch, Troppau (für Zimmersdorf); Lehrer F. Sattler, Groß-Zmietsch; Schulleiter E. Strunz, Schzureck; Oberlehrer J. Werner, Wolfsgrub; gymn. abit. O. Cipin, Höritz; Bürgerschuldirektor R. Gaier, Wallern; Beamter R. Spitzenberger, Prag (für Deutsch-Reichenau bei Friedberg); Oberlehrer J. Fleischmann, Schüttarschen; Oberlehrer R. Uchatius, Zebau; Oberlehrer F. Kußbach, Donawitz; Lehrer R. Scheit, Röstelwald (durch Vermittlung von Oberlehrer A. Müller); Oberlehrer F. Reißig, Christophammer; Landwirt W. Müller, Totzau; Lehrer A. Ullrich, Rosendorf; Oberlehrer i. R. A. Wiechowsky, Riemes (mit Sekretär i. R. J. Tille); Oberlehrer J. Anders, Bad Liebwerda; Lehrerin A. Marx, Luhan; Schulleiter G. Futtera, Alt-Kalken; Schulleiter R. Tietz, Zdiar; Pensionist W. Preihsler, Reichenau bei Gablonz a. N.; Lehrer F. Pfeifer, Törtel; Oberlehrer J. Nölscher, Unter-Polaun; Schulleiter J. Benisch, Hackelsdorf; Oberlehrer R. Fleischer, Johnsdorf bei Braunau; Lehrer A. Jenisch, Langenlutsch; Oberlehrer M. Veith, Raase; Oberlehrer A. Fiala, Pohl; Oberlehrer B. Richter, Groß-Petersdorf; Schulleiter R. Pitsch, Groitsch; Lehrer Dr. F. Gallistl, Ottau; Zollamts-Oberinspektor i. R. A. Müller, Stannern (durch Vermittlung von Oberlehrer A. Ficker); Schulleiter F. Zettl, Zuggers; Lehrer L. Furch, Tracht; Tischler R. Göllner, Einsiedel an der Göllnitz (Slowakei); röm.-kath. Pfarrer Dr. J. Zeisel, Gajdel (Slowakei); Lehrer R. Bauer, Hödnitz; cand. jur. O. Gallistl, Iweras; Oberpostmeister i. R. J. Schuster, Unterreichenstein; Oberlehrer G. A. Viehweber, Johnsdorf im Erzgebirge; Schulleiter H. Baier, Eppersdagen; Schulleiter S. Kryl, Blattendorf; Müller und Schriftsteller A. Siegl, Deutsch-Gießhübel bei Iglau; Lehrer A. Holzinger, Honetschlag; Lehramtskandidat E. Braun, Chudiwa; Oberlehrer J. Löw, St. Katharina; Oberlehrer A. Draxler, Purschau; Oberlehrer E. Beyer, Theussau; Fachlehrer J. Kern, Leitmeritz; Industriemaler H. Müller, Wiesenthal a. N.; Fachlehrer F. May, Hohenelbe; Oberlehrer W. Rimsch, Hauptmannsdorf; Oberlehrer G. Friedrich, Märzdorf bei Braunau; Bürgerschuldirektor J. Dolak, Mähr.-Neustadt; Schulleiter A. Keßler, Pittarn; Lehrer F. Schauer, Oberhaid bei Kaplitz; Prof. F. J. Beranek, Neuhaus (für Voitelsbrunn, mit Richteranwärter Dr. A. Holzer); Oberlehrer F. Policky, Pausram; Schulleiter A. Unger, Jastersdorf; Oberlehrer J. Ludwig, Zottig; Lehrer J. Keßler, Petersdorf bei Hennersdorf; Schulleiter Th. Schabsky, Beska (mit Ausgedinger E. Anderer); Oberlehrer J. Petzak, Kleinborowitz (mit den Lehrern H. Raimund und A. Jirschitzka); Schulleiter G. Müller, Taleschitz; Oberlehrer R. Schott, Groß-Tärnwitz; Lehrer A. Lippert, Zettlitz; Fachlehrer E. Zintl, Brud a. H.; Oberlehrer Th. Potsch, Prag (für Schamers); Oberlehrer E. Günzl, Podkowitz; Oberlehrer F. Prockl, Miltigau; Oberlehrer F. Schmied, Nieder-Preichlau; Bürgerschuldirektor J. Bächer, Silberbach; Oberlehrer St. Franze, Hostitz bei Benesau; Lehrer F. Heger, Tattenitz; Oberlehrer M. Paulusch, Nieder-

Digitalisiert von Google

baumgarten; Lehrer A. Maschke, Königswalde; Oberlehrer F. Klima, Rothenbaum; Lehrer E. Günter, Blottendorf; Oberlehrer A. Bienert, Hohlen; Schulleiter W. Fuchs, Hirschdorf; Oberlehrer J. Harlaß, Labant; Oberlehrer W. Riedl, Kohyla; Schulleiter F. Mick, Hirschbergen; Oberlehrer F. Rankl, Guthausen; Lehrer F. Auer, Rindl; Schulleitet R. Wurzberger, Linz bei Alt-Postigkau; Lehrerin G. Weigel, Nöblau; Lehrer F. Staberey, Unterreichenau; Lehrer E. Breuer, Bernsdorf bei Trautenau; Oberlehrer F. Roith, Blisowa; Oberlehrer F. Plach, Polletitz; Lehrer M. Kunze, Deutsch-Paulowitz; Prof Th. Chmela, Prag (für Ottau); Wirtschaftsgehilfe H. Doleschal, Laubendorf (durch Vermittlung der Volksschulleitung); cand. phil. R. Pompe, Thomasdorf; Fachlehrer A. Bayer, Chodau (mit Fachlehrer A. Klein); Oberlehrer M. Gückelhorn, Rebanitz; Lehrer E. Nikelsky, Mühlenbach (Slowakei); Oberlehrer O. Hofmann, Ölbersdorf (Bez. Friedland i. B.); Lehrer J. Herschmann, Sachsengrün; Oberlehrer J. Tamm, Könighan; Lehrer E. Werner, Deutsch-Kutschowa (Karpathenrußland); Oberlehrer F. Kuhn, Tschermna; Fachlehrer R. Liebsch, Groß-Schönau i. B.; Schulleiter A. Frisch, Püllna; Schulleiter G. Gall, Glashütten bei Winterberg; Bürgerschuldirektor Franz Böhm, Weidenau; cand. phil. F. Wiesner, Dittershof bei Freiwaldau; Lehrer A. Nowak, Ruschwarda; Staatsvolksschullehrer E. Bartholy, St. Georgen (Slowakei); Platzmeister A. Fuchs, Pohorsch bei Odrau; Oberlehrer A. Sperlich, Markersdorf i. M.; Prof. F. Harnisch, Oberleutensdorf; Direktor J. Göpfert, Seestadtl bei Komotau; Oberlehrer F. Müller, Neudorf bei Gratzen; Bürgerschuldirektor J. Karger, Petersdwald; Lehrer A. Czizek, Maschkng; Prof. i. R. Schulrat J. Hofmann, Kaaden; Lehrer A. Groß, Deutsch-Wernersdorf; Oberlehrer J. Schöwel, Spindlermühle; Lehrerin B. Krause, Wolfersdorf; Lehrer J. Walenta, Wehrowa; Lehrer F. Bonaventura, Stiedra; Oberlehrer J. Mühlbauer, Petersdorf bei Trautenau; Oberlehrer A. Hausdorf, Dittersbach bei Friedland i. B.; Schulleiter Bruno Wallisch, Wöllsdorf; Lehrer J. Stich, Neuhäusl bei Roßhaupt; Lehrer F. Márton, Sofiendorf (Karpathenrußland); Lehrer E. Gmel, Saar bei Duppau; Oberlehrer A. Heinzel, Oderberg; Lehrer J. Salzer, Weipert; Lehrer A. Dörre, Rosawitz-Bodenbach (mit Schreiber F. Hahnel, Seldnitz); Bürgerschuldirektor A. Schwab, Odrau; Lehrer A. Wüst, Hengstererben; Lehrer E. Kipler, Buchers; Oberlehrer J. Röschenthaler, Grünlas; Oberlehrer K. John, Przichowitz; Oberlehrer K. Treml, Brünnl; Lehrer A. Kühtreiber, Schönau bei Znaim; Lehrer A. Miloschewitsch, Burgerhof (Slowakei); Oberlehrer J. Flachsel, Luschitz; Oberlehrer K. Hoyer, Reschwitz; Bürgerschuldirektor J. Pilz, Neudek; Oberlehrer J. Schrott, Gumplitz; Dr. J. Hille, Wölmsdorf; cand. phil. F. Böhm, Dotterwies; Oberlehrer J. Eckert, Jonsdorf.

Antworten

(Einlauf bis 30. September)

26. Umfrage. Ein Kreuzstein mit eingemeißelter Hacke befindet sich in der Nähe von Lohm bei Schweißing. Nach der Sage soll dort ein Zimmermann einen andern im Streit erschlagen haben. (A. Glückhorn, Milikau bei Mies.)

30. Umfrage. Eine Kapelle mit Vordach steht an der Staatsstraße von Eger nach Waldsassen, und zwar an der Kreuzungsstelle mit der Bahn Eger—Nürnberg. (R. Baumann, Neurohlau.)

55. Umfrage. Auf nahes Regenwetter deutet das übermäßige Krähen der Hähne. (F. Götz, Poschkau bei Bodenstadt.)

68. Umfrage. Der Glaube, daß man keine Schuhe auf den Tisch stellen darf, bezieht sich in der Mark Brandenburg ausdrücklich nur auf gebrauchte, nicht auf neue Schuhe. (J. Schunke, Zdice.)

76. Umfrage. Der im letzten Heft mitgeteilte Bubikopfreim lautet in Milikau bei Mies:

Digitalisiert von Google

Shimmy, Shimmy, ffem,
Kaf da löiwa a Hem(d)!
Kaf da löiwa an Untarock,
Ich ſch... da af dein Bubikopf!

86. Umfrage. Scherzweiſe ſagt man, wenn einer immerfort pfeift (d' Stark ſinga), daß ſchönes Wetter wird. Regenwetter tritt ein, wenn der „Friedl" (Bauer) den Garten mäht. (A. Glückhorn, Milikau.)

110. Umfrage. In Bodenſtadt i. M. ſind die zwei Röhrbrunnen aus Holz nach dem großen Brande am 28. Auguſt 1866 durch einen neuen Röhrkaſten aus Stein erſetzt worden. (F. Götz, Poſchkau.)

112. Umfrage. Sowohl in Poſchkau wie auch im tſchechiſchen Proßnitz trachten Kinder den Hunden die Notdurft zu erſchweren, indem zwei ihre Zeigefinger ineinander einhaken und in entgegengeſetzter Richtung ziehen. (F. Götz.)

114. Umfrage. Zeitungsnachrichten melden von Beobachtungen des New Yorker Frauenarztes A. Chillings, nach welchen ſich tatſächlich im Knie der Charakter der Frau ſpiegeln ſoll. Nach innen gewandte Knie zeigen Schüchternheit und Zaghaft an, nach außen gewandte Ungelenkheit und Plumpheit. Auf einen energiſchen und feſten Charakter läßt ſchließen, wenn Frauen ihre Knie ſteif halten, lange Knie beweiſen ein zärtliches und mitfühlendes Gemüt. (!)

116. Umfrage. In Poſchkau werden nachſtehende Arten von Schuhen getragen: Stefl, Stefletn, Schnirſchuch, Bundſchuch. Arme Leute tragen Holzſchuch, Pantoffln und Schloppn, auch Holbſchuch. Im Winter tragen ſie Schneeſchuch oder mit Fetzen umgewundene alte Schuhe, „Krvempn" (Krampen) genannt. (F. Götz.)

120. Umfrage. Fünf Sterbebilder, drei holländiſche aus 1889 und zwei tſchechiſche aus Mähren (1929) ſandte F. Götz ein.

121. Umfrage. Im Rieſengebirge wurde der Oſterhaſe erſt durch die Oſterkarten und das Schrifttum bekannt. (F. Meißner, Niederlangenau.) In Poſchkau bringt er die Oſtereier, die er in einem Neſt unter einem Gartenſtrauch verſteckt. (F. Götz.) Auch in Norddeutſchland bringt der Oſterhaſe die Eier, die er am Oſterſonntag unter Gartenſträucher oder an ſonſtige geſchützte Stellen legt. Den Kindern legt er oft auch ein buntes Ei ins Bett, das ſie beim Erwachen vorfinden. (J. Schunke.)

122. Umfrage. Im Rieſengebirge werden die Oſtereier mit Zwiebelſchalen, Kaffeelauge, gekaufter oder aus Kreppapier ausgekochter Farbe gefärbt. (F. Meißner.) In Poſchkau färbt man ſie ebenfalls mit Zwiebelſchalen oder Kaffeeſatz, man kratzt aber auch auf den rot gefärbten Eiern Figuren, z. B. Haſen, Küchlein oder Sprüche aus, oder beſchreibt vor dem Färben die gekochten Eier mit ausgelaſſener Butter. Auch Abziehbilder oder das Bekleben der Eier mit Wappen und Kriegsflaggen — dies war beſonders im Krieg der Fall — iſt üblich. Manche Leute färben die Eier mit dem ausgekochten roten Papier der Zichorienhülle. Gelbe Farbe liefern ausgekochte Brennneſſel. (F. Götz.)

124. Umfrage. Geſottene und gefärbte Eier erhalten die Burſchen von den Mädchen, wenn ſie bei dieſen in der Nacht zum Oſtermontag mit Liſt oder Unterſtützung einer Hausperſon eindringen und ſie „ſchmeckuſtrn", d. h. durch Peitſchen mit aus Weidenruten geflochtenen „Schmeckuſtern" (im Gebirge „Strempln") aus dem Bett jagen. Auch mit Getränken, meiſt Schnaps oder Wein, und Eßwaren werden ſie bewirtet. Am Morgen des Oſtermontags ziehen Knaben von Haus zu Haus, verſetzen den Hausfrauen und deren Töchtern einige Schläge mit der Schmeckoſter und werden dafür mit Eiern, Süßigkeiten und Geld beſchenkt. Die Eier ſind in jüngerer Zeit auch aus Zucker, Schokolade oder Pappe (mit Zucker gefüllt). Beim Schmeckoſtern ſind verſchiedene Sprüche üblich. Werden die Burſchen nicht ins Haus gelaſſen, ſo ſingen ſie im Lauterwaſſer:

Ne pfoi, du kannſt dich ſchama,
Ne pfoi, dos is ne ſchin!
A ſu a jonges Majla,
An mir miſſn wieda gihn!

Digitalisiert von Google

Im Gebirge (Pommerndorf) gehen die Burschen erst Ostermontag nachmittags in die Häuser, wo erwachsene Mädchen sind, um rohe Eier einzuschmeckostern. Bei der abends im Gasthause stattfindenden Tanzmusik werden die gesammelten Eier ins Bier eingequirlt oder in einer Pfanne gebraten und gemeinsam verspeist. (F. Meißner, der zugleich mehrere Schmeckosterssprüche mitteilt.) In Poschkau kommen die Burschen um Mitternacht vom Ostersonntag auf den Montag in die Häuser, um zu schmeckostern, wobei sie verschiedene Sprüche sagen und mit Schnaps bewirtet werden. Der bevorzugte Liebhaber bleibt gewöhnlich bis zum Morgengrauen beim Mädchen, während die andern weiterziehen. Hat das Mädchen unter Musikern einen Geliebten, so geht zuweilen eine ganze Musikbande schmeckostern, die in dem betreffenden Hause dann bewirtet wird, was in einem Falle bis 11 Uhr vormittags dauerte. Sonst gehen nur Kinder schmeckostern, die Knaben am Ostermontag, die Mädchen am Osterdienstag. Die Kinder haben einfache Weidenruten, die Burschen aber Wacholderruten. (F. Götz.)

125. Umfrage. Als Gegengabe für die Ostergeschenke bekommen die Mädchen von den Burschen beim nächsten Kirchenfeste (Fahrt) ein Stück „Marzipan", ein mit einer Zuckerglasur überzogenes Honiggebäck. (F. Meißner, Niederlangenau.)

126. Umfrage. Der bevorzugte Liebhaber oder Verlobte wird meist besser bedacht. (F. Meißner.) In Poschkau kommt er gewöhnlich nicht mit den anderen Burschen. Das Mädchen schickt ihm ein Osterpackel (Flasche Schnaps, dazu eine Halsbinde oder Zuckerwerk) entweder durch einen Boten oder mit der Post. (F. Götz.)

127. und 128. Umfrage. Die Eier werden in beliebiger Anzahl verschenkt. Sind mehr Burschen, so erhalten sie weniger, und umgekehrt. (F. Götz, Poschkau.)

129. Umfrage. Von Eierspielen ist hier auch das Einwerfen von Geldstücken üblich. Bleibt das Geld im Ei stecken, so gehört dies dem Werfer. Oder man wettet, daß man ein der Länge nach zwischen den Handflächen gelagertes Ei zerdrückt. Nicht selten bewirft man sich mit den Eiern oder steckt anderen Burschen rohe Eier an Stelle der gekochten in die Taschen und zergnetscht sie. (F. Götz.) In der Mark Brandenburg kennt man das „Eiertrudeln". Die Kinder veranstalten dies Wettrudeln an einem Abhang. Nur die zerbrochenen Eier dürfen gegessen werden. Das Spiel wird so lange fortgesetzt, bis kein Ei mehr vorhanden ist. (J. Schunke.)

130. Umfrage. Mitunter werden die Eier ausgeblasen, mit Sägespänen gefüllt und dann sorgfältig bemalt. Solche falsche Eier verschenkt oft eine Magd einem Knechte, auf den sie böse ist. (F. Götz.)

132. Umfrage. In Kurschin bei Leskau (Westböhmen) waren vor 50 Jahren folgende Dreschflegelreime üblich: Fleischtoupf (2 Drescher), Fleisch in Toupf (3 Drescher), Fleisch in Tüpfla (4 Drescher), Fleisch in Toupf, in Tüpfla (6 Drescher), Fleisch in Toupf, in Tüpfla drinna (8 Drescher). (Josef Loich, Vodersam.) In der Gemeinde Poschkau haben sich vereinzelt noch die nachstehenden Reime erhalten:

Einschlag: Schwob—schwob—schwob . . .

Zweischlag: 1. Drusch—hopp, drusch—hopp. 2. 's fehlt aus, 's fehlt aus. 3. 's fällt aans, 's kimmt kaens. 4. Tuest laetn, tuest laetn! 5. Rouch Grapp, louch Grapp! 6. Pfaffe Kuchn, Pfaffe Kuchn.

Dreischlag: 1. Supp un Grapp, Supp un Grapp. 2. 's fehlt noch wa, 's fehlt noch wa. 3. Pflock Hoslneß, pflock Hoslneß! 4. Louß 's Affn fein, louß 's Affn fein! 5. Rouch Grappfupp, louch Grappfupp!

Vierschlag: 1. Pfaffäkuchn, Pfaffäkuchn. 2. Dreza, vierza; dreza, vierza. 3. Kucha backa, Kucha backa. 4. Traeb dä Sau naus, traeb dä Sau naus! 5. Hout Leimetheslen (Leinwandhöslein) on, hout Leimetheslen on.

Fünfdrusch: Nemm 's Sackla, geh batton (betteln), nemm 's Sackla, geh batton!

Sechsdrusch: 1. Stesla fette Kuchn; Stesla fette Kuchn. 2. Rouch Fleisch un louch Knodln; louch Flaesch un louch Knodln! 3. Rouch Grappfupp und Kleslän; louch Grappfupp un Kleslän! 4. Vettä, leih mäs Zeppotichla; Vettä, leih mäs Zeppotichla!

Digitalisiert von Google

133. **Umfrage.** In Pattersdorf bei Deutschbrod singt man den Vierzeiler:

Johann von Nepomuk,
Gib ma mein Kreiza zruck!
Johann von Nepomuk,
Gib ma'n zruck! (A. Glücklhorn.)

135. **Umfrage.** Wenn die **Katze** am Besen kratzt, ist Regen zu erwarten. (F. Meißner, Niederlangenau.) Dasselbe bedeutet in Poschkau, wenn sich die Katze am Besen oder sonstwo, z. B. an einem Tische, die Krallen schärft, oder wenn sie Gras frißt. (F. Götz.)

137. **Umfrage.** In Niederlangenau kennt man von **Schubkarren**: 1. Röpa = Radbahre, Schubkarren mit Lehne. 2. Kqšparöpa = Kastenradbahre, Schubkarren mit Kasten zum Düngerfahren. 3. Stäenröpa = Schubkarren ohne Lehne zum Fahren von Steinen. (F. Meißner.)

138. **Umfrage.** Auch im Riesengebirge **tanzt man im Freien** nur bei Wald- und Wiesenfesten und da meist auf einer aus Brettern hergestellten, einfachen Diele. (F. Meißner.)

139. **Umfrage.** Über weitere **Bildstöcke** und Gedenksteine im Gerichtsbezirke Dobrzan berichtet eingehend Franz Andreß.

141. **Umfrage.** In Neusattl bei Elbogen waren die **Marschreime** „Linka, rechta, Allawal schlechta, koa Geld, koa Bräut, koin Rauchtowak" und im Kriege „Links, rechts, hintan Hauptmann stinkt's recht" üblich. (R. Baumann.) Der erste Reim ist auch in Nordmähren bekannt, wo ihn die Knaben beim Marschieren singen. (J. Dolak, Mähr.-Neustadt.)

142. **Umfrage.** In der Gegend um Ottau (Südböhmen) macht man einen Unterschied zwischen **Stuhl** und **Sessel**. Der Stuhl ist meist ein altes Erbstück, aus hartem, rohem Holz. Die „Füße" sind rund und in das Sitzbrett eingesetzt, die Lehne ist ein Brett, aus dem oft eine Herzform herausgeschnitten ist, und hat „Hörner". Der Sessel ist gewöhnlich aus weichem Holz und braun gestrichen. Eine kleine schemelähnliche Sitzgelegenheit auf vier Beinen, ohne Lehne, heißt „Stü'hlai". (Prof. Theodor Ehmela, Prag.) Die altertümlichen Stühle mit den durch Ausschnitte oder Schnitzerei verzierten Holzlehnen haben ihren Namen beibehalten, neuere Sitzgelegenheiten werden meist Sessel genannt. (F. Andreß, Dobrzan.) Ähnlich gebraucht man um Podersam für die alten einfachen Formen aus Holz das Wort Stuhl, während Sessel Formen aus gebogenem Holz mit Rohrgeflecht oder mit Leder überzogen oder gepolsterte Formen bezeichnet. (J. Löschl). Dagegen sind in Mähr.-Neustadt die Kennzeichen eines Sessels: einfache Arbeit, gerade Füße und Lehne, ungepolstert; die des Stuhles: bessere Arbeit, verziert, gebogene Füße und Lehne, zuweilen gepolstert. (J. Dolak.) Um Poschkau macht man keine Unterschiede zwischen Stuhl und Sessel. (F. Götz.) Im Göllnitztale in der Slowakei ist der Stuhl von Holz allein, der Sessel von gebogenem Holz und Rohr. (L. Gruß, Göllnitz.) In Norddeutschland bezeichnet man mit Sessel eine Sitzgelegenheit mit Armlehnen und Rückenlehne, ein Stuhl hat nur Rückenlehne und keine Armlehnen, ein Schemel hat weder Rücken- noch Armlehnen. (J. Schunke.)

143. **Umfrage.** Beim ersten **Kuckucksruf** im Frühjahr soll man das Geld in der Tasche oder Börse schütteln, dann hat man immer Geld. (A. Glücklhorn, Wilikau) oder das ganze Jahr über Geld (R. Baumann, Neusattl bei Elbogen; F. Meißner, Niederlangenau; Th. Ehmela für Ottau und Malsching in Südböhmen; J. Schunke für Norddeutschland), oder überhaupt Glück (F. Andreß, Dobrzan). Es genügt auch, auf die Tasche zu schlagen. (J. Göth, Iglau.) Endlich ist weder ein Schütteln noch ein Schlagen notwendig, sondern wer dabei überhaupt Geld bei sich trägt, hat es das ganze Jahr. (J. Dolak, Mähr.-Neustadt; L. Gruß, Göllnitz; F. Götz, Poschkau, wo auch der, welcher dabei Brot in der Tasche hat, das ganze Jahr davon keinen Mangel leiden wird.) — Ferner zählt man die Rufe des Kuckucks. So viele Rufe, so viele Jahre lebt man noch. (F. Meißner; J. Löschl; J. Dolak; F. Götz; J. Schunke für Norddeutschland.) Es heißt auch allgemein: Je länger er ruft, desto länger wird man noch leben. (J. Göth, Iglau.) — Ledige

Digitalisiert von Google

Mädchen zählen die Rufe. Sie bedeuten die Jahre bis zu ihrer Heirat. (J. Dolak; F. Götz.) In Poschkau (F. Götz) ist der folgende Spruch bekannt:

Kuckuck, du Junge,
Zeig mir die Zunge!
Zeige mir deine schneeweiße Haut
Und sage mir, wann ich werde sein eine Braut!

Ferner wälzt man sich beim ersten Kuckucksruf auf der Erde, um Kreuz- und Rückenschmerzen für das laufende Jahr zu vertreiben. (J. Dolak, Mähr.-Neustadt.) — Der erste Kuckucksruf bedeutet endlich, daß nun warmes Wetter kommt. Solange der Kuckuck nicht gerufen hat, ist warmes Wetter von keiner langen Dauer. (Th. Chmela für Ottau und Malsching.)

144. Umfrage. Traumbücher werden von manchen Leuten noch immer benützt und in Buchhandlungen gekauft (Th. Chmela für den Bezirk Krummau; F. Andreß, Dobrzan; A. Glücklhorn für die Umgebung von Mies; F. Götz, Poschkau; L. Gruß, Göllnitz). Meist sind die Benützer alte Leute und vornehmlich Frauen. (F. Meißner für das Riesengebirge; J. Dolak, Mähr.-Neustadt.)

145. Umfrage. Der Jäger hat Pech, wenn ihm beim Verlassen des Hauses ein altes Weib begegnet (Th. Chmela für Ottau; F. Andreß; A. Glücklhorn; J. Löschl; J. Dolak; L. Gruß) oder wenn ihm jemand Glück wünscht (Th. Chmela; R. Baumann für Elbogen und Komotau; F. Meißner für das Riesengebirge; L. Gruß) und noch mehr, wenn ihm ein altes Weib Glück wünscht (J. Dolak); um Iglau, wenn man ihm einen anderen Gruß als „Weidmannsheil" zuruft, wenn ihm eine Katze über den Weg läuft oder wenn er beim Jagdgang zuerst ein altes Weib oder eine Nonne erblickt (J. Göth). Nach Mitteilung von F. Andreß und A. Glücklhorn kehren manche Jäger tatsächlich um, wenn ihnen beim Verlassen des Hauses ein altes Weib begegnet, und unterlassen an diesem Tage die Jagd. Wie Th. Chmela für Ottau berichtet, darf man an bestimmten Tagen des Jahres (Leonhardstag, Allerseelen) nicht jagen gehen, während es Brauch ist, am Weihnachtsfasttag (24. Dezember) wenigstens für ganz kurze Zeit mit dem Gewehr ins Revier zu gehen.

146. Umfrage. Ein sehr hohes Alter erreichen die Krähen (L. Gruß), außer diesen aber auch die Karpfen (F. Andreß), ferner die Katzen. Von diesen sagt man in Ottau in Südböhmen, daß sie einen „Leuteverstand" bekommen, wenn sie 20 Jahre alt werden; deshalb müssen sie dann weggeräumt werden. (Th. Chmela.)

148. Umfrage. Das Springen über das Sonnwendfeuer ist in der Gegend um Ottau, Malsching und Rosenberg in Südböhmen alter Brauch. Die Leute sagen zwar, es solle nicht gemacht werden, weil dabei leicht ein Unglück geschehen könne, sie sprechen aber doch mit Hochachtung von dem alten Brauch. Man springt über das Feuer, solange noch der „Kini" (= König, der in der Mitte des Reisighaufens aufgepflanzte, entrindete Baum, dem aber der Wipfel belassen wird) steht. (Th. Chmela.) In Dobrzan wurde das Springen vor etwa 30 Jahren von den Burschen (Turnern) wieder eingeführt. (F. Andreß.) Im Riesengebirge war es früher allgemeine Sitte und ist es vereinzelt noch heute, in Harta angeblich, damit der Flachs recht lang werde. (F. Meißner.) Üblich ist es in der Gegend um Bodenstadt (F. Götz) und im Göllnitztale (L. Gruß). In Nordmähren springen Burschen und Mädchen Hand in Hand über das Feuer. (J. Dolak, Mähr.-Neustadt.) Im Oberharz ist es ein alter Brauch. (J. Schunke.)

149. Umfrage. In Milikau bei Mies wurden früher Rosenkränze aus den Früchten des Eschen-Diptams (Dictamnus albus) hergestellt. A. Glücklhorn.)

Umfragen

151. Wird das Wort Schädel gleichbedeutend mit Kopf gebraucht oder hat es vorwiegend, besonders in Zusammensetzungen (Wasserschädel, Dickschädel u. a.), eine verächtliche Bedeutung?

Digitalisiert von Google

152. Gilt ein Grübchen im Kinn als etwas Schönes und ist es Brauch, daß die Hebamme dem Kinde gleich nach der Geburt ein solches Grübchen eindrückt?

153. Im südlichen Böhmerwalde werden die Messer zuweilen auch „die essenden Kindeln" genannt. Wo findet sich der gleiche Ausdruck?

154. Nach einer Mitteilung von Franz Götz (Poschkau i. M.) werden dort noch heute Igel gegen das Reißen im Hause gehalten, die nach der Volksmeinung schon durch die bloße Anwesenheit das Reißen aus dem Körper herausziehen. Wo dient der Igel dem gleichen Zweck? Wo treten andere Tiere an seine Stelle?

155. Besteht der Glaube, daß Heilmittel in ungerader Zahl angewendet eine besondere Wirkung haben und daß giftige Heilmittel in ungerader Zahl angewendet „nichts schaden und doch helfen"*)?

156. In Tobrzan steht nach Berichten von Franz Andreß ein 1657 zu Ehren der Pestheiligen Rochus und Sebastian errichtetes Kreuz. Wo befinden sich ähnliche Erinnerungen an dieselben Heiligen? Welche anderen Pestheiligen kommen für unser Gebiet in Betracht?

157. Wo werden noch heute Allerseelengebäcke an Arme verteilt und wie heißen sie?

158. Wo verwendet man Kerbhölzer zur Berechnung der geleisteten Arbeitstage, der gelieferten Fuhren u. a.?

159. Welche Spielkarten (Tarockkarten oder Vierfarbenkarten) bevorzugt man in Ihrer Gegend und welche Kartenspiele sind bei Verwendung von „deutschen Karten" am beliebtesten?

160. Viele Mitarbeiter am Atlas der deutschen Volkskunde haben bei Beantwortung der 35. Frage (Rummeltopf) des 1. Fragebogens ein ähnliches volkstümliches Musikinstrument beschrieben, das in mannigfaltigen Formen vom einfachen Brett mit Schweinsblase und darübergespanntem Spagat bis zum klingenden Schellenbaum in ganz Böhmen vorkommt. In Südböhmen an der Sprachgrenze zwischen Kalsching und Prachatitz hat es den aus dem Tschechischen entlehnten Namen Bugatsch (verstümmelt auch Makatsch), in Nordwestböhmen (Nonsperg bis Warta a. d. Eger) heißt es Saugeige, im Erzgebirge (Seifen bei Bergstadt Platten) Teufelsgeige (Teifelsgeich), in Nordböhmen (ungefähr von Bilin im Westen bis Reichenberg im Osten) Schweinsgeige. Neben diesem Worte trifft man in Engelsberg bei Kratzau die Bezeichnung Tante Marie oder Trample Marie**). Dasselbe Wort begegnet als Trumpfstemarie in Olbersdorf (Bez. Friedland). In Nordostböhmen (Tessendorf, Kleinborowitz) erscheint der Name Bombaß, in Koken bei Königinhof a. E. und Johnsdorf bei Braunau Bumbaß. Der Ausdruck Bombaß ist auch für Stadt Tepl in Westböhmen belegt. Als schriftdeutsche Form führt „Der große Duden" (10. Aufl., 1929) „Bumbaß" an. Wer kann weitere Angaben (Zeichnungen oder Lichtbilder) zu diesem Musikinstrument machen? Ist es auch in Mähren und Schlesien bekannt?

Besprechungen

Bücher

Deutsche Volkskunde im außerdeutschen Osten. Vier Vorträge von G. Brandsch, G. Jungbauer, V. Schirmunski und E. von Schwarz. Herausgegeben vom Verband deutscher Vereine für Volkskunde. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig 1930. Preis 5 Mark.

Das Buch vereinigt vier Vorträge, die bei der Tagung des Verbandes im Oktober 1929 in Berlin gehalten wurden und über den derzeitigen Stand der volkskundlichen Forschung bei den Deutschen in Siebenbürgen, in der Tschechoslowakei, in der Sowjet-Union und in Ungarn unterrichten.

*) Diese Umfrage stellt Dr. H. Marzell, Grafenhausen (Baden). **) Aus Tromba marina.

Digitalisiert von Google

Alfred Karasek-Langer und Elfriede Strzygowski, Sagen der Beskidendeutschen. 3. Band der Ostdeutschen Heimatbücher, herausgegeben von V. Kauder. Verlag Günther Wolff, Plauen i. V., 1930. Preis 7 Mark, in Leinen 9 Mark.

Das mit 8 Federzeichnungen von Hertha Strzygowski geschmückte Buch bringt das Sagengut der Bielitz-Bialaer Sprachinselgruppe und ihrer in Polnisch-Oberschlesien gelegenen Tochtersiedlungen, wozu noch einzelne Sagen der städtisch-deutschen Minderheiten und der schlesischen Neusiedlungen im Beskidenvorlande kommen. Fast alle Sagen sind erst in den letzten sieben Jahren aus dem Volksmund aufgezeichnet. Das Buch, das von etwa 850 gesammelten Sagen eine Auswahl von rund 600 bietet, gliedert den Stoff in die drei Gruppen „Landschafts- und Naturſagen", „Toten-, Seelen-, Zauber-, Teufels- und Schatzſagen" und „Geſchichtsſagen". Eine gehaltvolle Einführung von A. Karasek-Langer untersucht die Entwicklungsgesetze des Sagengutes der ostdeutschen Sprachinseln. Da es sich hier um schlesisches Stammgut handelt, werden im Anhang die schlesischen Sagensammlungen von R. Kühnau und W. E. Peuckert zum Vergleiche herangezogen. Die Benützung dieses Werkes, dem eine Karte der Bielitz-Bialaer Sprachinsel beigegeben ist, wird dem wissenschaftlichen Forscher sehr erleichtert durch das sorgfältig gearbeitete, 22 Seiten umfassende Schlagwortverzeichnis.

Dr. Norbert Zimmer, Die deutschen Siedlungen in der Bukowina. Mit einer Karte und drei Plänen. Verlag Günther Wolff, Plauen i. V., 1930. Preis 2 Mark.

Auf 42 Seiten behandelt der Verfasser nach einer kurzen landeskundlichen Einleitung Geschichte und Bestand der Siedlungen, ihre landschaftliche Verteilung, ferner Wirtschaft und Volkstum, Haus- und Torfanlagen, Bevölkerungsbewegung und endlich die politische, kulturelle und wirtschaftliche Organisation der Deutschen des Buchenlandes. Die volkskundliche Forschung würde es begrüßen, wenn bei einer Neuauflage der Schrift auch die Herkunftsorte der Ansiedler angegeben würden. Dies ist besonders bei den deutschböhmischen Siedlern notwendig, bei welchen bloß betreffs der Schwarztaler mitgeteilt wird, daß sie 1814 aus der Leitmeritzer Gegend ausgewandert sind. In der überwiegenden Mehrzahl stammten sie aber aus dem Böhmerwald, waren daher Angehörige des bayrischen Stammes.

Eberhard Wollacher, Das Hultschiner Ländchen im Versailler Friedensvertrag. Schriften des Deutschen Ausland-Instituts Stuttgart. V. Rechts- und staatswissenschaftliche Reihe, Band 4. Stuttgart 1930.

Das die einschlägige Literatur gründlich benützende Buch zerfällt in vier Teile: 1. Das Hultschiner Ländchen. (Wirtschaftliche und geographische Lage, Geschichte, Vorgeschichte der Abtrennung des Ländchens vom Deutschen Reich.) 2. Das heutige Regime im Hultschiner Ländchen. (Die Inbesitznahme und ihre Auswirkungen, die tatsächliche Gestaltung der öffentlichen Verwaltung, die Gesetzesverletzungen im einzelnen.) 3. Der Minderheitenschutzvertrag und seine Beziehungen zum Hultschiner Ländchen. 4. Die Verwaltungsreform der Tschechoslow. Republik

W. E. Peuckert, Leben im Volk. Grundsätzliches zur Frage der Volkserziehung. Neuer Frankfurter Verlag, Frankfurt a. M. 1930. Preis 75 Pfennig.

Diese als Antrittsvorlesung an der Pädagogischen Akademie in Breslau am 1. Mai 1930 gehaltene Rede verdient volle Beachtung nicht allein des Volkserziehers, sondern auch des Volkskundlers und Volkswirtschaftlers. Die darin ausgesprochenen Gedanken behandelt der Verfasser ausführlich in seinem Aufsatz „Der Untergang des Bauerntums" (Jahrbuch für Verwaltung, Wirtschaft und Kultur Schlesiens I. Breslau 1930).

Anny Schantroch und Dr. Oskar Raschauer, Flechten und Weben. Heft 7—9 von „Gestaltende Arbeit", herausgegeben von Richard

Digitalisiert von Google

Rothe. Deutscher Verlag für Jugend und Volk, Wien und Leipzig 1929. Preis 9 Schilling 60.

Die neuen österreichischen Lehrpläne für Haupt- und Mittelschulen, die auf verschiedenen Stufen Flecht- und Webarbeiten fordern, haben die Herausgabe dieses Buches veranlaßt, das sich aber nicht auf die bloße Darstellung der Arbeitsvorgänge beschränkt, sondern auch Abschnitte über den kulturellen, praktischen und wirtschaftlichen Wert und über die volkskundliche Bedeutung der Webarbeiten enthält. Eingefügt sind 34 Abbildungen und 20 Farbtafeln.

Konrad Maurer, Die deutsche Sprache. Eine Bedeutungslehre. Verlag der Fehr'schen Buchhandlung, St. Gallen 1930. Preis 3 Mark 50.

Das Buch, das Phonetik und Stilistik grundsätzlich ausscheidet und Mundart und Sprachengeschichte nur in besonderen Fällen heranzieht, bietet vor allem das, was die formalistische Sprachlehre nicht kennt oder nur nebensächlich behandelt: die Bedeutungen der sprachlichen Formen, der Wort- und Satzformen, streng begrifflich entwickelt.

Dr. Willy Klawitter, Die Zeitungen und Zeitschriften Schlesiens von den Anfängen bis zum Jahre 1870, bzw. bis zur Gegenwart. 32. Band der Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte, herausgegeben vom Verein für Geschichte Schlesiens. Verlag Trewendt & Granier, Breslau 1930.

Diese sorgfältige und erschöpfende Zusammenstellung ist nicht allein für das schlesische, sondern für das ganze Zeitungswesen und seine Geschichte von Bedeutung. Die Entwicklung der Zeitungen und Zeitschriften wird in der „Einleitung" ausführlich behandelt. Die besprochenen Zeitschriften werden außerdem in einem besonderen Sachverzeichnis übersichtlich angeordnet, wozu noch ein alphabetisches Verzeichnis kommt. Beigegeben ist überdies ein alphabetisches Verzeichnis der Personennamen.

Jahrbuch des Deutschen Riesengebirgs-Vereines (Sitz Hohenelbe) 1930. 19. Jahrgang. Herausgegeben von Dr. Karl Wilhelm Fischer und Dr. Karl Schneider.

Anläßlich des 50jährigen Bestandes des Vereines ist dieses Jahrbuch besonders reichhaltig. Die Geschichte und die Kulturarbeit des Riesengebirgsvereines behandeln G. Brath und K. W. Fischer. Von den übrigen Beiträgen sind volkskundlich wichtig „Der Gerenaberglaube in Ostböhmen" von R. Wagner und besonders „Rübezahl und der Bergbau" von W. Weizsäcker. Hier überprüft ein ausgezeichneter Fachmann den Rübezahlstoff auf seinen Zusammenhang mit Bergbau und Bergrecht und kommt zu dem Ergebnis, daß die Ansicht, die Rübezahl als Bergmännlein auffaßt, unhaltbar ist, daß die Verbindung der Sagengestalt mit einem bösen Bergwerkgeist erst später, wohl im 16. Jahrhundert, durch deutsche Bergleute bewirkt wurde, und daß endlich der bisher weit überschätzte Einfluß der Walensage auf die Rübezahlsage nur so weit in Betracht kommt, als dadurch der Stoff in dieser Richtung hin eine Veränderung erfuhr.

Hans Kollibabe, Der Rankl-Sepp, der letzte Riese des Böhmerwaldes, und andere seltsame Waldleute. Selbstverlag. Bergreichenstein 1930. Preis 8 K.

Eine hübsche Zusammenstellung der Geschichten, die über den bärenstarken Mann, der eigentlich Josef Klostermann hieß und von 1819—1888 lebte, in der Gegend von Bergreichenstein im Umlauf sind. Andere Gebiete des Böhmerwaldes haben wieder andere, wegen ihrer Körperkraft weithin bekannte Männer, die teilweise noch heute am Leben sind. Bei einer Neuauflage des Büchleins wären einzelne mundartliche Formen, die im Böhmerwald nicht gebräuchlich sind, zu ändern, so S. 19 „Bürschka", S. 21 „un" (für „und"), S. 43 „mur kloas Büabei" (richtig „mur a kloas Büabei"). Das Wort „Trämel" (nicht allein „Hebebaum", sondern auch überhaupt „Prügel") auf S. 39 hat männliches Geschlecht, daher im

Digitalisiert von Google

4. Fall „einen" und nicht „ein". Das Wort „laud" (= schön, auch im übertragenen Sinne) wird man nicht mit „heillos" (S. 38) erklären. Für Nichtböhmerwäldler wären die Ausdrücke „Käferjahre" (S. 34) und „Kipf" (S. 36) zu erklären.

Festschrift zur Sechshundertjahrfeier der königl. freien Goldbergstadt Bergreichenstein im Böhmerwalde. Selbstverlag der Stadtgemeinde Bergreichenstein, 1930.

In dieser schön ausgestatteten, 104 Seiten umfassenden Schrift bespricht G. Jungbauer „Die volkskundliche Umschichtung des Böhmerwaldes", die, durch die neue Staatszugehörigkeit bewirkt, bereits nach 11jährigem Bestande der Tschechoslowakischen Republik deutlich sichtbar ist. H. Kollitsch liefert einen Beitrag: Die St. Nikolauskirche und der Friedhof zu St. Anna in der Volkssage. In der Abhandlung „Vom St. Gunthers-Kirchlein in Gutwasser bei Hartmanitz" von V. J. Schwarzmeier werden die „Böhmerwaldsagen" von G. Jungbauer irrtümlich unter dem Titel „Paul Zaunert, Dtsch. Sagenschatz" zitiert.

Dr. Ovidius Faust. Bratislava. Kunst- und Geschichtsdenkmale. Verlag der Stadt Bratislava, 1930.

Eine Fülle prächtiger Aufnahmen auf 182 Seiten, dazu eine kurze Geschichte der Stadt Preßburg und ihrer wichtigsten Denkmäler als Einleitung. Diese wie auch die Beschriftung der Bilder ist in fünf Sprachen (slowakisch, deutsch, magyarisch, französisch, englisch) gehalten. Dem Namenforscher wird die gleichzeitig erschienene Schrift des Stadtarchivars von Preßburg, O. Faust, willkommen sein, die alle Namen der Gassen, Bezirke, Riede sowie anderer topographischer Plätze der Stadt von den ältesten Zeiten bis zur Neuzeit verzeichnet. Die ältesten Namen, darunter z. B. „Nonnenpewnt", stammen aus 1439.

Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. (Vgl. die Anzeigen im 1., 3. und 5. Heft des ersten, im 4./5. Heft des zweiten und im 3. Heft dieses Jahrgangs).

Neu erschienen sind die 2.—5. Lieferung des III. Bandes (fruchtbar—Geschenk). Besonders eingehend sind die Artikel Frühling, Fuchs, Fuhrmann, Fuß, Galgen, Gebet, Gebildbrote, Geburt, Geist, gelb, Geld, germanisch. Zu bestreiten ist bei „fruchtbar" (Sp. 152), daß das Werfen von Schuhen bei der Hochzeit mit Fruchtbarkeitszauber nichts zu tun hat, sondern eine Opfergabe darstellt, durch welche man sich von feindlichen Zaubermächten loskauft. Man erklärt überhaupt in der deutschen Volkskunde noch immer viel zu viel mit „feindlichen Dämonen" und „Opfern". Der besonders in England, Schottland und Dänemark gepflegte Brauch, Neuvermählten ein Paar alte Schuhe nachzuwerfen, bezweckt in erster Reihe eheliche Fruchtbarkeit, dann auch Glück auf den Weg in die Ehe, wie sonst auch Schuhe Angehörigen, die sich auf Reisen begeben, nachgeworfen werden, da ja für eine Wanderung oder Reise Schuhe sehr wichtig sind. Endlich mag man darin, daß nicht ein Schuh, sondern ein Paar Schuhe den Brautleuten nachgeworfen werden, einen Hinweis auf die rechtliche Bedeutung der Ehe und die Gleichstellung von Mann und Weib erkennen. Zu Fuhrmann (8. Kummet) vgl. unsere 17. Umfrage. In dem sehr lehrreichen Artikel „Gebildbrote" soll es Sp. 389 richtig „das" (nicht „der") Kipfel heißen. Bei „Geisterhaus, -zimmer" wäre ein Hinweis auf das gleiche Märchenmotiv (vgl. etwa Bolte-Polívka I, 22ff.) am Platze, bei „geisterfüchtig" auf das Buch „Das zweite Gesicht" von Friedr. zur Bonsen (5. Aufl., Köln 1921). Zu Geldmännlein Anm. 10 und 11 ist zu bemerken, daß ein Irrtum vorliegt. In der Quelle (John, Westböhmen, 2. Aufl., S. 217, 223) ist an der zweiten Stelle nur von einer am Georgitag gefangenen Hummel die Rede.

Der Große Brockhaus. Handbuch des Wissens in zwanzig Bänden. 15. Auflage. 5. Bd. (Doe—Ez). Verlag F. A. Brockhaus. Leipzig 1929. 784 Seiten. Preis in Ganzleinen 26 Mark.

Auch dieser Band, der unter anderm alle mit „Elektrizität" zusammenhängenden Artikel bringt, berücksichtigt die Volkskunde, z. B. in den Artikeln Dorf (mit Kennzeichnung der wichtigsten Formen), Dornröschen, Drache, Drosselbart, Ehe,

Digitalisiert von Google

Eierfeste, Erbschüssel (Diebssieb), Erntebräuche, Eselsfest (mit dem Bild des Palmesels aus dem Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin), Eulenspiegel u. a. Von berühmten Sudetendeutschen werden genannt: Raoul Ritter von Dombrowski, Jagdschriftsteller, geb. 1833 in Prag; Alfons Dopsch, Wirtschafts- und Kulturhistoriker, geb. 1868 in Lobositz; Matthias Amos Drbal, Philosoph und Pädagog, geb. 1829 in Prödlitz i. M.; Karl Egon Ritter von Ebert, Dichter, geb. 1801 in Prag; Marie von Ebner-Eschenbach, geb. 1830 in Zdislawitz (mit dem reizenden Jugendbildnis der Dichterin); Christian Freiherr von Ehrenfels, Philosoph, Prof. der deutschen Universität in Prag (seit 1929 im Ruhestand); Rudolf Eitelberger von Edelberg, Kunsthistoriker, geb. 1817 in Olmütz; Christian Ritter d' Elvert, Geschichtsforscher, geb. 1803 in Brünn; Stephan Ladislaus Endlicher, Botaniker und Sprachgelehrter, geb. 1804 in Preßburg; E. S. Engelsberg (Deckname für Eduard Schön), Tondichter, geb. 1825 in Engelsberg in Schlesien, gest. 1879 in Deutsch-Jaßnik i. M.; Karl Eppinger, Politiker, geb. 1853 in Braunau; Heinrich Wilhelm Ernst, Violinvirtuos, geb. 1814 in Brünn; Karl Esmarch, Jurist und Dichter, gest. 1887 in Prag; Ignaz Etrich, Flugzeugkonstrukteur, geb. 1879 in Trautenau; Oskar Ewald, Philosoph, geb. 1881 in St. Georgen bei Preßburg; Adolf Exner, Jurist, geb. 1841 in Prag. — Beim Artikel „Eger" ist zu berichtigen, daß das dortige Mädchenlyzeum seit 1920 ein Mädchen-Reform-Realgymnasium ist.

Hans F. K. Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes. Vierzehnte, umgearbeitete Auflage. Mit 29 Karten und 564 Abbildungen. Verlag J. F. Lehmann, München 1930. Preis 12 Mark, geb. 14 Mark, in Halbleder 18 Mark.

Das Werk des nunmehrigen o. ö. Professors für Sozialanthropologie an der Universität Jena hat auch in dieser neuen Auflage wieder eine Vermehrung seiner Bilder erfahren, während der Text einerseits an notwendigen Stellen, z. B. in den Abschnitten über die fälische (dalische) Rasse, eine Erweiterung erfahren hat, wofür wieder weniger wesentliche Abschnitte gekürzt wurden, so daß der Umfang des Buches und damit auch der Preis unverändert bleiben konnte. Die volkskundliche Bedeutung der Rassenkunde und dieses bahnbrechenden Buches von Günther haben wir schon bei früheren Anlässen betont. Die in unserer Zeitschrift (I. 1928, S. 88) gebrachten Bemerkungen zur 12. Auflage wurden bei der Neuauflage berücksichtigt. Auf S. 291 heißt es nun statt „Deutschböhmen" das „deutsche Sprachgebiet in Böhmen und Mähren". Auch diesmal richten wir an unsere Leser das Ersuchen, selbst an der Verbesserung der „Rassenkunde des deutschen Volkes" durch Zusenden von Bildern (Köpfe männlicher und weiblicher Personen, die für ein Gebiet besonders kennzeichnend sind) an den Verfasser oder Verlag mitzuarbeiten. Solche dürften namentlich aus dem tschechoslowakischen Schlesien und aus den deutschen Sprachinseln der tschechoslowakischen Karpathenländer (Slowakei und Karpathenrußland) willkommen sein.

Johannes Brendel, Aus deutschen Kolonien im Kutschurganer Gebiet. Geschichtliches und Volkskundliches. Stuttgart 1930.

Dieses in den Schriften des Deutschen Ausland-Instituts Stuttgart (A. Kulturhistorische Reihe, Band 26) erschienene Werk verdient besonders hervorgehoben zu werden, weil es aus eigener Beobachtung geschöpften, trefflichen volkskundlichen Stoff enthält. In den Einwanderungslisten der Dörfer sind auch zwei Deutschböhmen vertreten, ein 1808 aus Pinterroth (Böhmen) nach dem Dorfe Baden eingewanderter katholischer Maurer mit Namen Joseph Matzinn und ein aus Böhmischdreibe (Böhmen) stammender katholischer Landmann Wendelin Rickart, der sich um dieselbe Zeit in dem Dorfe Selz niederließ. Beide Ortsnamen sind verstümmelt, beim ersten handelt es sich wohl um Poitersreuth (Bez. Wildstein) oder Friedersreuth (Bez. Asch).

Gustav Leutelt, Die Königshäuser. Eine Erzählung aus dem Isergebirge. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg. 3. Auflage. 1922. Preis 20 Ktsch.

Digitalisiert von Google

Am 21. September feierte der feinsinnige Dichter des Isergebirges seinen 70. Geburtstag. Was er für das deutsche Schrifttum und insbesondere für das Sudetendeutschtum bedeutet, hat Robert Herzog in dem im gleichen Verlage erschienenen, ausgezeichneten Buch „Gustav Leutelt, sein Leben und Schaffen" geschildert. Leider scheint es, als ob die aus dem unmittelbaren Heimaterlebnis entsprungenen, in der seelischen Erfassung des Volksmenschen einzigartigen Werke Leutelts noch viel zu wenig bekannt sind. Für ihre Verbreitung in der Schule und Öffentlichkeit zu sorgen, ist eine Ehrenpflicht der Sudetendeutschen. Der in seinem innersten Wesen, aber auch in dem langsamen und sorgfältigen Schaffen, das nichts Unreifes und Unfertiges kennt, mit A. Stifter so eng verwandte Dichter, der sich selbst mit volkskundlichen Forschungen befaßt, bietet vor allem auch dem volkskundlich eingestellten Leser eine reiche Fülle von Anregung. Von seinen großen Werken „Die Königshäuser", zuerst 1906 erschienen, „Das zweite Gesicht" und „Hüttenheimat" ist das erste in der angezeigten billigen Ausgabe mit einem Nachwort versehen, das auch kurze Angaben über das Leben Leutelts bringt.

Zeitschriften

Zeitschrift für Volkskunde (Berlin). Das 3. Heft des 39. Jahrgangs (Neue Folge Band I.) enthält die Abhandlungen: A. Jarausch, Der Zauber in den Isländersagas; F. Ohrt, Zu den Jordansegen; W. Maas, Über deutsche Torfformen in Posen und die deutsch-polnische Sprachgrenze dortselbst. Aus den „Kleinen Mitteilungen" sind zu nennen: H. Jungwirth, Das Spandrehen im oberen Mühlviertel; † A. F. Kaindl, Beiträge zur Volkskunde Osteuropas. Eine reichhaltige Bücherschau und Nachrufe von Fritz Boehm auf A. Haufen und R. F. Kaindl beschließen das Heft. — Heft 1/2 des 40. Jahrgangs (Neue Folge Band II.), als Sonderdruck „Volkskundliche Studien" dem hochverdienten Präsidenten der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft, Staatsminister Dr. Friedrich Schmidt-Ott zum siebzigsten Geburtstage dargebracht, vereinigt die Arbeiten von 36 volkskundlichen Forschern in den Abschnitten „Glaube, Brauch und Art des Volkes", „Mündliche Überlieferung, Sprache", „Namen", „Volkskunst", „Volkskunde und Auslandsdeutschtum" (G. Jungbauer, Staatsgrenzen und Volkskunde; R. Mitzka, Volkskunde von Kolonie und Heimat) und „Volkskundegeographie".

Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde. Nr. 40 (Juni 1930) bringt die aufschlußreiche Rede „Fünfundzwanzig Jahre Verband deutscher Vereine für Volkskunde", gehalten von John Meier in der Festsitzung des Verbandes am 21. Oktober 1929 in Berlin, ferner einen ausführlichen Bericht über die Berliner Tagung des Verbandes und eine eingehende Übersicht über die großzügige Tätigkeit des Verbandes (Sammlung der deutschen Volkslieder, Volkskundliche Bibliographie, Handwörterbücher zur deutschen Volkskunde, Atlas der deutschen Volkskunde, Veröffentlichungen des Verbandes u. a.).

Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde (Bremen). Vom 8. Jahrgang (1930) liegen die ersten zwei Hefte vor. Aus den gediegenen Beiträgen seien erwähnt: W. Jesse, Bauopfer und Totenopfer; J. Koniezko, Die volkstümliche Kultur der Halligenbewohner; J. H. Folkers, Zur Entwicklungsgeschichte des friesischen Hausbaues (mit dem Ergebnis, daß das in Nordwestdeutschland uraltheimische dreischiffige und einräumige Herd-Hallen-Haus sich frühzeitig differenziert haben muß in das Haus der friesischen Fischer und Viehzüchter, die nur geringen Sommergetreidebau trieben, und in das Haus der sächsischen Viehzüchter und Ackerbauer, dessen wichtigste Errungenschaften die „Grotdör" und die befahrbare Diele anstatt der schmalen Stallgasse und der alten „Loosdör" waren).

Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde (Leipzig). Aus dem Inhalt des 4. Heftes (August 1930): L. Woldert, Volksglaube und Astrologie in sächsischen Kalendern des 18. Jahrhunderts; E. Kawolle, „Es war einmal ein treuer Husar" (Volkslied und Schlager), der zwei Eigenheiten des Schlagers feststellt: seine Einstrophigkeit und seine starke Bindung an den Tanz, welche bewirkt, daß seine Melodie der Zersingung meist widersteht und daß er — entsprechend der Tanzmode — nur eine kurze Lebensdauer hat.

Digitalisiert von Google

Hessische Blätter für Volkskunde (Gießen). Aus dem Inhalt des 28. Bandes (1929) sind die Beiträge hervorzuheben: K. G. Walter Best, Flurnamenforschung im Rahmen der modernen Volkskunde (der 1. Teil einer Frankfurter Doktorschrift, mit einem Nachwort von Hans Naumann); Friedrich Maurer, Sprachschranken, Sprachräume und Sprachbewegungen im Hessischen (von uns bereits im 2. Heft angezeigt); Walter Hegar, Die Verwandlung im Märchen (Zur Deutung der Abwehr- und Opferbräuche); Adolf Jacoby, Zur Geschichte der Ostereier (mit vielen, neuen Belegen). In der „Bücherschau" bespricht W. Anderson auf acht Seiten unser 1. Beiheft „A. Wesselski, Der Knabenkönig und das kluge Mädchen". Zugleich ist das sehr übersichtlich angeordnete Register zu Band XI bis XXV, zusammengestellt von J. Gießler, erschienen.

Das deutsche Volkslied (Wien). Das 6. Heft 1930 bringt Tannhäuserlieder aus Steiermark und aus Niederösterreich. Zeitgemäß ist der Beitrag von Klier „Von Wunderdoktoren und von der Volksmedizin", der Belege für die große Volkstümlichkeit des Wunderdoktors von Gallspach, Zeileis, bietet. Diesen besingen bereits Wiener Lieder auf fliegenden Blättern. So lauten zwei Gesätze aus einem von Fred Balan verfaßten, nach der Weise von „Kuckuck, Kuckuck, ruft's aus dem Wald" zu singenden Liede:

6. Zeileis, Zeileis, dir liegt nix dran,
Die Int'ressenten und Patienten
Brauchen bald a — Zeileisenbahn!
7. Zeileis, Zeileis! brüll'n s' auch in Wean (Wien),
Man sagt: „Ein Star is's" oder: „A Narr is's,
Der uns aufbind't an Zeil-Eisbär'n!"

Auch die Sagenbildung beschäftigt sich mit dem Wunderdoktor. Weil die in Stein gehauene Nachbildung eines einstigen Herrn des Gallspacher Schlosses in der Kirche des Dorfes an den vollbärtigen Wunderdoktor erinnert, ist unter den Bauern der Gegend der Glaube entstanden, daß Zeileis — in Wirklichkeit der Sohn eines Kesselflickers aus Mitteldeutschland und ehemaliger Metallarbeiter der „Wiener Werkstätte" — der direkte Nachkomme des ersten Ritters von Gallspach ist. — Im 7. Heft teilt M. Wieczorek „Vier Volkslieder aus Braunau i. B." mit, A. König berichtet über die Förderung, die er beim Sammeln der nordböhmischen Volkslieder durch Dr. J. Pommer erfuhr, und R. Zoder bespricht eingehend neben anderen Neuerscheinungen auch die 1. Lieferung der „Volkslieder aus dem Böhmerwalde".

Zur Beachtung

Neuen Abnehmern wird der Jahrgang 1929 der Zeitschrift zu dem ermäßigten Preise von 25 Ktsch., in Halbleinen gebunden 35 Ktsch., nachgeliefert. Mittellose Gemeindebüchereien können den gleichen Jahrgang unentgeltlich erhalten, wenn sie ein diesbezügliches Ansuchen (ungestempelt) an den staatlichen Büchereiinstruktor Dr. Anton Moucha in Prag III., Maltézské nám. 1, richten.

Das 6. Heft des 1. Jahrganges (1928) ist vollständig vergriffen. Es wird zum vollen Preise von der Verwaltung der Zeitschrift zurückgekauft. Das 1.—5. Heft kann um den Preis von 20 Ktsch. bezogen werden.

Probehefte zur Werbung neuer Abnehmer stehen jederzeit zur Verfügung.

Nachforderungen nicht erhaltener Hefte sind postfrei, wenn auf dem Briefumschlag der Vermerk „Postfreie Zeitungsbeschwerde" steht.

Die Bezieher in Deutschland und Österreich werden darauf aufmerksam gemacht, daß beim Postscheckamt Leipzig das Konto Nr. 28.668 und beim Österreichischen Postsparkassenamt in Wien das Konto Nr. 103.119 für unsere Zeitschrift eröffnet wurde.

Für jene Abnehmer, die für 1930 noch keine Bezugsgebühr entrichtet haben, liegen diesem Hefte Erlagscheine, bzw. Zahlkarten bei.

Das nächste Heft erscheint im Dezember. Beiträge hiezu erbittet die Schriftleitung bis 15. November.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII., Vocelova 10.
Druck von Heinr. Mercy Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die Post- und Telegraphendirektion in Prag. Erlaß Nr. 1806—VII—1928.

Digitalisiert von Google

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgeber und Leiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII. Vocelova 10

3. Jahrgang 1930 — 6. Heft

Sudetendeutsche Kolonisten in Oberslawonien

Von **Egon Lendl**

Bei der langsamen systematischen Erforschung unseres Südostdeutschtums ergibt sich die Tatsache, daß nicht nur Bewohner der Landschaften am Ober- und Mittelrhein, Elsaß-Lothringens und Württembergs Träger der deutschen Kolonisation nach den Südosten Europas gewesen sind, sondern daß auch Bayern aus allen Stammesgebieten und Schlesier einen wesentlichen Bestandteil der Ansiedler gestellt haben. Einer größeren Untersuchung wäre es wert, einmal den Anteil des Sudetendeutschtums an der deutschen Südostkolonisation festzustellen. An der Anzahl der Kolonisten steht das Sudetendeutschtum anderen Herkunftsgebieten weitaus zurück. Diese Erscheinung hängt mit der Tatsache zusammen, daß die Sudetengebiete vielleicht zu den jüngsten geschlossenen deutschen Volksboden gehören und daher noch nicht so durchkolonisiert sind wie andere binnendeutsche Herkunftsgebiete deutscher Kolonisten[1]). Eine besondere Bedeutung gewinnt aber das Sudetendeutschtum hinsichtlich der Art seiner Kolonisten, die, obwohl aus verschiedenen Stammesgruppen kommend, eine Reihe von seelischen Voraussetzungen gemeinsam haben. Dies ist vor allem die Tatsache, daß sie in diesem Falle Grenzdeutsche sind, die erst auf verhältnismäßig jungem deutschem Volksboden gelebt haben. Im weiteren, daß gerade der Sudetendeutsche eine starke geschichtliche Wechselbeziehung zu einem slawischen Volkskörper, den Tschechen, hat und ihm daher die andersprachige Umwelt nicht so fremd ist wie einem westdeutschen Ansiedler.

An der Ostkolonisation beteiligen sich verschiedene sudetendeutsche Stammesgruppen. Die erste Stelle nimmt der bayrische Stamm ein. Hierher gehören die Siedler aus dem Böhmerwald, dem Egerland und aus Südmähren. Nordostböhmen, das ehemalige Österreichisch-Schlesien und Nordmähren stellt die zweite Siedlergruppe, die alle dem schlesischen Stamme angehören. Diese stammlichen Unterschiede zeigen sich deutlich in der mehr oder minder großen Fähigkeit dieser Menschen, an der deutschen Ostkolonisation mitzuwirken. Soweit wir heute sehen können, ist bei den Schlesiern als Neukolonisten ein relativ starkes Versagen zu bemerken, während die Böhmerwäldler und Egerländer durchaus ein geeignetes

[1]) Vgl. Kuhn W., Die jungen deutschen Sprachinseln in Galizien. Münster 1930. S. 47.

Digitalisiert von Google

Siedlerelement darstellen[2]). Doch ergeben sich in dieser Hinsicht von vorne herein in den verschiedensten Gebieten Südosteuropas die mannigfachsten Verschiedenheiten. Es besteht ein großer Unterschied, ob unsere sudetendeutschen Auswanderer mit anderen Deutschen, die schon eine Entwicklung als Menschen einer Sprachinsel mitgemacht haben, zusammenstoßen, oder mit Menschen, die unmittelbar aus ihrer Heimat im geschlossenen deutschen Sprachgebiet ausgewandert sind, zusammenkommen. Im ersten Falle werden unsere Sudetendeutschen die Träger der fortgeschritteneren Kultur und Zivilisationsentwicklung sein, im zweiten Falle die erst eingewanderten Binnendeutschen. — Walter Kuhn weist in seinem Buch über die jungen deutschen Sprachinseln in Galizien diesen Gegensatz an dem Verhältnis zwischen Pfälzern und Deutschböhmen nach und zeigt, wie die primitiveren Deutschböhmen das völkisch und sprachinsel-biologisch sicherere Element sind. Sie zeichnen sich durch eine größere Seßhaftigkeit aus und erliegen nicht so sehr dem Drange stets neuen Boden zu erwerben, der sie oft dazu führt, in andersvölkischen Gemeinden auch als einzelne Familie Grund zu erwerben und in dieser Vereinzelung völkisch zugrunde zu gehen. Die Deutschböhmen breiten sich langsamer aus und besiedeln aber dann nur die nächsten Ortschaften um ihre Stammkolonie, so daß hiebei größere Sprachinseln entstehen, was für die weitere Entwicklung der deutschen Kolonien von großer Bedeutung ist. Während die Pfälzer, aus einer stark proletarisierten Landschaft kommend, wenig religiöse Menschen waren, treffen wir bei den Deutschböhmen eine tiefgläubige Bauernfrömmigkeit. Dies sind alles Momente, die uns in diesem Fall die größere Wertigkeit der Deutschböhmen gegenüber den Pfälzern klarlegen.

An einem Beispiel aus einem anderen Gebiet des Südostdeutschtums soll nun der Fall besprochen werden, daß sudetendeutsche Kolonisten gegenüber anderen Deutschen das fortgeschrittenere Element darstellen. Es sind dies die sudetendeutschen Ansiedler in Oberslawonien.

In diesen Teil des kroatisch-slawonischen Zwischenstromlandes wanderten besonders nach dem Jahre 1865 zahlreiche Ansiedler der verschiedensten Nationen ein, darunter auch sehr viele Deutsche, die wir — abgesehen von einigen verschwindend kleinen Gruppen — in die ungarländischen „Schwaben" und in die Sudetendeutschen trennen können. Für den im ganzen Südosten Europas gebräuchlichen Ausdruck „Schwaben" wollen wir auch hier die Bezeichnung „Pfälzer" für die aus Südwestdeutschland stammenden Siedler einführen, da diese Bezeichnung am ehesten der Wirklichkeit nahekommt[3]). Das Verhältnis der Reife und die größere Fähigkeit, ein Kolonistenleben zu führen, ist in diesem Falle durchaus anders als in Galizien. Wenn wir nach den Gründen suchen, müssen wir vor allem feststellen, daß die Pfälzer schon Sprachinselmenschen gewesen sind, als sie nach Slawonien auswanderten. Die erste Auswanderung der Pfälzer aus ihrer Urheimat in die „schwäbische Türkei" hatte

[2]) Karasek A., Die Ansiedlung deutschböhmischer Waldarbeiter in unseren heimischen Beskiden; „Heimat und Volkstum", Beilage der Schlesischen Zeitung, Bielitz 1928, Nr. 49, 56 und 61.

[3]) Vgl. Kuhn W. a. a. O. S. 41.

Digitalisiert von Google

schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts eingesetzt. In diesen 150 Jahren bis zur weiteren Übersiedlung nach Oberslawonien war es für die Pfälzer möglich, diese Umwandlung vom stark proletarisierten, innerlich ausgereiften Volkstum der rheinischen Landschaft zur primitiveren rein bäuerlichen Volksstruktur des ungarländischen deutschen Kolonisten zu vollziehen. Diese Veränderung des Lebensraumes brachte natürlich eine starke Auslese innerhalb des Volkskörpers mit sich, so daß alle Elemente, die zu schwach waren, sich in die neue Lage einzufügen und umzustellen, ausgeschieden wurden. Durch das Abreißen jedes Zusammenhanges mit der alten Heimat war auch eine langsame Einordnung in die primitive Wirtschaftsstruktur des europäischen Südostens klar gegeben. Für unsere Siedler aus Ungarn, die vor ungefähr 50 bis 60 Jahren weiter nach Slawonien zogen, bedeutete diese neuerliche Abwanderung ein Herausgerissenwerden aus der eben erst beginnenden Sprachinselreife der „schwäbischen Türkei". Sie wurden wieder in eine noch primitivere Umgebung hineinversetzt, als es Ungarn gewesen war, in dem man — für den ganzen Volkskörper gesprochen — erst jetzt gerade langsam heimisch zu werden begonnen hatte. Diese Umsiedlung erforderte eine neuerliche seelische Umstellung und brachte eine weitere Auslese mit sich, wenn auch die Spannung zwischen alter und neuer Heimat in diesem zweiten Fall nicht so groß gewesen ist. Zu diesen ungarländischen Ansiedlern treten nun als zweite deutsche Kolonistengruppe die Sudetendeutschen. Diese sind Menschen aus dem geschlossenen deutschen Sprachgebiet, wenn auch aus dem Grenzland. Zum Unterschiede von den Menschen der südosteuropäischen Sprachinseln sind sie weit mehr Träger westlicher Zivilisation und Wirtschaftsgeistes und daher mit den Lebensformen des Südostens nicht vertraut. Die südungarischen Pfälzer waren daher befähigter, sich in die fremde Umgebung einzugewöhnen, die Rückständigkeit des Landes und seiner Wirtschaft auf sich zu nehmen und eine deutsche Dorfgemeinschaft aufzubauen. Sie erliegen auch weniger den Einflüssen ihrer Umwelt als die Sudetendeutschen. — Diese müssen eben erst Sprachinselmenschen werden, während die Pfälzer schon als solche ins Land gekommen sind. Bei der Frage des verschiedenen Verhaltens dieser beiden Siedlergruppen spielt sicher die verschiedene stammliche Grundanlage der Pfälzer und der Bayern, bzw. Schlesier auch eine Rolle, doch ist über diese Fragen erst bei einer größeren Stoffkenntnis über die einzelnen deutschen Siedlungen in Südosteuropa eine weitere und größere Untersuchung möglich.

Es dürfte bis jetzt noch wenig bekannt sein, daß unter den ungefähr 150.000 Deutschen in Kroatien-Slawonien eine große Anzahl Sudetendeutscher anzutreffen ist. Der Großteil der Deutschen stammt allerdings aus den benachbarten Gebieten der „Schwäbischen Türkei", der Bačka und des Banates. Die Ausforschung der sudetendeutschen Siedler ist noch lange nicht abgeschlossen. Die hier gemachten Angaben beschränken sich nur auf ein verhältnismäßig kleines Gebiet Oberslawoniens und des anschließenden Kroatiens, das wir am besten als die Slowasenke bezeichnen. Es ist dies das Land zwischen dem Moslavačka und dem Papukgebirge im Flußgebiet der Slowa, in der Umgebung der bekannten Badeorte Daruvar und Lipik.

Digitalisiert von Google

In diese von katholischen Kroaten und orthodoxen Serben bewohnte Gegend wanderten besonders zahlreiche deutsche, tschechische, magyarische, slowakische und italienische Kolonisten ein, die nun seit 50 bis 60 Jahren in zum größten Teil volklich gemischten Ortschaften leben. Der Anteil der Deutschen war von vorne herein ein bedeutender. Unter diesen stellen die Sudetendeutschen eine besondere Gruppe dar. Die Zahl ist gegenüber den Pfälzern weit geringer. Es gibt, soweit wir bis jetzt sehen können, auch keine Ortschaft, in der sie heute noch die Mehrheit der Kolonisten erreichen. Die sudetendeutschen Einwanderer sind heute fast ausschließlich Bauern mit mittlerem Besitzstand, nur an einigen Stellen treffen wir kleinere oder Zwergbesitze. In den Marktorten treffen wir auch hier, wie im ganzen Südosten, aus den Sudetenländern stammende deutsche Handwerker und Gewerbetreibende.

In fast allen deutsch-katholischen Ansiedlungen leben Sudetendeutsche. Auch in ganz überwiegend slawischen Orten treffen wir oft eine oder die andere sudetendeutsche Kolonistenfamilie. Nur in wenigen Orten wohnen katholische Sudetendeutsche mit evangelischen Pfälzern beisammen. Die Sudetendeutschen sind im ganzen Gebiet unter dem Namen „Böhmen" bekannt, wobei man erst bei näherer Fragestellung die Unterscheidung zwischen Deutschen und Tschechen zu treffen gewohnt ist. Übersieht man die Herkunftsgebiete unserer Kolonisten, so zeigt es sich, daß der Böhmerwald die größte Anzahl gestellt hat. Gerade im vorigen Jahrhundert sind viele Böhmerwäldler durch die Notlage in der Heimat gezwungen worden, auszuwandern. Der Großteil wandte sich allerdings nach Amerika. Heute treffen wir in der Slowasenke Leute aus der Umgebung von Winterberg, so in Miljanovac, und einige meist schon kroatisierte Familien in Trojeglava. Aus der Umgebung von Prachatitz stammende Siedler wohnen in Srbsko Seliste, Antunovac und Kutina. Nach Kapetanovopolje kamen die Leute aus Tusset und Wallern, aus Albrechtsried im Bezirk Schüttenhofen nach Filippovac. Die Anzahl der Böhmerwäldler ist schwer einzuschätzen, da noch zu wenig Angaben bekannt sind. Neben diesen bäuerlichen Ansiedlungen entstand schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts bei Daruvar die Glashütte Johannesfeld-Ivanopolje, in der wahrscheinlich auch Glasarbeiter aus dem Böhmerwald arbeiteten. Überhaupt entstanden um die Jahrhundertwende vom 18. zum 19. Jahrhundert in diesen innerslawonischen Waldbergen mehrere Glashütten, die vermutlich alle deutschböhmische Glashüttenarbeiter beschäftigten. — Es wäre einmal einer Untersuchung wert, wie weit die südosteuropäische Glashüttenindustrie auf Deutsche und besonders Sudetendeutsche sowohl als Unternehmer wie auch als Arbeiter zurückzuführen ist. Diese Glashüttenarbeiter waren in vielen Fällen die ersten Bahnbrecher der Kultur in den riesigen Urwäldern Südosteuropas[4]).

Eine weitere Gruppe sudetendeutscher Siedler, ebenfalls Angehörige des bayrischen Stammes, sind die Südmährer. Sie kamen aus der Umgebung von Znaim, Nikolsburg und Auspitz und sind heute verstreut in

[4]) Vgl. Raindl's Ansiedlungsgeschichte der Bukowina.

Digitalisiert von Google

Dobrovac, Antunovac und in einigen Gemeinden um Bjelovar anzutreffen. Sie sind, soweit wir bis jetzt sehen können, die kleinste Gruppe sudetendeutscher Siedler.

Eine dritte Gruppe stellt der schlesische Stamm. In Blagorodovac leben einige Familien aus Nordböhmen, aus der Gegend von Braunau und Friedland. In Sirač treffen wir Nordmährer aus der Umgebung von Olmütz, ebenso in Miljanovac und Kutina. — In einer Anzahl von Orten ist mir das Vorhandensein von Sudetendeutschen bekannt, aber ihre nähere stammliche Einordnung war mir bisher nicht möglich. So zum Beispiel in Herzegovac, Daruvar, zum Teil in Antunovac, Dobrovac und Uljanik. Es scheint jedoch, daß westböhmische Landschaften keine Siedler gestellt haben. Über die Entstehungsgeschichte ist im einzelnen noch nicht viel bekannt. Von den deutschböhmischen Glashüttenarbeitern, die schon vor 1865 ins Land kamen, wollen wir hier absehen. Die ersten bäuerlichen Ansiedelungen beginnen erst mit dem oben erwähnten Jahre. In diesem Jahre erscheint der Aufruf des Graf Jankovičischen Güterdirektors Stein, eines evangelischen Deutschen, der tüchtige Ansiedler, namentlich Deutsche, zum Roden der Wälder ins Land rief. Seit dieser Zeit strömen in besonders starkem Maße bis zur Jahrhundertwende Ansiedler ins Land, die nicht nur neue Siedlungen gründeten, sondern sich auch bald in alte slawische Dörfer, meist um geringes Geld, einkauften. Unter den ersten, zum größeren Teil aber unter den zweiten treffen wir bald auch Sudetendeutsche. Schon um 1870 sind Sudetendeutsche in Sirač und Miljanovac. Im Herbst 1882 kommen 17 Familien aus dem bayrischen Wald aus der Umgebung von Freyung nach Kapetanovopolje, eine damals neu gegründete Ansiedlung. Von diesen bleibt nur eine Familie zurück; alle anderen ziehen wieder fort. 1883 kommen Böhmerwäldler aus Tuffet und Wallern. Von diesen kehren viele wieder in die alte Heimat zurück, so daß, um die Ansiedlung deutsch zu erhalten, 1886 ungarländische protestantische Pfälzer nachrücken. Jede Familie erhielt bei der Ansiedlung eine Hofstelle mit 8 Joch Grund, das Joch zu 40 fl. Im Jahre 1878 kamen 20 nordböhmische Familien (meist Herrschaftskutscher und Taglöhner) aus der Umgebung von Braunau und Friedland nach Blagorodovac, einer in der Slowaniederung neuangelegten Kolonie. Sie blieben nicht alle im Orte selbst, die Mehrzahl hat es jedoch zu rechtem Wohlstand gebracht. Um 1885 kommen auch die Südmährer ins Land. Zur selben Zeit wurde Dobrovac und Filipovac gegründet, wo sich auch Böhmerwäldler, Südmährer und andere Sudetendeutsche niederließen. In diesen beiden Orten herrscht kleinbäuerlicher Besitz vor. Von den anderen Ansiedlungen deutschböhmischer Kolonisten fehlen noch nähere Angaben. Erst in den 90er Jahren kamen die Deutschböhmen nach Srbsko-Seliste und sogar noch 1920 werden 20 deutschböhmische Vorarbeiter in der Glasfabrik in Daruvar angestellt. Als diese ihren Betrieb wieder einstellte, zog ein Teil fort, der Rest blieb aber im Land.

Neben diesen wenigen Angaben über die Entstehungsgeschichte der Ansiedlungen soll hier noch einiges über das Verhältnis der Sudetendeutschen zu ihren Umwohnern gesagt werden. Zu der anderen großen

Digitalisiert von Google

deutschen Siedlergruppe, den Pfälzern, bestehen stärkere Beziehungen nur bei den Katholiken. Von den evangelischen Deutschen halten sich besonders die Böhmerwäldler aus religiösen Gründen streng getrennt. Sie gehen oft eher mit einem katholischen Tschechen oder Italiener eine Ehe ein als mit einem protestantischen Deutschen. In Kapetanovopolje ist auf diese Weise ein fremdes Bevölkerungselement in den sonst rein deutschen Ort eingerückt. In einigen Orten ist überhaupt die Tatsache festzustellen, daß die Sudetendeutschen zu den Tschechen, mit denen sie teilweise zusammen ins Land kamen, stärkere kulturelle Bindungen besitzen als z. B. zu den anderen Slawen[5]). In Dörfern, wo sie mit einer größeren Anzahl von Tschechen beisammen wohnen, sind sie eher der Gefahr der Tschechisierung als der Kroatisierung ausgesetzt. Es ist dies dieselbe Tatsache, die wir bei den schwedischen Kolonisten in Südrußland, bei den Franzosen im Banat, die zu Deutschen wurden, sehen. Übrigens kann man auch bei den ungarländischen Pfälzern in Slawonien, die mit Magyaren zusammenwohnen und magarisiert werden, dasselbe beobachten, daß nämlich eine Entnationalisierung vorerst eine gewisse seelische Gleichstellung und gleiche kulturelle Höhe voraussetzt. Das Verhältnis zum slawischen Wirtsvolk ist, besonders den orthodoxen Serben gegenüber, ein ablehnendes, doch lange nicht so stark und schroff wie das der evangelischen Deutschen, die sich überhaupt als die besonderen Vertreter des Deutschtums fühlen. Betreffs der Anzahl der Sudetendeutschen in dem von uns besprochenen Gebiete läßt sich feststellen, daß von den 8000 deutschen Ansiedlern der Nowasenke ungefähr der dritte Teil aus den Sudetenländern stammt. Auch in anderen Teilen Oberslawoniens, in der Drauebene, im Požeganer Feld und in der Umgebung von Slatina, gibt es Sudetendeutsche. Über diese Ansiedlungen soll später berichtet werden.

Sprachinselvolkskunde

Von **Gustav Jungbauer**

(Schluß.)*)

Verfehlt wäre es, den größeren oder geringeren Reichtum an Volksüberlieferungen aus der jeweiligen Stammeszugehörigkeit allein zu erklären. Hier spricht auch das Alter der Sprachinsel mit. Ältere Siedlungen werden im allgemeinen ärmer an volkskundlichen Erscheinungen sein als jüngere, die noch aus dem Born der alten Heimat schöpfen können. Und im Leben der Sprachinseln selbst wird die Stammsiedlung gewöhnlich die Volksüberlieferungen besser erhalten als die spätere Tochtersiedlung oder gar die Einsiedlung in einer andersvölkischen Ortschaft.

Man wird nicht selten auch eine Abschwächung von Stammeseigentümlichkeiten im Verlaufe des Sprachinsellebens beobachten können. Die

[5]) Vgl. Kuhn W., „Die deutschen Siedlungen bei Kamionka Strumilowa" in den Deutschen Blättern für Polen, V. Jahrg., 11. Heft. Franze H., Die deutschen Siedlungen in Karpathenrußland in „Karpathenland", III. Jahrg., 2. Heft. 2. Heft.

*) Aus Raummangel stark gekürzt.

Digitalisiert von Google

Besiedler von Sinjak hätten seinerzeit fruchtbaren Boden in der Ebene um Munkatsch erhalten sollen. Als sie die ungewohnte Ebene und in der Ferne das schöne, an die verlassene Böhmerwaldheimat erinnernde Waldgebirge sahen, beharrten sie in echter Böhmerwäldler Eigenköpfelei auf Zuweisung von Grundstücken im Bergwalde, wo sie, wie sie angaben, auch frisches Trinkwasser hätten. Denn das Trinkwasser der Ebene war ihnen von Anfang an widerlich. Heute wäre den Sinjakern die fruchtbare Ebene lieber.

2. Der Auslesevorgang bei der Schaffung der neuen Heimat.

Dieses Beispiel zeigt uns, wie der Sprachinselmensch gezwungen war, sich an die neue Heimat anzupassen. Anderswo mußte sich eben der Auswanderer, der in seiner Berglandheimat frisches, rinnendes Wasser aus dem Röhrbrunnen zu trinken gewohnt war, an das stehende, geschmacklose Trinkwasser des Flachlandes gewöhnen. In seiner Ernährung trat gar oft eine Veränderung ein, indem ihm etwa bisher nicht gekannte Bodenerzeugnisse und Früchte zu wichtigen Nahrungsmitteln wurden. Oder es zwang ihn das ganz andere Klima zu einer Änderung in seiner Bekleidung.

Die ersten Siedlerjahre, in der diese Anpassung an die neue Heimat besonders auch in körperlicher Beziehung erfolgen muß, sind in fast allen Sprachinseln von den gleichen traurigen Erscheinungen begleitet. Krankheiten und Entbehrungen bringen den Schwachen, wenn sie nicht rechtzeitig in die alte Heimat zurückwandern, den sicheren Tod. Nur die Gesunden und Starken erhalten sich. Dieser Auslesevorgang ist sehr wichtig. Denn wenn die Notjahre vorbei sind, bleibt ein „gestählter und geläuterter Menschenschlag" übrig, der körperlich und geistig allen Vorbedingungen für einen Aufschwung der Siedlung entspricht. Es stehen auch da wieder die kinderreichen Menschen an erster Stelle, was in der Folge fast immer zur baldigen Gründung einer Tochtersiedlung und zu den alle Sprachinseln, die ihren Überschuß in keine Stadt abgeben können, kennzeichnenden Bodenhunger führt[1]).

Die oft Monate dauernde Zeit der Auswanderung und diese ersten Notjahre sind eine volkskundlich schwerwiegende Übergangszeit. Denn hier vollzieht sich die Verkümmerung und oft auch der völlige Schwund volkskundlicher Erscheinungen. Dies wird besonders im Brauchtum offenbar. Jahresbräuche, die mit kirchlichen Festen verbunden sind und daher fester im Gedächtnis haften, können sich erhalten, während andere, bei welchen diese Vorbedingung fehlt, leicht verloren gehen. Die Armut und Not dieser Übergangszeit verhindert Brauch und Prunk bei Geburten (Taufen), Hochzeiten und Begräbnissen. Bei dem in dieser Zeit nicht seltenen Massensterben an epidemischen Krankheiten war ein feierliches Beerdigen geradezu unmöglich. Als im Winter 1805/06 mehr als die halben Bewohner von Neuburg bei Odessa durch die Ruhr dahingerafft wurden, war an eine Leichenzeremonie nicht zu denken: „... die Toten wurden in ihre gewöhnlichen Kleider, andere in ein Stück Leinwand gewickelt, sieben bis zehn auf einen Wagen geladen, auf den Begräbnisplatz gebracht, und ohne Sarg der Erde

[1]) Vgl. Kuhn, Naturgeschichte S. 89f.

Digitalisiert von Google

übergeben."[1]) Von der Siedlung Zürichtal in der Krim wird überliefert, daß in wenigen Jahren die Hälfte der Einwanderer zu Grunde ging. „Namentlich starben im Frühjahr 1812 nahe an 40 erwachsene Personen am hitzigen Fieber, und zu arm, um den Toten die letzte Ehre zu erweisen, wurden sie ohne Bahre und Leichenzug in Lumpen der Erde übergeben."[2])

Es ist begreiflich, daß auch die mitgenommene Tracht in solchen Notjahren verloren geht. Die Deutschböhmen im Banat hatten in den ersten Jahren bald einen solchen Mangel an Kleidern, daß sie „aus Lein- und Tischtüchern Hemden, und aus den dunkelfärbigen, faltenreichen Wollenkitteln, die noch aus der alten Heimat stammten, Spenzer und Westen verfertigten."[3]) Im Wohnwesen führte die erste Notzeit den Auswanderer gewöhnlich in ganz urtümliche, einfache Verhältnisse zurück. So sahen sich die aus Hannover und Oldenburg von 1858 an nach Tschermani (Slowakei) Eingewanderten anfangs unter freien Himmel gestellt „als Besitzer eines Gebietes, dessen größter Teil bis zur Undurchdringlichkeit mit Wald und Gestrüpp überwachsen war, ein Teil Weide und nur wenige Gründe Ackerland."[4]) Man mußte Notwohnungen errichten. Die aus dem Böhmerwald Ausgewanderten, z. B. in Sinjak, pflegten Dachhütten zu erbauen, wie sie die Holzhauer des Böhmerwaldes, die eine ganze Woche im Walde verbringen, als Behausung benützen. Man kann wohl annehmen, daß Menschen, die monatelang in solchen Unterkünften oder in Erdhütten[5]) zugebracht haben, beim Beziehen und Bewohnen der nach und nach errichteten Häuser nicht die gleichen Ansprüche stellen wie der an eine Wohnkultur geringerer oder höherer Art gewöhnte Altsiedler.

Wenn auch in manchen Fällen die ersten Siedlerjahre Vorteile mit sich brachten — die Sinjaker durften z. B. in den ersten Jahren frei der Jagd und dem Fischfang nachgehen und konnten sich Holz nach Belieben aus dem Walde holen —, so waren sie doch eine Zeit der härtesten Anspannung aller körperlichen und geistigen Kräfte, eine Zeit des zähesten Kampfes mit Wildnis, Wald und hartem Boden, zuweilen auch mit Lug und Trug der Vorgesetzten und Behörden. Die Urbarmachung des Bodens und der Aufbau neuer Siedlungen wurde meist durch den Mangel an geeignetem Werkzeug und Gerät erschwert. Und da hat sich immer wieder die Wahrheit des Wortes „Not macht erfinderisch" gezeigt. Der Jungsiedler lernte den Blick schärfen und die scheinbar nutzlosesten Dinge für sich zu gebrauchen. Die Not zwang ihn zu neuen ausgeklügelten Arbeitsweisen. So kamen die Böhmerwäldler im Banat, nachdem sie zuerst den Urwald auf eine unpraktische Art gerodet hatten[6]), zu dem folgenden Vorgehen: „Alle Bäume auf der niederzulegenden Waldfläche wurden talaufwärts nur bis zur Hälfte

[1]) G. Leibbrandt, Die deutschen Kolonien in Cherson und Bessarabien. Stuttgart 1926. S. 48.

[2]) V. Schirmunski, Die deutschen Kolonien in der Ukraine. S. 33.

[3]) Graßl a. a. O. S. 54.

[4]) G. Willscher, Germany. Prag 1928. S. 13.

[5]) Vgl. W. Kuhn, Die Entstehung der deutschen Siedlungen. Deutsche Blätter in Polen. III. Posen 1926. S. 536 (Vom Deutschtum in Wolhynien). Hier (S. 541 Anm.) berichtet Kuhn auch über die tschechischen Siedler in Wolhynien.

[6]) Graßl a. a. O. S. 30.

Digitalisiert von Google

ihrer Dicke so eingehauen, daß sie beim Fallen den zunächst untenstehenden treffen und niederdrücken mußten. Die zuhöchststehenden wurden dann möglichst gleichzeitig zum Fallen gebracht, und eine oft Joche messende Waldfläche auf einmal niedergelegt."[1])

Die seelische Umformung des Jungsiedlers erfolgt so mehr in der Richtung, daß seine Findigkeit und Fertigkeit, seine Tatkraft, sein Fleiß und sein praktischer Sinn gesteigert werden. Der Sprachinselmensch wird nach außen hin härter, strenger und rücksichtsloser, was nicht zum mindesten auch durch „das Fremdbleiben im fremden Volke, die bittere Trennung von der Gemeinschaft mit dem Muttervolke, die stetige Kampfbereitschaft und Spannung"[2]) verursacht wird.

Andrerseits führt dieses Alleinsein inmitten einer fremden Welt auch zu einer Verinnerlichung und Vertiefung, die sich vor allem im religiösen Leben äußert. Der fromme Gottesglaube ist ein besonderes Kennzeichen des Sprachinselmenschen. Und die Religion ist eine der stärksten erhaltenden Mächte bei zahlreichen Volksgütern. Das geistliche Volkslied und Volksschauspiel, das beim Binnen- und Grenzlanddeutschen im Absterben oder schon ganz verschwunden ist, lebt in vielen Sprachinseln ungeschwächt fort. Auch im religiösen Leben ist in der Übergangszeit das Zurückgreifen auf urtümliche Formen zu beobachten. Die Egerländer, die von 1823 an die Gegend um Machliniec in Galizien besiedelten, schmückten in den ersten Jahren, als sie weder ein Gotteshaus noch einen Geistlichen besaßen, eine mächtige hohle Eiche mit Bildern und beteten dort an Sonn- und Feiertagen den Rosenkranz[3]).

Das gemeinsame Gebet ist überhaupt in Sprachinseldörfern ohne Kirche oder ohne Geistliche üblich. Gewöhnlich betet der Vorsteher oder eine ältere Person vor. An diesen Andachten nehmen alle teil, sie fördern nicht wenig das in Sprachinseln ohnehin stark vorhandene Gemeinschafts- und Zusammengehörigkeitsgefühl. In Deutsch-Mokra, wo man daheim vor der Frühsuppe den Englischen Gruß und dann das Morgengebet verrichtet und wo bei jeder Mahlzeit vor und nach dem Essen gebetet wird, beten die Waldarbeiter im Holzschlag abends zusammen verschiedene Gebete. Früher pflegten sie zur Zeit der Messe einen Rosenkranz zu beten. Das gemeinsame Gebet mag hie und da auch die Erscheinung erklären, daß Sprachinselmenschen zur religiösen Sektenbildung neigen. Doch müßte hier in jedem Falle auch die Stammeszugehörigkeit berücksichtigt werden. Neigung zur Sektenbildung dürfte beim Schwaben oder Schlesier früher vorkommen als etwa beim Bayern.

Sinn für Kunst und Wissenschaft wird auch bei gar manchen Jungsiedlern vorhanden sein, aber es fehlt die Zeit und Ruhe zur Betätigung. Und diese erscheint allzuerst wieder auf religiösem Gebiete. So hat der schon oben (S. 199) erwähnte Anton Schneider in Machliniec, der noch in der alten Heimat, in Michelsberg bei Plan (Westböhmen) geboren worden war,

[1]) Ebd. S. 55.
[2]) Kuhn Naturgeschichte S. 96.
[3]) R. Frisch, Egerländer Sprachinseln in Galizien. Halbmonatsschrift Winkelried. 7 (1928) S. 37—41.

Digitalisiert von Google

neben mehreren Kruzifixen auch den Marienaltar in Machliniec und die Figuren über der Kommunionbank in Felizienthal geschnitzt. Den hl. Johann von Nepomuk, der in einem später errichteten Häuschen zwischen zwei Bauerngehöften in Machliniec steht, schnitzte er in den 50er Jahren, die

Werke des Bildschnitzers Anton Schneider in Machliniec.

Standbilder des **Petrus und Paulus**, die ursprünglich weiße Gewänder mit goldenen Borten **hatten und vor vier** Jahren auf Geheiß des Pfarrers braun und **rot lackiert wurden, weil** die Juden damals Kleider in solchen Farben getragen **hätten, erst in den** 80er Jahren[1]). Im Laufe der Entwicklung einer Sprachinsel **und bei** Eintritt eines entsprechenden Wohlstandes ändern sich sonst **im allgemeinen die** Verhältnisse. Es erwachen geistige Bedürfnisse und **es kann, wie im heutigen** Machliniec, endlich **der** Fall eintreten, daß die **mündlich fortgepflanzte** Volkserzählung (Sage, Märchen u. a.) ganz **verschwindet, weil die** Bevölkerung nichts mehr **erzählt**, sondern lieber die aus **der Ortsbücherei entlehnten** Bücher liest. Allerdings ist Machliniec als **eine derzeit mehr** bürgerlich-städtisch eingestellte, wohlhabende Siedlung **eine Ausnahme.** In den meisten deutschen Dörfern der Karpathenländer **sind Bücher oder** Zeitungen eine Seltenheit.

3. Der Einfluß des neuen Umlandes.

Die geographische Lage der Siedlung kann für ihren Bestand selbst entscheidend sein. Von den deutschen Siedlungen in der Slowakei haben sich die von Natur aus geschützten um Kremnitz und Deutsch-Proben fast

[1]) Nach Mitteilungen des Herrn cand. phil. Franz Böhm (Prag), von dem auch die beiden Aufnahmen beigestellt wurden.

Digitalisiert von Google

ungeschmälert bis auf unsere Tage erhalten, während die Verslowakung der deutschen Oberzips neben anderen Gründen auch auf ihre offene und dem Verkehr günstige Lage zurückgeführt werden kann[1]).

Deutlicher als in diesen alten Sprachinseln lassen sich in den jungen Siedlungen der letzten zwei Jahrhunderte die Veränderungen beobachten, welche im wirtschaftlichen und kulturellen Leben durch die Bodenbeschaffenheit und das Klima verursacht werden. Oft war die Übergangszeit eine bittere Lehrzeit. Die Banater Siedler fanden erst nach einigen Jahren, daß in ihrer neuen Heimat die Viehzucht viel lohnender sei als der Ackerbau. Sie stellten sich dementsprechend um und das von ihnen gezüchtete Vieh wurde bald dem rumänischen vorgezogen[2]). Die Auswanderer aus dem Schönhengst wieder erkannten erst nach vielfachen Mißerfolgen, daß der schwere südrussische Steppenboden sich besser für Winterweizen als für Roggen eignet, keinen Dünger, der besser als Heizstoff verwendet wird, verträgt und das Jauchenfaß unnötig macht, ferner daß das reichlich vorhandene Weideland gestattet, von der Stallhaltung des Viehes abzusehen[3]). Umgekehrt haben die deutschen Siedler in Galizien in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die dort bis dahin unbekannte Düngung, sowie die Stallhaltung und ordentliche Wartung des Viehes erst eingeführt und außerdem auch als erste Erdäpfel gesetzt, weshalb diese bei den Einwohnern den Namen „Schwabky" erhielten[4]). Auch im Banat wurden die „böhmischen" Erdäpfel erst von den Siedlern eingeführt[5]).

Solche Umstellungen im Wirtschaftsleben, etwa vom Ackerbau zur Viehzucht oder von der anfangs vielleicht vorherrschenden Waldarbeit oder vom Bergbau zur Landwirtschaft allein, äußern sich volkskundlich darin, daß die mit der aufgegebenen Wirtschaftsform verbundenen Erscheinungen eine Änderung erfahren oder auch ganz verloren gehen können. Namentlich im Hausbau, im Ausbau der Scheuern oder Stallungen, dann aber auch in der Nahrung und Kleidung werden solche Veränderungen offenbar, nicht weniger aber auch im Sprachlichen, da bei einer Übernahme von Wirtschaftsformen und allem damit zusammenhängenden Stoff und Gerät auch die Ausdrücke entlehnt zu werden pflegen.

Neben der Art des Erwerbslebens, dann auch neben den eine ebenfalls nicht geringe Rolle spielenden Verkehrsverhältnissen und der damit zuweilen gegebenen Abhängigkeit von einer in der Nähe liegenden Stadt ist für die Sprachinsel von besonderer volkskundlicher Bedeutung, ob sie im Gebirge oder in der Ebene liegt. Schon von vornherein ist es schwer denkbar, wie etwa aus einer Gebirgs- oder Waldlandschaft erwachsene Sagen der Siedler in der neuen Heimat weiterleben können, wenn diese in einer baumlosen Ebene liegt. Es läßt sich aber auch feststellen, daß das Leben im

[1]) Vgl. R. Eckert, Die deutschen Siedlungen in der Slowakei. (Karpathenland 1 [1928] S. 8ff.)

[2]) Grabl a. a. O. S. 55, 73f.

[3]) Vgl. unsere Zeitschrift 2 (1929) S. 21.

[4]) A. F. Kaindl, Die deutsche Kulturarbeit in Galizien. (Karpathenland 1 [1928] S. 39.)

[5]) Grabl a. a. O. S. 72. Es zeigte sich aber bald, daß der neue Boden für diese „böhmischen" Erdäpfel ungeeignet war.

Digitalisiert von Google

Gebirge und in der Ebene im Zusammenhang mit der wirtschaftlichen Lage — dort meist Armut, hier Wohlstand — auf den Charakter des Sprachinselmenschen abfärbt, daß sich auch hier die Gegensätze ergeben wie sonst in der Welt zwischen den Gebirgsbewohnern und Flachlandmenschen. Den Unterschied zeigen gut die drei deutschböhmischen Siedlungsgruppen in Ostgalizien. In der Ebene am unteren Stryj (Hauptort Machliniec) leben aus dem Egerlande stammende behäbige und schwerfällige, wohlhabende Bauern, im Gebirge am oberen Stryj (Hauptort Felizienthal) und an der oberen Swica (Hauptort Ludwikowka), besiedelt von Böhmerwäldlern und Egerländern, ist ein lustiger, etwas weicher Menschenschlag daheim. Man singt gern in diesen armen Gebirgsdörfern, trinkt und rauft aber auch zuweilen, z. B. in Ludwikowka, und ist im ganzen viel lebhafter und beweglicher als in der fruchtbaren Ebene[1]). Die Gebirgler haben auch bedeutend höhere Geburtsziffern[2]).

Die Fruchtbarkeit des Bodens bewirkt, daß sich in Sprachinselorten der Ebene nicht selten mit der Zeit ein größerer wirtschaftlicher Fortschritt und Wohlstand entwickelt als in der alten Heimat. Machliniec ist hiefür ein treffliches Beispiel. In Zarekwitsch in der Krim stellte man schon sieben Jahre nach der Einwanderung (1869) die erste Putzmaschine ein und schon 1882 — früher als in den Mutterdörfern des Schönhengstgaues — besaß der Ort die erste Dreschmaschine[3]).

4. Der Einfluß des Umvolkes.

Dieser wird hauptsächlich von dem Kulturgefälle zwischen den Siedlern und dem Umvolke bestimmt. Dort wo die wirtschaftlich und kulturell rückständige einheimische Bevölkerung in den neuen Siedlern selbst „Herren" sah — im Banat z. B. wurden die angekommenen Deutschen von den Rumänen mit „Jugune" (Herr) angesprochen[4]) —, ist es selbstverständlich, daß sich bei den Siedlern ein ausgesprochenes Herrengefühl entwickeln mußte, das bei beginnendem Wohlstande und dann, wenn das ganze Gesinde der bodenständigen Bevölkerung angehörte und der Besitzer nur „Herr" und nicht auch Arbeiter oder Mitarbeiter war, noch mehr verstärkt wurde. Aus diesem Herrengefühl und dieser Überlegenheit erklärt sich das Schwinden oder Verkümmern mancher volkstümlicher Überlieferungen, so insbesondere aller Bräuche, die mehr oder minder Bettelbräuche sind, wie Umzüge bei verschiedenen Anlässen u. a.[5]).

Andererseits wird dort, wo ein großer Abstand zwischen den deutschen Siedlern und der einheimischen Bevölkerung besteht, seltener eine Beeinflussung und ein Übernehmen von sprachlichen und sachlichen Volksgütern stattfinden als dort, wo eine annähernd gleiche Kulturhöhe vorliegt. Diese begünstigt auch Mischheiraten und kann so nicht allein zur Vermischung

[1]) Nach Mitteilungen von Herrn cand. phil. Rudolf Schreiber (Prag).
[2]) Vgl. W. Kuhn, Die jungen deutschen Sprachinseln in Galizien, S. 105.
[3]) Vgl. unsere Zeitschrift 2 (1929) S. 21.
[4]) Grafl a. a. O. S. 7.
[5]) Vgl. G. Jungbauer, Die deutsche Volkskunde in der Tschechoslowakei. (Deutsche Volkskunde im außerdeutschen Osten. Berlin u. Leipzig 1930). S. 14f.

Digitalisiert von Google

volkstümlicher Überlieferungen, sondern schließlich zur völligen Entnationalisierung führen.

An sprachlichen Ausdrücken übernimmt der Sprachinseldeutsche von den fremdvölkischen Umwohnern zunächst ihre Lieblingswörter, die so häufig gebraucht werden, daß sie ihm vom ersten Tage an auffallen. Die Einwanderer nach Rußland haben in einzelnen deutsch-russischen Mischliedern selbst Verzeichnisse solcher Alltagswörter geliefert[1]), die auch allen, die in russischer Kriegsgefangenschaft waren, noch heute bekannt sind. Die Deutschen in der Slowakei und in Karpathorußland gebrauchen auch heute noch solche Wörter der magyarischen Sprache, z. B. das Flickwort „hát" oder das Wort „baesi" (Onkel), mit dem jeder ältere oder verheiratete Mann bezeichnet wird. In der Böhmerwaldsiedlung Sinjak wird es fast im gleichen Sinne gebraucht wie das Wort „Vetter" im Böhmerwald, mit dem man nicht allein einen Verwandten, sondern auch ältere Männer anspricht.

Ferner übernimmt der Sprachinseldeutsche neben Flurnamen besonders oft auch Tier-, Kose- und Schimpfnamen, dann Ausdrücke für Geräte und Nahrungsmittel[2]). In Deutsch-Mokra haben die Kühe meist slawische (ruthenische), die Pferde magyarische Namen[3]). Wenn in den nordungarischen Siedlungen die ehemaligen Böhmerwäldler den Kumpf (Wetzsteinbehälter) „Tschok" (nach magyar. tok = Futteral, Gehäuse) benennen, so beweist dies, daß die Einwanderer bei ihrer Ausreise den Kumpf mit anderen, nicht unmittelbar notwendigen Geräten und Werkzeugen zurückließen und in der neuen Heimat mit der Sache auch den neuen Namen übernahmen. Im allgemeinen ist zu sagen, daß der Sprachinseldeutsche, bei dem sich stets eine ganz besondere Fähigkeit im Erlernen von Fremdsprachen, die den Bewohnern seiner Stammheimat zuweilen abgeht, entwickelt, der meist drei bis vier Sprachen gut beherrscht, seine Muttersprache trotzdem ziemlich rein bewahrt. Eine Eigentümlichkeit, die z. B. auch beim Lesen des Märchens „Die Wunderlampe" im letzten Heft auffällt, ist die besondere Wortstellung im Satze und vor allem das Voranstellen des Zeitwortes nach slawischem Vorbild.

In der Volksdichtung zeigt sich der sprachliche Einfluß der Umwelt nicht selten in der Kinderdichtung, die besonders dort, wo die Kinder eine nichtdeutsche Schule besuchen, Ausdrücke der fremdvölkischen Bevölkerung aufnimmt[4]). Beim Volkslied ist die Übernahme von Weisen häufiger als die von ganzen Liedern. Fremdsprachige Lieder werden aber auch in manchen Sprachinseln gesungen, wenn der vorhandene Liederschatz nicht mehr genügt[5]). In fast allen Sprachinseln des Ostens aber äußert sich ein starkes Vorwiegen der slawischen oder magyarischen Tanzmusik, die vor allem dort verständlich ist, wo der wohlhabende Deutsche es als

[1]) Vgl. G. Schünemann, Das Lied der deutschen Kolonisten in Rußland. München 1923. Nr. 264 u. bes. Nr. 265.

[2]) Vgl. K. Gusinde, Eine vergessene deutsche Sprachinsel im polnischen Oberschlesien. Breslau 1911. S. 141.

[3]) Vgl. unsere Zeitschrift 3 (1930) S. 86.

[4]) Vgl. Jungbauer, Die deutsche Volkskunde in der Tschechoslowakei S. 11f.

[5]) Vgl. Kuhn Naturgeschichte S. 105f.

Digitalisiert von Google

ungehörig und erniedrigend betrachtet, eigenen oder gar fremden Leuten etwas vorzuspielen. Dies gilt übrigens auch für binnendeutsche Landschaften mit einem ausgeprägten Großbauernstand, wo der stolze Bauer sich von Musikern aus dem Handwerker- oder Häuslerstande aufspielen läßt. Nur tritt hier an deren Stelle der fremdvölkische Musiker, der damit auch seine Volksmusik zur Geltung bringt.

Natürlich kommt es gerade beim Volkslied und der Volksmusik darauf an, mit welchem Umvolk es der Deutsche zu tun hat. Die Schönhengster in der Krim haben viele Volkslieder bewahrt, die man in der alten Heimat heute nicht mehr hört[1]). Diese war den Einflüssen der ausgleichenden modernen Kultur ausgesetzt, jene aber mußten das alte Erbgut festhalten, weil es keinen Zustrom aus dem Mutterlande gab und weil eine Entlehnung von Sanggut bei den umwohnenden Tataren nicht in Frage kam.

Sehr stark ist der Einfluß der Umwelt bei den Sagen. Über die entwicklungsgeschichtlichen Grundlagen des Sagenausgleiches zwischen Sprachinsel und Umwelt hat A. Karasek wertvolle Untersuchungen geliefert[2]). Gleiche Untersuchungen über das Märchen stehen noch aus, ebenso vergleichende Arbeiten zum Rätsel, Sprichwort und zu anderen Arten der Kleindichtung, ferner zu der im Sprachinselleben besonders wichtigen Volksmedizin und zum Volksglauben.

Am stärksten ist die Entlehnung bei der gegenständlichen Volkskunde. Haus und Siedlung sind durch die Bodenbeschaffenheit, durch den vorhandenen Baustoff, durch das Klima und die besonderen Wirtschaftsformen bedingt. Hier mußte der deutsche Siedler nicht selten bei den Umwohnern die Muster suchen. So haben die Bewohner von Tschermani die Strohdachbauten ihrer Heimat aufgegeben[3]). Die deutschen Siedler von Hirschendorf südöstlich von Riga haben manches von den lettischen Bauern übernommen, um als Süddeutsche mit dem schwierigen Klima fertig zu werden[4]). Im Wirtschaftsleben ist zu beachten, daß dort, wo nichtdeutsche Arbeiter beschäftigt werden, diese die Arbeit, z. B. die Aufstellung der Getreidegarben, in der daheim gewohnten Weise machen und so bei den deutschen Besitzern dauernd einführen können[5]).

5. Der Einfluß der Staatszugehörigkeit

Es ist richtig, daß Schicksal und Entwicklung des Auslanddeutschtums und damit auch der Sprachinseln vor allem durch die jedem Volkstum innewohnenden biologischen Kräfte bestimmt werden und daß im besonderen alle politischen Kräfte nicht beständig wirken und nicht aus dem Wesen der Sprachinsel selbst erfließen[6]). Und rein geschichtlich gesehen, mag die jeweilige Staatszugehörigkeit wenig bedeuten, zumal dann, wenn es sich um große geschlossene Massen, wie bei den Deutschen in Siebenbürgen, und nicht um eigentliche Sprachinseln handelt. Volkskundlich aber ist der Einfluß der jeweiligen Staatszugehörigkeit von einer Bedeutung,

[1]) Vgl. unsere Zeitschrift 2 (1929) S. 23.
[2]) Vgl. ebd. 3 (1930) S. 59.
[3]) Vgl. Jungbauer a. a. O. S. 15.
[4]) Mißka, Volkskunde und Auslandsdeutschtum a. a. O. S. 140.
[5]) Derselbe, Volkskunde von Kolonie und Heimat. (ZfVk. 40 [1930] S. 207.)
[6]) Vgl. Kuhn Naturgeschichte S. 685.

Digitalisiert von Google

die nicht unterschätzt werden darf. Mögen es zum Teil nur Äußerlichkeiten sein, die da zunächst in die Augen fallen, so sind solche doch auf die Dauer auch bestimmend für die geistig-seelische Eigenart des Sprachinselmenschen. Man darf ferner nicht übersehen, daß der Einfluß des Staatsvolkes auf die Minderheiten in früheren Zeiten, in welchen die Schule noch keine Rolle spielte, weniger bedeutete als heute, wo das Schulwesen ausgebildet ist und Gelegenheit gibt, das heranwachsende Geschlecht in oft entscheidender Weise nach dieser oder jener Seite hin zu beeinflussen[1]).

In den deutschen Sprachinseln des ehemaligen Oberungarn fehlte — von der Zips abgesehen — eine deutschbewußte, führende geistige Oberschicht. Das nordungarische Deutschtum hatte wohl eine Reihe tüchtiger Männer hervorgebracht, die aber, durch und durch magyarisch eingestellt, dem eigenen Volkstum wenig Verständnis und Liebe entgegenbringen konnten. Es ist eine allgemeine Erscheinung, daß geistige Begabungen in solchen Sprachinselgruppen selten ein Feld der Betätigung finden und geistig wieder zu Binnendeutschen werden oder, was gewöhnlich der Fall ist, zu dem fremden Volke übergehen, „besonders wenn dieses, wie Polen und Magyaren, in seinen städtischen Schichten Glanz und gesellschaftliche Anziehungskraft zu entfalten imstande ist"[2]) oder bessere Möglichkeiten zum Vorwärtskommen bietet[3]).

Überhaupt offenbart sich der Einfluß der Staatszugehörigkeit vor allem bei der männlichen Bevölkerung, deren Arbeit sich mehr in der Öffentlichkeit abspielt, die während der militärischen Dienstzeit und im Verkehr mit den gewöhnlich dem Staatsvolk entnommenen Beamten manches übernimmt, wovon der ans Haus und Heim gebundene weibliche Teil der Bevölkerung unberührt bleibt. Diese Anpassung gerade von männlicher Seite zeigt sich in den ehemals ungarischen, jetzt tschechoslowakischen Karpathenländern am deutlichsten darin, daß die Mädchen und Frauen fast durchwegs deutsche Taufnamen haben, während bei den Männern magyarische (Lajos für Ludwig, Ferencz oder Feri für Franz, Pista = István für Stephan u. a.) sehr beliebt sind. Und es ist wahrscheinlich, daß im Laufe der Zeit an Stelle dieser magyarischen Namen slawische treten werden. Denn immer mehr beginnt jetzt der Tscheche an die Stelle des früher herrschenden Magyaren zu treten. So werden z. B. die früheren magyarischen Bezeichnungen auf den Geschäften auch in Gegenden, in welchen man noch vor 12 Jahren von den Tschechen überhaupt nichts wußte, durch tschechische abgelöst. Das Gasthaus und Gemischtwarengeschäft des Franz Oberbüchler in Deutsch-Mokra hat heute die Aufschrift:

František Oberbüchler	
obchod	hostinec
Geschäft	Gasthaus.

[1]) Für die deutschen Sprachinseln im ehemaligen Oberungarn wurde namentlich das Apponyische Schulgesetz vom Jahre 1907 verhängnisvoll, das die Magyarisierung des ganzen Schulwesens in Ungarn zum Ziele hatte.

[2]) W. Kuhn, Die Erforschung der jungen deutschen Sprachinseln Galiziens. (Karpathenland 1 [1928] S. 101.)

[3]) Vgl. G. Winter, Die Deutschen in der Slowakei und in Karpathorußland. Münster i. W. 1926. S. 13f.

Digitalisiert von Google

Dieser Wandel erstreckt sich sogar auf die Schreibung der Familiennamen. Im gleichen Orte schrieb sich die Familie Zauner im alten Ungarn Czauner, woraus jetzt die dem Tschechischen angepaßte Form Cauner wurde. In gleicher Weise wurde aus dem deutschen Ziller über Cziller ein Ciller, aus Zepezauer über Czepeczauer ein Cepecauer.

Ein Wechsel der Staatszugehörigkeit kann auch auf religiösem Gebiete Folgen nach sich ziehen. In einem deutschen Dorfe Karpathenrußlands klagten mir die älteren Männer, daß sich ihr Geistlicher nicht mehr traue, den hl. Stephan zu „vermelden". Der Tag des hl. Stephan (20. August), des Landespatrons und Nationalheiligen der Magyaren, war auch bei den nichtmagyarischen Bewohnern des alten Ungarn ein hoher Festtag. Heute wagt es nun der Ortsgeistliche — ein Magyare — nicht mehr, den Tag des Heiligen in der Kirche vorher zu verkünden, wahrscheinlich um nicht in den Verdacht eines Magyarophilen zu kommen[1]).

Kurz sei noch der Einfluß auf die Umwelt betont, der wirtschaftlich und kulturell, aber auch volkskundlich in den Sprachinseln zutage tritt. Im ganzen Osten war der Deutsche der Kulturträger. Von ihm haben die Gastvölker das oberdeutsche Zweifeuerhaus und eine höhere Wohnkultur übernommen, er ist ihnen zum Muster und Vorbild geworden im Wirtschaftsleben[2]) und insbesondere in der Ausnützung moderner Hilfsmittel, Geräte, Werkzeuge und Maschinen, von ihm haben sie gar manches Brauchtum entlehnt. In Machliniec z. B. war es früher Brauch, daß bei einer Hochzeit die nicht eingeladenen Kameraden des Brautpaares im Vorhaus, also wie Bettler bewirtet wurden. Ferner pflegten früher die Gäste die Reste des Essens, das „Proventl", in einem Tüchlein nach Hause zu tragen. Von beiden heute noch in der westböhmischen Urheimat dieser Siedler üblichen Bräuchen ist man abgekommen, dafür haben sie sich bei den umwohnenden Ruthenen eingebürgert.

Der Einfluß des seiner Umgebung überlegenen Deutschen kann dazu führen, daß diese seine Sprache annimmt. In Ostgalizien gibt es Dörfer, wo mit dem slawischen Gesinde pfälzisch gesprochen wird oder zumindest in einem Gemisch von Pfälzisch und Ruthenisch[3]). Von dem Lande Dshety-su, dem früheren Siemiretschije, in Turkestan wird erzählt, daß viele Kirgisen dieses Gebietes infolge des nachbarlichen Verkehres mit deutschen Kolonisten geläufig deutsch reden, russisch aber nicht verstehen[4]). Unter ganz besonders günstigen Umständen kann endlich auch in Sprachinseln der Fall eintreten, daß eine andersvölkische Minderheit der nächsten Umgebung ganz im Deutschtum aufgeht. So wurden die tschechischen Siedler in den Krimdörfern Zarekwitsch und Kirej nicht etwa zu Russen, sondern von den

---

[1]) Zum ganzen Abschnitt vgl. G. Jungbauer, Staatsgrenzen und Volkskunde. (Zfdk. 40 [1930] S. 196—201.)

[2]) Vgl. dazu Kuhn Naturgeschichte S. 111ff.

[3]) Derselbe, Die jungen deutschen Sprachinseln in Galizien S. 143.

[4]) W. Imiela-Gentimor, Das Nationalitätenproblem der russischen Revolution. (Zeitschrift für Völkerpsychologie und Soziologie. 5 [1929] S. 427.)

Digitalisiert von Google

deutschen Nachbarn germanisiert[1]). Ebenso wurden die Franzosen in drei Dörfern des Banats germanisiert[2]).

Auf zwei Erscheinungen im Sprachinselleben sei endlich noch aufmerksam gemacht. In kleineren, von Angehörigen gleicher Stammeszugehörigkeit besiedelten Sprachinseln läßt sich am besten beobachten, daß sich im Verlaufe der Zeit eine volkskundliche Angleichung, ein Ausgleich der Erscheinungen vollzieht. Die aus dem oberen Böhmerwald und aus Westböhmen stammenden Bewohner der Dörfer Weidenthal, Wolfsberg, Alt-Szadowa und Lindenfeld im Banat neckten sich noch jahrzehntelang wegen der mundartlichen Unterschiede, wobei die „Diatzla", die statt „ös" oder „dös" (= Ihr) „diatz" sagen und die „Höigatza", die „gehört" als „ghöiat" aussprechen, eine besondere Rolle spielten. Um 1900 waren diese Unterschiede schon geschwunden. Um die gleiche Zeit war in denselben Orten von den ursprünglich verschiedenen Trachten, die ebenfalls Anlaß zu allerlei Necknamen gaben, nichts mehr vorhanden[3]).

Ist dieser Ausgleich innerhalb Angehöriger desselben Volkes eine mehr oder minder natürliche Erscheinung, so ist das Gegenteil, die bewußte Absonderung von der andersvölkischen Umwelt ebenso verständlich, weniger aber die besonders in Sprachinseln mit einer größeren Anzahl von Dörfern bemerkbare Tatsache, daß sich die Bewohner der einzelnen deutschen Siedlungen auch äußerlich voneinander abzusondern trachten. Hier liegt das bei jeder Gemeinschaft und auch bei der kleinsten Gruppe sich offenbarende Bestreben vor, sich von der Umgebung abzuheben und ihre Zusammengehörigkeit zu betonen. Diese Absonderung wird namentlich in der Tracht zum Ausdruck gebracht. Ein gutes Beispiel ist die etwa drei Stunden nordöstlich von Bielitz-Biala in Galizien liegende, katholische Altsiedlung aus dem 13. Jahrhundert Wilmesau. Hier zeigt sich auch klar, daß diese Absonderung in der Tracht nicht etwa aus Nationalstolz, sondern aus Dorfstolz erfolgt. Auch der im Orte seßhaft gewordene Pole fühlt sich als Mitglied einer höheren, besseren Gemeinschaft. Dabei ist diese Tracht durchaus nichts Festes und Starres, sondern sie bildet sich ständig weiter[4]). Von der weiblichen Tracht in der Kremnitzer Sprachinsel wird berichtet, daß sie, die auch am Alltag bei der Arbeit getragen wird, in den einzelnen Dörfern im Grunde dieselbe ist, daß es dieselben Kleidungsstücke sind, die in derselben Ordnung getragen werden. „Dabei haben sich aber in den einzelnen Orten in bezug auf Schnitt, Farbe, Stoff und kleinere Zutaten Eigenheiten entwickelt, so daß der Kenner, wenn die Menge auf dem Markt in Kremnitz durcheinander wogt, oft nach der Tracht beurteilen kann, in welches Dorf ein Weib oder Mädchen gehört[5])."

[1]) J. Auerhan, Ceské osady na Volyni, na Krymu a na Kavkaze. Prag 1920. S. 43.
[2]) R. F. Kaindl, Geschichte der Deutschen in Ungarn S. 61.
[3]) Graßl a. a. O. S. 125f.
[4]) Kuhn Naturgeschichte S. 116f.
[5]) J. Hanika, Die Kremnitzer Sprachinsel. (G. Winter, Die Deutschen in der Slowakei und in Karpathorußland. Münster i. W. 1926.) S. 57.

Digitalisiert von Google

Der vorliegende Beitrag zur deutschen Sprachinselvolkskunde ist nur als Anfang und Versuch zu betrachten. Endgültige Ergebnisse wird die wissenschaftliche Forschung erst buchen können, wenn die Stoffsammlung in den Sprachinseln großzügiger durchgeführt wird und damit die notwendigen Grundlagen für vergleichende Untersuchungen schafft. Hiezu kann die Bestandsaufnahme zum „Atlas der deutschen Volkskunde" viel beitragen, wenn sie alle Sprachinseln erfaßt, was allerdings gar oft mit großen Schwierigkeiten verbunden sein wird.

Zum deutschen Volkstanz

Von **Karl M. Klier**

Wissenschaftliche Forschung und praktische, auf Erhaltung und Wiederbelebung gerichtete Tätigkeit haben sich besonders im letzten Jahrzehnt dem deutschen Volkstanz zugewendet. Zahlreiche Sammlungen, Zeitschriftenaufsätze und Einzelaufzeichnungen liefern der ersten willkommenes Rohmaterial, der zweiten immer reicheren Übungs- und Lehrstoff. Die selbständigen Ausgaben der letzten Jahre werden beinahe lückenlos in den Besprechungen von Raimund Zoder erfaßt[1]). Die verstreuten sonstigen Arbeiten wird man am ehesten im Abschnitt „Volkskunde" des Literarischen Zentralblattes finden. Seit dem Jahre 1925 erscheint eine Monatsschrift „Der Volkstanz", geleitet von Elfriede Ritter-Cario, die bereits einige Beiträge von wissenschaftlicher Bedeutung gebracht hat. Als vorbildlich in ihrer Verbindung von Tanzbeschreibung und Forschung können R. Zoders „Altösterreichische Volkstänze" bezeichnet werden[2]). Neuerdings wird eine Reihe „Deutsche Volkstänze" im Auftrage des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde von O. Fladerer, John Meier, W. Stahl und R. Zoder herausgegeben, in der bereits vier Hefte mit sudetendeutschen Volkstänzen erschienen sind[3]).

Forschende Arbeiten haben bereits in Teilgebieten das vorliegende Material gesichtet, geordnet und bearbeitet und zu wichtigen Einzeldarstellungen geformt. Die älteste Arbeit dieser Art ist die von E. Herrmann über den „Siebensprung"[4]). Johannes Bolte verdanken wir die beiden zusammengehörigen Aufsätze „Der Stiefelknechtgalopp, ein Lied der Biedermeierzeit", und „Der Hallische Stiefelknechtgalopp"[5]). Der gleiche Verfasser trug alles Erreichbare über den „Bandltanz" zusammen[6]). Eine Reihe von einander ergänzenden Arbeiten über die taktwechselnden Tänze („Zwiefache") faßte R. Zoder zusammen: „Bemerkungen zu den taktwechselnden Tänzen aus der Oberpfalz"[7]). Klarzustellen wären noch die

[1]) Zeitschrift „Das deutsche Volkslied", Wien; neuerdings im „Jahrbuch für Volksliedforschung" II. 1930, S. 169—170.

[2]) Wien, Bundesverlag, I. Teil 1922 (1924), II. Teil 1928.

[3]) Bärenreiter-Verlag, Kassel 1927—1930.

[4]) Jtschr. d. Vereins f. Volkskunde Berlin XV (1905), S. 282—311 und XVII (1907), S. 81f. u. 447.

[5]) Mitt. d. Vereins f. d. Geschichte Berlins 1925, Nr. 4—6; 1926, Nr. 10—12.

[6]) Jtschr. d. Vereins f. Volkskunde Berlin XXXV-VI (1925/26), S. 47—58.

[7]) Das deutsche Volkslied XXX (1928), S. 59—64.

Digitalisiert von Google

Beziehungen zu den tschechischen Tänzen der gleichen Art; schon in der Sammlung „České národní písně“[8]) erscheinen deutsche und tschechische Zwiefache[9]). Über den, auch in den Sudetenländern vertretenen „Judentanz“ handelt in einer unlängst erschienenen Arbeit R. Zoder[10]).

Diese fünf Einzeldarstellungen behandeln Volkstänze der verschiedensten Art: Siebensprung und Bandltanz haben Beziehungen zu alten kultischen Handlungen, der Judentanz, bis zum Jahre 1562 zurückzuverfolgen, ist als eine Parodie aufzufassen, der Zwiefache ist der echte Bauerntanz, der an die alten Verbote, die Tänzerinnen umzuwerfen, erinnert, der Stiefelknechtgalopp ist das volkstümliche Kind der Neuzeit. Als die wichtigsten Ergebnisse dieser Forschungen finden wir, daß das Hauptmerkmal eines Volkstanzes die Bewegung ist, nach ihrer Wichtigkeit folgt die Musik, zuletzt kommt der Tanzname in Betracht. Wer sich auf ein Einzelmerkmal verläßt, wie gelegentlich J. Bloch auf die Tanznamen, geht irre[11]). Wie das Volkslied, so wandert auch der Volkstanz, wobei die drei Wesenskennzeichen verändert werden können, Verbindungen mit nahestehenden anderen Formen entstehen (Kontamination), um schließlich im Kinderspiel als mitunter fast unkenntliche Reste zu enden, ein Vorgang, ähnlich dem Zersingen von Liedern bis zur Schnadahüpflform. Verbindungen über die Volksgrenzen hinweg können nachgewiesen werden, wie auf so vielen anderen Gebieten der Volksüberlieferung.

Am fruchtbarsten für die Tanzforschung dürften vorläufig weitere Einzeldarstellungen sein. So wäre eine Zusammenfassung über den Schwerttanz (Reif-, Schäfflertanz und Verwandtes) wünschenswert. Aber schon eine einfache, in erster Linie gar nicht für wissenschaftliche Zwecke bestimmte Sammlung kann uns anregen, verschiedenen Einzelfragen nachzugehen und deren Lösung zu versuchen. In einer unlängst erschienenen Sammlung deutscher Volkstänze aus dem Böhmerwald[12]) finden wir als Nr. 9 einen Tanz mit dem Namen „Vierzwenger“. Über diese Bezeichnung erfahren wir vom Herausgeber nichts Näheres. Nun hat aber schon Zoder im II. Teil seiner Altösterreichischen Volkstänze die folgende Stelle aus einem Ende des 18. Jahrhunderts gedruckten Volkslied in bairisch-österreichischer Mundart angeführt:

Tanzen kann s' aus da Kunst, mei liaba Bua,
Recht wirst ihr um und um, schaust ihr gern zua.
Walzt Furtwengerisch, glaub, a Minet...

Hier ist das Wortbild schon ein ganz anderes; der Tanzname sollte also richtig „Fürtwenger“ statt Vierzwenger geschrieben werden, denn er hat weder mit der Zahl vier noch mit zwängen etwas zu tun. In Grimms

[8]) Prag 1825, anonym (Verfasser J. Ritter von Rittersberg).
[9]) Abgedruckt auch bei Klier, Einige Bemerkungen zu den taktwechselnden Volksweisen. Neue Musik-Zeitung, Stuttgart, XLVIII (1927), S. 161f.
[10]) Jahrbuch für Volksliedforschung II (1930), S. 122—139.
[11]) Der deutsche Volkstanz der Gegenwart, Heft. Bl. f. Vkde. XXV (1926), S. 124—180, XXVI (1927), S. 26—80. Dazu Zoder im Jb. f. Vlfg. II, S. 122.
[12]) Deutsche Volkstänze a. d. Böhmerwald, gesammelt von Ludwig Hoidn, Klaviersatz von Fritz Arensfeld (Bunte Tänze: Achter Band). Verlag J. Hofmeister 1930.

Digitalisiert von Google

Wörterbuch suchen wir den Ausdruck vergeblich, obwohl Ortsnamen (Furtwangen a. d. Brege, Baden) und Familiennamen (Furtwängler, Fortwängler im Wiener Einwohnerverzeichnis) offenbar im Zusammenhang damit stehen. In einem alten Gesetz, in der Holzordnung vom 27. März 1698 für Nieder- und Oberösterreich, finden wir die Erklärung und alte Verwendung von „Fürtwänger"; es heißt dort:

„Fünftens/ die doppelt- und einfache Gaden-Trauner/ wie auch all andere Holtzwerk/ welches auffer ihrer Holtz-Handler Absendung durch die Führtwänger mit Wagner-Zeug geführt wird ..."

Fürtwänger waren also Holzfuhrleute, Fürtwängerisch tanzen hieß, in der Art tanzen, wie es bei diesen üblich war; so, wie etwa die Leute von den Salzpfannen des innerösterreichischen Salzkammergutes „Pfannhauserisch" tanzten, wie aus Tanzhandschriften aus dem Beginn des 19. Jahrhunderts hervorgeht. Wir können annehmen, daß es auch im Böhmerwald Fürtwänger gab und der Tanz nach ihnen benannt wurde; von dem heute verschollenen Wort kann ein Schluß auf das Alter des weiterlebenden Tanzes gezogen werden.

Als Nr. 44 finden wir bei Hoidn einen „Schwedischen Walzer". Diese Tänze mit der Bezeichnung „Schwedische" wären auch für eine zusammenfassende Arbeit zu empfehlen. Man kann sie schon 1629 in einer süddeutschen Orgeltabulatur antreffen[13]). Hoidn's Weise ist ganz ähnlich der steirischen bei Zoder[14]); sie wird von diesem noch in Schwaben und in der Schweiz nachgewiesen und auf einen Tanz Josef Lanners zurückgeführt. Möglich, ja wahrscheinlicher ist das Umgekehrte: daß Lanner eine weitverbreitete Volksweise verarbeitete. Diese Weise treffen wir in Verbindung mit den verschiedensten Tanzliedern, z. B. in Hruschka-Toischers Deutschen Volksliedern aus Böhmen, Nr. 123: „Bei mein Dirndl ihrn Fenster scheint niemols koan Sunn", in den Volksliedern aus der Badischen Pfalz von M. E. Marriage, Nr. 244: „Fällt m'r jetzt wieder mei Hausschlüssel ei", bei J. B. Weckerlin, Chansons populaires de l'Alsace II, 102: „Dü einfältig Birschle, was bilsch dü dir ein?", aus Donnersbachwald (Steiermark) bei Blümml-Krauß, Aufsee und Ischler Schnaderhüpfel, S. 123. — Verwandt ist ferner die Weise bei Dunger aus dem Vogtlande Nr. 16: „Ich will m'r mei Madel scha selber hamführ'n", die zu der gleichgebauten, aber entfernteren bei Jack, Heiderich und Peterstamm II, Nr. 20 führt: „Mir san halt die lustigen Hammerschmiedg'sell'n", die schon vor 1848 nachgewiesen werden kann.

Auf alte Beziehungen zu Innerösterreich weisen die „Linzer Polka" und „Tiroler Schützen" hin. Jene gemahnt an die Zeit, da die Hauptstadt Oberösterreichs vor mehr als hundert Jahren durch die Pferdeeisenbahn mit dem Böhmerwald auf das engste verbunden wurde. „Mir san Tiroler Schützen, mir habn an frischen Muat" ist der Text des anderen Tanzliedes. Auch dieses ist weit verbreitet, bis ins Reich, und geht auf ein

[13]) Riter in der Wiener Ztschr. f. Mde. XXXIII (1928), S. 75.

[14]) Altösterr. Volkstänze I, Nr. 2.

Digitalisiert von Google

Soldatenlied zurück, das J. N. Vogl im Jahre 1848 dichtete[15]). In musikalischer Beziehung wären hervorzuheben: Nr. 1, Jagermarsch, dessen erster Teil im Marschtakt, dessen zweiter im Dreivierteltakt geht, und zwar ist die Tonfolge nahezu die gleiche, eine Rhythmusänderung, die im 16. und 17. Jahrhundert gang und gäbe war; der gerade Teil hieß „Tanz", der ungerade „Nachtanz" oder „Proportio". Altertümlich scheinen auch Weisen mit geringem Tonumfang und einfachem Bau zu sein, die also auf dem Dudelsack gespielt worden sein konnten und sich trotz anderer verbesserter Instrumente bis heute erhielten. So bewegt sich der Tanz Nr. 25 „Druck nur zua" innerhalb von sechs Tönen. Die Tanzsammlungen werden gerade für Arbeiten über den Bau der deutschen Volksweisen und ihre Beziehungen zu den alten Volksinstrumenten wertvolles Material liefern. Vorläufig kann bloß auf zwei größere Aufsätze dieser Art hingewiesen werden: „Über die Volksmusik in den deutschen Alpenländern" von R. Hohenemser[16]) und „Montafoner Volkstänze aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts" von R. Zoder[17]).

Der Dumme hat's Glück

Märchen aus Zeche in der Deutsch-Probener Sprachinsel (Slowakei), aufgezeichnet von **Richard Zeisel**, Lehrer in Zeche*)

Einmal war ein Vater und eine Mutter, sie hatten drei Söhne. Der jüngste war der Dümmste, weil mit diesem hat niemand nichts können machen. Jetzt haben sie jene zwei Brüder abgenommen zu den Soldaten. Hat er gesagt: „Vater und Mutter — jetzt werde ich einrücken statt diese zwei. Geht aufs Stadthaus und meldet mich ein. Was diese zwei sollen dienen, das werde ich allein abdienen und diese zwei sollen zu Hause bleiben bei der Wirtschaft. Das seht ihr, ich arbeite nicht gerne bei der Wirtschaft, ich werde lieber zum Militär gehen." Haben sie es ihnen erlaubt jenen zu schicken für alle zwei. Jener hat geheißen Wilusch[1]), jener Jüngste. Wie er ist eingerückt, haben sie ihn zum Kommando genommen — aber Geld hat ihm der Vater viel mitgegeben, weil er ein reicher Kampel war. Gleich am Abend hat er sich zusammengenommen den Gefreiten, den Korporal und den Feldwebel, hat ihnen gezahlt, was sie nur haben wollen trinken. Jetzt in der Früh wie es ist gekommen auf den Exerzierplatz, hat ihn der Gefreite genommen zwei Stunden, der hat nichts können mit ihm machen. Hat er ihn geführt zum Korporal. Hat gesagt: „Herr Korporal, ich kann mit ihm nichts machen." Nachmittag nimmt ihn der Korporal in die Hände, hat aber auch nichts mit ihm können machen. Jetzt führt er ihn hinein zurück, sagt er zum Feldwebel: „Jetzt nehmt ihr ihn in die Hände." Der Feldwebel hat sich nicht viel mit ihm abgegeben. Hat er zum Feldwebel gesagt: „Gehen wir lieber hinein in das Wirtshaus, und schrei-

[15]) F. K. Blümml, Quellen u. Forschungen VI, S. 72; Marriage Nr. 152; Das deutsche Volkslied XXXI, S. 119.

[16]) Sammelbände der Internat. Musikgesellschaft XI (1910), S. 324—395.

[17]) Ztschr. f. Musikwissenschaft X (1928), S. 221—234.

*) Erzählt von Josef Schön, Landwirt in Zeche, 78 Jahre alt.

[1]) Wilhelm.

Digitalisiert von Google

ben sie meinem Vater, daß ich schon Gefreiter bin, er soll mir Geld schicken." Jetzt wie der Vater den Brief bekommen hat, hat er gesagt zu seinen zwei Söhnen: „Seht ihr es, zuhause war er der Dumme und dort ist er so gescheit." Haben die zwei gesagt: „Schickt ihm nur Geld!" Haben sie ihm also Geld geschickt. Wie er das Geld hat bekommen, hat er zusammengenommen den Gefreiten, den Korporal, den Feldwebel und auch seine Kameraden und wieder alles mit ihnen verlumpt, wegen das haben sie ihn auch gerne gehabt. Als dieses Geld zu Ende war, sagt er: „Schreiben sie um Geld und daß ich schon Korporal bin." Als der Vater den Brief bekommen hat, hat er sich gefreut. Hat ihn wieder seinen Söhnen zum Lesen gegeben und sie sagten: „Schickt ihm nur Geld." Hat er ihm wieder eine Menge Geld geschickt. Er hat wieder alle Unteroffiziere zusammengenommen, auch den Leutnant mit. Bis acht Tage hat er jenes Geld wieder mit diesen verputzt. Auf kein Exerzieren hat er nicht müssen gehen, nur daheim hat er sich herumgeschleppt. Jetzt sagt er zum Leutnant: „Schreibt meinem Vater, daß ich schon Leutnant bin, und er soll selber herkommen mit Geld." Vom Leutnant hat er die Kleider ausgeborgt und hat seinen Vater in dessen Zimmer gewartet. Der kommt mit viel Geld — und die Unteroffiziere und der Leutnant, sein Sohn hatten schon auf ihn gewartet. Was für eine Freude hat er gehabt, als er sah, daß sein Sohn Leutnant ist und hat sein Geld dort gelassen und ist heimgereist. Wie er ist heimgekommen zu seinen zwei Söhnen, hat er gesagt: „Daheim war er der Dumme, jetzt seht was für ein Herr er ist!" Nun gut — als das Geld zu Ende war, das ganze Geld, hat er sich nichts können einbilden, was er soll machen. Haben sie ihn in der Kaserne auf die Wache gestellt. „Da wirst können aushalten!" — hat er sich gedacht — und zertrennte Kleider hat er angehat. Wie er eine Stunde hat gestanden, da wird es ihm zu dumm. Nicht weit von jener Stadt war ein großer Wald — legt sein Gewehr hin — und marschierte weg. Kommt er in den Wald hinein — und reiste drinnen drei ganze Tage und hat nicht herausgefunden. Auf einmal abends — kam er zu einem großen Kastell, dort standen alle Türen offen — und Hunger hatte er auch schon tüchtigen gehabt. Kommt er in das erste Zimmer hinein, dort stand auf dem Tisch eine Flasche voll Schnaps und ein Bissen Brot. Den Schnaps trank er behend aus, das Brot aß er dazu, damit er zum Weitergehen Gurasche kriege. Kommt er in das andere Zimmer, dort findet er ein Scheibe voll Gulasch und einer Becher Wein dazu. Behend hatte er auch das verschlungen, war aber noch immer nicht satt. Kommt er in das dritte Zimmer. Dort waren schon Backhändel, Enten, Hühner, ein Glas Bier — dem war er aber nicht mehr Herr. Hat er sich gedacht: „Das wirst dir lassen aufs Frühstück." Als er in das vierte Zimmer kommt, dachte er sich: „Da möchte ich gerne rauchen." Da fand er eine Meerschaumpfeife und ein Säckel Tabak, aber sehr feinen. Damals gab es noch keine Zündhölzer — hat er sich gedacht: „Wie kannst du dir dieses anrauchen!" Er ging herum und findet den Feuerzeug: Stahl, Feuerstein und Zünder. Dort war ein Kanapee, streckte sich darauf aus und dampfte aus der langen Pfeifenröhre. Um zehn Uhr ist gekommen eine schwarze Jungfrau, schwarz wie die Kohle, und sie hat gesagt: „Also bist du schon da Wilusch, ich habe

Digitalisiert von Google

schon auf dich dreihundert Jahre gewartet!" Sagt er nur: „Was willst denn von mir!" Sagt sie: „Nicht viel. Heute in der Nacht werden Musikanten kommen und werden mit mir tanzen, aber nicht lasse dich mit ihnen ein, mit keinem nicht." Wie es auf else ist gekommen, ist ein Krummer — auch ein Schwarzer hereingekommen, und hat zwölf Lehnstühle reingebracht. Der ging zu ihm und wollte ihn wegjagen. Aber er sagte: „Was?" und legte sich auf die andere Seite und paffte aus seiner Pfeife weiter. Bald kommen jene zwölf Musikanten und zwölf Tänzer, schwarz wie die Kohlen, solche Knechte und tanzen mit ihr. Jeder hat mit ihr ein „Ortel" getanzt, sie ließen sie nur so fliegen, bis von ihr etwas hängen blieb. Das haben sie eine Stunde gemacht. Wie es vorüber war, da mußten sie weg und einer sagte: „Dort liegt einer auf dem Bett, da sollen wir ihn morgen nicht finden, sonst werden wir mit ihm tanzen." Wie sie weg waren, kommt wieder jene schwarze Jungfrau und bringt ihm Wein und Backhändel und ist darauf verschwunden. Er hat sich gut angegessen — angetrunken und ist eingeschlafen. In der Früh, als er erwachte, stand sie bei ihm und führte ihn zum Frühstück. Nachher zeigte sie ihm alles im Kastell und sagte, daß in der Nacht wieder die Musikanten kommen, und sie wird wieder tanzen müssen — und dann ist sie verschwunden. Um zehn Uhr sind sie wieder eingerückt, er ist auf dem Kanapee gelegen, hatte die Pfeife im Munde. Sie tanzen wieder einer nach dem andern mit ihr, und da bemerkte er, daß sie bis zum Knie schon weiß ist. Wie es vorüber war, geht einer nahe zu ihm und sagt: „Wenn du noch bis morgen da bist, so schmeißen mir dich beim Fenster hinaus!" — aber getan hat er ihm nichts. Bald kommt diese schwarze Jungfrau wieder zu ihm, brachte ihm ein gutes Nachtmahl und eine Kanne Wein. Das hat ihm gefallen. Sie sagte zu ihm: „Morgen werde ich schon mehr Zeit haben, ich werde dir den ganzen Tag erzählen" und ist verschwunden. In der Früh, als sie zu ihm kam, brachte sie ihm ein gutes und feines Frühstück. Als er aß, dachte er bei sich: „Da hast ein Leben, das paßt mir!" Sie war aber schon bis zum Gürtel weiß. Den ganzen Tag sind sie herumspaziert, und sie hat ihm alles im Kastell gezeigt. Als es Abend wurde, da sagte sie zu ihm: „Heute werden sie mir nichts mehr antun können, aber sie werden über dich kommen. Sie werden dich ausfragen, was du suchst. Aber sage kein einziges Wort, sonst sind wir verloren. Dann werden sie zu dir kommen, dich mit dem Bett zum Fenster tragen, dich über dem Fenster schaukeln, als ob sie dich in den Bach, der unter dem Fenster fließt, schmeißen wollten. Laßt ihn fliegen! — werden sie schreien — aber du nicht melde dich — sie wollen dich nur erschrecken. Dann werden sie alles wieder auf den Platz stellen, und mich zu dir schicken, aber auch dann sollst du dich nicht melden. Und wenn sie sehen, daß sie mit dir nichts ausrichten können, so werden sie fortgehen müssen. Aber einer wird zurückbleiben, wird zu dir treten und sagen: „Also komm! Bis heute waren wir da die Herren, und von heute an wirst es du sein." Er wird dich in ein großes Zimmer führen und wird sagen: „Stecke in das Schloß diesen Schlüssel und mache das Zimmer auf!" Du aber sage: „Habe ich es bis jetzt nicht aufgemacht, werde ich es auch jetzt nicht aufmachen." „Aha! jetzt kannst du schon sprechen!" wird er sagen — und wird die Türe aufschließen. Im

Digitalisiert von Google

Zimmer werden drei Haufen Gold liegen. Er wird dich dazu führen und fragen: „Was wirst mit dem Geld machen, denn dieses soll dir gehören?“ Du sage: „Einen Haufen bekommt die Kirche, einen die Armut und einen behalte ich für mich.“ Wie du das sagen wirst, wird jener zerplatzen — und ich werde schon bei dir stehen.“ „Nun gut!“ sagte er und sie verschwand. Wieder kam der Abend und nach dem Abendmahl paffte er wieder aus der Pfeife und wartete auf das, was kommen sollte. Und bald kommt schon wieder der Krumme mit den zwölf Stühlchen, dann die zwölf Musikanten, aber sie konnten nicht mehr spielen, dann die zwölf Tänzer, aber sie konnten nicht mehr tanzen. Nun machten sie sich über ihm und schrien: „Wir werden es dir zeigen, nehmt ihn mit dem Bett, werft ihn in den Teich, er wird sich schon melden!“ Aber er rauchte nur ruhig weiter. Wie sie ihn schon ergreifen wollten, rief der Größte: „Unsere Zeit ist schon vorüber!“ Auf das verschwinden alle, nur einer ist zurückgeblieben, und der führte ihn in das Zimmer, wo das Gold lag. Als er sagte: „Einen Haufen bekommt die Kirche, einen die Armut und einen behalte ich für mich!“ ist jener wirklich zerplatzt und Schwefel und Pech ist aus seiner Wampe gekommen, und die schwarze Jungfrau stand auch gleich bei ihm, aber sie war schon schneeweiß, so daß sie ihm sehr gefallen hat. Nun hatten sie eine große Freude. Sie haben ein gutes Nachtmahl gegessen und haben sich schlafen gelegt. Am anderen Morgen erwachte er zeitlich, denn draußen hörte er ein großes Getu. Da sagte sie zu ihm: „Stehe nur auf und schaue hinaus!“ Da war kein Wald mehr dort, sondern eine große Stadt, die wie sein schönes Weib bis gestern verwunschen war. Sie lebten nun lange Jahre mit einander sehr gut. Aber eines Tages sagte sie zu ihm: „Höre nur du Wiluſch, ist deine Heimat sehr weit? Komm, fahren wir einmal hin!“ „Gar zu weit ist sie ja nicht“, sagte er, „aber ich werde vorausgehen, werde dann schreiben, und du wirst dann mit Militär nachkommen.“ Er machte sich also auf den Weg zu seinen Eltern und noch dazu in seinen alten, zerrissenen Kleidern. Wie er so heimkam, wurden seine Brüder sehr zornig, schlugen ihn und sagten: „Du hast uns um viel Geld gebracht, du warst doch ein Leutnant und jetzt kommst wie ein Hund zertrennt nachhause?“ Auch seine Eltern wollten von ihm nichts mehr wissen und schickten ihn in den Dienst. Er wurde Schweinehirt. Gleich am Abend hat er seiner Frau geschrieben: „Dort war ich ein König, da bin ich nur ein Schweinehirt. Komme nur bald!“ So geschah es, und sie machte sich mit viel Soldaten auf den Weg. Als sie zum Hause kam, wo er diente, verlangte sie Nachtherberge. In der Nacht erzählte er ihr, wie es ihm da geht. Nun schickte er sie zu seinen Eltern und sagte, sie solle dort auf ihm warten, bis er wieder heimkommt. Am anderen Morgen ging sie zu seinen Eltern und nahm dort Quartier. Bald kam er nach und fragte seinen Vater, ob eine Frau da ist. Er sagte: „Ja, was geht sie dich an, laß sie nur zufrieden!“ Er ging auch zu ihr hinein, aber sagte den Eltern nicht, wer sie ist. Darauf geht er in das andere Zimmer, zog sich die prächtigen Königskleider, die sie ihm brachte, an und ging mit ihr zu seinen Eltern in die Stube, die jetzt eine große Freude hatten. Der Vater hat auch seine zwei anderen Söhne hereingerufen und sagte: „Kinder, jetzt seht was für ein Herr unser Wiluſch ist!“

Digitalisiert von Google

Bald kam die Musik und es wurde erst jetzt Hochzeit gemacht. Dann nahmen sie ihre Eltern in ihre Heimat und die anderen zwei Söhne blieben bei der Wirtschaft. Und wenn sie bis heute noch nicht gestorben sind, so werden sie noch sicher leben*).

Zum Hausbau in Karpathenrußland

Von **Franz J. Beranek**

Das Dorf Palanok bei Munkatsch ist die älteste deutsche Dorfsiedlung in Karpathorußland. Im 17. Jahrh. wurden hier zur Verteidigung und Instandhaltung der Burg Palanok Soldaten und Maurer angesiedelt. Über ihre Herkunft sind keine urkundlichen oder überlieferungsmäßigen Nachrichten erhalten. Die stark gegen die Schriftsprache hin entwickelte Mundart dieser Siedler zeigt jedoch deutlich bairisch-österreichische Grundlage. Palanoker Familien siedelten sich später auch im benachbarten Kroatendorf (Pudhorod) und in Klutschanke an. Palanok hat heute unter rund 1300 Einwohnern 1000 Deutsche, Kroatendorf unter 900 Einwohnern 300 Deutsche, Klutschanke nur eine verschwindende deutsche Minderheit. Ihrem Berufe nach sind die Palanoker und Kroatendorfer dem Handwerke ihrer hier angesiedelten Ahnen treu geblieben: sie sind Maurer, deren Saisonarbeitsgebiet ganz Karpathenrußland und Teile der Slowakei umfaßt.

Die letzte Folge dieser Zeitschrift brachte S. 216ff. eine Aufzählung der z. T. abergläubischen Bräuche und Meinungen, die bei den slawischen Bewohnern Karpathenrußlands mit dem Bau eines Hauses verbunden sind. Eine kleine Ergänzung dieses Aufsatzes, dahingehend, wie es um diese Dinge bei ihren deutschen Landsleuten steht, dürfte nicht unangebracht sein. Die Maurer von Palanok sind für solche Dinge sicherlich die maßgebendste Quelle. Die folgende diesbezügliche Erzählung stammt aus dem Munde des 22jährigen Maurers Johann Lespach aus Palanok. Sie wurde übrigens nicht zu fachvolkskundlichem Zwecke aufgenommen, sondern lediglich als Mundartprobe und erhebt deshalb keinen Anspruch auf sachliche Vollständigkeit, wie sie ja auch den Bau eines Hauses mehr vom Standpunkt des Maurers als des Bauherrn aus schildert.

„Wenn me baud a Haus, donn lejcht de Hauswirt in Ejck ein poor Krone und a Hondvoll Waz hinunte. Donn, wenn de Jockl is aufgemauert, kriegme ein Aldomasch[1]). Dos is ein Fassl Bier von die Leid zu Trinkn. Donn wiederum, wenn die Gleichn is, dann kriegme es zweitimol ein Aldomasch und a Schnupftichl wodj ode[2]) ein Koupftichl. Wenn se gonz fertich is, kriecht me es drittimol. No is die Orbeit von die Maure fertich.

*) Zum 2. Teil (Erlösung der Jungfrau) vgl. J. Bolte und G. Polívka, Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, III. 1918, S. 15. Erzähler des im letzten Heft abgedruckten Märchens „Die Wunderlampe" war ein 28 Jahre alter Kleinhäusler, der die magyarische einklassige Volksschule in Münchwies besucht hatte und des Lesens und Schreibens nur wenig kundig ist.

[1]) Aus magyar. áldomás.

[2]) „Oder" kann ausgedrückt werden durch: 1. ode (oder), 2. obe (beeinflußt von „aber"), 3. wodj aus magyar. vagy, 4. die Doppelform „wodj ode".

Digitalisiert von Google

Donn kummen die Zimmeleid in Doch aufstilln. Wenn de Doch is aufgstillt, donn kriegn die Zimmeleid ach ein Aldomasch. Noch n Zimmemonn kummt de Klompfne mit Plejch ode Eternit zum Obdejckn, obe mocht dejs selbe de Zimmemonn mit Schindln wodj mit Scherbm[1])."

Kleine Mitteilungen

Ein Hirtenspiel aus Reichenberg

Ein Hirtengespräch mit Engelgesang, dargestellt und vorgetragen noch zu Anfang und Mitte des 19. Jahrhunderts in der Adventzeit.

Darstellende:

Andreas, ein alter Hirte.
Valentin, ein junger Hirte, des ersteren Neffe.
Der hl. Josef.
Engelstimmen.

V.: Na, Gevottr, ward't 'r denn heute eure Lamml of die Faldr treibn, und ward't 'rs euch ou besahn und zahln, ob euch kejs tut fahln?

A.: Nu, ich war meine Lamml ou of die Faldr treibn und war mr se besahn und zahln, ob mr kejs tut fahln.
Ejs, zwee, drei ... a Schouk.
Ejs, zwee, drei ... wieder a Schouk.
Ejs, zwee? — Halt, ock halt! Dar verdammte Wolf hout mr a Lamml gefrassn. Ich schrie ömmer: Loß ock lieg'n! Loß ock lieg'n! Du, Lostr, du! Ab'r eh' ich 'n konnte drjohn und drschlohn, und dos Faal zum Koeschnr trohn, lief 'r halt mit dan Lamml hintern Bosche naus. —

Na, ich war ock lossn dos Geplaudr sein und war liebr giehn zu man Assn nei. Ich ho man Lutschkerle befouln, sie soll mr en Toup Lönsn koch'n und dos word gut sein! Dou war ich of dos Lamml, dos mir hout dar Wolf gefrassn ganz und gur vrgassn.

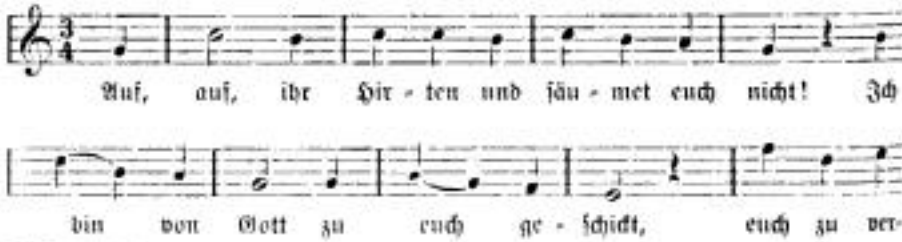
(Sie essen.)

V.: Na, Gevottr, ich dächte, mr tätn uns a bößl streckn!

A.: Nu! Ich ou!

(Sie legen sich nieder.)

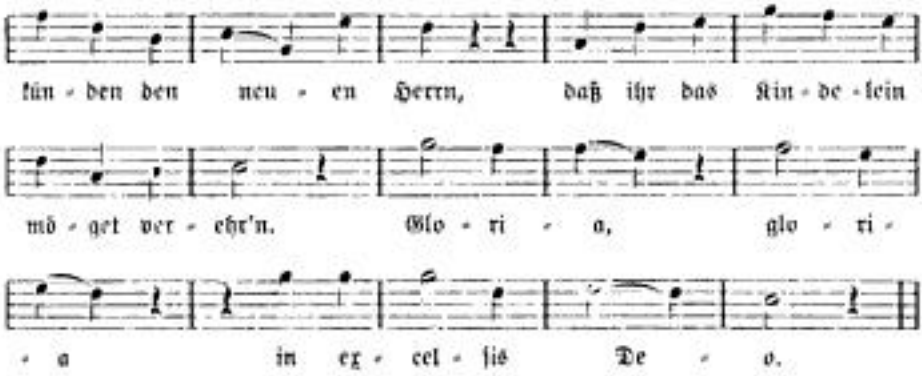
Chor der Engel.


Auf, auf, ihr Hir - ten und säu - met euch nicht! Ich
bin von Gott zu euch ge - schickt, euch zu ver-

---

[1]) Ungefähre Übertragung: „Wenn man ein Haus baut, legt der Hausherr in die Ecke ein paar Kronen und eine Handvoll Weizen hinein. Dann, wenn der Sockel gemauert ist, bekommen wir ein Aldomasch. Das ist ein Faß Bier für die Leute zum Trinken. Dann wieder, wenn die Gleiche erreicht ist, bekommen wir zum zweitenmal ein Aldomasch und ein Taschentuch oder ein Kopftuch. Wenn das Haus ganz fertig ist, bekommt man zum drittenmal. Jetzt ist die Arbeit der Maurer beendet. Dann kommen die Zimmerleute den Dachstuhl aufsetzen. Wenn der Dachstuhl aufgesetzt ist, bekommen die Zimmerleute auch ein Aldomasch. Nach dem Zimmermann kommt der Klempner mit Blech oder mit Schiefer zum Decken, oder der Zimmermann macht das selbst mit Schindeln oder mit Dachziegeln."

Digitalisiert von Google



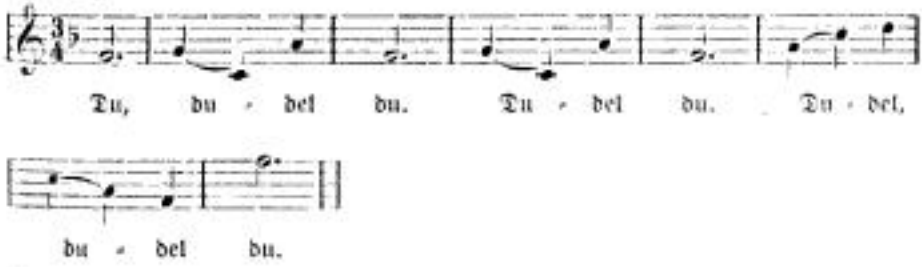
B.: Horch, horch, Gevottr, und ne schnorch! Mr deucht', ols tätn die Engl sing'n.
A.: Du böst wul ai dan Koppe orrich? Es warn wul ock die Schoufschell'n kling'n.
B.: Nej, nej, Gevottr, horch, horch! Von Himml kohm dar Engl Schur, befuhl uns Hortn ollzumoul, mir sölln noch Bethlehem gieh'n an Stol, dort ös a neuer Künich gebur'n, und dan söllm mir vrihrn!
A.: Och, battln gieh ich ne!
B.: Nu, ich ou ne! Abr noch Bethlehem sölln mr kumm, dort ös a neu'r Künich gebur'n und dan sölln mr vrihrn!
A.: Nu, dou giehn mr!

(Unterwegs.)

B.: Gaht ock Achtsche, Gevottr! Dou ös a Moltvorfhäufl und ej Staig, daß ihr ne sollt ai dan grußn Drajk!
A.: Du host mich ou dan rajchtn Wajg gefihrt. Ich ho mr man ganzn Zöpplpelz beschmiert. Na, ich war dr 's ou ne schenkn, ich war dr 's bahle wiedr gedenkn!

(Ankunft vor der Geburtshöhle.)

A.: Dos ös nu des Allrhichstn sei Suhn! Und leit nu su dou of dan bößl Struh! Hätt' mr dos ej labendschr Mensch gesoht, dou hätt' 'ch'n ou en Ziegnpelz oder en andern Jolkr mitgebrocht. Weil ich's ober ne ho gevoßt und ho's vergaffn, dou worst mr 's ne zun ärgstn orechn.
B.: Na, Gevottr, ich war ou neigreifn ai man Saak, ob 'r denn noch wos vrmag. Dou ho ich noch ej Stöckl Fisch, ej Stöckl Hounichbrut und en Struhvoi'ch; dos war ich ihm ols Opfr schenkn, doß 'r meiner soll gedenkn.
A.: Ich dächte, mr tätn dan Kinde zuliebe ejs blousn!
B.: Nej singn!
A.: Nej blousn!
B.: Na, heb du o!
A.: Nej, heb du o!



A.: O halt, o halt! Ock ne zu huch naus! „Ock ömmer hübsch noch'n Koutn, noch'n Knoutn, noch'n Takt!" sprächt dr Kantr.
Der heilige Josef: Habet Dank, habet Dank, ihr Hirten alle beid, daß Ihr gesegnet kommt nach Haus zu euren Herden groß und klein!

Digitalisiert von Google

Zuhörer: Siehste, dort giehn se!

Mitgeteilt vom Fachlehrer i. R. Gustav Plischke in Reichenberg, dessen Mutter das „Hirtengespräch" ihren Kindern zur Weihnachtszeit vorzutragen pflegte. Dasselbe taten um jene Zeit (um 1855) auch andere Mütter in Reichenberg.

Reichenberg. Adolf König.

Zukunftserforschung in der Weihnachtszeit

Als großer Lostag gilt bei der Bevölkerung Südböhmens der Thomastag (21. Dezember). An diesem Tage beteten früher die Mädchen:

Betstaffl, i tritt di,
Heiliger Thomas, i bitt di,
Laß mir erschein',
Den Herzliebsten mein!

Aber auch an den Weihnachtstagen wurde und wird heute noch Verschiedenes unternommen, um über Gegenwart und Zukunft etwas in Erfahrung zu bringen.

Die jungen Leute nehmen am hl. Abend schon vor dem Essen mehrere kleine Holzstücke und werfen sie bei der Tür ins Zimmer. Dann werden die Holzstücke abgezählt, ergibt sich eine gerade Zahl, so steht eine Hochzeit in Aussicht.

Setzen sich die Angehörigen zu Tisch, schaut man auf den Schatten jedes Einzelnen an der Wand. Fehlt der Kopf eines Anwesenden, so wird dieser bald sterben.

Oder man läßt kleine Lichtlein auf einer Anzahl Nußschalen in einem Gefäß mit Wasser schwimmen. Die Mädchen wählen je eins davon und die übrigen Schalen gelten jenem jungen Manne, den sie sich heimlich denken. Sobald die Schalen in Bewegung gesetzt werden, beobachtet man, ob sich jene Schale des gedachten Verehrers jener des Mädchens nähert. Geschieht dies, kommt bald eine Hochzeit ins Haus.

Weiters werden kleine Kupfballen (Flachs) angezündet und aus dem Aufsteigen oder Liegenbleiben der Ballen schließen die Mädchen, ob sie das nächste Jahr heiraten werden.

Graßen. Johann Brezina.

R. Slawitscheks Anastasius Katzenschlucker und die Volksüberlieferung

Ein treffliches Beispiel für die oft seltsame Wechselwirkung zwischen Kunstdichtung und Volksdichtung bieten die folgenden Angaben, die R. Slawitschek unserem Schriftleiter übermittelt hat. Sein „Anastasius Katzenschlucker, der große Zauberer. Ein fröhliches Märchenbuch für kleine und große Leute" ist 1928 im Verlage des Deutschen Kulturverbandes in Prag erschienen. Der Schauplatz der Handlung ist vor allem Budweis und Prachatitz. Der Verfasser berichtet nun folgendes:

„Wie ich Ihnen wohl seinerzeit erzählt habe, ist mein „Katzenschlucker" meine vollkommen freie Erfindung, für die ich keine Quellen verwendet habe. Einzelne Dinge, wie z. B. den Erdspiegel, habe ich ja gewiß aus Sagenbüchern und ähnlichen Werken kennen gelernt, das ist aber auch alles. Die einzige Anregung für die Gestaltung der Handlung hat mir Kuhnau (Schlesische Sagen) gegeben, bei dem ich eine Sage von einem Hexenmeister las, der aus einem Gefäß Soldaten herausschüttete, die dann rasch groß wurden.

Sie können sich daher mein Erstaunen denken, als mir vor kurzem (Herbst 1930) Major Jdarity aus Prachatitz erzählte, daß sich dort noch manche Leute an den Katzenschlucker erinnern können; er hätte tatsächlich Anastasius geheißen, nur der Name Katzenschlucker sei hinzugedichtet; er wäre auf allen Kirchweihen und Märkten gewesen und hätte manchen Streich aufgeführt, so z. B. auch die Geschichte mit den in Hasen verwandelten Katzen, die aber nicht in Budweis, sondern in Prachatitz selbst passiert sei. Man nehme es mir dort bei aller Dankbarkeit ein wenig übel, daß ich gerade diese Geschichte ihnen sozusagen weggenommen und den Budweisern gegeben hätte. Ein Herr sei jetzt eifrig dahinter und gehe von Haus zu Haus, um die noch feststellbaren Erinnerungen an Meister Anastasius zu sammeln.

Digitalisiert von Google

Nun, was sagen Sie dazu und wie erklären Sie sich das? Ich für meinen Teil habe die Sache gar nicht übelgenommen, im Gegenteil. Rein objektiv betrachtet, sehe ich hier einen Fall (wahrscheinlich nicht den ersten seiner Art, aber vielleicht läßt sich kein ähnlicher Fall so schön gleich bei der Entstehung nachweisen), wo ein Produkt der Kunstdichtung fast automatisch zur Heimatforschung anregt, indem es parallel verlaufende Erinnerungen lebendig macht. Daß sich dann die Leute dabei an manches zu erinnern glauben, wovon sie vorher keine Ahnung hatten, ist eine psychologische Erscheinung, die insbesondere dem praktischen Kriminalisten bekannt ist. Das dürfte in erster Linie von dem Namen „Anastasius" gelten. Es wäre ein ganz unglaublicher Zufall, wenn jene nunmehr aus der Vergessenheit auftauchende Gestalt wirklich diesen Namen gehabt hätte. Ich selbst pflegte, aus mir heute nicht mehr erinnerlichen Gründen, früher meinen Jungen im Spaß so zu nennen, und von daher hat ihn dann der Katzenschlucker übernommen."

Wenn auch festgestellt werden sollte, daß in Prachatitz tatsächlich ein Mann gelebt hat, von dem — ähnlich wie vom Vater Hahn des Erzgebirges — auch Sonderlagen überliefert werden, so ist doch diese erste vorliegende Mitteilung ein deutlicher Beweis dafür, daß das Buch Slawitscheks nicht allein auf diese Volksüberlieferung aufmerksam gemacht, sondern sie bereits auch beeinflußt hat.

Trutzgsangln aus Annaberg (Ostgalizien)

Annaberg gehört zu einer Gruppe deutscher Siedlungen am oberen Strhj (Bezirk Stole), die 1835 angelegt wurden und in Felizienthal ihren Hauptort haben. Die Siedler stammten aus dem Böhmerwald und aus Westböhmen, zum Teil auch aus dem angrenzenden Bayern. Die Scheidung zwischen Böhmerwäldler, die die „Sakrischen" — wohl nach einem Lieblingswort — heißen, und Egerländer, die als „Hodalumpen" bezeichnet werden, ist noch heute üblich. Die folgenden Vierzeiler, entnommen aus Einsendungen von Josef Lanz und Alfred Karasek, sind vorwiegend Böhmerwaldgut und in gleicher Form auch im Böhmerwald daheim. Umbildungen sind einstweilen — von Ortsnamen wie Smorze abgesehen — noch nicht bemerkbar.

Sakrisch schejn Dienerl,
hot sakrisch schejn Schuah;
's kon sakrisch schejn tonzn,
i schau sakrisch gern zua.

Mei Schotz is a Jaga,
a tragt an grean Huat;
A tonzt amol umi,
Doß es Göld schödern tuat.

Mei Schotz is a Schmied,
Hot a Gürterl um d' Mitt'
hot a weiß's Leiberl on,
oba ruaßi wiad's schon.

Gehn i hinti, gehn i füri,
Vom Nochban kehr i ein;
wos i vorschau, is 's Nochban,
und 's Diendl is mei.

Won i af Smorze (gesprochen Smorsche) geh,
Is a Reif und a Schnee;
won i zruck außageh,
blühaht da weiß' Klee.

Drei schneeweißi Gäns
und a blauaugats Menschi (Mädchen)
und a bißerl a Göld,
is a Freud' af da Wölt.

Digitalisiert von Google

Dort druabm afm Berg
is a weißa Schimm'l;
der d' Menſcha net liabt,
der kimmt neſt in Himm'l.

Diandl, du liabſt,
wonſt ma du amol ſtiabſt,
wiaſt ma du amol kronk,
aft leb i a neama long.

Dirnei, du kloans,
hoſt a Haus oda koans,
hoſt a Geld oda neſt,
valoſſn tuar i di nöt.

Diendl mogſt heirotn,
daß i di kriag:
mir brauchn kon Kreizer Göld,
mir lebn vo dar Liab.

Daß 's im Wold finſter is,
Dos machen d' Bam;
und daß mei Schotz untreu is,
dos glaub i kam.

Daß 's im Wold finſter is,
dos machen d' Neſt (Äſte);
und daß mei Schotz untreu is,
dos glaub i feſt.

Zwiſchn zwoa Stoinerla
hör i 's Woſſa fließn:
do loßt mi mei olda Schotz
wieda grüßn.

Wan i a ſo ſchejn war
wia d' hintern Menſcha,
ſo lieſt du ma aans geign
dan Kammafenſta.

D' Vögl ſingent, d' Vögl ſingent
am Reifighaſm;
won i groß wiar, won i reich wiar,
wiar i Häuſer kaſm.

Drei Wochn vor d' Oſtern,
do geht der Schnee weg;
du heirat ma Diendl,
aft hon i an Dreck.

Dort unt bei da Pumpn,
wo 's Woſſa g'rinnt,
durt tonzt da Herr Pforra,
daß d' Kuttn umſpringt.

Hopſaſaſa,
ſogt da Beſnbinda;
a Wei muaß a hobn,
weil eahm is kolt im Winta.

Hopſaſaſa,
ſogt da Maura zan Stoan;
und a Wei muaß a hobn,
weil er bleibt net alloan.

Wan i a ſo ſchejn war
wie der Apfel am Bam,
ſo ſteiget i affi,
daß i a zu eahm kam.
Und wal i niet ſo ſchejn bin,
ſo laß i mi moln;
ſo muaß i zum Teirl
an jedn Buabm gfolln.

Marie nei, ſchöns Dirnei,
mogſt heirotn oda niet;
du hoſt jo koa Polſterl,
koan Überzug niet.
Zueg aus dei gſtreifts Ridei
und füll 's oa vull Heu;
do hoſt jo a Polſterl,
an Überzug glei(ch).

Dienei ſieh, ſieh,
und dei Ridei geht für!
Geh außi, zuig's affi,
aft tonz i mit dir.

Geberg bin i gongen,
getol bin i grennt;
und do hout mi mei Dirnei
in Juchizn kennt.
In Juchizn kennt
und in Laubat rauſchn —
Geh her mei ſchöns Dirnei,
wier nta Herzal tauſchn.

Bei der Gigeritſchn, bei da Gogeritſchen,
bei da Hullaſtau(ch)n bin i glegn;
und do hot mir mei Muada
mit da Miſtpritſchn oani gebn.

Drei Wochn vor da Oſtern
geht 's Weibaſchnoiz o;
ſogt oani zu da andern:
Mei Hena legn ſchö.

's Lieſerl hot 's Wieſerl gmaht,
's Riderl hot ſie affi draht;
's Gruemet hot's eine bracht
hübſch bei dar Nocht.

Digitalisiert von Google

Dreschflegelreime aus dem Schönhengstgau

Einschlag: Os, os, os.

Zweischlag: Eins, zwei; Klipp, klapp; Koch Krat; Fehlt os.

Dreischlag: Drei Faula; Drei Tolkn; Koch Krat zan; Hons koch Krat; Krat un' Klies; Pock Schlischkn.

Vierschlag: Vier Flaißige; Tona moch af; Ko Gäld, ko Schnops; Klara, du Tosch; Ruck in Tippla; Puttakroppn; Tacka, tacka.

Fünfschlag: Hons koch Krat un' Wiarscht! Aich kraig Packwihtig: Setz Haut un' Kopp af! Gemma d' Schnopsflosch! A Fläschla vul Schnops; Hanna, du Tosch du! Himml tu dich auf! Mutta, pock Kroppn! Juckt dich der Puckl?

Sechsschlag: Geputtata Kaschn: Gieh, putta bei Kaschn! Nemm's Säckla, gieh pätln! Wie juckt dich (mich) der Puckl?

Siebenschlag: Koch geputtata Kaschn! A Rodschaib vul Stockata.

Die obigen Nachahmungen werden auch durch Klatschen begleitet, was eine gewisse Fertigkeit erfordert. Wenn man z. B. das Dreschen von sechs nachahmt, so schlägt man zuerst mit der linken und dann mit der rechten Hand auf die Oberschenkel, dann auf die Brust und zuletzt auf die Stirn und spricht dazu „Geputtata Kaschn, geputtata Kaschn ...".

Wer erst dreschen lernt, muß viel Spott über sich ergehen lassen. Wenn ein Drescher z. B. beim Dreischlag nicht eintrifft, heißt es gleich: „Es dreschen Drei Faule of d' Eard un' d' Dritte ait (ist) nix weart.

Grünau bei Mähr.-Trübau. Karl Lebel.

Wie man Ertrunkene findet

Herr Franz Kratky aus Pattersdorf (Nr. 9) bei Deutschbrod erzählte mir folgendes: Wenn man einen Ertrunkenen trotz eifrigen Suchens mit Stangen usw. im Teiche nicht finden konnte, holte man eine große Tür oder ein Tor, legte darauf einen Laib Brot, in dem eine brennende Kerze stecken mußte, und schob das seltsame Fahrzeug ins Wasser. Es schwamm langsam weiter und weiter. Dort, wo es stehen blieb, fand man den Ertrunkenen. Man hat das oft schon gemacht und stets so die Leiche bergen können, wenn sie anders nicht zu finden war. Und man würde es auch heute noch machen. (Vgl. Hw. Aberglaube II. Sp. 985ff.)

Prag. Adolf Gücklhorn.

Die Flußmuschel in der Volksmeinung

Im Flußschlamm der Thaya (Unterlauf) kommen große Mengen von Flußmuscheln (Unio) vor, die gesammelt werden und als Entenfutter Verwendung finden. Der Volksmund kennt sie nur unter dem Namen „Froschbacherln" (= Froschbecher). Es herrscht unter der Bevölkerung die feste Meinung, daß aus jedem „Froschbacherl" ein Frosch wird. So erklärt sich der sonderbare Name der Flußmuschel. Die irrige Meinung, daß die Flußmuschel ein Entwicklungsglied des Frosches sei, beruht nur auf einer falschen Verknüpfung von Beobachtungen. Ein verfolgter Frosch sucht sich mit Vorliebe im Schlamm zu verbergen, in dem auch die Muschel lebt. Es ist daher einzusehen, daß dann die Muschel leicht mit dem Frosch in Zusammenhang gebracht werden kann. Diese Verkennung der beiden Tiere ist mir derzeit nur aus Pulgram (Gerichtsbezirk Nikolsburg, Südmähren) bekannt, doch glaube ich, daß diese Volksmeinung nicht bloß auf diese Ortschaft beschränkt ist.

Brünn-Czernowitz. Hans Freising.

Merkwürdige Tiernamen

Wenn manchmal Tieren, besonders Hunden, die Namen von großen Personen oder wichtigen Dingen gegeben werden, so will man damit etwas, was man haßt, dem Spott und der Verachtung preisgeben; denn in den meisten Fällen gelten Tiere als verächtlich.

Digitalisiert von Google

Wie Janssen in seiner Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters (3. B. S. 647 nach G. L. Schmidt, Justus Menius, der Reformator Thüringens, 1867) berichtet, gaben die Protestanten im Kampfe um die Anerkennung ihrer Religion mit den Katholiken Hunden und Katzen den Namen „Interim", um die verhaßte Vereinbarung, die „einstweilen" gelten sollte, herabzusetzen. Dieselbe Sache erzählt Johannes Voigt von den Bürgern der Stadt Magdeburg in Friedrich von Raumers Historischem Taschenbuch (9. B. S. 452).

Daß man in früheren Jahrhunderten aus Abneigung gegen die Juden Ziegenböcke „Moses" benannte, erfahren wir aus dem Ehe- und Namenkapitel der Geschichtklitterung, wie Hauffen in seinem großen Fischartwerke (2. B. S. 331) anführt: „Ein Jud wollt darumb nit Moses heißen, weil wir die Böck also heißen."

Friedrich Wendel erzählt in seiner kleinen Sammlung geschichtlicher Anekdoten (S. 55), daß die ungarischen Bauern lange Zeit ihre Hunde „Haynau" zu benennen pflegten und erklärt die Namengebung also: Als der österreichische Feldzeugmeister Haynau, der mit entsetzenerregender Grausamkeit die ungarische Revolution des Jahres 1849 niedergeschlagen hatte, gestorben war, empfahl man in Budapest, ihm folgende Grabschrift zu machen:

„Nicht sollte Ungarland die Freiheit haben;
Das Schicksal wollt' es nicht —
Hier liegt der Hund begraben!"

Ein nicht seltener Name für Hunde in Süddeutschland war vor noch nicht langer Zeit „Bismarck"; bekannt ist, daß die Bayern ihre Hunde mit Vorliebe „Bismarck" genannt haben. Ein lustiger Schwabe hat mir einmal die folgende Anekdote erzählt: Bismarck ging einmal in Bayern mit einigen Freunden zu Fuß über Land; als sie an einer Sauherde vorbeikamen, gerieten die Säue in Unordnung und der Hirt rief dem Hunde zu: „Bismarck, Bismarck!" Bismarck ließ den Sauhirten zu sich rufen und fragte ihn, ob in Bayern alle Hunde Bismarck hießen. „Naa," gab dieser zur Antwort, „sched (nur) d' Sauhund'!"

In der Kriegs- und Nachkriegszeit sind „hüben und drüben" solcherlei Hundenamen gang und gäbe gewesen; noch heute laufen vielleicht Hunde mit Namen führender Männer aus jenen Tagen um, die auch der Volkskundler aus einleuchtenden Gründen für sich behalten muß. Festgehalten soll werden, daß nicht selten hierzulande die Polizei in Sachen politischer Hundenamen eingeschritten ist.

Eger. Rudolf Kubitschek.

Bei- und Spottnamen aus Grulich und Umgebung

Honshennrich = ein Grundbesitz in Grulich, ehemals Eigentum des Johann Heinrich in Grulich.

Quork-Lene = Frau Magdalena Wagner in Grulich, die mit Quark (Topfen) hausierte.

Sibarih — ocht Hosa[1]) =
Lemta Feneresse[2]) =
Popiera Leitnant[3]) =
Wossermoon[4]) =
} Raimund Weber in Grulich, Tagarbeiter und Hadernsammler; war bekannt als Aufschneider.

Häuslaphilippajentschkajulle = war die Tochter Julia des Häuslers Philipp Jentschke.

Urnergrin = ein Bauer namens Schmidt in Oberlipka.

Fernandaferdafernand = Ferdinand Rotter, Sohn des Ferdinand Rotter und Enkel des Ferdinand Rotter, genannt „Stollapauer" (Stollenbauer)[5]) in Oberlipka.

Honschristawenzel = Wenzel Schwarzer in Oberlipka, Sohn des Christoph Schwarzer und Enkel des Johann Schwarzer.

Schulzkarlapeter = Peter Schmidt in Oberlipka, Sohn des Karl Schmidt und Enkel des Dorfschulzen Schmidt.

---

[1]) Sieben Rehe, acht Hasen. [2]) Leinwandene Feneresse. [3]) Papierener Leutnant. [4]) Wassermann.
[5]) Auf seinem Grundbesitz waren die „Hosestollen", die Überreste des ehemaligen Silberbergwerkes in Oberlipka.

Digitalisiert von Google

Honsatonaferdafränzla = Franz Rotter in Oberlipka, Sohn des Ferdinand Rotter, Enkel des Anton Rotter, Urenkel des Johann Rotter.

Klarnazaton = hieß Anton Kaßer in Niederheidisch, Sohn des Ignaz Kaßer (Klar?).

Schienschockla = war der Leinwandfaktor namens Bergmann in Lichtenau; hat für die Leinwandhändler den Hausarbeitern — den Handwebern — die Werften und den Schuß zugeteilt und bei der Ablieferung der Arbeit diese streng gemustert. Es wurden Stücke zu 60 Ellen angefertigt, ein „Schock". War ein Stück schön gearbeitet, lobte er mit: „a schien Schockla!"

Christatonasefi = Josef Stepan in Wöllsdorf, Sohn des Anton Stepan und Enkel des Christoph Stepan.

Dr kleene Bender = war der vor etwa 50 Jahren verstorbene Bindergeselle und Ofenputzer namens Exner in Obererlitz, der von kleiner Statur war. Folgendes Sprüchlein hatte er selbst verfaßt:

Wöllterfch wessa, war ich bien? (Wollet Ihr es wissen, wer ich bin?)
ich bin dr kleene Bender, (ich bin der kleine Binder)
ich setz' mich uf a Ufatoop (ich setz' mich auf den Ofentopf)
on seh am Rehra ahender*). (und schau [sehe] durch's Rohr nach hinten.)

Putterfinke = Frau Bittner in Herautz, die mit Butter, Käse und Eiern in der ganzen Umgebung hausierte, sehr rasch sprach. Sie öffnete die Tür, sagte: „Chrift — Eer, Kase — nischt? Ei Gotts Roma!"[3]) und schloß die Tür.

Hildra = war ein Flachshändler in Schildberg, der unter seinem Namen Becker fast nicht bekannt war. Wollte er von einem Bauern den Flachs kaufen und der Bauer verlangte zuviel Geld dafür, sagte Becker, sich zum Weggehen anschickend, nur rasch: „Hildra, hildra!" (behalt dir ihn, behalt dir ihn!)

Prag. Emma Sagl.

Von den deutschböhmischen Siedlern im Banat

Schon vor zwei Jahren hat der Deutsche Böhmerwaldbund den aus dem Böhmerwald und aus Westböhmen stammenden Siedlern im heute rumänischen Banat[4]) eine Geldspende zur Durchführung von Tuberkuloseimpfungen übersandt. In diesem Jahre beteilte er die Gemeinde Weidenthal mit Büchern und insbesondere mit Schriften des Mundartdichters J. Zettl. Er erhielt im Oktober das folgende, auch in volkskundlicher Hinsicht sehr bemerkenswerte Dankschreiben.

Löbl. „Deutscher Böhmerwaldbund",

Budweis.

Sehr geehrter Herr Altbürgermeister Taschek!

Mit Freuden haben wir erhalten die Bücherssendung. Noch mehr freuten wir uns hier in Weidenthal, Wolfsberg, Alt-Szadova und Lindenfeld, daß wir die Verbindung bekamen mit jener Gegend, von wo unsere Ureltern auswanderten.

Wir haben noch immer denjenigen Böhmerwalddialekt, welchen wir gelesen haben in den von Ihnen zu uns gesandten Heften und Büchern. Besonders das „Woldbründl"-Gedicht entspricht rein unserem Dialekt.

Wir sind hier Mitglieder der „Deutsch-Schwabischen Volksgemeinschaft" und gehören damit zum Gesamtdeutschtum der Welt.

Doch unsere größte Freude wäre, wenn wir uns in der Zukunft durch die Bevollmächtigten unserer Organisationen noch näher, vielleicht auch persönlich herzlichst begrüßen könnten.

Als Obmann der Ortsgemeinschaft begrüß i enk mit dö Woart zön Zaicha, das mia no ollawal döschwä Muadaschprach redn wöi ös in Böim dahoam. Überhaupt ist dö Lebnsweis dur 100 Joar döselwe wöi da enk. Millupa in do frei, an Mitto an Sterz oda Gadöpfldotsch is allgemein. Neugiri wos mia nur ob in Wasserfuppen

*) Der Eingang ist dem in Ostböhmen verbreitetem Liedchen „Weißt erich wessa, war ich bin" sogl. Jungbauer, Bibliographie des deutschen Volksliedes in Böhmen, Nr. 2056) nachgebildet.

[3]) Gelobt sei Jesus Christus! Eier, Käse — nichts? In Gottes Namen!

[4]) Genaue Angaben über diese 1827 und 1828 entstandenen Siedlungen bietet P. Tragl, Geschichte der deutsch-böhmischen Ansiedelungen im Banat. V. Band, 2. Heft der Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde. Prag 1904.

Digitalisiert von Google

die Gruber, Haselbach dö Kunzfamilie, in Schmalzgrubn dö Meixensberger, in Rotenbaum die Heimerl zu finden wären in den dortigen Pfarrämtern.

Auch ich begrüße euch als Schulpräses Josef Hausner, da Ich sehe in die zugesandten Bücher auch meinen Namen, das Gasthaus dor Glencs (Klentsch), wo hoffentlich meine Ahnen herstammen.

Die herzlichsten Brüdergrüße senden wir:

Johann Jacobi, Pfarrer. Michael Heimerle, Obmann.

Josef Hausner, Schulpräses.

Sudetendeutsches Mundartenwörterbuch

Das von Dr. E. Gierach und Dr. E. Schwarz geleitete Wörterbuchunternehmen kann nur dann einen vollen Erfolg haben, wenn sich zahlreiche Mitarbeiter in allen deutschen Bezirken finden, welche die Fragebogen beantworten und die zur Aufzeichnung mundartlicher Worte und Wendungen ausgegebenen Zettelblocks ausfüllen. Anmeldungen sind zu richten an die Mundartabteilung des Seminars für Deutsche Philologie der Deutschen Universität in Prag XII.-974.

Volkskundliche Vorlesungen an der Deutschen Universität in Prag

Im Winterhalbjahr 1930/31 liest G. Jungbauer über „Das deutsche Volkslied" (dreistündig) und „Märchenkunde" (zweistündig) und hält im Seminar für deutsche Volkskunde „Übungen am Volkskundeatlas" ab.

Atlas der deutschen Volkskunde

Um festzustellen, welche Fragen des Gesamtarbeitsplanes am wichtigsten und ergiebigsten sind und daher schon in die nächsten Fragebogen aufgenommen werden sollen, wurde der Arbeitsplan allen Landesstellen zur diesbezüglichen Begutachtung übersandt. Die drei unserer Arbeitsstelle zugekommenen Arbeitspläne wurden von den Mitgliedern des Beirates Gymn.-Direktor Dr. A. Altrichter in Nikolsburg und Oberlehrer F. Meißner in Niederlangenau und von Gymn.-Professor Dr. J. Hanika begutachtet.

Auf Ansuchen unserer Arbeitsstelle wurde ihr vom Ministerium für Schulwesen und Volkskultur für das Jahr 1930 eine Subvention im Betrage von 15.000 K bewilligt.

Als wissenschaftliche Hilfskraft der Arbeitsstelle wurde mit 1. Oktober Dr. J. Hanika bestellt.

Vom 1. Oktober bis 20. November sind die ausgefüllten Fragebogen der folgenden Mitarbeiter eingelaufen:[1])

L. F. Jantsch, Sobochleben; L. E. Pittermann, Ober-Schönborn bei Munkatsch; L. A. Hammer, Mühlbach; OL. A. Zörner, Koßlau; OL. A. Titlbach, Willomitz; Ln. A. Bergmann, Schmolau; Ln. M. Kaiser, Unter-Tannowitz; SL. F. Kolar, Hard bei Schweinitz; OL. L. Petzet, Tschihana; OL. F. Buchhöcker, Andreasberg; OL. M. Wirkner, Stolzenhain; OL. E. Knobl, Flöhau; SL. K. Thomayer, Dianaberg; OL. F. Janka, Dreihacken; Techn. Beamter M. Wollner, Kienberg; BD. i. R. K. Würfel, Haida; L. J. Appelt, Bielai; L. K. Heider, Ratzersdorf bei Preßburg; OL. J. Gamenik, Köstldorf; OL. R. Richter, Landek; FL. A. Marek, Frain; Arzt Dr. L. Wieder, Alt-Schallersdorf (für Schattau); L. A. König, Reichenberg; SL. A. Sklenka, Sofienwald; SL. J. Nadler, Beneschau bei Kladrau; Ln. L. Müller, Groß-Kunzendorf; L. A. Amsler, Lippin; OL. i. R. A. Eiselt, Fugau; L. O. Pörner, Ober-Mardorf; Prof. Dr. E. Jungwirth, Römerstadt; FL. A. Baier, Heinersdorf a. T.; OL. J. Siebert, Alt-Schallersdorf; OL. M. Schichor, Zauditz; L. A. Zeischka, Puschwitz; OL. J. Selber, Georgendorf; FL. E. Rölz, Buchau; L. A. Tippelt, Markausch; OL. J. Müller, Höflitz bei Niemes; OL. A. Tomsche, Triebitz; OL. F. Weps, Skyrl; OLn. M.

[1]) Abkürzungen: BD. = Bürgerschuldirektor; FL. = Fachlehrer; L. = Lehrer; OL. = Oberlehrer; SL. = Schulleiter. (Bei weiblichen Lehrkräften durch ein n ergänzt.)

Digitalisiert von Google

Micko, Unterhaid; OL. W. Schröter, Widim; L. A. Kreuz, Schlappenz; OL. E. Mitsch, Groß-Tschekau; L. H. Pollak, Neuhammer; VD. J. Thomayer, Haid bei Tachau; OL. D. Franz, Sebusein; L. K. Schreiber, Bernau; SL. J. Sabathil, Konradsgrün; OL. J. Brabetz, Rosenberg; L. F. Maier, Neulosimthal; OL. F. Meißner, Niederlangenau; SL. A. Zehart, Woken bei Niemes, L. O. Boog, Ullersdorf; L. A. Klier, Aberoth; OL. J. Plodek Jettwing; FL. F. Hirsch, Neubistritz; OL. E. Schloßhauer, Tönis; Ln. G. Reimann, Wiese; OL. i. R. R. Köhler, Tellnitz; L. E. Lust, Altwaldorf bei Groß-Lomnitz; Ln. M. Korb, Bergstadt Platten; VD. M. Fritsch, Königsberg a. d. E.; L. W. Gottwald, Alt-Ehrenberg; OL. M. Klima, St. Katharina; OL. H. Schödlbauer, Grafenried; OL. J. Urban, Manow; SL. A. Kreuz, Hochtann; FL. R. Schlein, Wehebitz; OL. H. Hammerl, Oschelin; SL. G. Gröbner, Tannawa; OL. H. Löbl, Weißkirchlitz; L. K. Harner, Kriegern; FL. F. Knauschner, Preßnitz; L. G. Wild, Eisendorf; OL. K. Reininger, Christianberg; L. H. Neumann, Rochlitz a. d. Iser; VD. H. Füssel, Kukus; OL. F. Petter, Oberhaid bei Prachatitz; OL. A. Profich, Braunsdorf; Ln. M. Pokorny, Gurtwitz; L. A. Büchinger, Groß-Ullowitz; OL. F. Baier, Wolta; OL. E. Müller, Pitschkowitz; OL. J. Schuster, Frühbuß; L. J. Heibel, Raikau; OL. A. Augustin, Wollmersdorf; OL. F. Merbs, Falkenau-Kittlitz; OL. H. Kunz, Spachendorf; SL. J. Horatschke, Hütten; OL. J. Gall, Schwarzental; OL. J. R. Hahnel, Schwarzlach; L. A. Storm, Lanz; L. A. Steinert, Platten bei Komotau; OL. J. Hadwiger, Altstadt bei Freudenthal; OL. K. Schroll, Tittersbach bei Landeudorf; OL. O. Fensterle, Saitz (mit dem Lehrkörper der Volksschule); L. K. Jettl, Stubenbach; SL. G. Lösel, Liebrutz (mit J. Zaum, Landwirt); L. E. Johm, Schlada; L. J. Maly, Rujezd bei Mähr.-Neustadt; OL. J. Seidel, Soor; OL. J. Steinbach, Tuschkau Dorf; FL. A. Heller, Pfraumberg; OL. K. Schneider, Röwersdorf (mit M. Langer, Landwirt); Ln. M. Scheinein, Frischau; FL. W. Schuster, Theuing; L. F. Kromholz, Merzdorf bei Niemes; SL. K. Patzelt, Krausebauden; Prof. Dr. J. Gückelhorn, Olmütz; OL. A. Jakisch, Ober-Wölsdorf; OL. R. Schicht, Petersdorf bei Deutsch-Gabel; L. E. Balzer, Briesen bei Krönau; L. A. Lerch, Hohenfeld; OL. H. Pascher, Glöckelberg; OL. F. Tengler, Gotschdorf; Landwirt F. Müller, Brünnlitz; SL. F. Hammer, Brod bei Kladrau; VD. A. Lopatta, Wegstädtl; OL. i. R. F. Richter, Oberaltstadt; SL. F. Reckziegel, Großherrndorf; OL. J. Schwarz, Girsch; OL. A. Milt, Schwetz; L. E. Buchalla, Schmöllnitz; SL. J. Kitlitzka, Gottschallings; FL. J. Schindler, Altrohlau; L. K. Paschek, Meinetschlag; OL. F. Flach, Soborten; OL. R. Hahnel, Schöba; OL. A. Ender, Kukan; OL. A. Pelk, Goldenstein; L. L. Watzl, Deutsch-Reichenau bei Grafen; SL. L. Hawelka, Bergersdorf; SL. J. Hutter, Ferkla; L. F. Drescher, Schöbritz; L. F. Rähring, Straupitz; SL. F. E. Rößner, Neuegen; Prof. Dr. A. Bergmann, Mähr.-Ostrau (für Staab); OL. R. Weber, Poschitz (mit L. A. Kratschmann); OL. K. Gareis, Littnitz; SL. J. Hörl, Böhm.-Boran; SL. R. Klement, Deutsch-Thomaschlag; L. F. Lang, Manetin; L. J. Oswald, Graffetz; SL. H. Walenta, Retten bei Zauchtel; Ln. G. Pelikarzyk, Zuckerhandl; L. K. Meltzer, Meierhofen (Slow.); FL. i. R. A. Seidl, Eulau (durch FL. J. Rotter, Arbeitsgem. f. Heimatforschung); OL. J. Schwab, Steinaujezd; SL. G. Klimm, Preitenstein; L. J. Jurán, Rehre bei Käsmark; OL. W. Burghardt, Liboch; L. G. Taube, Linsdorf; L. J. Bugent, Kulm; OL. J. Thuma, Hawran; OL. F. Schinko, Mugrau (mit Landwirt F. Watzl); Ln. E. Röhlich, Daubitz; L. A. Riedlinger, Mühlspreng bei Stubenbach; Ln. M. Merkert, Groß-Waltersdorf; OL. A. Riemer, Niederkrupai; OL. M. Leiminer, Leimgruben; Arzt Dr. F. Rotter, Mähr.-Schönberg (für Hermesdorf, durch die Schulleitung Hermesdorf-Tiefort); SL. E. Stanger, Johnsdorf bei Deutsch-Gabel; OL. R. Hahnel, Udwitz; SL. V. Rubin, Chrises; Landwirt J. Schauer, Böhm.-Wiesen; L. H. Willberg, Deutschneudau; OL. R. Fotr, Friedrichswald (mit L. F. Schubert); L. J. Thamm, Lauterbach bei Leitomischl; OL. P. Bergmann, Triebendorf; OL. K. Fritschka, Ratsch; OL. W. Cermak, Bezdek; SL. W. Fritz, Pressern; Lehrkörper der deutschen Volksschule Eidlitz; Ln. M. Kreiser, Landa; OL. F. Groß, Liebenthal; OL. J. Herlet, Weißstätten; OL. A. Seibt, Kleingrün; Prof. i. R. Dr. Th. Teimel, Zlabings (durch VD. K. Kleiner); L. G. Berg, Leutschau; OL. Th. Schuster, Gundorf; SL. F. Wittenbeck, Altentuch-Tobermei; OL. A. Glöckner, Grünwald bei Moldau; SL. W. Müller, Kropitz; L. H. Sandner, Weißenbach; L. J. Herzig, Niedereinsiedel; SL. G. Widemitz, Neuzahn; OL. F. Goll, Liebthal; Gastwirt J. Winter, Ober-Wernersdorf; OL. J. Lorenz, Merkelsdorf; OL. M. Weber, Trostian; OL. M.

Digitalisiert von Google

Schubert, Riegersdorf bei Bodenbach; OL. G. Böhmer, Deutsch-Pankraz; OL. F. Hrbaty, Nieder-Lindewiese; Landwirt F. Thum, Postrum (mit L. K. Pleschner); Ln. W. Primosigh, Michelsdorf (Slow.); SL. J. Müller, Neuwald; OL. J. Holoda, Groß-Steurowitz; L. H. Iternitschka, Herautz; Gemeindeschreiber A. Großmann, Senftleben; OL. A. Gebauer, Switschin; L. J. Posner, Soberle; Ln. Th. Peuker, Schönbach bei Ringelshain; OL. F. Steckert, Nieder-Lichtenwalde; SL. J. Briz, Hopfendorf; L. R. Bock, Mändrik; Ln. A. Dießl, Pihanken; Leitung der deutschen Volksschule in Niedergrund bei Warnsdorf; SL. W. Zbořil, Woken bei Datschitz; SL. J. Hirsch, Killitz; SL. J. Puchtinger, Neukaunitz; L. O. Falb, Pirken; OL. H. Prosch, St. Adalbert; SL. A. Schloßbauer, Prochomuth; L. J. Löw, Schönthal bei Tepl; OL. G. Riedl, Oberlohma; L. E. Kallaus, Frauenreuth; OL. A. Filz, Altersteich; OL. F. Fischer, Zwittau (für Hilbeten); Leitung der deutschen Volksschule in Zizelitz bei Saaz; OL. F. Schuster, Großtschernitz bei Saaz; SL. F. Luitterer, Fürthel; SL. J. Luitterer, Donau; J. Wittmann, Koppertsch bei Brüx; L. K. Rößler, Glasert; OL. J. Wenzel, Seltsch; SL. H. Kurz, Emmern; stud. phil. M. Kober, Hennersdorf bei Hohenelbe (durch die Schulleitung); L. E. Richter, Brunnersdorf; SL. J. Sacher, Riegersdorf bei Politschka; SL. A. Kahler, Altalbenreuth; OL. J. Borufka, Hermanitz a. E.; OL. H. Wallner, Mies bei Landek; SL. J. Schubert, Neu-Viela; stud. phil. E. Knoll, Bergstadt; OL. A. Schladner, Böhm.-Kahn; OL. F. Groß, Krombach i. B.; OL. J. Werner, Länberg; A. Hanslik, Lang-Ugest; F. Tschiedel, Weißbach a. T.; FL. W. John, Unter-Tannwald; OL. E. Rösler, Seidenschwanz; OL. J. Schubert, Pirkenhammer; L. A. Rost, Sobenitz; L. K. Kaupa, Jansdorf; OL. J. Baumgartl, Böhm.-Tomaschlag; OL. J. Mulzer, Neudorf bei Kuttenplan; L. F. Mrasek, Witoses; OL. A. Tursch, Stankowitz; OL. J. Zettl, Stadln; SL. A. Reiter, Godrusch; SL. G. Seitz, Ullersreith; SL. F. Gebert, Maschakotten; L. E. Schneider, Ringelberg; OL. K. Kroha, Sorghof; OL. J. Svehla, Unter-Tiefenbach; SL. K. Grund, Neukreibitz; FL. M. Powischil, Mähr.-Altstadt; L. F. Kaschl, Treskowitz; L. W. Regenfuß, Hrabova bei Munkatsch; OL. J. Forster, Reichersdorf; cand. phil. F. Böhm, Prag (für Machliniec in Ostgalizien); FL. W. Löbl, Eger; SL. F. Lerch, Leschkau; OL. G. Müller, Hinter-Paulusbrunn; Landwirt R. Voigt, Strojetitz (mit OL. K. Punzl); OL. F. Gerstner, Tannau; OL. A. Scheiter, Kaschitz; SL. F. Köhler, Arnitzgrün; OL. K. Löffl, Unterneugrün; SL. Al. Ziegler, Saluschitz; SL. W. Jachleder, Hackelhöf; Landwirt R. Jedlitschka, Hokau; L. O. Behr, Lohm bei Tachau; SL. A. Blumtritt, Schwoika; OL. F. Melischek, Oberkreibitz; OL. W. Peter, Tuschowitz; OL. L. Grillmeier, Hartenberg; Leitung der deutschen Volksschule in Tschelon; OL. W. Nitsche, Telkisch bei Buchau; OL. J. Lühne, Windisch-Kamnitz; OL. A. Jugrisch, Tschakowitz; OL. W. Dittmann, Wiese bei Oberleutensdorf; SL. J. Rähring, Priesen bei Postelberg; OL. i. R. F. Sturm, Schlaggenwald; OL. H. Hochberger, Kojetitz; OL. V. Krobat, Altkublitz; OL. F. Schwarzer, Brattersdorf; OL. H. Schrutz, Niedermühl; L. A. Bachmann, Gängerhof; OL. F. Domandl, Rodowitz; FL. F. Gerstenberger, Hotzenplotz (mit FL. J. Böhm); L. A. Süß, Weigelsdorf; Bauerngutsbesitzer A. Schwind, Engelsdorf; SL. J. Beer, Triebl; SL. J. Schaffer, Großgropitzreith; L. J. Gumpert, Bürgstein; OL. F. Schneider, Modlau; SL. A. Hanisch, Libein; L. O. Lerch, Lochotin; SL. E. Lederer, Schirnik; L. O. Reichel, Libin; OL. A. Pietrzyk, Ober-Goftitz; L. W. Zwerenz, Galtenhof; SL. K. Reiß, Milles; SL. J. Knothe, Minitz; OL. J. Ladek, Wiese bei Ebersdorf; OL. J. Zenker, Neustadtl bei B.-Leipa; OL. F. Spatzal, Rosenthal I.; SL. A. Langer, Wrbitz bei Polep; OL. K. Zimmermann, Breitenau.

Einlauf für das Archiv

(Abgeschlossen am 20. November)

Nr. 80. Franz Göth, Poschkau: Ortslitanei von Poschkau. Drei holländische (aus 1889) und zwei tschechische Sterbebilder (aus 1926 und 1929).

Nr. 81. Richard Baumann, Neusattl bei Elbogen: Patenbrief aus dem Jahre 1845.

Nr. 82. Fanni Greipl, Friedberg: Handschriftliche „Sammlung von beliebten Liedern mit Begleitung der Guitarre", niedergeschrieben von einem aus Wallern

Digitalisiert von Google

gebürtigen, später in Ungarn dauernd seßhaft gewordenen Mann namens Sauheitl (in Ungarn ausgesprochen Sohjetl). 28 Lieder mit Singweisen, 6 Lieder ohne Singweisen.

Nr. 83. Hans Krcal, Iglau: Bild einer kleinen Iglauer Krippe mit alten Figuren.

Nr. 84. Josef Maschek, Holeischen: Auszüge aus den volkskundlich wichtigen Verordnungen der weltlichen und kirchlichen Behörden von 1782—1829.

Nr. 85. Alfred Karasek, Brünn (Wien): 59 Vierzeiler mit 7 Singweisen aus Annaberg und 20 Vierzeiler und Kinderlieder mit 5 Singweisen aus Felizienthal, beides deutschböhmische Siedlungen im Bezirke Skole in Ostgalizien. — Samsonspiel aus Honeshán (Slowakei), wo es 1866, 1912 und 1922 von der deutschen Bevölkerung gespielt wurde. Nach Ansicht des Einsenders geht es wahrscheinlich auf ein Kremnitzer Schuldrama zurück. — Zwei Märchen aus Jeche bei Deutsch-Proben, aufgezeichnet von R. Zeisel. — 5 Singweisen zum Samsonspiel.

Nr. 86. Ignaz Göth, Iglau (Znaim): Lichtbilder zum südmährischen Volksbrauch (Kirchweihtanz, Hochzeitsgebäcke, Brauttisch). 6 scherzhafte Kindergebete, zum Teil Vaterunser-Parodien aus Südmähren.

Nr. 87. Josef Lanz, Neudorf bei Drohobycz (Galizien): 35 Lieder, zum Teil Vierzeiler, mit 13 Singweisen aus dem Egerländer und Böhmerwäldler Siedlungen in Ostgalizien.

Nr. 88. Franz Meißner, Niederlangenau: Mehrere Schneckosterreime.

Nr. 89. Dr. Johann Hille, Wölmsdorf: 4 Lieder mit Singweisen.

Nr. 90. Adolf Gücklhorn, Prag: 30 Vierzeiler und kürzere Lieder aus der Wieser Gegend. — Die Hofnamen und Flurnamen der Gemeinde Milikau bei Mies. — 29 Lieder mit 4 Singweisen aus Pattersdorf bei Deutschbrod.

Nr. 91. Emma Sarl, Prag: 2 Lieder mit Singweisen, ferner Sprüche und Auszählreime aus Grulich und Umgebung.

Nr. 92. Johann Schreiber, Grosse (Schlesien): Das Brauchtum am Vorabend des 1. Mai und 24. Juni.

Nr. 93. Dr. Ernst Jungwirth, Römerstadt: Zwei umfangreiche Handschriften. „Geistliche Wallfahrtsgebete und Gesänge zum Gebrauche des bürgerlichen Webermeisters Aloisius Schertel in Römerstadt" (1835) und „Liederbuch auserlesener Lieder und Gebether für mich Johann Thiel" (1862), ferner die Jahrgänge 1928 bis 1930 der von ihm geleiteten heimatkundlichen Beilage zur Römerstädter Bezirkszeitung „Römerstädter Ländchen", endlich verschiedene Volksreime, Rätsel, Beiträge zum Volksglauben u. a.

Antworten

(Einlauf bis 20. November)

121. Umfrage. Der Osterhase war auch im Schönhengstgau früher unbekannt. (R. Vedel, Grünau bei Mähr.-Trübau.)

122. Umfrage. Die Eier werden mit gekaufter Farbe oder mit Absud von Kaffee, Zwiebelschalen und färbigem Papier gefärbt, in neuerer Zeit auch mit Abziehbildern geschmückt. Eier mit Figuren und Versen sind nicht üblich. (R. Vedel).

124. Umfrage. Ostereier (ein bis zwei Stück) erhalten die Kinder und die Burschen am Ostermontagmorgen für das Schneckostern, das Gesinde von der Bäuerin neben Bäckerei und einem Osterlaib (Weißbrot) als Ostergabe. Die Burschen fordern von den Mädchen, die sie schneckostern, zumeist im Spaß ein Osterei, lehnen aber, wenn sie ein solches erhalten, die Annahme ab und nehmen es höchstens von jenen an, mit denen sie es sich nicht verderben wollen. (R. Vedel.)

126. Umfrage. Nur in manchen Orten erhalten die Mädchen von den Burschen mit farbigen Maschen geschmückte Osterpäckchen, die vielfach Juxsachen enthalten, unter einem Decknamen mit der Post zugeschickt. (R. Vedel.)

129. Umfrage. Die Ostereier werden mit Salz und Brot gegessen. Eierspiele sind hier unbekannt. (R. Vedel.)

132. Umfrage. Siehe die „Kleinen Mitteilungen".

Digitalisiert von Google

135. Umfrage. Wenn die Katze am Besen kratzt, kommt Besuch. (R. Ledel.)

137. Umfrage. Im Schönhengstgau sind zwei Schubkarren gebräuchlich, die Kastlschieb—Kastlascheib—Rodscheib und die einfache Schieb-Scheib (mit Latten). (R. Ledel.)

139. Umfrage. Der Schönhengstgau ist an Bildstöcken nicht allzu reich. Man findet gemauerte mit einem Dach, seltener aus Stein gemeißelte mit einer oder mehreren Nischen, worin gewöhnlich hinter einem Drahtgitter oder hinter Glas ein gemaltes oder als Ersatz auch gedrucktes Heiligenbild angebracht ist; ferner Bilder auf Blech gemalt oder auf einem Brett gespannt, mit einem kleinen dachartigen Vorsprung oder in einem kleinen Holzkästchen mit Glas- oder Gitterverschluß untergebracht, die an einer Holzsäule, an einem Baum oder an einem Hause befestigt sind. Sie wurden zumeist zur Ehre Gottes von frommen Leuten, mitunter aus einem besonderen Anlasse, oder, was seltener ist, an der Stelle eines Unfalles von Angehörigen des Verunglückten oder vom Besitzer der Unfallstelle errichtet. Bilder, auf denen auch die Art des Unfalles dargestellt ist, sind äußerst selten. (R. Ledel.)

141. Umfrage. Nach Elbogen ist der Marschreim erst 1919 durch Wandervögel gekommen. (Dr. A. Bergmann, Mähr.-Ostrau.) In Lundenburg lautete er während des Krieges:

Linker, rechter, alleweil schlechter,
ka Geld und ka Brot und ka Rauchtabak.
Eins, zwei, drei, vier,
kennst du nicht das Schnabeltier?
Ein Paar Strümpf und zwei Paar Strümpf,
das macht zusammen drei Paar Strümpf.

Dazu kam später die Fortsetzung:

Wenn ich an (nämlich Strumpf) verlier,
bleiben ma nur vier.

Wahrscheinlich handelt es sich bei diesen Reimen um eine Nachahmung oder Tertierung eines Trommelmarschsignales. (F. J. Beranek, Neuhaus.) Im Schönhengstgau heißt es: Linka, rechta, allweil schlechta. Links, links, hintern Hauptmann stinkts, stinkts. — Im Freudenthaler Bezirk ist wieder der Reim üblich: Linka rechta, allweil schlechta, kein Wein, kein Bier, kein Rauchtabak. (R. Ledel.)

142. Umfrage. Der Stuhl (Stauhl) hat vier runde, in ein nicht allzu großes Sitzbrett schief eingesetzte Füße und eine eigenartig geformte, aus einem Pfosten gesägte Lehne, in der in der Mitte des oberen Drittels ein gewöhnlich herzförmiger Ausschnitt zum Anfassen sich befindet. Alle anderen neueren Formen werden gewöhnlich als Sessel bezeichnet. Vielfach wird aber kein Unterschied gemacht. Ältere Leute kennen zumeist nur einen Stuhl, jüngere einen Sessel. Ein Sessel ohne Lehne ist ein „Stockala", ein Fußschemel ein „Schemala". (R. Ledel.)

143. Umfrage. Hat man beim ersten Kuckucksruf Geld in der Tasche, so hat man es das ganze Jahr. (F. J. Beranek für Lundenburg; R. Ledel, der ferner anführt, daß man so viele Jahre lebt, als man Rufe hört.)

144. Umfrage. Auch im Schönhengstgau werden Traumbücher und Punktierbücher noch jetzt benützt. (R. Ledel.)

145. Umfrage. Ebenda hat der Jäger ebenfalls Pech, wenn ihm ein altes Weib begegnet, wenn ihm eine Katze oder ein Hase über den Weg läuft und wenn man ihm Glück wünscht. (R. Ledel.)

146. Umfrage. Ein hohes Alter erreichen die Krähen. (R. Ledel.) Neben diesen aber auch die Schlangen. (Dr. E. Jungwirth.)

148. Umfrage. Das Springen über das Sonnwendfeuer hat sich im Schönhengstgau (R. Ledel) und in Neutitschein (Dr. A. Bergmann) erhalten.

149. Umfrage. Zur Antwort im letzten Heft teilt K. Storch (Kütschan) mit, daß Dictamnus albus im Mieser Bezirke nicht wachst, die Früchte dieser Pflanze zur Herstellung von Rosenkränzen ungeeignet sind und eine Verwechslung mit dem Pimpernußstrauch vorliegt.

151. Umfrage. In Südböhmen wird das Wort Schädel gleichbedeutend mit Kopf gebraucht, z. B. in Wendungen wie „Mir tut der Schädel weh" oder

Digitalisiert von Google

„Wenn ich nur einen andern Schädel hätte!" Es findet sich auch in verächtlicher Bedeutung, z. B. „Der hat einen Schädel!" In derselben Bedeutung sagt man „Dickschädel" oder „böhmischer Schädel". Die Studierten heißen gelegentlich in verächtlichem Sinn die „Großschädlerten." (Th. Chmela, Prag.) Um Saaz ist Schädel der gewöhnliche und allgemeine Ausdruck für Kopf. (Dr. A. Bergmann.) Ebenso wird um Mies Schädel gleichbedeutend mit Kopf gebraucht, sowohl allein als auch in Zusammensetzungen. Eine verächtliche Bedeutung hat Schädel in Wendungen wie „Du host an Schädl!". Dies kann bedeuten, daß jemand einen besonders großen oder einen schmutzigen Kopf hat, daß seine Haare in Unordnung sind, daß er eigensinnig ist u. a. (A. Gücklhorn, Prag.) Bei lebenden Personen hat das Wort Schädel allein oder in Zusammensetzung (harter Schädel, Dickschädel, Eisenschädel u. a.) einen tadelnden, herabsetzenden, verurteilenden, auch verächtlichen Beigeschmack, z. B. „Es geht nicht in seinen Schädel hinein" u. a. In gutem Sinne, wenn man körperliche oder geistige Vorzüge bildlich andeuten will, gebraucht man das Wort Kopf, z. B. feiner Kopf, Feuerkopf, Charakterkopf, Engelsköpflein u. a. Für den Skelettkopf dagegen wird allgemein das Wort Schädel oder Totenschädel ohne jede Nebenbedeutung im guten oder schlimmen Sinne gebraucht. (J. Löschl, Podersam.) Im Riesengebirge ist das Wort „Schädl" für Kopf allgemein üblich, aber stets eine derbere Bezeichnung als „Köp" und birgt zumeist auch einen durch nähere Bestimmungen noch besonders betonten verächtlichen Sinn, z. B. Mordstrumschädl u. a. (F. Meißner, Niederlangenau.) Im Schönhengstgau wird der Kopf zumeist „Schädl" genannt. (K. Ledel.) Um Grosse in Schlesien wird Schädel meist im verächtlichen Sinne gebraucht, besonders zur Bezeichnung eines Eigensinnigen, z. B. „Dar hot en ägena Schadel" oder „A hot en Schadel wie a Arbsgebond" oder „Doas is a verwemmerter Schadel" u. a. (Johann Schreiber, Grosse.) Um Znaim wird Schädel meist als Schimpfwort gebraucht, z. B. Urbauer Mostschädl, Taßwitzer Krautschädel, Gipsschädel, Dunstschädel, Kapritzenschädel u. a. (Ignaz Göth, Iglau.) Auch in Lundenburg wird das Wort stets in verächtlichem Sinn verwendet. (F. J. Beranek.) Ebenso wird es in Deutsch-Proben (Slowakei) vorwiegend als Schimpfwort und als Bezeichnung eines abnormalen Kopfes gebraucht. (Toni Wässerle, Deutsch-Proben.)

152. Umfrage. Ein Grübchen im Kinn gilt allgemein als etwas Schönes. (Südböhmen, Mieser Gegend; F. Meißner für das Riesengebirge; Schönhengst; J. Schreiber, Grosse; Deutsch-Probener Sprachinsel.) Es wird dem Kinde bei der Geburt von der Hebamme eingedrückt (T. Wässerle, Deutsch-Proben). Die Hebamme soll dies beim ersten Bad tun, und zwar mit dem Daumen ins Kinn und mit Zeigefinger und Mittelfinger in die Wangen drücken, damit im Kinn und in den Wangen die Grübchen entstehen (Th. Chmela für Ottau, Südböhmen). Wer beim Lachen Grübchen in den Wangen hat, der hat die Mädchen, bzw. die Burschen gern (A. Gücklhorn für Militau bei Mies; M. Ledel für den Schönhengst.) Von einem Mädchen mit Grübchen in den Wangen sagt man, sie hat eine der sieben Schönheiten. (Dr. E. Jungwirth, Romerstadt.)

153. Umfrage. Von einem schlechtgepflegten Säugling wurde einmal gesagt, er habe die Kindln. Gezeigt wurden kleine, nicht entzündene Pusteln, die den Rücken herauf bis zum Nacken gingen. Die Härchen auf den Pusteln wurden Reidhaare genannt. Behandelt wurde das Kind, indem man ihm „brauchen" ließ. (Th. Chmela für Südböhmen.)

154. Umfrage. Bei älteren Leuten geht auch hier die Rede, daß der Igel das Reißen anzieht; er muß dann daran zu Grunde gehen. (J. Schreiber, Grosse.) Hier wird der Igel Sämegel oder Stachelschwein genannt. Unter dem Bett des Kranken werden Meerschweinchen gehalten, die eingehen, wenn der Kranke gesund wird. (T. Wässerle, Deutsch-Proben.)

155. Umfrage. Beim „Brauchen" in Straßhäusl (bei Krumman) mußten die Patienten die Vaterunser in ungerader Zahl von 3 bis 9 zunehmend und abnehmend beten. (Th. Chmela.) Beide Arten des angeführten Glaubens bestehen um Deutsch-Proben. (T. Wässerle.)

156. Umfrage. In Rosenberg und Ottau (Südböhmen) werden Rochus und Sebastian als Pestheilige verehrt. Seit einer Ruhrepidemie im Jahre 1918 haben die Bewohner des Dorfes Stommitz bei Ottau zu Sebastian eine Prozession

Digitalisiert von Google

mit darauffolgendem Amt. In Krummau gilt Franz Xaver als Schutzpatron gegen die Pest und bis nach dem Umsturz wurde der 3. Dezember als Feiertag gehalten. (Th. Chmela.) In Rudig bei Podersam wurde nach dem Erlöschen der Pest 1714 am Ringplatze eine Pestsäule errichtet, die auf den vorstehenden Eckpfeilern des Unterbaues die Heiligen: Fabian, Sebastian, Rochus und Rosalia trägt, während aus der Mitte eine zierlich gearbeitete Säule mit dem Steinbilde der schmerzhaften Mutter des Herrn mächtig emporragt. Der verbürgten mündlichen Überlieferung zufolge mußten sich bei Errichtung dieser Pestsäule zwölf Jünglinge eidlich verpflichten, dafür zu sorgen, daß für immerwährende Zeiten jährlich der 20. Jänner (Fabian und Sebastian) in Rudig als Gelöbnistag feierlichst gehalten werde, was auch bis heute geschieht. (J. Löschl, Podersam.) Den hl. Rochus als Pestheiligen hat die Stadt Turn bei Teplitz-Schönau. (W. Biscan, der auf seinen Beitrag „St. Rochus und Alt-Turn" im „Teplitz-Schönauer Anzeiger" vom 16. August 1928 verweist.) Die auf dem Marktplatze (Ring) in Arnau aufgestellte Pestsäule aus dem Jahre 1678 wird „Renglopell" genannt. Im Unterbaue ist die Pestpatronin, die hl. Rosalia, schlafend dargestellt. Auf der Decke des Unterbaues stehen rundherum die Standbilder der Heiligen: Sebastian, Rochus, Johannes, Franziskus, Antonius, Ignatius. In ihrer Mitte erhebt sich die Säule, auf der die Jungfrau Maria, mit ausgebreitetem Mantel einige Kinder schützend, thront. In Hohenelbe steht auf dem Kirchplatze ebenfalls eine Pest- oder Marienſäule (aus dem Jahre 1696), auf der ein Standbild der Muttergottes angebracht ist. (F. Meißner.) Rochusstatuen finden sich in einzelnen Orten um Mähr.-Trübau, z. B. in Neudorf und Rattendorf. Statue und Sockel sind aus Sandstein. Kleinere geschnitzte Statuen findet man auch hie und da in Hausnischen. (K. Ledel.) In Schattau bei Znaim hat die Rochusstatue die Inschrift: „Bitten wir den hl. Rochus, er möge für uns bitten bei Gott das Er uns behüte vor allen Krankheiten der Seele und des Leibes. Amen." In Oblas haben sich die Rochusprozessionen erhalten, die durch den ganzen Pfarrsprengel gehen. Auf der Znaimer Pestsäule stehen neben Rochus und Sebastian noch der hl. Florian und St. Nikolaus, auf der Iglauer Pestsäule neben jenen noch der hl. Josef und Franz Xaver. (J. Göth.) Im Lundenburger Park steht eine Kapelle, die den Heiligen Sebastian, Rochus und Rosalia geweiht ist. Alljährlich um Rosalia (4. September) finden dort Abendandachten statt. Vor der Anlegung des Parkes befanden sich diese Heiligenbilder in einer kleineren Kapelle an der Thayabrücke, die als Erinnerung an die Pestzeit galt. (F. J. Beranek, der auf die 1919 erschienene Schrift von A. F. Faber, „Die Pest in Südböhmen und dem niederösterreichischen Waldviertel in den Jahren 1678 bis 1683" verweist, in der über ein Altarbild der drei genannten Heiligen in Langenlois (N.-Ö.), über Kirchenbilder des hl. Sebastian und Rochus in Neuhaus u. a. berichtet wird.) Unter dem Dorf Gajdel stehen auf der Vorderseite der Kapelle des hl. Josef die Standbilder der Pestheiligen Rochus und Sebastian, die als solche auch heute noch verehrt werden. Rochus ist außerdem Schutzpatron der Maurergilde. (L. Wässerle, Deutsch-Proben.)

157. Umfrage. Nach dem bisherigen Einlauf ist das Verteilen von Allerseelengebäcken nur auf bayrischem Siedlungsgebiet und in der Sprachinsel Deutsch-Proben daheim. Um Gratzen bitten die Kinder schon zeitlich früh um einen „Heiligenstriezel", wozu sie früher sagten:

Ich bitt' schön um an Heiligenstriezl!
Gebts ma an weißen,
den schwarzen kann i nit beißen!
Gebts ma an langen,
den kurzen kann i nit g'langen!

Darauf werden sie mit verschiedenen Gaben (Semmeln, Brot, Geld) beschenkt. (Johann Brezina, Gratzen). Um Ottau ist der Brauch, „Heiligenstriezel" zu verteilen, in der Kriegsnot abgekommen. (Th. Chmela.) Allerseelengebäcke, und zwar „Allerseelenſemmeln" und „Allerseelerln" wurden hier noch vor wenigen Jahren hergestellt. (F. Andreß, Dobrzan, der seinerzeit für M. Höfler einen Bericht über die Gebildbrote der Gegend lieferte.) In Mies heißen die Allerseelengebäcke, die man jetzt beim Bäcker kauft, „Sellala". (A. Glückhorn.) Im Znaimer Bezirk werden die „Heiligenstriezel" noch heute verteilt. Die Kinder gehen von Haus zu

Digitalisiert von Google

haus und sagen die Bitte: „Gelobt sei Jesus Christus um einen Heiligenstriezel!" In Schönau werden die Striezel auch im Gasthause ausgespielt. Da kommen die Männer alle zusammen und würfeln. Wer dreimal 6 wirft, gewinnt einen kleinen Striezel, wer sechsmal 6 wirft, zwei kleine oder einen größeren. Wer neunmal 6 wirft, gewinnt den ganz großen Heiligenstriezel. Dieser ist fünf Viertelmeter lang und entsprechend breit. Er ist mit Rosmarin geschmückt, auf dem rosa und blaue Bänder gebunden sind. (J. Göth.) Meine Groß- und Urgroßeltern beschenkten zu Allerseelen immer 7 Bettler mit kleinen Kornbrötchen, den „Damaseenkichmala" (Armeseelenküchlein). Sieben arme Seelen sollen damit erlöst werden. Die alten Bürgerfamilien backen noch heute 7 Brötchen aus Kornmehl und verteilen sie an die vor der Kirche hockenden Armen und Bettler, nie aber an Zigeuner. Auch die Bäuerinnen aus Beneschhän und Bettelsdorf bringen jede 7 solche „Kichmala". (T. Wässerle, Deutsch-Proben.)

158. Umfrage. Kerbhölzer wurden hier früher in Gasthäusern beim Bezuge des Bieres verwendet, welches von den Landwirten während der Ernte abgenommen und erst nachträglich bezahlt wurde. Jeder halbe Liter Bier wurde durch eingeritzte Striche in beide Teile des Kerbholzes verzeichnet und ein Teil stets der Partei übergeben. (F. Andreß, Dobrzan.) In den Gemeinden des südmährischen Jaispitztales trägt der „Altburschi" beim Kirtag (Kirchweih) einen besonderen Stock, der „Rowisch" genannt wird. In manchen Orten ist dieser nur das Abzeichen der Altburschenwürde, in einigen jedoch wird die Anzahl der von der Burschenschaft ausgetrunkenen Liter Wein durch Kerben auf dem Stock vermerkt. (F. J. Beranek.) Kerbhölzer verwenden ältere Leute in Fundstollen, Beneschhäu und auch in Deutsch-Proben. (T. Wässerle.)

159. Umfrage. Um Ottau in Südböhmen sind deutsche Karten gebräuchlich. Beliebte Spiele sind: Mariage, Preferanz (Préférence), Oberln, Zwick, Färbeln und Einundzwanzig. (Th. Chmela.) Hier benützt man Tarockkarten und deutsche Karten. Bei diesen bevorzugt man die Spiele: Mariage, Preferanz, Färbeln und Einundzwanzig, sowie als Gesellschaftsspiel „Der schwarze Peter". (F. Andreß, Dobrzan.) Um Mies bevorzugt man deutsche Karten. Die beliebtesten Kartenspiele sind: Siebzehnundvier, auch Einundzwanzig oder Hoppm genannt, Kaffn (Kaufen) oder Kafzwickn, Zwickn, Bauanfonga, Mariage. Nicht um Geld spielt man: Schworza Paeta, Turak, Oz, liach de! Schwindl, Lebn und Taod, Scheißhäusl. (A. Glücklhorn.) Hier gibt es deutsche, französische und Tarockkarten. Tarock wird zu dritt und zu viert gespielt; mit deutschen Karten, die den französischen vorgezogen werden, wird meist gespielt: Mariage mit Bettel und Durch, Preferanz, frische Viere und Turak. (A. Ledel, Grünau.) Hier sind außer Tarockkarten die deutschen Viersarbenkarten in Gebrauch. Man spielt: Sechsundsechzig, Schnapsen, Solo, Spitze, Preferanz und Schafkopf. (J. Schreiber, Grosse.) Mit deutschen Karten spielt man um Znaim: Mariage, Färbeln, Schnapsen, Feuerschnapsen, Kaufzwicken, frische Viere. (J. Göth.)

160. Umfrage. Eine solche Geige ist auch in Eger bekannt. (Dr. A. Bergmann.) Auch in Arnau, Langenau und Umgebung kennt man den Bumbaß (Schweinsblase mit darübergespannter Saite an einem langen Stocke, der oben mit Schellen versehen ist und während des Spielens aufgestoßen wird, damit die Schellen klingen). In Arnau wurde er vor etwa 40 bis 50 Jahren noch „Trumpfmarie" genannt. (F. Meißner.)

Umfragen

161. Wo wird in alten Urkunden der Vollbauer gegenüber dem Häusler stets mit dem Namen Wirt bezeichnet?

162. Gibt es für den Pimpernußstrauch (Staphylea pinnata L.) auch Paternosterbaum, Klappernuß, Blasenstrauch, Blasennuß, wilde Pistazie genannt, neben dem Namen Glogotsch (aus tschech. klokoč) auf sudetendeutschem Gebiete deutsche Bezeichnungen?

163. Wird die auffällige Aussprache des r in einzelnen Ortschaften und Gegenden von den Nachbarn durch Spottwörter, z. B. Edelharzroller, oder Sätze

Digitalisiert von Google

und Sprüche aufs Korn genommen? K. Lebel (Grünau bei Mähr.-Trübau) teilt folgenden Übungssatz für die „Ratscher" des Freudenthaler Bezirkes mit: Mein Urgroßvater hat 333 Koparadln repariert.

164. Von demselben Einsender stammt das folgende Liedchen:

Hinaus in die Ferne
um drei Kreuzer Speck;
den eß' ich so gerne,
den nimmt mir niemand weg.
Und wer das tut,
der kriegt ein paar am Hut,
der kriegt ein paar am Schädl,
daß alles scheppern tut.

Wer kennt weitere Scherzumdichtungen von Schulliedern?

165. Werden biblische Rätsel auch heute noch im Volke erzählt? Beispiele: Warum kommen die Frauen nicht in den Himmel? (Weil in der Bibel steht „Dort war eine Stille bei einer halben Stunde". Dies wäre dann aber nicht möglich.) Weshalb taugte David nicht zum Geschäftsmann? (Weil er ein Schlesierer war.) Was für eine Landsmännin war die Frau Potiphars? (Eine Schleswig-Holsteinerin. Sie wollte mehr umschlungen — Meer umschlungen — sein.)

166. Verbindet sich mit dem Lucientag, den man früher für den kürzesten Tag des Jahres hielt, und dem Thomastag, dem wirklich kürzesten Tag, ein diesbezüglicher besonderer Aberglaube?

167. Seit wann ist in Ihrer Gegend der Weihnachtsbaum üblich?

168. Wo wird das Gertraudenbüchlein als volkstümliches Gebetbuch verwendet?

169. Welche Heiligen helfen bei Augenkrankheiten?

170. Wo ist das alte Bauerngerät (Pflug, Egge u. a.), Werkzeug und Geschirr schon völlig durch Maschinen und moderne Fabrikswaren verdrängt und es daher dringend notwendig, diese Gegenstände wenigstens im Lichtbilde und in Zeichnungen für die Zukunft festzuhalten?

Anzeigen

Bücher

Handwörterbuch des deutschen Märchens. Herausgegeben unter besonderer Mitwirkung von J. Bolte und Mitarbeit zahlreicher Fachgenossen von L. Mackensen. Band I. 1. Lieferung (Abend-Amor). Verlag Walter de Gruyter & Co. Berlin und Leipzig 1931.

Diese 1. Lieferung des großen Werkes bringt das „Vorläufige Verzeichnis der wichtigsten Abkürzungen", eine „Übersichtstafel der Grimm'schen Märchen" und von längeren Beiträgen „Abend" (Jungbauer), „Adler" (Peuckert), „Ägyptische Motive" (Pieper), „Wege zur Altersbestimmung der Märchen" (Rahlo). Beim Artikel „Verse vom Alter des Waldes", der im übrigen weniger für das Märchen als für die Sage in Betracht kommt, fällt auf, daß wohl betont wird, „Böhmerwald" (Ich bin so alt wie der Böhmerwald) sei der Primärname, daß aber die diesbezügliche Literatur aus dem Böhmerwalde gar nicht beachtet wird. Eine gute Zusammenstellung der Überlieferungen bietet der bei Jungbauer, Böhmerwaldsagen S. 243 (Das erstaunte Holzweiblein) angeführte Aufsatz von L. H. Mally, Die Sage vom Alter des Böhmerwaldes (Südböhm. Volkszeitung vom 13. August 1922).

Anton Mailly, Deutsche Rechtsaltertümer in Sage und Brauchtum. Nr. 19—20 der Kleinen historischen Monographien, hg. von R. Hovorka. Reinhold-Verlag Wien 1929. 252 S.

Das mit 26 reizenden Holzschnitten von Rose Reinhold geschmückte Buch überrascht durch seine Reichhaltigkeit. Von den einzelnen Abschnitten seien bloß erwähnt: Von rechtlichen Maßen und Symbolen. Zur Symbolik der Bekleidung. Das Aussetzen der Kinder und das Töten der Greise. Freiheitsstrafen, Bann und das Asylrecht.

Digitalisiert von Google

Das Recht an der Ehe. Die Sage von den treuen Weibern. Gottesurteile. Rechtswahrzeichen. Ausführliche Anmerkungen geben Aufschluß über die Quellen und führen weiter, außerdem ist ein Sachverzeichnis dem Buche beigegeben, das seinen Wert behält, wenn auch die Rechtsliteratur wenig benützt ist, was zu mancherlei Mängeln führt.

Karl Lucas, Volkspflanzen. Volkskundliche Streifzüge durch die Pflanzenwelt Sachsens und seiner Grenzgebiete. Mit 8 Federzeichnungen des Verfassers. Heft 4 von „Sächsisches Volkstum", hg. von A. Spamer und A. Zirkler. Verlag Friedrich Brandstetter. Leipzig 1929. Preis geheftet 2 Mk. 50.

Das Büchlein behandelt Namen, Stellung in Sage, Sitte und Brauch und volksmedizinische Verwendung der Pflanzen Hirse, Wegerich, Wegwarte, Himbeere, Brombeere, Heidelbeere, Erdbeere, Guter Heinrich, Ampfer. Das einschlägige Schrifttum wird ausgiebig herangezogen.

Alfred Müller, Die sächsischen Weihnachtsspiele nach ihrer Entwicklung und Eigenart. Heft 7 derselben Sammlung. Derselbe Verlag, 1930. Preis 3 Mk.

Dieser treffliche Beitrag zur deutschen Volkskunde zerfällt in einen darstellenden Teil, in dem über die Entstehung und Entwicklung der Weihnachtsspiele im allgemeinen und über die sächsischen Spiele im besonderen gehandelt wird. Daran schließen sich Spielerte. Zugleich damit sind zwei Sonderhefte mit den aufführbaren Spielen „Volkstümliche Christspiele aus Sachsen für Haus-, Schul- und Vereinsaufführungen" (Preis je 60 Pfg.) im gleichen Verlage erschienen.

Walburg Anger, Heimat- und Volkskunde als Grundlage einer volkstümlichen Bildung. Derselbe Verlag, 1929. Preis 2 Mk. 50.

Die in manchen Abschnitten sich eng an Arbeiten A. Spamers anschließende Abhandlung bespricht Begriff und Wesen einer volkstümlichen Bildung, stellt als deren Voraussetzung die Forschungsarbeit von Heimatkunde und Volkskunde hin und zeigt die Bedeutung dieser Forschungsarbeit. Von sudetendeutschem Schrifttum wird bloß die 1. Ausgabe von Blau's „Der Heimatforscher" angeführt.

Gustav Jungbauer, Volkslieder aus dem Böhmerwalde I. 2. Lieferung. Prag 1930. Preis 25 Ktsch.

Die 2. Lieferung bringt Schwanklieder und einen Teil der Liebeslieder. Bei diesen ist besonders bemerkenswert das Lied Nr. 104, das auf ein Lied des Erzgebirglers Anton Günther zurückgeht und beweist, wie schnell das Volk übernommenes Gut seiner eigenen Mundart und Denkart anpaßt.

Oswald Fladerer, Deutsche Volkstänze. Heft 5/6. Die sudetendeutschen Volkstänze, 3. und 4. Teil. Bärenreiter-Verlag Kassel, 1930. Preis geheftet 1 Mk. 60.

Dieses Heft enthält 20 Tänze aus dem gesamten deutschen Gebiet der Tschechoslowakei, darunter mehrere dem Buch von F. Kubiena entnommene Ruhländler Tänze. Bei einzelnen Tänzen ist als Quelle angegeben der Nachlaß J. Goh-Jok und dazu gesetzt „Germ. Seminar, Prag", bei andern ist als Quelle das Volksliederarchiv in Prag angeführt. Es handelt sich hier in beiden Fällen um das Volksliedarchiv des Arbeitsausschusses für das deutsche Volkslied in der Tschechoslowakischen Republik (Staatsanstalt für das Volkslied), das jetzt im Seminar für deutsche Volkskunde der deutschen Universität untergebracht ist. Dies sollte bei einer Neuauflage des Heftes berichtigt und außerdem erwähnt werden, daß der verstorbene Prof. Dr. A. Hauffen als Vorsitzender des Arbeitsausschusses Fladerer ganz ausnahmsweise die Benützung des Volksliedarchivs, das damals noch in der Wohnung Hauffens untergebracht war, gestattet hat.

Emil Strauß, Bauernelend und Bauernaufstände in den Sudetenländern. Verlag des Parteivorstandes der Deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei. Prag 1929. 143 S.

Digitalisiert von Google

Das verdienstvolle Werk ist die erste zusammenfassende Behandlung dieser Frage, für die an guten Vorarbeiten eigentlich nur A. Grünberg, Die Bauernbefreiung und die Auflösung des gutsherrlichen-bäuerlichen Verhältnisses in Böhmen, Mähren und Schlesien (Leipzig 1893,94), in Betracht kam. Mit Heranziehung des ganzen einschlägigen deutschen und tschechischen Schrifttums hat der Verfasser nicht allein ein geschichtlich getreues Bild der Bauernaufstände, sondern eine Geschichte, die Leidensgeschichte des Bauernstandes der Sudetenländer geliefert. Unter dem in Anhang abgedruckten Dokumenten findet sich auch der „Strafbefehl gegen Andreas Stelzig", den Schmied aus Rückersdorf bei Friedland, den weitsichtigen und unerschrockenen Bauernführer Nordböhmens bei dem großen Aufstand von 1680, und das „Gnadengesuch der Anna Marie Stelzig vom 16. Juni 1682" um Freilassung ihres eingekerkerten Mannes. Es ist auffällig, daß es noch keinem sudetendeutschen Dichter eingefallen ist, diesen seine Umwelt weit überragenden Bauernrebellen und sein Leben im Roman oder Drama zu behandeln. Für eine Neuauflage des Buches wäre die Streichung der Anmerkung auf S. 93 zu empfehlen. Wie auch aus der „Bibliographie des deutschen Volksliedes in Böhmen" (11. Band der Beiträge zur deutschböhmischen Volkskunde) Nr. 2113 ersichtlich ist, handelt es sich um weit verbreitete Gesätze eines Tanzliedes, die mit den Choden nur in der Phantasie A. Urbans in Verbindung gebracht wurden. Hingegen könnten bei einer Neuauflage auch die Volksüberlieferungen (Lieder, Reime, Bräuche u. a., die sich auf die Zeit der Unterdrückung der Bauern beziehen) berücksichtigt werden.

Heimatkunde des Bezirkes Aussig. 2. Teil. 2. Auf den Spuren der alten Siedler. Verlag des Aussig-Karbitzer Lehrervereines. Aussig 1929. 277 S. Preis 20 Ktsch.

Auch der 2. Teil dieser Aussiger Volkskunde überrascht durch seine Gediegenheit. Ausgezeichnete Fachmänner behandeln die einzelnen Gebiete, so G. Laube Vorgeschichtliches, W. Schuster die Ortsnamen des Bezirkes, H. Lipser die Flurnamen, V. Fabini die Mundart, F. J. Umlauft die Siedelungs- und Hausbauformen, A. Kohler die ländliche Kost in früheren Tagen, F. Drescher die alten Volkstrachten und J. Fleischmann den Volksglauben und die Volksheilkunde. Auch dieser Band kann anderen Bezirks- und Heimatkunden als Vorbild bestens empfohlen werden.

Kalender des Auslanddeutschtums 1931. Hg. vom Deutschen Ausland-Institut Stuttgart. Preis 2 Mk.

Dieser prächtige Wochenabreißkalender verdient weiteste Verbreitung, weil die durchwegs ausgezeichneten Lichtbilder der einzelnen Blätter eine Rundschau über das gesamte Auslanddeutschtum bieten. Aus der Tschechoslowakei sind im Bilde vertreten der Stadtplatz von Neutitschein, das Bauernhaus des Hultschiner Ländchens, Kesmark, die Wallfahrtskirche Mariaschein, Zlabings, Strobnitz, das Bauernhaus des böhmischen Mittelgebirges und die Hochzeitstracht der Niederzips.

Der große Brockhaus. Handbuch des Wissens in zwanzig Bänden. 15. Auflage. 6. Bd. (F—Gar). Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig 1930. 792 S. Preis in Ganzleinen 26 Mk.

In diesem Band sind von größeren Artikeln zu nennen: Flug, Flugzeug u. a., Forst u. a., Frankreich, Frau, Frauenfrage u. a. Von volkskundlichen Stichwörtern seien erwähnt: Fabel, Fachwerk, Fahrende Leute, Fasten, Fastnacht, Faust, Feuerkultus, Fliegender Holländer, Flurform, Flurnamen, Fortunatus, Freischütz, Fruchtbarkeitszauber u. a. An berühmten Sudetendeutschen verzeichnet der Band: Norbert Falk, Schriftsteller, geb. 1872 in Mähr.-Weißkirchen, Fidelio Finke, Tondichter, geb. 1891 in Josefthal, Alfred von Fischel, deutschmährischer Politiker, geb. 1853 in Jungbunzlau, Victor Fleischer, Schriftsteller, geb. 1882 in Komotau, Wendelin Foerster, Romanist, geb. 1844 in Wildschütz bei Trautenau, Ludwig August Frankl, Ritter von Hochwart, Dichter, geb. 1810 in Ehrast, Paul Frankl, Kunsthistoriker, geb. 1878 in Prag, Siegmund Freud, Nervenarzt, Begründer der Psychoanalyse, geb. 1856 in Freiberg i. M., Emmy Freundlich, Führerin der österreichischen Arbeiterinnenbewegung, geb. 1878 in Aussig, Friedrich Friedländer, geadelt 1889 als „von Malheim", Maler, geb. 1825 zu Mohljanowitz i. B., Karl Fritsch, Ge-

Digitalisiert von Google

physiker und Meteorolog, geb. 1812 in Prag. Joseph Führich (Ritter von), Maler, geb. 1800 in Kratzau. — Bei Feldsberg heißt es „3260 Einwohner (3/4 Deutsche)". Im Jahre 1921 wurden 2657 Deutsche und 600 Tschechen gezählt, daher wäre besser zu schreiben „3260 größtenteils deutsche Einwohner". — Die Stadt Fergana (Neu-Margelan) hieß schon im alten Rußland nach dem Eroberer des Landes Skobelew amtlich Skobelewo. — Bei Gajda sollte der Satz „Politisch galt er als kommender Führer der tschechischen Faschisten", geändert in „ist mit Vergler und Stříbrný Führer der tschechischen Faschisten", an das Ende des Artikels gerückt werden.

Frohes Schaffen. Band VII. Das Buch für jung und alt. Deutscher Verlag für Jugend und Volk, Wien und Leipzig 1930. Preis in Ganzleinen 7 Mk. 50.

Das 500 Seiten starke Buch, für dessen Schriftleitung Prof. Dr. E. Baum zeichnet, ist ein wahres Schatzkästlein. In geschickter Auswahl und Sichtung vereinigt es eine Reihe spannender Erzählungen mit Beiträgen, die über die Fortschritte der Technik, über ferne Länder und Völker, über Sport und Touristik, über Kunst und Musik u. a. unterrichten. Unerklärlich ist, wie der Verlag ein solches Prachtwerk, das mit 300 Bildern und 4 Farbtafeln geschmückt ist, um den Preis von 7 Mk. 50 liefern kann, wo doch Bücher im gleichen Umfange und in gleicher Ausstattung gewöhnlich doppelt so hoch zu stehen kommen. Dieser Band der empfehlenswerten Reihe „Frohes Schaffen" kann daher als das beste und billigste Weihnachtsgeschenk für unsere deutsche Jugend bezeichnet werden.

Zeitschriften

Wiener Zeitschrift für Volkskunde. — Das 4./5. Heft 1930 ist zur Gänze dem von A. Haberlandt verfaßten „Führer durch die Sammlungen des Museums für Volkskunde" eingeräumt, der insbesondere auch von sudetendeutscher Seite stärkste Beachtung verdient. Die größtenteils unter „B. Sudetenländer" angeführten Gegenstände des Wiener Museums bilden für sich ein Museum für sudetendeutsche Volkskunde.

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde (Verlag Konkordia A. G. Bühl in Baden). — Im 1. Heft 1930 der jährlich zweimal erscheinenden Zeitschrift fesselt neben vielen anderen Beiträgen vor allem die Untersuchung „Gesunkenes Kulturgut? Musikalische Wandlung des Liedes im Volksmunde" von E. H. Meyer, der die durchaus singemäße und selbständige Umgestaltung einiger Stillieder seitens des Volkes nachweist und sich dagegen wendet, daß man bei einem solchen Vorgange von einem „Absinken" spricht.

Schweizer Archiv für Volkskunde (Archives suisses des traditions populaires), (Basel). — Das 2./3. Heft 1930 enthält unter anderm die Beiträge: E. Tappolet, Vom Schicksal der armen Seelen in den Walliser Sagen; M. His, Die magische Flucht und das Wettverwandeln.

Die Singgemeinde (Kassel). — Aus dem Inhalt des 1. Heft des 7. Jahrgangs (Okt.-Nov. 1930): Olga Hensel, Die Stimmbildung in der Singbewegung; H. A. Fehlhehr, Instrumentalmusik auf Singwochen. Beigegeben ist „Das Liempos-Heft". Auslese deutscher Weihnachtslieder. Im Auftrage des Finkensteiner Bundes hg. von W. Thomas und K. Ameln, mit Bildern geschmückt von W. Harwerth." Hier sind alle Kernlieder der deutschen Weihnacht vereinigt mit Einschluß der deutschen Übertragung des Liedes Quem pastores laudavere, nach dem die Überschrift gewählt wurde.

Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde (Wuppertal-Elberfeld). Das 1./2. Heft 1930 enthält neben anderen die folgenden Beiträge: Dr. Lobbert, Der Kreis im Kult und im Zauber; H. Lehnen, Ist unser Volkslied tot? — O. Runkel, Volkstümliche Spiele Westerwälder Kinder (es werden die Klickerspiele, Figurenspiele, Suchspiele und Lauf- und Fangspiele behandelt, andere Spiele werden in den nächsten Heften folgen).

Völkerkunde. Beiträge zur Erkenntnis von Mensch und Kultur. Deutscher Verlag für Jugend und Volk, Wien. — Die bisher erschienenen Hefte 1—3, 4—6 und 7—9 des 6. Jahrgangs (1930) bieten auch zahlreiche Beiträge zur deutschen

Digitalisiert von Google

Volkskunde, so: Das Pilotenschlagen im Pinzgau; Das Schwert auf dem Brautlager; Weihnachtsbräuche aus dem Salzkammergute u. a. Der Schriftleiter der Zeitschrift R. Lang verfolgt in einer durch alle Hefte gehenden Abhandlung die „Grußsitten" der Völker. Welche Bedeutung man der Volkskunde in Räterußland beimißt, beleuchtet der Bericht über die Ethnographische Hochschule in Leningrad in Heft 4—6.

Volk und Rasse (München). Im 2. Heft 1930 veröffentlicht Alfred Karasek-Langer eine ergebnisreiche Untersuchung „Vom Sagengut der Karpathendeutschen". Nach allgemeinen Ausführungen zur Entwicklung des Sagengutes in den deutschen Sprachinseln des Ostens werden die Unterschiede im Sagengut der einzelnen Siedlungsgruppen erörtert und Tabellen des Sagengutes verschiedener Siedlungstypen, solche der jungen galizischen Sprachinseln und ihrer deutschen Nachbarn vorgeführt und die Schlußfolgerungen daraus gezogen.

Der Auslanddeutsche (Stuttgart). Eine im 2. Juliheft abgedruckte Zuschrift eines deutschen Pfarrers in Brasilien betont eindringlich die Bedeutung der Mundart für die Erhaltung des Auslanddeutschtums. Im 2. Augustheft unterrichtet G. Peters an der Hand der vom Tschechoslowakischen Ausland-Institut in Prag herausgegebenen Schrift über „Das Auslandtschechentum und seine Pflege". Ein Aufsatz „Der deutsche Gewerbestand als Hort deutschen Volkstums im Ausland und seine Erfordernisse" vom Abgeordneten E. Eckert steht im 1. Septemberheft, das auch Bilder von Holzschuhmachern aus dem Böhmerwald und von der Werkstatt eines Kunstgeigenbauers in Schönbach bei Eger bringt. Im 2. Septemberheft, das Lichtbildaufnahmen von der 700-Jahrfeier der deutschen Einwanderung in die Zips bringt, schreibt E. Wehrenfennig über „Evangelische Arbeit im Sudetendeutschtum". Ein Bild des Deutschen Hauses in Prag mit den durch die Demonstranten am 25. September zerschlagenen Fensterscheiben enthält das 1. Novemberheft.

Deutsch-Ungarische Heimatblätter (Budapest). Im 3. Heft 1930 behandelt H. Schmidt „Haus und Hof der Donauschwaben" und E. von Schwarz macht treffliche Vorschläge zur „Lautschrift für deutsche Mundarttexte aus Ungarn". In dem Beitrag „Über die ungarische Germanistik" wird ein Brief abgedruckt, den August Sauer am 26. Juni 1918 dem Herausgeber der „Arbeiten zur deutschen Philologie" (Német Philologiai Dolgozatok) Prof. J. Bleyer schrieb. Sauer bedauert, daß er die ihm zugesandten Hefte nicht lesen könne und meint: „Nun können Sie zu mir sagen: Lernen Sie ungarisch. Verehrter Herr Kollege! Ich habe zweimal in meinem Leben Ungarisch gelernt. Einmal im Gymnasium, da mein in Schemnitz studierender Bruder etwas Ungarisch gelernt hatte, wollte ich es auch können. Dann 1878, als ich als Reserveoffizier mit einem ungarischen Regiment im Okkupationsfeldzug war. Aber erlernt habe ich die Sprache nicht, dazu ist sie zu schwierig. Auch bin ich von jedem Chauvinismus frei; ich habe es z. B. durchgesetzt, daß im vorigen Jahre an unserer Fakultät ein Lektor für die magyarische Sprache bestellt wurde." Sauer empfiehlt eine deutsche Ausgabe aller oder der wichtigsten Hefte der erwähnten Zeitschrift. Aus dem Inhalt des 4. Heftes sei herausgehoben: R. Hartmann, Das Töttöser Adam- und Evaspiel; E. von Schwarz, Eine volkskundliche Abteilung des „Germanistischen Institutes" an der Universität Budapest.

Sudetendeutsche Familienforschung (Aussig). Aus dem Inhalt des 4. Heftes 1929/30: J. Ulrich, Die Familiennamen aus dem Zehentbuch der Stadt Tepl vom Jahre 1551—1583; J. Richter, Verzeichnis der Zunamen in den Kirchenmatriken von Langenau bei Böhm.-Leipa bis 1784; A. Dietl, Ahnentafel; Alois John; F. Fischer, Ahnentafel; A. Stifter (Fortsetzung, VI.—VIII. Geschlechterfolge). Aus dem Inhalt des 1. Heftes 1930/31: J. Bezdek, Die Kirchenbücher der Schönhengster Sprachinsel; K. Siegl, Die ältesten Familiennamen in Eger; E. Kober, Zur Namendeutungsecke; J. Pohl, Zu meiner Bilderahnentafel; F. Fischer, Ahnentafel des Dr. A. M. Pleischl.

Waldheimat (Budweis). Das Septemberheft 1930 bringt eine geschichtliche Darlegung „Geistliche Volksschauspiele" von F. Th. Pann und einen Abdruck des bekannten Feuerliedes „Bist mir willkommen, feuriger Gast" mit Mitteilungen

Digitalisiert von Google

aus der Chronik von Strobnitz, wonach hier ein Brand im Jahre 1694 durch in das Feuer geworfene Agathenzettel gedämpft wurde. Im Oktoberheft widmet K. F. Leppa einen eingehenden und liebevollen Aufsatz dem Mundartdichter J. Zettl. F. Pröll berichtet über Aberglauben, Besprechungen und Sympathie im Böhmerwalde (leider ohne Angabe der Quellen), H. Wastl teilt das Märchen vom närrischen Zogl in einer Fassung aus der Chrobolder Gegend mit. Vom Novemberheft an veröffentlicht die Zeitschrift unter „Bausteine zur Heimatkunde" kürzere belehrende und unterhaltende Beiträge.

Der Pilsner Kreis (Staab). Aus dem Inhalt der von Dr. A. Bergmann umsichtig geleiteten Zeitschrift (3./4. Heft 1930) seien die folgenden Beiträge hervorgehoben: K. Floßmann-Kraus, Die Familie Linhart in Hradzen (Aufstieg einer Familie: Ahnen Volksheilkünstler, Nachkommen Ärzte); F. Andreß, Die Wenzlicks (Ahnentafel und Familiengeschichte, verfaßt von Dr. William Wenzlick, Arzt in Los Angeles); A. Gückhorn, Das alte Bauernhaus in der Umgebung von Mies; S. Fröhlich, Vom alten Bildbaum bei Lochzitzen.

Unser Egerland (Eger). Im 6. und 7./8. Heft setzt H. Haßmann seine fleißige Untersuchung „Aufriß der Sprachengeschichte des Egerlandes" fort; im 6. Heft veröffentlicht G. Treirler „Grasliger Spitz- und Hausnamen". Im 9. Heft beendet Haßmann seine Arbeit und J. Dorsch bemerkt zu dem Lied „Gäive mit da Durl" in den Egerländer Volksliedern von A. John und J. Czerny (2. Heft, Nr. 6), daß Czerny die ihm seinerzeit von Dorsch vorgesungene Weise des Liedes eigenmächtig zu dem in der Sammlung von A. Hruschka und W. Toischer „Deutsche Volkslieder aus Böhmen" S. 150, Nr. 70, ohne Weise stehenden Lied „Wäu is ma Böiwl" herangezogen hat.

Beiträge zur Heimatkunde des Aussig-Karbitzer Bezirkes (Aussig). — Im 2. Heft 1930 berichtet J. Weyde über das Aussiger Zeitungswesen, F. J. Umlauft setzt seine Geschichte der Burg Blankenstein fort, wozu eine Reihe weiterer, vorwiegend geschichtlicher Beiträge kommt. Aus dem 3. Heft ist namentlich die Untersuchung von W. Schuster über den Ortsnamen Aussig, der wahrscheinlich sorbischer Herkunft ist, zu nennen.

Ostböhmische Heimat (Trautenau). — Im 6. Heft 1930 handelt A. Kahler über die Entstehungsgeschichte von Weckersdorf und F. Meißner berichtet ausführlich über die Vorträge von E. Gierach, E. Schwarz, G. Jungbauer und B. Schier bei dem Kurs für Heimatforschung, der am 3. Mai in Hohenelbe stattfand. Im 7. Heft bespricht J. Mühlberger das Kukuser Heimatmuseum. Die Beiträge von H. Herrmann (Weihnachtsspiele) und F. Meißner (Bilderschatz der Mundart) finden ihre Fortsetzung im 8. Heft.

Deutsch-mähr.-schles. Heimat (Brünn). Aus dem Inhalte des 1./2. Heftes 1930 sei herausgehoben: C. Lick, Alter bäuerlicher Besitz und alte Bauerngeschlechter im Zwittauer Gebiete. — Rüstet zum Osterreiten! — H. Nerad, Die Dorfbühne. — H. Schwarzer, Ein Brief aus Karpathenrußland. — Im 3./4. Heft, das F. Staeger gewidmet ist, schildert H. Felkl die Verhältnisse in der Brünner deutschen Sprachinsel. Nicht bloß für Deutschmährer, sondern für das ganze Deutschtum gilt das trübe Bild, das H. Preibsch, ausgehend von dem unheilvollen Geburtenausfall der letzten Jahre, im 5./6. Heft für „Die Zukunft Deutschmährens" entwirft, wozu sein Aufsatz in der „Familienkundlichen Beilage" des 7./8. Heftes über „Die Bevölkerungsverschiebungen im Schönhengstgau" eine Ergänzung bildet. Dieses Heft enthält ferner einen Abdruck des von uns im 2. Heft veröffentlichten Beitrages von K. Hruschka „Eine Bauernhochzeit in Südwestböhmen". Das reich mit Bildern versehene 9./10. Heft ist der Sprachinsel Wischau gewidmet und enthält unter anderm eine genaue Bestandesaufnahme der deutschen Bevölkerung vom Mai 1930.

Das Kuhländchen (Neutitschein). Aus den bisher erschienenen acht Folgen des 12. Bandes (April—Oktober): Th. Schuster, Geschichte der Arbeiterbewegung in Neutitschein; J. Ritz, Kinderreime; V. Wilscher, Sprüche und Redensarten aus Bautsch und Umgebung; Das Haus und seine Aufschriften im Kuhländchen (aus dem Nachlasse von St. Weigel); F. Götz, Etwas aus der Geschichte der Polchlauer Dorfkirche; E. Hausotter, Ein Erbgerichts-Privilegium aus dem Jahre 1797.

Digitalisiert von Google

Mitteilungen zur Volks- und Heimatkunde des Schönhengster Landes (Mähr.-Trübau). Diese Zeitschrift erscheint nun wieder als Vierteljahrsschrift. Das 1. Heft des 26. Jahrgangs (1930) bringt eine gewissenhafte Arbeit „Die Kirchenbücher der Schönhengster Sprachinsel" von J. Bezdek und vier Reden, die der „Kuchenprediger" oder „Freimon" bei Hochzeiten in Kornitz hielt, mitgeteilt von G. Tilscher. Im 2. Heft beginnt K. Ledel mit einer umfangreichen Stoffsammlung „Volkskundliches" und teilt zunächst zahlreiche Kinderdichtungen mit. Im 3. Heft teilt A. Jenisch sieben zumeist in Ober-Heinzendorf aufgezeichnete Sagen mit und liefert einen Beitrag zur Flurengeschichte der Dörfer der ehemaligen Herrschaft Mähr.-Trübau und Türnau. Endlich trägt G. Tilscher zu den früher veröffentlichten Liedern aus Kunasz noch fünf Lieder nach.

Karpathenland (Reichenberg). Im 2. Heft 1930 gibt H. Franze eine treffliche Übersicht über die deutschen Siedlungen in Karpathenrußland, A. Baker bietet ein geschichtlich treues Bild der Barbara Rößl in Schemnitz (gest. 1575), die in der Sage als „Hexe vom Jungfernschlössel" weiter lebte. J. Gréb berichtigt und ergänzt den früher an gleicher Stelle erschienenen Aufsatz zum Oberzipser Bauernhaus von V. Aschenbrenner, St. M. Richter teilt Frühlingsgebräuche und Volkssprüche aus Deutsch-Proben mit, J. Hanika bespricht ein Pflaumen-Dörrhäuschen in Deutsch-Proben, T. Wässerle veröffentlicht Sagen und Volksheilkundliches aus dem gleichen Orte, A. Karasek-Langer macht auf die Sage von der Landfrau in Schmiedshau aufmerksam und F. Kreysler schildert die Verhältnisse in der plattdeutschen Siedlung Tschermani bei Neutra. Das 3. Heft enthält die Beiträge: E. Gierach, König Gabinius; R. Zeisel, Die ältesten Nachrichten über die deutschen Siedlungen und den Goldbergbau, bzw. die Goldwäscherei an der oberen Neutra; J. Hanika, Häu oder Hau? und Die Herkunft des Namens Kolbenheyer; St. M. Richter, Die Ernte in Deutsch-Proben; J. Ermen, Hochzeitsbräuche aus der Umgebung von Kremnitz; J. Gréb, Bibliographie der Zipser Volkskunde.

Zipser Heimat. Heimatkundliche Beilage der Karpathenpost (Käsmark). Die 1. Folge 1930 dieser von Bruno Bene geleiteten Beilage enthält eine Würdigung des Zipser Mundartdichters Dr. Aurel Hentsch (1858—1921) von J. Loisch, ferner Hochzeitssprüche aus Einsiedel, die 2. Folge einen umfangreichen Beitrag mit Bildern von E. Köszeghy über „Die Denkmäler der Antoniter in Deutsch", ferner eine kurze Darstellung des bei Hochzeiten in Einsiedel üblichen Hahnschlagens u. a.

Zur Beachtung

Neuen Abnehmern wird der Jahrgang 1929 der Zeitschrift zu dem ermäßigten Preise von 25 Rtsch., in Halbleinen gebunden 35 Rtsch., nachgeliefert. Mittellose Gemeindebüchereien können den gleichen Jahrgang unentgeltlich erhalten, wenn sie ein diesbezügliches Ansuchen (ungestempelt) an den staatlichen Büchereiinstruktor Dr. Anton Mousha in Prag III., Maltézské nám. 1, richten.

Das 6. Heft des I. Jahrganges (1928) ist vollständig vergriffen. Es wird zum vollen Preise von der Verwaltung der Zeitschrift zurückgekauft. Das 1.—5. Heft kann um den Preis von 20 Rtsch. bezogen werden.

Probehefte zur Werbung neuer Abnehmer stehen jederzeit zur Verfügung.

Nachforderungen nicht erhaltener Hefte sind postfrei, wenn auf dem Briefumschlag der Vermerk „Postfreie Zeitungsbeschwerde" steht.

Die Bezieher in Deutschland und Österreich werden darauf aufmerksam gemacht, daß beim Postscheckamt Leipzig das Konto Nr. 28.668 und beim Österreichischen Postsparkassenamt in Wien das Konto Nr. 103.119 für unsere Zeitschrift eröffnet wurde.

Für jene Abnehmer, die für 1930 noch keine Bezugsgebühr entrichtet haben, liegen diesem Hefte Erlagscheine, bzw. Zahlkarten bei.

Das nächste Heft erscheint Ende Jänner. Beiträge hiezu erbittet die Schriftleitung bis 31. Dezember.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII., Vocelova 10.
Druck von Heinr. Mercy Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die Post- und Telegraphendirektion in Prag. Erlaß Nr. 1806—VII—1928.

Digitalisiert von Google

4. Jahrgang 1931

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgegeben

von

Dr. Gustav Jungbauer

Prag 1931

Im Buchhandel durch die J. G. Calve'sche Universitäts-Buchhandlung in Prag

Digitalisiert von Google

Inhaltsverzeichnis

Größere Beiträge

	Seite
Dr. Karl Schneider, Hexenglauben und Zauberei in Ostböhmen. Ein Beitrag zur Rübezahlforschung	1–8
Franz Meißner, Altes Sprachgut. Nach urkundlichen Quellen	9—10, 62—70
Rudolf Hruschka, Der Räuber Johann Georg Grasel in der Ueberlieferung und Sage	10—20
Franz J. Beranek, Ein Beitrag zur Frage des Volksgedächtnisses	21—24
Wilhelm Pleyer, Der Hahn als Sinnbild	24—25
Franziska Munory, Altes Rechtsgut in den bäuerlichen Hochzeitsbräuchen Südmährens	25—28
Karl Horak, Singtänze in der Kremnitzer Sprachinsel	28—30
Richard Zeisel, Der tapfere Soldat (Märchen)	31—32
Hans Fischer, Anton Günther	49—62
Rudolf Hruschka, Südmährische Sagen und ihr geschichtlicher Kern	71—80
Franz Löhm, Vom Weihnachtsspiel der Böhmerwäldlersiedlung Felizienthal (Galizien)	81—82
Adolf Glücklhorn, Die Pflanzen im Volksleben des Mieser Landes	82—106
Ernst Ehler, Hochzeitsbräuche in der Wischauer Sprachinsel	106—107
Alfred Karasek-Langer, Lucienglauben und -bräuche in der Kremnitz-Probener und Hochwieser Sprachinsel in der Slowakei	107—116
Karl M. Klier, Bildmaterial zur Volkstrachtenkunde	116—118
Franz J. Beranek, Zur jüdischen Volkskunde der Tschechoslowakei	119—121
Karl M. Klier, Deutsche Lieder beim JR. 74	137—150
Dr. Gustav Jungbauer, M. R. Fischer und A. Wessely Ehrendoktoren	150—154
Alfred Karasek-Langer, Die ungetreue Schwester (Märchen)	154—159
Franz Götz, Von Wassermannern und Feuermännern	159—164
Dr. Ernst Hoyer, Altgermanisches in den Hochzeitsbräuchen der Wischauer Sprachinsel	164—165
Josef Butzke, Das Kuhfuser Heimatmuseum	165—169
Dr. Kurt Klaudy, Deutscher, tschechischer Städtebau und Prag	185—197
Günther Tuma, Um die Geburt des Kindes. Volksglaube und Volksbrauch im mittleren Böhmerwalde	197—200
Richard Baumann, Besitzstand eines Bauern aus Westböhmen im 18. Jahrhundert	200—204
Franz Götz, Totenbräuche aus Ostmähren	204—208
Ignaz Göth (und Mitarbeiter), Beiträge zu einem „Sudetendeutschen Krippenbüchlein"	208—225
Dr. J. Waidhas, Dr. J. J. Lorenz, der erste Mundartdichter des Egerlandes	226—231

NOV 2 2 1934
Digitalisiert von Google

Seite

Dr. Eugen Lemberg, Eine Antonius-Monographie als Beitrag zur religiösen Volkskunde 231 232
Georg Tillscher, Die Pflanzen im Volksleben der Sprachinsel Deutsch-Brodek-Wachtl 233 246
Richard Zeisel, Der Natterkönig (Märchen) 247 251

Kleine Mitteilungen

Seite

Ignaz Göth, Neujahrswünsche aus Südmähren . . . . . 32—33
Emil Mauder, Fastenspiel aus Nordböhmen . . . . . 33—35
Dr. Rudolf Kubitschek, Gubeberg-Kubani . . . . . 35—36
Dr. Gustav Treixler, Ein Mittel gegen die Schwindsucht 36
Hugo Kinzel, Eine Brotalmer aus dem Braunauer Ländchen 37
Augustin Galfe, Zur südböhmischen Volksmedizin 38
Dr. Leonhard Franz, Kaiser Rudolfs Donnersteine 38
Franz Schwarzer, Das Todaustreiben in Nordwestmähren 38
Staatsanstalt für das Volkslied . . . . . 38—39
Karl Franz Leppa, Zwei Zeugnisse von Rübezahl . . . . . 121—122
Augustin Galfe, Die Sommerdocke 122
Josef Maschek, Die Spinne und das Zipperlein 122
Ignaz Göth, Eine Iglauer Fastenkrippe 123
Eduard Böhs, Das Pflockschlagen . . . . . 123—124
Günther Tuma, Wandlungen einer Dorflitanei 124
Schlesische Kulturwoche in Neu-Titschein 124
Vom Arbeitsausschuß für das deutsche Volkslied 125
Franz Böhm, Ein Arbeitslosenlied 170
Hans Freising, Der „Donnerkeil" im Volksglauben 170
Adolf Gücklhorn, Der Skorpion 170
Zur hl. Kümmernis 171
O. Czarz über die Prager Germanistik 171
Hans Freising, Eine Spottschrift auf Napoleon . . . . . 251—252
Hans Nürnberger, Komotauer 92er Lied 253
Adolf Gücklhorn, Diebe ausfindig machen 254
Zante Wochen, frohe Feste . . . . . 254—255
Atlas der deutschen Volkskunde 39 42, 125, 171, 255
Einlauf für das Archiv 125 126, 255 256
Antworten 42 44, 126 131, 171 175, 256 258
Umfragen . . . . . 44 45, 131—132, 175, 258 259
Schrifttum 45 48, 132 135, 175 184, 259 264
Abbildungen 25, 28, 29, 37, 49, 51, 53, 57, 59, 123, 130 (zwei), 131, 151, 153, 166, 167, 168, 170, 189, 209, 210 (zwei), 212, 218 (zwei), 219, 221, 222, 225, 226

Digitalisiert von Google

Inhaltsverzeichnis

Größere Beiträge

	Seite
Dr. Karl Schneider, Hexenglauben und Zauberei in Ostböhmen. Ein Beitrag zur Rübezahlforschung	1–8
Franz Meißner, Altes Sprachgut. Nach urkundlichen Quellen	9—10, 62—70
Rudolf Hruschka, Der Räuber Johann Georg Grasel in der Ueberlieferung und Sage	10—20
Franz J. Beranek, Ein Beitrag zur Frage des Volksgedächtnisses	21—24
Wilhelm Pleyer, Der Hahn als Sinnbild	24—25
Franziska Munory, Altes Rechtsgut in den bäuerlichen Hochzeitsbräuchen Südmährens	25—28
Karl Horak, Singtänze in der Kremnitzer Sprachinsel	28—30
Richard Zeisel, Der tapfere Soldat (Märchen)	31—32
Hans Fischer, Anton Günther	49—62
Rudolf Hruschka, Südmährische Sagen und ihr geschichtlicher Kern	71—80
Franz Böhm, Vom Weihnachtsspiel der Böhmerwäldlersiedlung Felizienthal (Galizien)	81—82
Adolf Glücklhorn, Die Pflanzen im Volksleben des Mieser Landes	82—106
Ernst Eßler, Hochzeitsbräuche in der Wischauer Sprachinsel	106—107
Alfred Karasek-Langer, Lucienglauben und -bräuche in der Kremnitz-Probener und Hochwieser Sprachinsel in der Slowakei	107—116
Karl M. Klier, Bildmaterial zur Volkstrachtenkunde	116—118
Franz J. Beranek, Zur jüdischen Volkskunde der Tschechoslowakei	119—121
Karl M. Klier, Deutsche Lieder beim JR. 74	137—150
Dr. Gustav Jungbauer, K. R. Fischer und A. Wessely Ehrendoktoren	150—154
Alfred Karasek-Langer, Die ungetreue Schwester (Märchen)	154—159
Franz Götz, Von Wassermännern und Feuermännern	159—164
Dr. Ernst Hoyer, Altgermanisches in den Hochzeitsbräuchen der Wischauer Sprachinsel	164—165
Josef Butzke, Das Kukuser Heimatmuseum	165—169
Dr. Kurt Klaudy, Deutscher, tschechischer Städtebau und Prag	185—197
Günther Tuma, Um die Geburt des Kindes. Volksglaube und Volksbrauch im mittleren Böhmerwalde	197—200
Richard Baumann, Besitzstand eines Bauern aus Westböhmen im 18. Jahrhundert	200—203
Franz Götz, Totenbräuche aus Ostmähren	203—208
Ignaz Göth (und Mitarbeiter), Beiträge zu einem „Sudetendeutschen Krippenbüchlein"	208—225
Dr. J. Waidhas, Dr. J. J. Lorenz, der erste Mundartdichter des Egerlandes	226—231

Eingel. NOV 20 1934
Digitalisiert von Google

Seite

Dr. Eugen Lemberg, Eine Antonius-Monographie als Beitrag zur religiösen Volkskunde 231 232
Georg Tillscher, Die Pflanzen im Volksleben der Sprachinsel Deutsch-Brodek-Wachtl 233 246
Richard Zeisel, Der Natterkönig (Märchen) 247 251

Kleine Mitteilungen

Seite

Ignaz Göth, Neujahrswünsche aus Südmähren . . . . . 32—33
Emil Mauder, Fastenspiel aus Nordböhmen . . . . . 33—35
Dr. Rudolf Kubitschek, Gubeberg-Kubani . . . . . 35—36
Dr. Gustav Treixler, Ein Mittel gegen die Schwindsucht 36
Hugo Kinzel, Eine Brotalmer aus dem Braunauer Ländchen 37
Augustin Galfe, Zur südböhmischen Volksmedizin 38
Dr. Leonhard Franz, Kaiser Rudolfs Donnersteine 38
Franz Schwarzer, Das Todaustreiben in Nordwestmähren 38
Staatsanstalt für das Volkslied . . . . . 38—39
Karl Franz Leppa, Zwei Zeugnisse von Rübezahl . . . . . 121—122
Augustin Galfe, Die Sommerdocke 122
Josef Maschek, Die Spinne und das Zipperlein 122
Ignaz Göth, Eine Iglauer Fastenkrippe 123
Eduard Böhs, Das Pflockschlagen . . . . . 123—124
Günther Tuma, Wandlungen einer Dorflitanei 124
Schlesische Kulturwoche in Neu-Titschein 124
Vom Arbeitsausschuß für das deutsche Volkslied 125
Franz Böhm, Ein Arbeitslosenlied 170
Hans Freising, Der „Donnerkeil" im Volksglauben 170
Adolf Gücklhorn, Der Skorpion 170
Zur hl. Kümmernis 171
H. Entarz über die Prager Germanistik 171
Hans Freising, Eine Spottschrift auf Napoleon 251 252
Hans Nürnberger, Komotauer 92er Lied 253
Adolf Gücklhorn, Diebe ausfindig machen 254
Saure Wochen, frohe Feste 254 255
Atlas der deutschen Volkskunde 39 42, 125, 171, 255
Einlauf für das Archiv 125 126, 255 256
Antworten 42 44, 126 131, 171 175, 256 258
Umfragen . . . . . 44 45, 131—132, 175, 258 259
Schrifttum 45 48, 132 135, 175 184, 259 264
Abbildungen 25, 28, 29, 37, 49, 51, 53, 57, 59, 123, 130 (zwei), 131, 151, 153, 166, 167, 168, 170, 189, 209, 210 (zwei), 212, 218 (zwei), 219, 221, 222, 225, 226

Digitalisiert von Google

Verzeichnis der Mitarbeiter

Richard Baumann (Elbogen). — Franz J. Beranek (Neuhaus). — Dr. Alois Bergmann (Olmütz). — Johann Bernard (Nieder-Mohrau bei Römerstadt). — Oskar Bernerth (Sternberg). — Franz Böhm (Dotterwies). — Eduard Böhs (Mähr.-Rothmühl). — Josef Butzke (Prag-Siebohej).

Theodor Chmela (Prag).

Dr. Gerhard Eis (Pilsen). — Hans Englisch (Mähr.-Kotzendorf.). — Ernst Eßler (Lissowitz).

Dr. R. Fietz (Weidenau). — Dr. Hans Fischer (Graslitz). — Dr. h. c. Karl R. Fischer (Gablonz a. N.). — Dr. Leonhard Franz (Prag). — Hans Freising (Brünn).

Augustin Galfe (Gratzen). — Ignaz Göth (Iglau-Znaim). — Franz Göth (Poschkau). — Adolf Gückhorn (Prag—Milikau bei Mies).

Dr. A. Herr (Warnsdorf). — B. Hocke (Gartitz). — Eduard Hönl (Bischofteinitz). — Karl Horak (Wien) — Dr. Ernst Hoyer (Prag). — Rudolf Hruschka (Althart).

J. C. John (Gablonz a. N.). — Dr. G. Jungbauer (Prag). — Dr. Ernst Jungwirth (Römerstadt).

Alfred Karasek-Langer (Brünn). — Josef Kesselgruber (Heraltz-Eger). — Johann Keßler (Petersdorf in Schlesien). — Hugo Kinzel (Großdorf bei Braunau). — Dr. Karl Klaudy (Wien). — Karl M. Klier (Wien). — Adolf König (Reichenberg). — Dr. Rudolf Kubitschek (Eger).

Karl Ledel (Grünau bei Mähr.-Trübau). — Dr. Eugen Lemberg (Münster i. W.). — M. F. Leppa (Karlsbad). — Dr. Franz Longin (Prag). — Josef Lösch (Podersam).

Josef Maschek (Holeischen). — Emil Mauder (Bodenbach). — Franz Meißner (Niederlangenau). — Franziska Munory (Prag).

Hans Nurnberger (Lichtenstadt).

Wilhelm Plener (Teplitz-Schönau).

Nikolaus Rollinger (Klein-Mohrau).

Emma Sayl (Prag-Grulich). — R. Schmid (Mariaschein). — Dr. Karl Schneider (Hohenelbe). — Martin Schnelle (Meißen i. S.). — Johann Schreiber (Grosse). — Franz Schwarzer (Brattersdorf). — W. Seidel (Aussig a. E.). — Ing. Gustav Stumpf (Brünn).

G. Tilscher (Kornitz). — Dr. Gustav Treixler (Graslitz). — G. Tuma (Hermannshütte).

Dr. J. Waidhas (Elbogen). — Anton Wässerle (Deutsch-Proben.) — Hedwig Wenzel (Oberseif). — D. L. Wieder (Alt-Schallersdorf). — P. Adam Winter (Lebring unter Graz).

Richard Zeisel (Zeche bei Deutsch-Proben). — Erna Zimmer (Schönlinde). — Raimund Zoder (Wien).

Digitalisiert von Google

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgeber und Leiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII. Vocelova 10

4. Jahrgang 1931 **1. Heft**

Hexenglauben und Zauberei in Ostböhmen

Ein Beitrag zur Rübezahlforschung

Dr. Karl Schneider, Hohenelbe

Alle Beurteiler des Geisteslebens der Schlesier — und dazu gehören die Deutschen Ostböhmens um, in und auf dem Riesengebirge — sind darin einig, daß der Grundzug in einem Hinneigen zum Mystischen besteht. „Träumerisch, grüblerisch" nennt sie Lehmann[1]). Der Schlesier „ist in zwei Welten zu Hause, der inneren und der äußeren und das explosive Durchbrechen aus der einen in die andere scheint kennzeichnend". Mystizismus und Rationalismus kann man es bezeichnen. Mystiker sind unter den Deutschen Ostböhmens unverkennbar. Rationalisten ebenso. Die praktische Seite des Rationalisten drückt sich am schärfsten in dem Großgewerbe und Welthandel aus, die sich gerade in Ostböhmen seit Jahrhunderten ständig zum höheren entwickelt haben. Der Mystizismus aber ist der breite, tiefe, gleichmäßige Hintergrund, dessen eigentlicher Träger das Volk ist. Ostböhmen hat es auf diesem Gebiete nie zu einer besonderen Blüte gebracht, im Gegensatz zu dem Hauptfiedelgebiete des Schlesiers im Oderraume[2]).

Mystik steht Magie nahe. So ist Magie, Mystik, Rationalismus hart neben, bzw. gegeneinander[3]). Man kann diese Dreiheit auch als Naturgefühl, Religion, Welt bezeichnen; schärfer vielleicht: Geister, Gott, Gehirn oder Beschwörung, Versenkung, Beobachtung. Sieht der Magier überall Leben, so der Mystiker Gott, Seele, der Rationalist aber nur das durch Retorte und Experiment geformte Gesetz.

Der Schlesier steht den beiden erstgenannten Geistesveranlagungen jedenfalls näher, denn dem letzteren. Sicherlich gilt dies für den Schlesier Ostböhmens. Alle drei Arten von Weltbildern haben ihre bestimmten geographisch-geschichtlichen Örtlichkeiten, wo sie ihre schönsten, aber auch ihre tauben, entarteten Blüten treiben und getrieben haben. Der Mystik geographisch-geschichtliche Örtlichkeit ist das europäische Mittelalter. Der Rationalismus, der allenthalben im 14./15. Jh. einzusetzen beginnt, wird in dieser

[1]) Der Geist des schlesischen Sudetendeutschtums. Bericht über die 3. Schlesische Kulturwoche. Hohenelbe 1927, 13f.

[2]) Bornhausen K., Religion und Volkstum in Schlesien. Jb. f. G. V. 1928.

[3]) Aram K., Magie und Zauberei in der alten Welt. Berlin 1927. Strunz J.: Astrologie, Alchymie, Mystik. Ein Beitrag zur Geschichte d. Naturwissenschaften. München 1928. — Görres-Bernhardt: Mystik, Magie und Dämonie. Die christliche Mystik. München 1927.

Digitalisiert von Google

ersten Zeit durch den herrschenden Mystizismus niedergehalten, vermengt sich mit ihm und entartet sofort. Der verstandesmäßige Arbeiter kann sich nicht durchsetzen, es fehlen ihm allenthalben notwendige Behelfe und Vorarbeiten. Die Natur- aber auch die geistigen Wissenschaften sind nicht reif, um einer nötigen Technik die Grundlagen zu bieten, die Technik kann wiederum ihrerseits die Naturwissenschaften nicht fördern. Aus Astronomie wird wieder einmal Astrologie, die Anatomie sinkt trotz Paracelsus (1493—1541) zur Quacksalberei und Kurpfuscherei, die Chemie sucht als Alchimie ihre Aufgaben zu lösen. Der in seinem Wesen einzige Glaube artet zu einem Aberglauben aus mit allen Begleiterscheinungen von Reliquienkult, überspannter Heiligenverehrung u. a. Es ist die Zeit, in der geradezu ein Wetteifer herrscht, „Sibyllen" zu gewinnen. Der Papst Sixtus läßt Sibyllen wenigstens malen. Kein Geringerer als Michelangelo schafft sie. Es ist eine Zeit, in der alles zu zerfallen droht, das Weltenende erwartet wird, in der es keinen Halt gibt, mit Bangen und Zagen der jüngste Tag erwartet wird. Es ist die Zeit der falschen Propheten auf der ganzen Linie; es ist die Zeit, in der der niedere Mann, gleich ob Bürger oder Bauer, Herr oder Knecht, Frau oder Magd, „sehend" wird, wo selbst Päpste „Fernseher, Hellseher" sind[1]). Es ist das Zeitalter des Überglaubens, der göttlichen und himmlischen Begeisterung, in der eine Katharina von Siena, Kolumba von Rieti, Lucia, Osanna, Josef von Kupertino u. v. a. leben, aber auch das eines Alexander VI., Julius II.

Die gleiche Erscheinung des schärfsten Gegensatzes, der raschen Blüte und des sofortigen Verfalles im wirtschaftlichen Leben. Auf die Zeit des ungeheuren Geldmangels folgt hart nach 1500 die erste Inflation dank des amerikanischen Silbers der Konquista mit all ihren Auswüchsen, ihren Ungeheuerlichkeiten, ihrer Groteske. Ja, selbst die Reformation mit ihrem starken Neuglauben ist schon nach 1526 Machtfrage, Politik[2]).

Wohin man schaut — Zusammenbruch.

So wird Zauberei und Hexenwahn in dieser Zeit verständlich. Sie ist ein Kind der Mystik. Der Mystiker Luther mit seiner lebendigen Anschauung von Teufel, guten und bösen Geistern ist das beste Beispiel. Der Mystik natürliches Kind ist die Zauberei, das entartete Hexenwahn. Es ist die ärgste Wahnvorstellung, Massenpsychose der Menschheit.

Eine Scheidung beider zeitlich zu bestimmen, ist unmöglich. Zauberei geht voraus, Hexenglaube folgt. Beide spannen sich als erste Zeiterscheinung naturgegeben zwischen 1500—1650.

Eingeleitet wird sie durch die Bulle Innocenz VIII. Summis desiderantes (1484). 1487 erscheint der Hexenhammer Heinrich Institoris und Jakob Sprengers. Er ist „die Dogmatik des Hexenglaubens, der den Wahnsinn in ein System brachte"[3]). Wie bei allen geschichtlichen Periodisierungen, so auch hier. Vor 1500 gab es bereits Hexenverfolgungen, nach 1650 ebenfalls. Noch das 18. Jh. sieht Hexenverbrennungen. Aber der Höhepunkt des Wahnes fällt in die genannte Zeitspanne. Es ist die Wahnsinnszeit Mittel-

[1]) Görres-Bernhardt 118f.
[2]) Brandi K.: Die deutsche Reformation. Leipzig 1928. I.
[3]) Fuchs, Sittengeschichte. Renaissance. 488.

Digitalisiert von Google

europas. Der Jesuit Friedrich Spee mußte seine cautio criminalis (1631) anonym erscheinen lassen, sonst wäre auch er den Weg zum und auf den Scheiterhaufen gegangen.

Ostböhmen ist von dem Wahnsinn nicht verschont geblieben. Doch hat er hier nicht von allem Anfang seine Opfer gesucht. Er kam nachweisbar spät und hat nur sehr wenige in seinen Strudel gezogen. Der Wahn hatte hier keine Herberge, er spukte nur in den Köpfen, obwohl auch in diesem Gebiete Aberglauben, Astrologie, Walenphantastereien damals stark verbreitet sind[1]), der Boden somit für Zauberei und Hexenglauben vorbereitet ist. Aber es ist damals in diesem Teile des Landes das geistige Leben von einem eigenen Gemisch magisch-mystischen Glaubens beherrscht. Man nimmt alles wie ein großes, unentrinnbares Schicksal auf sich.

Wie ein roter Faden, wie ein schwingender Unterton im Denken ist der Mystizismus und die Magie bei den Bewohnern aufzudecken. Historisch erkennbar hebt er mit dem Arnauer Heidenstein aus der Mitte des 13. Jh. an. In Holbeins Darstellung des jüngsten Gerichtes thront Christus allein über dem Regenbogen. Unter ihm auf der Erde erheben die Auferstandenen alle insgesamt preisend ihre Hände zum Himmel. Es gibt keine Verdammten unter ihnen. Alle sind erlöst. Keine Hölle droht. — Diese mystische Idee Holbeins spiegelt sich auch im Arnauer Heidenstein, d. h. geht ihr voraus. Gottes Sohn allein nimmt den Kampf auf gegen die Unholde der Finsternis. Die Erlösten stehen hinter ihm. Keine Verdammung! So ist Kern's Deutung des Heidensteins als jüngstes Gericht ideengeschichtlich vorab die entsprechendste[2]). Der magisch-mystische Glaube trägt die Weissagungen des Braunauer Jünglings (14. Jh.) bis zur Gegenwart und erhebt sich in reinster Form in der Errichtung des Altares zu Ehren der 10.000 Jungfrauen zu Trautenau (1409)[3]); er gibt den Böhmischen Brüdern Unterschlupf und Anhang; er erklärt die rasche Umstellung zu dem neuen Glauben, wie er sich auch in den Sekten der Adamiten[4]), „Lamlabrüdern"[5]) und Helviten[5]) auslebte; er ersinnt die Oster- und Weihnachtsspiele, schwingt sich zu dramatischer Höhe in den Hohenelber Osterspielen des 18. Jh., verkünstelt sich in den barocken Weihnachtskrippen, Kirchen- und Klosterbauten der gleichen Zeit. In diesen Gedankenkreis gehören die entarteten Kinder: Zauberei und Hexenglauben — in der Gegenwart: der Spiritismus.

Wie die Zauberei und der Hexenwahn nach Ostböhmen kam, ist unmöglich festzustellen. Urkundenmäßig taucht Zauberei mit dem abflauenden 16. Jh. auf, um im 17. Jh. die Höhe zu erreichen. Das gilt nicht nur für

[1]) Schneider: Simon Hüttel und seine Werke. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte Ostböhmens. Jb. RGB. 1925. — Die Walen im Riesengebirge MZVGB. 1922, 276.

[2]) Jb. DRGB. 1924 u. 1927. — Vgl. die Lichtbildausgabe: Der Arnauer Heidenstein. Herausgegeben von dem Ausschuß der schles. Kulturwochen. Bornhausen-Schneck-Schneider. — Es soll nicht in Abrede gestellt werden, daß auch eine andere rein weltliche Erklärungsmöglichkeit vorhanden ist.

[3]) Schneider: Gesch. d. Deutschen Ostböhmens I.

[4]) R. Wort u. Bild 57/58.

[5]) Persönliche Mitteilungen von Gewährsleuten.

Digitalisiert von Google

Verzeichnis der Mitarbeiter

Richard Baumann (Elbogen). — Franz J. Beranek (Neuhaus). — Dr. Alois Bergmann (Olmütz). — Johann Bernard (Nieder-Mohrau bei Römerstadt). — Oskar Bernerth (Sternberg). — Franz Böhm (Dotterwies). — Eduard Böhs (Mähr.-Rothmühl). — Josef Butzke (Prag-Siebohjed).

Theodor Chmela (Prag).

Dr. Gerhard Eis (Pilsen). — Hans Englisch (Mähr.-Kotzendorf.). — Ernst Eßler (Lissowitz).

Dr. R. Fiety (Weidenau). — Dr. Hans Fischer (Graslitz). — Dr. h. c. Karl R. Fischer (Gablonz a. N.). — Dr. Leonhard Franz (Prag). — Hans Freising (Brünn).

Augustin Galfe (Graßen). — Ignaz Göth (Iglau-Znaim). — Franz Götz (Poschkau). — Adolf Gücklhorn (Prag—Milikau bei Mies).

Dr. A. Herr (Warnsdorf). — B. Hocke (Gartitz). — Eduard Hönl (Bischofteinitz). — Karl Horak (Wien) — Dr. Ernst Hoyer (Prag). — Rudolf Hruschka (Althart).

J. C. John (Gablonz a. N.). — Dr. G. Jungbauer (Prag). — Dr. Ernst Jungwirth (Römerstadt).

Alfred Karasek-Langer (Brünn). — Josef Kesselgruber (Herautz-Eger). — Johann Keßler (Petersdorf in Schlesien). — Hugo Kinzel (Großdorf bei Braunau). — Dr. Karl Klaudy (Wien). — Karl M. Klier (Wien). — Adolf König (Reichenberg). — Dr. Rudolf Kubitschek (Eger).

Karl Ledel (Grünau bei Mähr.-Trübau). — Dr. Eugen Lemberg (Münster i. W.). — K. F. Leppa (Karlsbad). — Dr. Franz Longin (Prag). — Josef Lösch (Podersam).

Josef Maschek (Holeischen). — Emil Mauder (Bodenbach). — Franz Meißner (Niederlangenau). — Franziska Munory (Prag).

Hans Nürnberger (Lichtenstadt).

Wilhelm Pleyer (Teplitz-Schönau).

Nikolaus Rollinger (Klein-Mohrau).

Emma Saxl (Prag-Grulich). — R. Schmid (Mariaschein). — Dr. Karl Schneider (Hohenelbe). — Martin Schnelle (Meißen i. S.). — Johann Schreiber (Grosse). — Franz Schwarzer (Brattersdorf). — W. Seidel (Aussig a. E.). — Ing. Gustav Stumpf (Brünn).

G. Tillscher (Mornitz). — Dr. Gustav Treixler (Graslitz). — G. Tumo (Hermannshütte).

Dr. J. Waidhas (Elbogen). — Anton Wässerle (Deutsch-Proben.) — Hedwig Wenzel (Oberseit). — P. L. Wieder (Alt-Schallersdorf). — P. Adam Winter (Lebring unter Graz).

Richard Zeisel (Zeche bei Deutsch-Proben). — Erna Zimmer (Schönlinde). — Raimund Zoder (Wien).

Digitalisiert von Google

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgeber und Leiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII. Vocelova 10

4. Jahrgang 1931 **1. Heft**

Hexenglauben und Zauberei in Ostböhmen

Ein Beitrag zur Rübezahlforschung

Dr. Karl Schneider, Hohenelbe

Alle Beurteiler des Geisteslebens der Schlesier — und dazu gehören die Deutschen Ostböhmens um, in und auf dem Riesengebirge — sind darin einig, daß der Grundzug in einem Hinneigen zum Mystischen besteht. „Träumerisch, grüblerisch" nennt sie Lehmann[1]). Der Schlesier „ist in zwei Welten zu Hause, der inneren und der äußeren und das explosive Durchbrechen aus der einen in die andere scheint kennzeichnend". Mystizismus und Rationalismus kann man es bezeichnen. Mystiker sind unter den Deutschen Ostböhmens unverkennbar. Rationalisten ebenso. Die praktische Seite des Rationalisten drückt sich am schärfsten in dem Großgewerbe und Welthandel aus, die sich gerade in Ostböhmen seit Jahrhunderten ständig zum höheren entwickelt haben. Der Mystizismus aber ist der breite, tiefe, gleichmäßige Hintergrund, dessen eigentlicher Träger das Volk ist. Ostböhmen hat es auf diesem Gebiete nie zu einer besonderen Blüte gebracht, im Gegensatz zu dem Hauptsiedelgebiete des Schlesiers im Oderraume[2]).

Mystik steht Magie nahe. So ist Magie, Mystik, Rationalismus hart neben, bzw. gegeneinander[3]). Man kann diese Dreiheit auch als Naturgefühl, Religion, Welt bezeichnen; schärfer vielleicht: Geister, Gott, Gehirn oder Beschwörung, Versenkung, Beobachtung. Sieht der Magier überall Leben, so der Mystiker Gott, Seele, der Rationalist aber nur das durch Retorte und Experiment geformte Gesetz.

Der Schlesier steht den beiden erstgenannten Geistesveranlagungen jedenfalls näher, denn dem letzteren. Sicherlich gilt dies für den Schlesier Ostböhmens. Alle drei Arten von Weltbildern haben ihre bestimmten geographisch-geschichtlichen Örtlichkeiten, wo sie ihre schönsten, aber auch ihre tauben, entarteten Blüten treiben und getrieben haben. Der Mystik geographisch-geschichtliche Örtlichkeit ist das europäische Mittelalter. Der Rationalismus, der allenthalben im 14./15. Jh. einzusetzen beginnt, wird in dieser

[1]) Der Geist des schlesischen Sudetendeutschtums. Bericht über die 3. Schlesische Kulturwoche. Hohenelbe 1927. 13f.

[2]) Bornhausen K., Religion und Volkstum in Schlesien. Jb. A. f. V. 1928.

[3]) Aram K., Magie und Zauberei in der alten Welt. Berlin 1927. — Strunz J.: Astrologie, Alchimie, Mystik. Ein Beitrag zur Geschichte d. Naturwissenschaften. München 1928. — Görres-Bernhardt: Mystik, Magie und Dämonie. Die christliche Mystik. München 1927.

Digitalisiert von Google

ersten Zeit durch den herrschenden Mystizismus niedergehalten, vermengt sich mit ihm und entartet sofort. Der verstandesmäßige Arbeiter kann sich nicht durchsetzen, es fehlen ihm allenthalben notwendige Behelfe und Vorarbeiten. Die Natur- aber auch die geistigen Wissenschaften sind nicht reif, um einer nötigen Technik die Grundlagen zu bieten, die Technik kann wiederum ihrerseits die Naturwissenschaften nicht fördern. Aus Astronomie wird wieder einmal Astrologie, die Anatomie sinkt trotz Paracelsus (1493—1541) zur Quacksalberei und Kurpfuscherei, die Chemie sucht als Alchimie ihre Aufgaben zu lösen. Der in seinem Wesen einzige Glaube artet zu einem Aberglauben aus mit allen Begleiterscheinungen von Reliquienkult, überspannter Heiligenverehrung u. a. Es ist die Zeit, in der geradezu ein Wetteifer herrscht, „Sibyllen" zu gewinnen. Der Papst Sixtus läßt Sibyllen wenigstens malen. Kein Geringerer als Michelangelo schafft sie. Es ist eine Zeit, in der alles zu zerfallen droht, das Weltenende erwartet wird, in der es keinen Halt gibt, mit Bangen und Zagen der jüngste Tag erwartet wird. Es ist die Zeit der falschen Propheten auf der ganzen Linie; es ist die Zeit, in der der niedere Mann, gleich ob Bürger oder Bauer, Herr oder Knecht, Frau oder Magd, „sehend" wird, wo selbst Päpste „Fernseher, Hellseher" sind[1]). Es ist das Zeitalter des Aberglaubens, der göttlichen und himmlischen Begeisterung, in der eine Katharina von Siena, Kolumba von Rieti, Lucia, Osanna, Josef von Kupertino u. v. a. leben, aber auch das eines Alexander VI., Julius II.

Die gleiche Erscheinung des schärfsten Gegensatzes, der raschen Blüte und des sofortigen Verfalles im wirtschaftlichen Leben. Auf die Zeit des ungeheuren Geldmangels folgt hart nach 1500 die erste Inflation dank des amerikanischen Silbers der Konquista mit all ihren Auswüchsen, ihren Ungeheuerlichkeiten, ihrer Groteske. Ja, selbst die Reformation mit ihrem starken Neuglauben ist schon nach 1526 Machtfrage, Politik[2]).

Wohin man schaut — Zusammenbruch.

So wird Zauberei und Hexenwahn in dieser Zeit verständlich. Sie ist ein Kind der Mystik. Der Mystiker Luther mit seiner lebendigen Anschauung von Teufel, guten und bösen Geistern ist das beste Beispiel. Der Mystik natürliches Kind ist die Zauberei, das entartete Hexenwahn. Es ist die ärgste Wahnvorstellung, Massenpsychose der Menschheit.

Eine Scheidung beider zeitlich zu bestimmen, ist unmöglich. Zauberei geht voraus, Hexenglaube folgt. Beide spannen sich als erste Zeiterscheinung naturgegeben zwischen 1500—1650.

Eingeleitet wird sie durch die Bulle Innocenz VIII. Summis desiderantes (1484). 1487 erscheint der Hexenhammer Heinrich Institoris und Jakob Sprengers. Er ist „die Dogmatik des Hexenglaubens, der den Wahnsinn in ein System brachte"[3]). Wie bei allen geschichtlichen Periodisierungen, so auch hier. Vor 1500 gab es bereits Hexenverfolgungen, nach 1650 ebenfalls. Noch das 18. Jh. sieht Hexenverbrennungen. Aber der Höhepunkt des Wahnes fällt in die genannte Zeitspanne. Es ist die Wahnsinnszeit Mittel-

[1]) Görres-Bernhardt 118f.
[2]) Brandi K.: Die deutsche Reformation. Leipzig 1928. I.
[3]) Fuchs, Sittengeschichte. Renaissance. 488.

Digitalisiert von Google

europas. Der Jesuit Friedrich Spee mußte seine cautio criminalis (1631) anonym erscheinen lassen, sonst wäre auch er den Weg zum und auf den Scheiterhaufen gegangen.

Ostböhmen ist von dem Wahnsinn nicht verschont geblieben. Doch hat er hier nicht von allem Anfang seine Opfer gesucht. Er kam nachweisbar spät und hat nur sehr wenige in seinen Strudel gezogen. Der Wahn hatte hier keine Herberge, er spukte nur in den Köpfen, obwohl auch in diesem Gebiete Aberglauben, Astrologie, Walenphantastereien damals stark verbreitet sind[1]), der Boden somit für Zauberei und Hexenglauben vorbereitet ist. Aber es ist damals in diesem Teile des Landes das geistige Leben von einem eigenen Gemisch magisch-mystischen Glaubens beherrscht. Man nimmt alles wie ein großes, unentrinnbares Schicksal auf sich.

Wie ein roter Faden, wie ein schwingender Unterton im Denken ist der Mystizismus und die Magie bei den Bewohnern aufzudecken. Historisch erkennbar hebt er mit dem Arnauer Heidenstein aus der Mitte des 13. Jh. an. In Holbeins Darstellung des jüngsten Gerichtes thront Christus allein über dem Regenbogen. Unter ihm auf der Erde erheben die Auferstandenen alle insgesamt preisend ihre Hände zum Himmel. Es gibt keine Verdammten unter ihnen. Alle sind erlöst. Keine Hölle droht. — Diese mystische Idee Holbeins spiegelt sich auch im Arnauer Heidenstein, d. h. geht ihr voraus. Gottes Sohn allein nimmt den Kampf auf gegen die Unholde der Finsternis. Die Erlösten stehen hinter ihm. Keine Verdammung! So ist Kern's Deutung des Heidensteins als jüngstes Gericht ideengeschichtlich vorab die entsprechendste[2]). Der magisch-mystische Glaube trägt die Weissagungen des Braunauer Jünglings (14. Jh.) bis zur Gegenwart und erhebt sich in reinster Form in der Errichtung des Altares zu Ehren der 10.000 Jungfrauen zu Trautenau (1409)[3]); er gibt den Böhmischen Brüdern Unterschlupf und Anhang; er erklärt die rasche Umstellung zu dem neuen Glauben, wie er sich auch in den Sekten der Adamiten[4]), „Lamlabrüdern"[5]) und Helviten[5]) auslebte; er ersinnt die Oster- und Weihnachtsspiele, schwingt sich zu dramatischer Höhe in den Hohenelber Osterspielen des 18. Jh., verkünstelt sich in den barocken Weihnachtskrippen, Kirchen- und Klosterbauten der gleichen Zeit. In diesen Gedankenkreis gehören die entarteten Kinder: Zauberei und Hexenglauben — in der Gegenwart: der Spiritismus.

Wie die Zauberei und der Hexenwahn nach Ostböhmen kam, ist unmöglich festzustellen. Urkundenmäßig taucht Zauberei mit dem abflauenden 16. Jh. auf, um im 17. Jh. die Höhe zu erreichen. Das gilt nicht nur für

---

[1]) Schneider: Simon Hüttel und seine Werke. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte Ostböhmens. Jb. RGB. 1925. — Die Walen im Riesengebirge MZVGB. 1922, 276.

[2]) Jb. DRGB. 1924 u. 1927. — Vgl. die Lichtbildausgabe: Der Arnauer Heidenstein. Herausgegeben von dem Ausschuß der schles. Kulturwochen. Bornhausen-Schneck-Schneider. — Es soll nicht in Abrede gestellt werden, daß auch eine andere rein weltliche Erklärungsmöglichkeit vorhanden ist.

[3]) Schneider: Gesch. d. Deutschen Ostböhmens I.

[4]) R. Wort u. Bild 57/58.

[5]) Persönliche Mitteilungen von Gewährsleuten.

Digitalisiert von Google

Ostböhmen, sondern für das gesamte Schlesien[1]). So ist im Osten tätige Hexenverfolgung wesentlich mäßiger als im Westen Deutschlands[2]).

Nach Wintera[3]) soll 1540 zu Nachod ein Büttelweib als Hexe verbrannt worden sein, der kurze Zeit hernach zwei andere folgten. Aber diese Nachricht klingt für die gesamte Gegend viel zu früh und unwahrscheinlich[4]). Als Zeiterscheinung ist erst um 1600 in den Gerichtsprotokollen der Städte Ostböhmens Zauberei und Hexenbekenntnis. Unklar ist der Vertrag vom 20. Juli 1587 zu Hohenelbe, wo vom Tode einer Kuh gesprochen wird, für den eine Frau verantwortlich gemacht wird. Das gleiche Gerichtsbuch kennt zwei Eintragungen aus dem Jahre 1612. In dem einen (10. XII., Fol. 104) wird zwischen den Parteien, u. zw. dem Eheweib des Pelsdorfer Richters Adam Schaff und dem Pelsdorfer Müller Hans Möller ein Vergleich abgeschlossen. Der Müller hat der Frau Injurien an den Kopf geworfen und sie der Zauberei bezichtigt. Genaueres ist nicht zu ersehen. Das gleiche gilt für die dem Tage nach frühere, der Eintragung spätere (10. XI. 1612, Fol. 106) Auseinandersetzung und den darauffolgenden Vergleich zwischen den Brüdern Paul und Merten Benisch aus Schwarzental, gleichfalls wegen Zauberei. Hexenprozesse gibt es demnach nicht, wenigstens sind urkundlich bislang keine nachzuweisen. Dafür hat Braunau seinen Hexenfall. Auf ihn hat bereits Wintera 1895 in den Mittlg. des VGDB. aufmerksam gemacht und ist (ebenda 1912, 298) noch einmal darauf zurückgekommen. Jüngst hat Fr. Weiß das gesamte Braunauer Blutbuch veröffentlicht und darin diesen Prozeß besonders in den Anmerkungen erläutert[5]). Es ist der typische Fall, der, mit Tortur verbunden, das erpreßte Hexenbekenntnis gibt. Wintera hat bereits in seinem ersten Abdruck gezeigt, wie mit zunehmender Folter (17—19. IV. 1617) aus einer kräuterkundigen armen Frau eine Buhlin des Teufels geworden ist, die letzten Endes von diesem geholt wurde. Über dieses letztere Ereignis geben allerdings nicht die Protokolle selbst Aufschluß, sondern das Tagebuch des Lehrers Greßler[6]). Dessen Zeugenschaft beweist nur die eine Tatsache, daß das Volk von dem Teufel- und Hexenglauben überzeugt war. Braunau kennt noch 1680 einen Fall, aber ohne Tortur und Aburteilung[7]). Wie sehr aber dieser Glauben um diese Zeit noch allgemein Geltung hatte, dafür bürgt die Eidesformel der ersten vom Graf Paul Morzin für Hohenelbe bestellten Hebamme[8]). Sie mußte schwören, „der Sechswöchnerin vor und nach der Geburt keinen Aberglauben oder Zauberey weder selbst gebrauchen, noch durch andere gestatten" und „bey dem Kirchengang (mit dem Täufling) Aberglaube oder

[1]) Grünhagen G.: Geschichte Schlesiens II. 343.
[2]) Duhr: Gesch. d. Jesuiten I.
[3]) MVGDB. 50, 136.
[4]) Da mir die Urkunden nicht zur Verfügung stehen, kann ich Wintera nicht nachprüfen. W. ist nicht immer genau. So ist die Räderung des Scharfenberger zu Schaßlar 1594 nicht auf Zauberei, sondern Mord erfolgt. Würde schon die Hinrichtungsart dagegen sprechen, so ist in der Mitteilung Simon Hüttels, auf die sich W. beruft, ausdrücklich Mord als Ursache genannt.
[5]) Jb. MVGDB. 1927.
[6]) Grünhagen, Zschft. VGA. Schlesiens X. 191.
[7]) Wintera, a. a. O. 1895, 291.
[8]) Riesengebirgsmuseumsarchiv III. Allg. Kulturelles. 16. 3. 1679.

Digitalisiert von Google

Zauberey nicht verüben, tun, noch lassen". Aber der Glauben an die bösen Geister, wenn man auch nicht von Hexen sprach, hat sich in den Unholden um und im Riesengebirge versteift. Schon Helwig hat 1561 in seiner Land-Charte vom Herzogthum Schlesien den Rübenzahl als Geist in Bocksgestalt gezeichnet. Nach ihm kehren die Teufelchen und Geisterzeichnungen immer wieder auf. 1619 zeichnet Paul Aretin in seiner Karte Böhmens eine Reihe solch beschwänzter Gesellen an der Elbequelle[1]). In das Gebirge verlegt das Volk den Sitz des Teufels[2]).

Um ihn zu bannen, wird auf der höchsten Stelle des Gebirges, der Schneekoppe, von 1665—81 durch den Grafen Christoph Leopold Schaffgotsch die Laurentiuskapelle errichtet und am 19. September 1684 durch den Bischof von Königgrätz, Freiherrn Johann von Talemberg, die Elbequelle geweiht und exorziert.

Zwei Umstände sind bei dieser Handlung besonders beachtenswert. 1. Der gewisse amtliche Charakter der Handlung. Der Bischof selbst leitet unter kirchlicher Assistenz nach den Zeremonien der katholischen Kirche den Exorzismus. Die Herrschaftsbesitzer fördern das Unternehmen, gewähren jegliche Unterstützung und sind dabei durch ihre höchsten Beamten vertreten. Für die Herrschaft Starkenbach ist es Hauptmann Friedrich Heißler, aus der Gemeinde Rochlitz der Richter David Schier und drei Geschworene neben 22 Ortsbewohnern, die über amtlichen Auftrag beim Zelttragen u. a. beschäftigt waren. Von der Herrschaft Hohenelbe ist der Sekretär Johann Ludwig, der Burggraf Johann Ferdinand Kröhn, der Jung- und Altrichter, der Dorfrichter von Schreibendorf, Hanns Wießner, und außerdem noch 9 Ortsangehörige. Zu diesem äußeren kommt als 2. hinzu, daß aus dem Bericht, der in Form eines Briefes Talembergs an den Grafen Morzin erhalten ist[3]), mit Sicherheit hervorgeht, der Bischof war von der Leibhaftigkeit des bösen Geistes und dessen Anwesenheit im Gebirge überzeugt. Alle Unbilden, die der Bischof beim Anstieg hat, werden Rübezahl zugeschrieben, der als böser Geist gedacht ist, der das böse Wetter und alles andere verursacht. Der Höhepunkt des Berichtes ist aber in dem Augenblicke, in dem der Bischof von der Weihe selbst spricht, die bei denkbar schlechtestem Wetter vor sich ging. „Es geschah aber eine seltsame Sach, welche schier einem halben Mirakel zu vergleichen. Denn wie trüb und schändlich das Wetter gewesen, so hat es sich doch post finitos exorcismos und gleich damals, wie man das Evangelium von der Tauf Christi des Herrn gesungen und das Cruzifix in den Brunnen ... gepflanzt, in einem Augenblick völlig verloren, die Sonne ganz hell und licht geschienen ...." Exorzismus und Weihe erfolgt nur zur Vertreibung des oder der bösen Geister, der Teufel. Die Teufel aber sind die Buhlen der Hexen, diese sind die Wettermacher, die Unglücksbringer, die sich am Tier vergreifen, ob es eine Kuh oder das Kamel des Bischofs ist.

---

[1]) Schneider: Über die Entwicklung des Kartenbildes von Böhmen. MVGE. 1906, 349. Beilage 3. — Vgl. auch Geich. Deutschen Ostb. I, 6/7.

[2]) Ob der Tanzplan unweit der Auerwiesbauden als Hexentanzplan gegolten, sei dahingestellt.

[3]) RMA. Allg. Kulturelles. — Abgedruckt RSB. 2, 61.

Digitalisiert von Google

1684 ist bereits die zweite Hälfte des 17. Jh., in welchem der Rationalismus ins Land kam. Schon steigt man, unbeschwert von Teufelsglauben, vereinzelt ins Gebirge. Aber noch treibt der Mystizismus — man erinnert sich an Angelus Silesius (1624—1677) — vereinzelte Blüten. Gerade um diese Zeit formt sich die Gestalt des Rübezahl. Der Mystizismus kann vom Rationalismus nicht sogleich besiegt werden. Aber eigentümlicherweise erscheinen knapp zur gleichen Zeit die Werke, welche von maßgebender Bedeutung für damals und später, ja bis heute für die Erforschung Rübezahls wurden. Sie stammen von M. Johannes Praetorius (eigentl. Schultze 1630—1680) und führen den Titel: Dae Monologia Rubinzalii silesii. Als Chronostichon gedruckt gibt es 1662 als Erscheinungsjahr. Aus dem gleichen Jahr stammt: Des Rübezahls anderer, und zwar gantz frischer historischer Teil. 1672 folgt der Satyrus Etymologicus oder der reformierende und informierende Rübenzahl. Das 1667 herausgegebene Werkchen Gazophylaci gaudium, das ist ein Ausbund von Wünschel-Ruthen, bringt weniger über das Riesengebirge selbst.

Es ist das Verdienst de Wyl's[1]) gezeigt zu haben, wie durch Praetorius „Rübezahl mit einem Schlage populär" wurde, wie der Verfasser z. T. aus zeitgenössischen Schriftstellern, z. T. unmittelbar aus Volksüberlieferungen aufbaute. Aber, wird man ergänzend hinzufügen müssen, dank der, zeitgenössisch gesprochen, wissenschaftlichen Aufmachung hat Praetorius Rübezahl auch erschlagen. Durch ihn wurde die bisher schwankende Volksgestalt Gespenst, Geist, Unhold. Nach den Schriften des Praetorius konnte sich keine Gestalt mehr entwickeln, die Inhalt eines Hausbuches werden konnte, wie in den bisherigen deutschen Hausbüchern. Die Sagengestalt, von der auflebenden rationalistischen Wissenschaft ernst, leiblich genommen, wurde der Kritik unterworfen, seziert, vernichtet. Nicht einmal die bildende Kunst hat zu ihm zurückgefunden.

Schon 1673 erscheint Voelckerlings Dissertatio: De spiritu in monte giganteo Silesiorum, qui vulgari nomine, Rübezahl nuncupatur, apparente[2]). Diese seinerzeit sehr geschätzte Abhandlung, von der es Neudrucke gab, zeigt, wie sehr sich der aufkommende Rationalismus mit dieser magisch-mystischen Gestalt beschäftigte, ohne mit ihr fertig zu werden. Man erkennt, daß Rübezahl nicht nur eine Art Lieblingsthema der damaligen Wissenschaftler war, sondern, daß sich auch das Volk dichtend mit ihm beschäftigte. Nichts beleuchtet den Geist der Zeit, der so felsenfest an Rübezahl dachte, als die Stelle bei Voelckerling, wo er von Rübezahls Alter (II. Abs., 3.) spricht und sich vernehmen läßt: Die, welche sich einbilden, daß sie diesen Geist (Spiritum) durch Kräuter, Weihrauch, Licht, brennendes Feuer oder andere Zeremonien, welchen die Anhänger des Papsttums sklavisch ergeben sind, vertreiben lasse, sind eitel, abgeschmackt, unwissend. Er verachtet solche, eines so großen Geistes unwürdige Mittel, er, der mächtige Dämon verspottet Kreuze, Fahnen und (geistliche) Würdenträger (irridet cruces, signa, charac-

[1]) Rübezahlforschungen. Die Schriften des M. Johannes Praetorius. Wort und Brauch, 5. Heft. Breslau 1909.

[2]) Das Rib.-Museum besitzt in seiner Bücherei zwei Stücke dieser szt. viel verbreiteten Schrift, von der noch 1742 Neudrucke erfolgten.

Digitalisiert von Google

teres). Und wenn er zuweilen Wünsche einfältiger Menschen beachtet und ihre Unternehmungen unterstützt, so stellt er sich nur so, als sei er nachgiebig, wodurch er diese Unglücklichen leichter überwindet, sie im Aberglauben bestärkt und durch solche verwerflichen Mittel von Gott weiter abbringt. Redlichkeit ist bei diesem Vater der Lüge gleich Null, gleich Null das Bestreben, dem Seelenheil näherzukommen, diesem Verdammten gegenüber, der, selbst verdammt, alle anderen in die Verdammnis zu führen bestrebt ist. Kein Leben ist bei diesem Mörder von Anfang an zu erlangen (nulla vita penes autorem caedium"). Das ist nicht mehr die Vorstellung eines Geistes im landläufigen Sinne der Zeit, das ist die Vorstellung des Teufels und als Jagdteufel stellt Voelckerling Rübezahl auch vor (Sect III § 8) der, geneckt, Pferdekadaver aus der Höhe herabschleudert. Was Praetorius etwa vergessen hatte, das wird von Voelckering zusammenfassend gegeben.

Warum haben aber gerade damals die Wissenschaftler sich mit Rübezahl beschäftigt? Aus dem beginnenden Kampf gegen Hexenwahn und Zauberei. Beide Geistesströmungen haben eine Fülle ihrer Vorstellungen auf Rübezahl übertragen, aus ihm den großen Hexenmeister und Zauberer geschaffen. Nicht nur, daß er selbst Zauberbücher verschenkt, er verwandelt sich so wie ein richtiger Zauberer und Hexer in fremde Gestalt, besonders gerne in Tiere (Fisch, Wolf, Elster, Drache u. a.), in einen Baum, Strohwisch u. a. Er gestaltet unterschiedliche Dinge in Gold (Apfel, Stecken, Gras u. v. a.). Mäuse werden zu Dukaten, ja, er läßt Gold schneien. Die aurea fames, die Alchimie, der zeitgenössische dritte Wechselbalg klingt heraus. Gleich echten Hexern und Zauberern ist er Herr des Wetters, Blitz, Hagel, Donner. Gleich echten Hexern und Zauberern kommt er zu den durch seine Schuld Gefangenen in den Kerker; läßt sich an deren Stelle hängen, täuscht im letzten Augenblick den Gerichtsstand, indem an seiner Stelle eine Strohpuppe baumelt. Gelegentlich läßt er sich sogar köpfen. Verkauft Kugeln und Schrot, schießt mit goldenen Kugeln, er der Kugelfeste. Die Kugelfestigkeit ist nach dem 30jährigen Krieg eine Kunst, die im Gedankenleben der Menschen jener Zeit eine besondere genannt werden muß. Er reitet als echter Hexer auf einem birkenen Stock durch die Luft, ist wiederholt incubus und subcubus. (Buhlt mit einem Weibe und fliegt als Elster davon, erscheint dem Junker als schöne Dame, dem adeligen Fräulein als kräftiger Bauernbursch, gibt sich selbst als Hure, schwängert eine Obristin usw.) Gleich dem Teufel kann er seinen eigentlichen Namen nicht hören.

Es ist besonders festzustellen, daß eine Reihe von Motiven herausklingen, aus denen ersichtlich ist, daß protestantische Kreise sich an der Gestaltung Rübezahls beteiligen und ihn zu einem Unhold stempeln, der in katholischem Priester-, Mönch- und Nonnengewand seine Streiche ausführt oder an dem gleichen Stande sein Mütchen kühlt. Bei Praetorius erfährt man sogar, daß Rübezahl ein Mönch war, der ob seiner Zauberkunst vor Gott nicht Gnade finden könnte. Mönche waren im 16. Jh. Spottfiguren, im 17. Jh. mit der einsetzenden Rekatholisierung gefürchtete und verhaßte Menschen. Kein Wunder, daß der gefürchtete Geist mit diesen gleichfalls gefürchteten und verhaßten Menschen gleichgesetzt wurde.

Digitalisiert von Google

Wie man sieht: Mehr als ein Motiv zeigt an Rübezahl den formenden Geist des 17. und 18. Jh. An ihn glaubt man, wie man an Zauberer und Hexen glaubt, alle glauben: Kirche, Wissenschaft, Volk. Mystik, Ratio, Magie. Die Wissenschaft des 18. Jh. ist bald fertig. Die katholische Kirche bekämpfte ihn jure canonico mit Exorzismus und hat ihn so ebenfalls erledigt. Nur das Volk allein spann noch weniges weiter. Allein kein Dichter kam, um Rübezahl faustisch zu gestalten, kein Künstler erstand und schuf aus ihm und durch ihn ein Meisterwerk. Am nachhaltigsten mag noch die romantische Malerei geschaffen haben. Aber auch Schwind gestaltete nur einen Schratt mit Stulpnase und Gnomenstatur. Die späteren sind Illustratoren, Zeichner.

So blieb die Weiterentwicklung dieser Volksgestalt, an der Generationen geformt haben, mit und in der Zeit des 18. Jh. stecken, zumal ihr durch Joh. Karl Musäus (1735—1787) eine feste Form gegeben wurde. Spätere Dichtkunst hat nur veredelt, am weitesten ist vielleicht Karl Hauptmann gedrungen. So ist Rübezahl des Hexischen entkleidet worden. Das Volk selbst aber spinnt Hexengeschichten weiter[1]), es hat kein Bedürfnis, mit diesem Glauben abzurechnen.

Die Wissenschaft des 19. Jh. hat die Rübezahlgestalt wieder in den Mittelpunkt ihrer Untersuchungen gebracht, ohne aber mit ihr fertig geworden zu sein, ja, sie hat es nicht einmal zu einer allgemein anerkannten Anschauung gebracht. Wohl liegen nicht mehr die Fragen ungelöst, welche einen Praetorius, Voelckerling u. a. bewegten. Die Fragenstellung verschiebt sich ständig. Die Literatur ist bedeutend angewachsen[2]). Auch die vorliegende Untersuchung will nur einen Versuch der Antwort bringen. Danach ist die Sagengestalt ein liebgewordenes Kind des Volkes, an dessen Weitergestaltung Geschlechter in natürlicher Folge gefeilt und gedichtet haben. Daher ist es schwierig, in ihr eine bestimmte Wurzel zu erkennen, aber auch umgekehrt, so leicht, alle möglichen Vorstellungen in ihr verankert zu sehen. So mögen ebenso altgermanische Götter herausgefunden werden, wie Wind-, Wetter- oder Berggeister. Geht man aber an der Hand Zachers[3]), so ist es unschwer zu erkennen, daß jedes Jahrhundert Rübezahl gleichsam ein neues Gewand umlegt. Rübezahl ist geistesgeschichtlich das Ergebnis dichtender Volksphantasie, die die Sorgen und Angst, das Hoffen und Erlangen, Furcht und Schrecken, kurz alles ihm zuschreibt, alles in ihm verkörpert sieht. Auch das Hexenzeitalter hat sein Besonderes dazugetan.

✦

[1]) Wagner R.: Der Hexenglaube in Ostböhmen. Jahrb. RGV. 1930, 56. — Deutsche Volkskunde aus dem östl. Böhmen. Bd. 4, 6, 9.

[2]) Jungbauer: Die Rübezahlsage. Reichenberg 1923, und der Berggeist Rübezahl. Schlesisches Jahrbuch I. 37f. — Weizsäcker W.: Rübezahl und der Bergbau. Jb. RGB. 19, 61f.

[3]) Rübezahl-Annalen bis Ende des 17. Jh. Festschrift zur Feier des 25jährigen Bestehens d. Ortsgruppe Breslau des RV. 1906, 75f.

Digitalisiert von Google

Altes Sprachgut

Nach urkundlichen Quellen

Von **Franz Meißner**

Der volkskundlichen Forschung, ganz besonders aber dem mit der Mundart sich befassenden Zweige, kommt es unter anderem auch darauf an, älteres Sprachgut nicht nur aus der gegenwärtig gesprochenen Mundart herauszuholen, sondern — gleichviel, ob vom Volksmunde noch bewahrt oder aber bereits aufgegeben — auch aus Urkunden zu belegen, bzw. sicherzustellen.

Könnte denn nicht jeder, der das Studium alter Urkunden — wenn auch zu anderem Zwecke — sich erwählt, nebenbei auch die ihm auffallenden Sprachschätze (Ausdrücke jeder Art, Orts-, Flur-, Haus-, Hof-, Personen-, Tier- und Pflanzennamen usw.) aufzeichnen? Sicher wäre dies keine übermäßige Mehrarbeit, wohl aber eine anregende Erholung im Zuge der ermüdenden Zweckarbeit und das Ergebnis solchen Beginnens müßte befruchtend wirken, nicht nur auf die großen Aufgaben der Mundartforschung (z. B. Sudetendeutsches Mundartwörterbuch, Mundartgeographie, Namenforschung), sondern auch auf das großzügige Unternehmen des Volkskundeatlas.

Unter solchen Erwägungen kam diese kleine Sammlung urkundlich nachgewiesenen Sprachgutes aus dem Herrschaftsgebiete Hohenelbe und im besonderen aus Niederlangenau zustande. Verzeichnet erscheinen aber hauptsächlich Ausdrücke allgemeiner Art, da eine reiche Ausbeute urkundlich belegter Flur- und Familiennamen schon ihre besondere Bestimmung hat.

An Urkunden wurden benützt: Grund-, bzw. Schöppenbücher Niederlangenau's (Abkürzung G. B. und Jahr des Auftretens); Urbarium der Herrschaft Hohenelbe, 1676 (U.); Gerichtsprotokoll Niederlangenau, errichtet 1794 (G. P. und Jahr), Zunftordnung der Bäcker, Arnau, 1581 (Zo. 1581); Zo. der Müller, Oberlangenau, 1675 (Zo. 1675); Josefinischer Kataster, 1785 (J. K.) und zum Vergleich mit der südöstlichen Nachbarschaft Simon Hüttels Chronik der Stadt Trautenau, verfaßt 1578—1601 (S. H.).

Weitere Abkürzungen: Arn = Arnau, Hoh. = Hohenelbe, Lg. = Langenau, Traut. = Trautenau, Rg. = Riesengebirge, Fln. = Flurname, Fn. = Familienname, ma. = Mundart, mhd. = mittelhochdeutsch.

Als Lautschrift für die Mundart kommt die von E. Schwarz, Unsere Mundart (Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg) empfohlene mit folgender Vereinfachung in Anwendung: ch = ach- und ich-Laut: ɣ = stimmhafter Kehlreibelaut (velar und palatal).

Die mhd. Belege wurden zumeist dem D. etymol. Wtb. von Fried. Kluge und dem Mhd. Taschenwtb. von Math. Lexer (1930) entnommen.

Wo der Ort der Ma. nicht angegeben ist, gilt der Ausdruck für N.-Lg.

Abend, U. ma. ōvęt, wie im Obd. = Westen.

abraum, S. H. ma. = oräm, oraom = Schutt, Kehricht, eigentlich, was wegzuräumen ist; denn mhd. rūm, rûn, roum = dasselbe neben der Grundbedeutung: Raum, Platz.

Digitalisiert von Google

absonderlich, U., mhd. sunder = abgesondert, getrennt, alleinstehend; aber ma. fir zich aläen.

almer, S. H. mhd. almer, ma. qlma = Schrank.

ambt, U. u. G. P. 1794, mhd. ammet, älter ambet, ambeht, ma. qmt = Amt.

anfahen, U. u. G. B. 1615, mhd. anvâhen, anvân, ma. qfqnga = anfangen.

anschlag, G. P. 1800, ma. qšlqk = Wasserabzugsgraben, -rinne, auf Wegen mit der Rodehacke hergestellt; zu mhd. anslahen = an etwas schlagen, mit Schlägen gestalten.

Arnawisches Kleines Gemeindel, auch Kleines Lamboysches Gemayndl, U. u. G. B. wiederholt, = Ortschaft Kleinlangenau, bestehend aus mehreren Hof- und Häusergruppen, die in der Mitte von Nied.-Lang. verteilt liegen, bis 1703 zur Lamboyschen Herrschaft in Arnau gehörig.

aufbehalten, U., mhd. behalten, behalden; ma. üfhēbm (Arn.), aofhēbm = aufbewahren.

ausgeding, G. B. seit 1615 bis heute, ma. aosgedeng = Altenteil; zu mhd. uȥdingen = ausnehmen, ausbedingen.

backhaus, U., = 1. Haus beim Hohenelber Schlosse, in dem für die Arbeiter der Eisenhämmer gebacken wurde. 2. Nr. C. 167 in N.-Lang. (G. B. 1611—1798), dessen Besitzer die Backgerechtigkeit inne hatten.

bäne, böhn, boehn, Gr. P. seit 1790, ben, pen, S. H., mhd. pêne, pên, lat. poena = Strafe.

barchner, borchner, U., mhd. barchant-wēbaere, ma. ḅarchęntvāva = Barchentweber.

(Schluß folgt.)

Der Räuber Johann Georg Grasel in der Überlieferung und Sage

Von **Rudolf Hruschka**, Alt-Hart

Die Erinnerung an den „Räuberhauptmann" Grasel, der vor mehr als 100 Jahren im nordwestlichen Niederösterreich, in Südböhmen und Südmähren die Sicherheit des Eigentums arg gefährdete und sich dadurch der gesetzlich lebenden bürgerlichen Gesellschaft feindlich gegenüberstellte, hat sich nicht nur in dem allgemein verbreiteten Volksausdruck „Du Grasel" für einen durchtriebenen, zu listigen Streichen aufgelegten Menschen, sondern auch in der mündlichen Überlieferung so lebendig erhalten, daß fast jeder Ort des Zlabingser und Neubistritzer Ländchens sich heute noch einer „Graselhöhle" rühmt und so manches Geschichtchen von ihm zu erzählen weiß.

Der umformende Einfluß der Zeit schuf jedoch aus dem verwegenen und einst so gefürchteten Räuber eine edle, ritterliche Gestalt, einen Romantiker seines furchtbaren Metiers und genialen Spitzbuben zugleich, der an

Digitalisiert von Google

den Reichtümern seiner Mitmenschen bei jeder sich bietenden Gelegenheit die notwendige Korrektur zu Gunsten der Bedürftigen und Armen vornahm und so als Werkzeug einer ausgleichenden Gerechtigkeit hingestellt wird.

Im Rahmen der Überlieferung erscheint aber auch Grasels Mutter, der im strafgerichtlichen Urteil vom 28. November 1816 besonders schwer die Verleitung ihres Sohnes zum ersten Diebstahl zur Last gelegt wurde, als rechtschaffene, gottesfürchtige Frau; hier ist deutlich die Beeinflussung der Überlieferung durch die frühzeitig entstandenen Graselromane, u. zw. „Die beiden Grasel" von Eduard Breier, Wien 1861, und „Leben und Treiben des berüchtigten Räuberhauptmannes Johann Georg Grasel" von C. Ulf, Znaim 1862, zu erkennen, die die Mutter im Gegensatze zu dem verbrecherischen Vater als Idealgestalt zeichnen. (Breier, I, S. 36—46; Ulf, S. 4—20.)

Den beiden Romanen folgt übrigens die Überlieferung auch hinsichtlich der Auffassung der Grasel'schen Kameraden; während beispielsweise sein Intimus Jakob Fähding gänzlich vergessen ist, lebt im Volksmund das Bild einer kriminalhistorisch nicht nachgewiesenen, von den Romancieren Grasels (Breier, I, S. 208—233; Ulf, S. 33—48) erst erdichteten Gestalt, des angeblich aus Mutten bei Zlabings stammenden Mottinger Michl, so lebendig fort, daß sich ihn die Volksphantasie, entsprechend der romanhaften Geschichte, heute noch als kleinen, blatternarbigen Mann von unglaublicher Stärke und — Gefräßigkeit vorstellt.

Wer war nun Grasel, welchem Kreise entstammte er und welcher Verbrechen machte er sich schuldig[1])?

Nach der Taufmatrik (Tom. I, pag. 10) der Pfarre Mähr.-Budwitz wurde er am 4. April 1790 in dem Dorfe Serowitz (Nr. 48) als Sohn des „Thomas Graßl, vazirender Gerichtsdiner", und dessen Eheweibes, Regina Fleischmann, geboren und auf den Namen Georg getauft. Die ungünstigen sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Eltern, sowie ihr schlechtes Beispiel brachten den jungen Grasel frühzeitig auf die schiefe Bahn des Verbrechens, und so sitzt er, kaum neunjährig, wegen Diebstahlverdachtes schon einige Tage im Drosendorfer Arrest und büßt unmittelbar darauf einen verübten Mehldiebstahl in Frain mit 14 Tagen Untersuchungshaft und Rutenstreichen. Noch nicht 16 Jahre alt, beteiligte er sich über Veranlassung seiner Mutter im März 1806 an einem Einbruch in Raabs, im Feber 1809 begeht er mit seinem aus dem Kriminal entlassenen Vater den ersten Diebstahl in Vestenötting bei Waidhofen a. d. Th. und einen Monat später in Wiesmaden (N.-Ö.) seinen ersten Raub. In den nun folgenden sechs Jahren begeht er mit seinem Vater und anderen Freibeutern, insbesondere dem in Laskes (Nr. 1) bei Zlabings am 31. Juli 1789 geborenen Ignaz Stangel („der schöne Natzl") und Jakob Fedinger (in den Strafakten „Fähding"), geboren am 11. Juli 1788 in Plospitz Nr. 6 (Matrik

[1]) Mit Benützung der Pfarrmatriken Mähr.-Budwitz, Zlabings, Döschen und des Buches „Johann Georg Grasel und seine Kameraden" von Universitätsprofessor Hofrat Dr. Robert Bartsch, eine 1924 im Wiener Nikola-Verlag erschienene aktengetreue Schilderung dieses Verbrechers.

Digitalisiert von Google

Döschen, Tom. IV., fol. 2), eine unabsehbare Reihe von Missetaten, insgesamt 205 Verbrechen, darunter neben der Desertion die Raubtaten in Wiesmaden, Budkau, Pernegg, Reichenbach, Unterthumeritz, Zettenreith, Modes, Zwettl, und die Totschläge an dem Gastwirt Michael Wittmann in Obergrünbach und an der 66jährigen Anna Maria Schindler in Zwettl.

Auf böhm.-mähr. Boden ist sein Weg durch folgende Verbrechen gekennzeichnet: Budkau (Raub an dem Pfarrer Ignaz Heintzel am 15. Jänner 1810), Frain (Einbruch beim Marktrichter am 12. Feber 1810 und bei einem Gerber am 4. Mai 1814), Schaffa (Kellereinbruch am 10. September 1810), Gottschallings bei Altstadt (Einbrüche im September 1810, September 1813 und Jänner 1815), Jasowitz bei Frain (Einbruch am 10. Mai 1811), Bernharz bei Altstadt (Einbruch am 15. Juli 1811), Ungarschitz (Einbruch beim Branntweinschenker Matthias Kraus im Fasching 1812), Grambach bei Neubistritz (Einbruch in die Mühle am 24. Jänner 1813), Piesling (Einbrüche am 11. Juni 1812 und 13. Oktober 1813), Wesce (Einbruch im Herbst 1813), Neuhart (Pferdediebstahl in der Mühle im November 1813), Horusowitz bei Weffely (Pferdediebstahl am 28. November 1813), Modes bei Zlabings (Raub an dem Pfarrer Anselm Lamatsch am 13. Mai 1814), Stallek bei Frain (Pferdediebstahl am 25. Juli 1814), Tremles (Einbruch am 28. Juli 1814), Neubistritz (Einbruch bei einem Lederer im November 1814) und Jamnitz (Einbruch bei einem Uhrmacher am 29. Dezember 1814).

Der Volksmund bezeichnet Grasel als „Räuberhauptmann", indem er ihn als Anführer seines Genossenkreises hinstellt. Diese Bezeichnung ist jedoch nicht zutreffend; denn Grasel, der wohl wegen seiner Körperkraft, Geschicklichkeit und Verwegenheit ein besonderes Ansehen bei seinen zahlreichen Kameraden genoß, strebte dank seines mangelnden Organisationstalentes niemals eine Bandenbildung in des Wortes richtiger Bedeutung an, sondern verübte seine nächtlichen Einbrüche bald da, bald dort mit diesem oder jenem Genossen.

Ebenso ist die überlieferte Meinung, Grasel und seine Helfer hätten in Höhlen gehaust, irrig. Für ihre Zusammenkünfte wählten die Verbrecher mit Vorliebe die immer an einsamen Stellen außerhalb der Ortschaften gelegenen „Schindereien", deren es damals sehr viele gab; so bestanden beispielsweise in Südwestmähren Abdeckereien in Jamnitz, Laukowitz, Budischkowitz, Ungarschitz, Qualkowitz, Nespitz, Wispitz, Neuhart und Stallek[2]). Die wegen ihrer sozial geächteten Stellung und dem ihrem Gewerbe anhaftenden Makel vom Verkehr mit der Bevölkerung nahezu gänzlich abgeschlossen lebenden Wasenmeister zogen aus dem Gewerbe der Verbrecher großen Nutzen und gewährten ihnen daher gerne einen Unterschlupf. Andrerseits aber bot ein Aufenthalt in den Schindereien den Verbrechern auch deswegen große Sicherheit, weil die damals gleichfalls gesell-

[2]) Die Bezirke waren ganz klein und dementsprechend auch das Einkommen der Wasenmeister; in einem vom 27. Nov. 1815 datierten und die Reform der Wasenmeister betreffenden Berichte an den Minister schätzt der Drosendorfer Justiziär Schopf das Einkommen der Wasenmeister, denen die Haut der gefallenen Tiere (à 7 fl.) gehörte, auf ungefähr 140 fl. jährlich.

Digitalisiert von Google

schaftlich geächteten Gerichtsdiener sich innig an die Schinder anschlossen und diesen oft Nachrichten über bevorstehende Streifungen und Hausdurchsuchungen zukommen ließen. Grasel bevorzugte als Aufenthaltsort die Wasenmeistereien in Drosendorf, Horn und Ober-Hollabrunn in N.-Ö., Deutsch-Bernschlag in Böhmen und auf mährischem Boden Serowitz, Zerkowitz, Popelin, Gelmo (tschech. Jilem) und besonders Stallek bei Zlabings. Hier unterhielt er mit der Schwester des Wasenmeisters Michael Eigner, Rosalia („Salerl"), ein Liebesverhältnis, dem ein Kind entsproß: nach der Geburtsmatrik der Pfarre Zlabings schenkte „Rosalia, eine Tochter des Joseph Eigner, Einwohner bey Stallek No 34" am 20. September 1814 einem Knaben das Leben, der auf des unehelichen Vaters Vornamen „Johann Georg" getauft wurde[3]). Als schließlich im Sommer 1815 ein Steckbrief gegen Grasel erlassen wurde und militärische Streifungen einsetzten, konnten die Wasenmeistereien wegen der häufigen Durchsuchungen keine genügende Sicherheit mehr bieten, und in dieser Zeit erst dürfte Grasel, durch äußerste Vorsicht hiezu gezwungen, sich in Höhlen verborgen gehalten haben.

Am 6. November 1815 wurde ein neuer Steckbrief erlassen, in welchem die hohen, insbesondere für Grasels Mitschuldige ausgesetzten Belohnungen[4]) neben der zugesicherten Straflosigkeit auffallen; ihm war eine langatmige Personsbeschreibung des Räubers angefügt, aus welcher jedoch der Leser keine rechte Vorstellung von dem Aussehen Grasels gewinnen konnte. Nur das eine schien festzustehen, daß er in der Nähe des rechten Ohres eine auffallende Narbe hatte und, ganz im Gegensatz zur mündlichen Überlieferung, die ihn als einen Mann von gefälligem Äußern hinstellt, mit seiner „etwas links gebogenen Nase" und dem blatternarbigen Gesicht nicht gerade schön war.

Über die Gefangennahme Grasels ist, entsprechend der Fassung nach Ulf (S. 119—126), allgemein die Meinung verbreitet, daß sie auf den Verrat einer seiner Geliebten zurückzuführen und in „Mördersdorf" erfolgt sei; tatsächlich aber war Grasel einer von dem Vertrauten der Brünner Polizei, David Mayer, ausgesonnenen List in die Falle gegangen. Mit Wissen der Behörden wurde nämlich am 3. November 1815 die von Mayer ins Vertrauen gezogene Theresia Penkhart aus Klobouk in Mähren, eine einstmalige Diebin, als angebliche Vagabundin in den Drosendorfer Arrest zur Therese Hamberger, einer Geliebten Grasels, eingesperrt, aus dem nun, um die Hamberger glauben zu machen, „Michl" — so nannte sich Mayer — sei gleichfalls ein Einbrecher, dieser beide mit Hilfe des Justiziärs und Kriminalgerichtsverwalters von Drosendorf, Franz Josef Schopf, am 7. November 1815 „befreite".

Am 19. November traf Grasel beim Wasenmeister Ehgartner in Horn seinen vermeintlichen neuen Freund „Michl", der noch in derselben Nacht,

[3]) Heute noch bezeichnet der Volksmund das an der Stelle der ehemaligen Wasenmeisterei errichtete „Gegerhaus beim großen Rohrteich" als „Eignerei" oder „Schinderei"; in unmittelbarer Nähe wird unweit des Donauer (719 m) auf Laaser Gemeindegebiet eine „Graselhöhle" gezeigt.

[4]) 4000 fl. W. W., für Mitschuldige Grasels 2000 fl. W. W.

Digitalisiert von Google

indem er mit Grasel ins Gasthaus zu Mörtersdorf fuhr, wo die Gefangennahme[3]) erfolgte, sein Vertrauen so schändlich getäuscht hatte.

Zwei Tage später wurde der gefesselte Grasel nach Wien ins Kriminalgericht gebracht und gegen ihn und seine Mitschuldigen vom Magistrat die Untersuchung geführt. Das Urteil wurde erst am 28. Jänner 1818 gefällt: es lautete bei Grasel, Stangel und Fähding auf Tod durch den Strang und wurde am 31. Jänner 1818 um 8 Uhr früh in der Nähe der heutigen Roßauerkaserne in Wien vollstreckt.

•

Die Verbrechen und alles Leid, das der zum Schrecken des Landvolkes gewordene Grasel über viele Menschen gebracht hat, sind heute vergessen; dessenungeachtet hat sich im Volksmund seine von der Sage überwucherte Gestalt so lebendig erhalten, daß sich in Südmähren und Südböhmen heute noch alt und jung mit lebhaftem Interesse und ehrfürchtigem Gruseln die verschiedensten Geschichten vom Räuber Grasel erzählt.

Hier nun einige Proben:

In Alt-Hart hatte sich Grasel bei einem Schneider einen Mantel bestellt, der bis zu einem gewissen Termin lieferbar sein sollte; als er an dem festgesetzten Tage erschien, um das Kleidungsstück in Empfang zu nehmen, war es wohl fertig, aber noch nicht gebügelt. Der Schneider wollte, indem er das Eisen sogleich ins Feuer legte, das Versäumte nachtragen; aber der Kunde nahm den Mantel, bezahlte und sagte: „Der Grasel wird ihn schon bügeln!"

(Diese Sage ist eine Variante zu der folgenden, von Breier in seinen Roman „Die beiden Grasel", II, S. 11/12, aufgenommenen Erzählung und dürfte aus dieser entstanden sein: Einmal kam Grasel zu einem Schneider nach Znaim, um sich einen Mantel zu kaufen. Dieser hatte nur einen fertig und der war für den Herrn Stadtsyndikus bestimmt. Grasel meinte, der Syndikus könne warten, bis ein neuer fertig sei, er aber nicht, nahm das Kleidungsstück, erlegte 10 fl. mehr dafür als es wert war und verschwand, indem er dem erschrockenen Schneider auftrug, dem Syndikus einen Gruß vom Grasel zu bestellen.)

In Alt-Hart erzählt man auch folgende Sage: Der Aumüller Johann Seidl (geb. 1777, gest. 1844), der für die Herrschaft die „weiten Wege" zu besorgen hatte, fuhr einmal von Alt-Hart nach Wien. Im Walde zwischen Eggenburg und Maissau (er heißt „Latein") überholte er einen jungen Mann, der ihn bat, ihn ein Stück Weges mitzunehmen. Der Müller willfahrte seiner Bitte unter der leicht verständlichen Bedingung, daß er neben ihm Platz nehmen müsse. Die beiden Reisenden kamen bald ins Plaudern. So erzählte der Müller unter anderem, daß er aus Mähren komme, und verneinte die Frage des Fremden, ob er sich denn bei den unsicheren Straßenverhältnissen nicht fürchte, so eine weite Reise allein zurückzulegen. Ob er denn auch vor dem Grasel keine Angst hätte, fragte jetzt sein Mitreisender weiter, worauf der Müller die Antwort gab, dieser

[3]) Den Staat kostete Grasels Ergreifung 7975 fl. W. W.; hievon entfielen auf Belohnungen 4650 fl., auf Auslagen 3325 fl. Mayer erhielt allein 6500 fl.

Digitalisiert von Google

wäre der einzige, vor dem er wirklichen Respekt hätte. Diese Rede imponierte dem Fremden, in welchem wir bereits Grasel erkannt haben, so sehr, daß er dem Müller nicht nur nichts zuleide tat, sondern ihn noch beim Verlassen des Wagens mit 3 Silberzwanzigern beschenkte. Dieses namhafte, in einer Zeit großer Geldknappheit dargereichte „Trinkgeld" ließ erst unseren Müller ahnen, wer sein Fahrgast war.

(Den historischen Hintergrund für diese Sage bildet die Tatsache, daß den Besitzern der Aumühle von undenklichen Zeiten her bis zur Aufhebung des Untertanenverhältnisses die Verpflichtung oblag, an Stelle der Robot für die Herrschaft Alt-Hart alle weiten Fuhren zu verrichten. So heißt es schon in dem von Heinrich Burkhard von Schneidau angelegten und im mähr. Landesarchiv erliegenden „Urbary und Grundtbuch" vom 13. Dezember 1688 wörtlich: „Dieser Unterthänige Müllner Roboth bey der Herrschaft nichts, als daß er alle Weithe Fuhrn nach Wien, Prag, Undt Brünn, so offt es die nothorfft [= Notdurft] erfordert, Umb sonst Verrichten muß, wird ihm weider nichts Alß ein Metz Haaber auf jedes Roß geben".)

In Modes, Wölking, Neubistritz und anderen Orten erzählt man sich, daß Grasel einmal von Spähern beobachtet worden sei, wie er in das Haus seiner Geliebten einstieg. Das Gebäude wurde sofort umstellt und nach Grasel eifrigst gesucht. Kein Raum, keine Ecke blieb undurchforscht, alles aber ohne Erfolg. Nach stundenlangem vergeblichen Suchen zog die Gerichtskommission wieder ab, bis auf einen Mann, der immer noch suchte. Da fand er im Fußboden eine Stelle, die hohl klang. „Holla, ich hab' ihn!" rief er freudig aus und stieß mit dem Schaft des Gewehres auf den Boden; hiebei entlud sich aber das Gewehr und zerschmetterte dem Unglücklichen den Schädel. Grasel war gerettet.

(Auch diese Erzählung bringt Breier im 2. Band seines Romanes, S. 36—56, und gibt als Ort des Geschehnisses Ober-Höflein an.)

In Schamers bei Neubistritz wird dieselbe Sage mit folgender Abweichung erzählt: Grasel habe einmal bei seiner Geliebten in der „Schinderhütte", einem zwischen der sogenannten „Schäferei" und dem Dorfe Grambach gelegenen einschichtigen Gebäude, geweilt. Die Bürgergarde aus dem nahen Neubistritz, die von dem Aufenthalt des Räubers Kenntnis erhalten hatte, umstellte sogleich die Wasenmeisterei und nahm eine Hausdurchsuchung vor, die jedoch ohne Erfolg verlief. Grasel war nämlich aus dem Bodenfenster auf den an der Giebelseite des Hauses befindlichen, mächtigen Birnbaum gekrochen, in dessen buschiger Krone er sich versteckt hielt. Als die Garde wieder abgezogen war, sprang er vom Baum herab, gab einen Schuß ab und verschwand mit dem Rufe: „Hier ist der Grasel!" in dem nahen Wald.

Beim Einbruch in das Pfarrhaus zu Modes soll Grasel Pferd und Wagen mitgehabt haben; damit man aber seine richtige Spur nicht verfolgen könne, wurden dem Pferde nach dem Raub die Hufeisen verkehrt aufgenagelt.

In Zlabings soll Grasel öfter unter dem Namen eines „Grafen von Horn" dem Büchsenmacher Znaimer seine Waffen in Reparatur (nach einer anderen Version zum Beschlagen und Auslegen mit Silber) gegeben

Digitalisiert von Google

haben. Als er sich wieder einmal sein Gewehr abholen wollte, fand er beim Büchsenmacher einige Forstbedienstete aus der Umgebung, denen er als „Graf von Horn" vorgestellt wurde. Grasel war diese Begegnung sichtlich unangenehm; er empfahl sich daher unter irgend einem Vorwand und versprach, später kommen zu wollen. Er kam aber nie mehr wieder und auch die Waffe wurde nicht mehr abgeholt.

(Diese Sage würde einer Prüfung auf den geschichtlichen Kern schon aus dem einfachen Grunde nicht standhalten, da Grasel, wie aus den Steckbriefen hervorgeht, weder lesen noch schreiben konnte, sein Auftreten daher entsprechend seiner Unbildung wohl immer und überall roh und ungeschliffen gewesen sein wird.)

Unter den Wallfahrern zur Heil.-Geist-Kirche in Zlabings fiel einmal ein großer junger Mann von blasser Gesichtsfarbe auf, der mit einem Rock in veilchenblauer Farbe bekleidet war. Bald erkannte man in ihm den gefürchteten Räuber und tuschelte sich seinen Namen zu. Als Grasel merkte, daß er erkannt sei, verschwand er in der Richtung zum Einsiedlerbrunnen.

(Daß Grasel Wallfahrtsorte besuchte, ist erwiesen; so unternahm er auch im Juni 1814 mit Fähding und Fuchs eine Wallfahrt nach Kloster bei Neubistritz, die schon aus dem Grunde zu einer recht sonderbaren Bußfahrt wurde, weil dem Verbrecherkleeblatt zwei in Goschenreith gestohlene und mit einer gestohlenen Mistgabel getötete Lämmer den Mundvorrat liefern mußten.)

Einmal habe Grasel gewettet, in der Kirche der damals befestigten (!) Stadt Zlabings eine gewisse Sache zu hinterlegen, ohne die Mauern zu übersteigen und die Stadttore zu benützen. Er gewann die Wette, indem er einen angeblich von der n.-ö. Grenze nach Zlabings führenden unterirdischen Gang benützte. — Auf demselben Wege soll er übrigens auch die Keller der Bürgerhäuser besucht und daselbst Wein gestohlen, im Haus Nr. 138 (Pabisch) solchen boshafterweise ausgelassen haben.

(Die Veranlassung zu dieser Erzählung mag der Umstand gegeben haben, daß unter der Stadt Zlabings tatsächlich Gänge führen, von denen aus es früher möglich war, in die Keller der einzelnen Häuser zu gelangen.)

Im Turme der aus dem 16. Jahrhundert stammenden Friedhofskapelle der Stadt Zlabings soll Grasel öfter genächtigt und in der Gruft dieser Kapelle die gestohlenen Sachen aufbewahrt haben.

(Im Strafverfahren wurde einwandfrei festgestellt, daß Grasel öfter in Zlabings nächtigte, u. zw. gewährte ihm der Schneider Wenzl Volkmer Unterschlupf; dieser verschaffte ihm auch ein auf den Namen Johann Kohl lautendes Zeugnis, worin bestätigt war, daß er 5 Monate als Polizeidiener in Zlabings gedient habe. Volkmer, der, wie sich aus der Taufmatrik Zlabings feststellen läßt, 1814 und 1816 das in unmittelbarer Nähe der Friedhofskapelle gelegene Haus Nr. 181 der „Vorstadt Lederthal" bewohnte, wurde wegen Vorschubleistung, Diebstahlteilnehmung und Urkundenfälschung am 26. August 1816 zu 4 Jahren Kerker verurteilt.)

Man erzählt hier auch, daß sich im Stalleker Wald an einer von einem überhängenden Felsen näher bezeichneten Stelle (Steinwand beim Buch-

Digitalisiert von Google

berg, 697 m) ein von Grasel vergrabener Schatz befinden soll; er habe das Geheimnis vor seiner Hinrichtung einem Mithäftling (nach einer anderen Lesart einem aus Böhm.-Rudoletz stammenden Soldaten, der bei ihm Wachtposten stand) anvertraut, doch wurde der Schatz bis heute noch nicht gehoben.

In Stoitzen und Wölking wird die Schatzgeschichte wieder in folgender Fassung erzählt: Als Grasel nach seiner Einlieferung ins Wiener Kriminalgericht jede Hoffnung auf ein Entkommen schwinden sah, habe er dem vor seiner Zelle aufgestellten und aus Böhm.-Rudoletz stammenden Wachtposten die Mitteilung von dem auf einem herrschaftlichen Felde zwischen Rudoletz und Stoitzen vergrabenen Schatz gemacht. Nach beendeter Dienstzeit habe dieser dann an der von Grasel näher bezeichneten Stelle nachgegraben und wirklich eine große Anzahl von Gold- und Silbermünzen gefunden, die er verkaufte und den Erlös auf ein Sparbüchel (!) anlegte. Doch sollte sich der abgedankte Soldat seines Besitzes nicht lange freuen! Als er nämlich einmal in einer Rudoletzer Wirtsstube saß, soll ihn der Amtmann beobachtet haben, wie er das Einlagebüchel, das er stets bei sich trug, unter den vor sich auf dem Tische liegenden Hut schob. Über die Herkunft des vielen Geldes befragt, erzählte der Soldat dem „gestrengen Herrn" den wahren Sachverhalt, worauf dieser das Büchel kurzerhand mit Beschlag belegte. Untröstlich über den Verlust des Geldes habe der Soldat weitere Grabungen veranstaltet, aber leider nur mehr einige Kupfermünzen gefunden, die heute noch in den genannten Orten als „Graselgeld" aufbewahrt und gezeigt werden.

In Stallet erzählt man wiederum, der Schatz wäre in der sogenannten Eremitage beim Pöniker-Hof vergraben gewesen und hätte seinem sich später in Wien angekauften Finder kein Glück gebracht.

An die Stadt Zlabings knüpft sich, wie U. Tartaruga in seinem Aufsatz „Berühmte Räuber" zu berichten weiß, folgende Sage: Einmal traf Grasel eine arme Frau im Walde, fragte sie über ihre Verhältnisse aus und sagte dann: „Ihr dauert mich, Weibsbild! Ich will Euch helfen; ich bin der Grasel ..... na, erschreckt nur nicht! Ich möchte Euch einmal ein gutes Essen verschaffen und selbst dabei sein. Da gebe ich Euch 200 fl., bestellt bei einem Wirt ein Festessen, ladet hiezu die Stadtobrigkeit und andere Leute ein und erwartet mich, ich werde bestimmt kommen." Das erschrockene Weib tat, wie ihr befohlen ward. Der Bürgermeister, dem das Weib die Einladung überbrachte, riß die Augen weit auf und schrie: „So eine Frechheit! Jetzt sagt sich der Hallodri gar noch an, wie ein König!" Das Nächste war natürlich, daß er Vorkehrungen treffen ließ, um den Räuber abzufangen. Die Festtafel war reich hergerichtet worden und der feinste Wein wurde aufgetischt. Die Organe der Gerechtigkeit lauerten in Spannung und Angst und sprachen recht fleißig dem Wein zu, um sich Mut zu machen. Wer aber nicht kam, das war Grasel! Um so größer war dafür die Überraschung, die der nächste Morgen brachte: das ganze Steueramt war ausgeraubt! Der Hansjörgl war also wirklich mit seinen Leuten in der Stadt gewesen, aber nicht dort, wo er erwartet wurde. Die

Digitalisiert von Google

200 fl., die er der armen Frau geschenkt hatte, ermöglichten ihm nicht nur einen ungestörten Einbruch, sondern brachten ihm überdies noch ein Vielfaches des geschenkten Betrages ein.

In Zlabings selbst ist diese Sage merkwürdigerweise nicht bekannt; dafür erzählt man sie in Frauendorf mit der Abweichung, daß sich die Begebenheit in Alt-Hart zugetragen haben soll: Einem armen Weibe aus Alt-Hart gesellte sich auf ihrem Heimwege ein fremder Mann zu, der sie u. a. auch darüber fragte, was die Leute über Grasel sprechen. Sie wußte bloß zu berichten, daß er reiche Leute bestehle, um Arme beteilen zu können, und daran täte er recht. Als Grasel sich dann von ihr trennte, gab er sich zu erkennen und beschenkte sie mit einem Silbergulden. Auch bat er sie, an einem gewissen Tag im Gasthaus zu Alt-Hart (heute Nr. 81) eine Festtafel zu bestellen und dann alle Leute des Ortes einzuladen; er werde bestimmt kommen und alles bezahlen. Am verabredeten Tag hatte sich im Gasthaus auch wirklich alles eingefunden, teils aus Neugierde, teils in der Absicht, den Räuber abzufangen; aber Grasel kam nicht. Dafür war am nächsten Tag die Herrschaftskasse vollständig ausgeraubt. (Nach einer anderen, gleichfalls in Frauendorf erzählten Fassung hätte sich die Geschichte in Lospitz bei Jamnitz abgespielt.)

Einmal habe Grasel, so erzählt man sich in Piesling, daselbst unerkannt an einer Tanzunterhaltung teilgenommen, die ganze Nacht flott durchtanzt und sich dann am frühen Morgen von der Musik gegen Ranzern „hinausspielen" lassen. Beim Abschied beschenkte er die Spielleute noch mit einem Silbergulden und richtete an sie, sowie an die ihn begleitenden Ortsburschen folgende Frage: „Wißt Ihr auch, wen Ihr jetzt hinausgespielt habt? — Ich bin der Grasel!" Und, indem er mit der rechten Hand in seine Hosentasche griff, als wollte er sich der Waffe versichern, sprach er weiter: „Wenn vielleicht jemand von Euch die Lust verspürt, mir nachzugehen, der kann's versuchen!"

Ein andres Mal soll Grasel in Freistein, so wird in Döschen bei Jamnitz erzählt, bei einer Tanzunterhaltung eine größere Zeche gemacht haben; als er bezahlen sollte, erklärte er, dies erst später tun zu wollen, entfernte sich hierauf und brachte nach ungefähr einer Stunde einen feisten Rehbock, den er der Wirtin an Zahlungs Statt präsentierte.

In Maires geht die Sage, daß einmal Grasel einen jungen Burschen im Zorn dergestalt bei den Füßen aufhängen ließ, daß der Unglückliche mit dem Kopf in einen Ameisenhaufen zu liegen kam; als nach drei Tagen Grasel an derselben Stelle vorüberkam, soll der bedauernswerte Bursche noch gelebt haben. Diese Tat habe den Räuber später mit großer Reue erfüllt.

Einst traf Grasel auf dem Wege von Laskes nach Zlabings ein altes Weib, das in die Stadt wollte. Er ließ sich in ein Gespräch mit ihr ein und dabei schimpfte und wetterte die Alte, die den Räuber natürlich nicht kannte, furchtbar auf den Tagdieb und greulichen Bösewicht Grasel, und wünschte, daß er bald gehängt werden möge. Der Räuber hörte ruhig zu, fragte nur, ob Grasel ihr schon etwas Böses zugefügt habe, und bat die Frau, die verneinte, schließlich, ihm aus der Stadt ein Schock

Digitalisiert von Google

Schusternägel und einen Hammer mitzubringen. Als die Alte zurückkam und den Botenlohn erwartete, warf er sie zu Boden und bespickte ihr jenen Körperteil, wo der Rücken aufhört, seinen ehrlichen Namen zu führen, mit dem ganzen Schock Schusterzwecken, damit sie, wie er zum Abschied sagte, etwas besser vom Grasel denke. (Dr. H. Reutter, „Deutschmähr. Heimat", 9. Jahrgang, Nr. 5.)

In Alt-Hart wird dieselbe Geschichte folgend erzählt: Grasel habe einmal im Walde zwischen Alt- und Neu-Hart beim Schwämmeklauben ein altes Weib getroffen, mit der er ein Gespräch anknüpfte; im Verlauf desselben kam die Rede auch auf Grasel, über den sie furchtbar loszog und bei ihrem Seelenheil beteuerte, keinen sehnlicheren Wunsch zu haben, als ihn hängen zu sehen. Als ihr Grasel hierauf mitteilte, er könnte ihr, wenn er ein Schock „Mausköpfeln" hätte, ein sicheres Mittel verraten, wie der Lotterbube unschädlich zu machen wäre, erklärte sich die Alte sogleich bereit, die Nägel aus Alt-Hart zu holen. Als sie zurückkam, legte er die Nägel auf einen Baumstumpf so auf, daß die Spitzen nach oben zu stehen kamen. Dann sagte er: „Jetzt werdet Ihr gleich den Grasel sehen; macht Eure Augen recht weit auf und schaut mich gut an: ich bin der Grasel!" Hierauf packte er die vom Schrecken nahezu gelähmte Alte und setzte sie mit dem „Racketen" auf die Nägel, indem er sagte: „Euer Wunsch war, mich hängen zu sehen und ich möcht' wieder, daß Ihr einen recht kommoden Sitz dazu habt!" Sprachs und entfernte sich.

In Jamnitz hatte es Grasel schon lange auf einen Verwalter abgesehen, der wegen seiner Hartherzigkeit überall verhaßt war. Eines Abends brach er mit fünf von seinen Leuten im Gutshofe ein, um den Bösewicht zu züchtigen und zu berauben. In einem Zimmer fand Grasel die Frau und die kleinen Kinder, die sich jammernd auf das Bett des Verwalters — dieser lag nämlich im Sterben — geworfen hatten und um ihr Leben flehten. Als Grasel dies sah, legte er das bereits geraubte Geld auf den Tisch und sprach zur Frau: „Beruhigen Sie sich, Ihnen wird nichts geschehen. Mein Besuch galt bloß Ihrem Manne, für dessen Hartherzigkeit Sie nicht können; hätte ich gewußt, daß er im Sterben liegt, ich hätte Ihnen den Schrecken erspart!" Hierauf verschwand er.

(Breier bringt dieselbe Erzählung im Band II. S. 19/20 seines Romanes.)

An den in Jamnitz am 29. Dezember 1814 verübten Einbruch knüpft sich folgende Sage: Grasel sei, nachdem er seinen Einkauf beim Uhrmacher besorgt hatte, in den nahegelegenen „alten Hof" (heute Gasthaus Sedlaček) gegangen, wo man ihn einlud, als Spieler an einer Kartenpartie teilzunehmen. Das Spiel war eben im besten Gange, als der Uhrmacher im Gastzimmer erschien und, indem er sich einen Sessel zu den Spielern schob, eifrig zu kiebitzen begann. Grasel erkannte sogleich die durch die Abwesenheit des Uhrmachers von seinem Geschäfte gegebene Einbruchsgelegenheit und beschloß, sie auszunützen. Unter dem Vorwand, noch eine kleine Besorgung in der Stadt verrichten zu müssen, ersuchte er den Kiebitz, ihn eine Weile zu vertreten und, während dieser ahnungslos spielte, stahl Grasel aus seiner Auslage elf Uhren und einen silbernen Pfeifenkopf. —

Digitalisiert von Google

Daß er nicht mehr in den Gasthof zurückkehrte, braucht wohl nicht erst erwähnt zu werden.

Hier in Jamnitz kennt man auch die folgende Sage, die Breier in seinem Romane (Band II, S. 204/205) ohne nähere Ortsangabe bringt: Einst hatten sich mehrere jüdische Hausierer wegen der Unsicherheit der Gegend zusammengetan, um auf den Markt zu ziehen. Da trat plötzlich ein mit einem Gewehr bewaffneter Mann aus dem Dickicht hervor und rief sie an: „Halt! Wer sich rührt, wird niedergebrennt; ich bin der Grasel!" — Statt von ihren derben Knotenstöcken ausgiebigen Gebrauch zu machen, begannen die Hausierer zu jammern und folgten dem Räuber willig ihre Barschaft aus. Dann befahl er ihnen, die Stiefel auszuziehen und auf einen Haufen zu werfen, indem er sagte: „Jeder wird aus diesem Haufen seine Stiefel heraussuchen und dann seines Weges ziehen; derjenige aber, welcher der letzte ist, wird niedergeschossen!" Nun warfen sich die Hausierer in wildem Knäuel auf die Stiefel; denn keiner wollte der letzte sein. Und während jeder verzweifelt seine Stiefel suchte, machte sich Grasel aus dem Staube.

In Schiltern soll einmal Grasel den Schulmeister getroffen haben, der sich bitter darüber beklagte, daß er nicht einmal das Geld zum Setzen auf drei geträumte Nummern in die Lotterie habe. Grasel erbarmte sich des armen Mannes und gab ihm das nötige Geld, das ihm wirklich einen „Terno" einbrachte. Als dann bei einer späteren Begegnung der Schulmeister dem Räuber den seinerzeit entliehenen Betrag wieder zurückstellen wollte, nahm ihn Grasel nicht an. (Breier, II, S. 17/18.)

In Frauendorf erzählt man sich schließlich, daß Grasel, als er schon mit auf den Rücken gebundenen Armen unter dem Galgen stand, den Wunsch äußerte, seine Mutter noch einmal sehen zu wollen. Diesem Wunsche wurde entsprochen. Als sie dann ihren Sohn zum Abschied küssen wollte, soll er ihr die Nasenspitze abgebissen und gesagt haben: „Das hast du dafür, daß du mich auf den Galgen gebracht hast!"

(Grasels Mutter, die am 28. November 1816 zu zwei Jahren Kerker verurteilt worden war, starb schon am 20. April 1817 im Arrestantenspital zu Wien.)

Grasel wurde jedenfalls gleich nach der Justifizierung am Richtplatz zur Erde bestattet; sein Skelett soll, wie M. Vermann in „Alt- und Neu-Wien" (S. 1047) berichtet, im Jahre 1863 bei Erdaushebungen auf dem Exerzierplatze zwischen dem Franzens- und Burg-Tor gefunden worden sein, worauf abergläubische Menschen die einzelnen Gebeine zu ziemlich hohen Preisen von den Arbeitern kauften. Dessenungeachtet hat sich im Bezirke Mistelbach (N.-Ö.) bis heute die Überlieferung erhalten, das Gerippe des (angeblich) 1815 verstorbenen „Znaimer Grasel" sei im Pestfriedhof zu Schrick (N.-Ö.) mit einem eisernen Ring um den Hals gefunden worden*). — Diese Sage fußt auf einem mittelalterlichen Rechtsbrauch, demzufolge den zum Tode verurteilten, später jedoch begnadigten Verbrechern ein eiserner Ring oft auf Lebensdauer um den Hals gelegt wurde, und beweist, wie die ganze Sagenbildung um Grasel, seine — Volkstümlichkeit.

*) Anton Mailly, „Deutsche Rechtsaltertümer in Sage und Brauchtum", S. 152.

Digitalisiert von Google

Ein Beitrag zur Frage des Volksgedächtnisses

Von **Franz J. Beranek**

Wissenschaftliche Fragen haben die Eigenart, zu bestimmten Zeiten „in der Luft zu liegen". Denn Rudolf Kubitschels Aufsatz über das Gedächtnis des Volkes (3. Jg., 5. H., S. 193ff.) erschien zu derselben Zeit, als mich dieser Gegenstand in bezug auf meine Heimatstadt Lundenburg in Südmähren, an der Grenze der Slowakei und Niederösterreichs gelegen, beschäftigte. Anlaß und Ausgangspunkt bildeten hiebei die familien-, orts- und weltgeschichtlichen Erinnerungen meiner Großmutter, die sie gerne zum besten gibt. Sie seien hier, gewissermaßen als Durchschnitt durch das Volksgedächtnis ihrer Landschaft und da sie auch sachlich recht Interessantes enthalten, wiedergegeben.

Die genannte Frau, Mathilde Ježek, geb. Slezak, wurde im Jahre 1854 in Lundenburg in bescheidenen Verhältnissen geboren und war ihr ganzes Leben hier wohnhaft. Trotzdem sie fast gar keine Schulbildung genossen hat, ist sie doch des Lesens und Schreibens kundig. Sie hat sogar sehr gerne und verhältnismäßig viel gelesen, insbesondere fesselte Historisches stets ihr Interesse. Daneben hat sie sich bewundernswürdigerweise das präzise Gedächtnis des letternfremden Landmenschen bewahrt, der die Mitteilungen des Vaters und Ahns mit ebendessen Worten wiedergibt. Dabei unterscheidet sie wohl zwischen dem, was sie selbst erlebt und was ihr Großvater und Großmutter erzählt haben und dem, was sie aus Büchern erfahren hat. Und da muß etwas betont werden, was in Kubitschels Aufsatz nicht klar zutage tritt, was aber sicherlich auch für sein Gebiet gilt: Ihre und ihrer Vorfahren Erinnerungen sind alle persönlichstes Erleben, keinerlei Mitteilungen aus zweitem und drittem Munde. Nur, was die Ahnen und sie selbst aus unmittelbarster Nähe angriff, wurde behalten und den Nachfahren weitergegeben. So kommt es, daß meine Familientradition etwa von Radetzky und der Achtundvierziger Revolution schweigt. Die Flucht Kaiser Ferdinands des Gütigen durch Lundenburg nach Kremsier muß wohl in aller Stille vor sich gegangen sein. Denn das Familiengedächtnis weiß von ihr nichts. Hingegen hat es — dank der unten zu berichtenden Episode — den Namen Bismarcks bewahrt. Den Namen Napoleons nennt es nicht; hingegen besitzt es eine realistische Spiegelung der Schlacht bei Austerlitz. Luther kennt meine Großmutter nur aus Büchern; von den Wiedertäufern aber erzählt sie höchst lebendig. Außerdem enthält mein Familiengedächtnis sehr viel Familien- und Lokalgeschichtliches, wie es ja auch Weltgeschichte nur insoweit behalten hat, als sich diese lokalgeschichtlich auswirkt.

Vom bosnischen Feldzug weiß meine Großmutter nur, daß der Truppenkörper, zu welchem ihr Mann einrücken sollte — sein Dienst als Lokomotivführer bewahrte ihn davor —, von den Insurgenten vollständig aufgerieben wurde. Schier unerschöpflich sind ihre Sechsundsechziger Erinnerungen. Wie die ersten Verwundeten geführt wurden, darunter ein tapfrer Fahnenträger mit säbelhiebzerfleischtem Rücken. Wie dann, nach der

Digitalisiert von Google

Königgrätzer Schlacht, der letzte österreichische Militärzug abfuhr und unmittelbar hinter ihm die hölzernen Eisenbahnbrücken aufflammten, wie am selben Tage noch auf der Straße von Altenmarkt her die Preußen einmarschierten, Kühe requirierten und Gänse einfingen, daneben aber an die Bevölkerung Lebensmittel verteilten; wie sie, ein zwölfjähriges Mädchen, ihnen Kaffee mahlte und dafür jedesmal einen großen Topf davon und ein Stück Brot bekam. Wie ihre Großmutter den Soldaten Kolatschen verkaufte, bis jemand sie beschuldigte, diese wären vergiftet; und wie dann zufällig der preußische Kronprinz dazukam, einen Kolatschen kostete und ihr selbst die Erlaubnis zum weiteren Verkauf erteilte. Wie dann die Cholera ausbrach und sie im Notspital den Kranken Wasser trug. Und wie nach dem Kriege der Kaiser nach Lundenburg kam und den Leuten Ersatz aller Kriegsschäden versprach. Auch eine unbekannte Bismarckanekdote ist hier anzuführen. Ein Verwandter der späteren Dienstgeber meiner Großmutter war Schloßverwalter im nahen Nikolsburg. Während der Vorfriedensverhandlungen wohnte Bismarck im Schloß. Er verköstigte sich aus der Küche des Verwalters. Eines Tages nun ließ Bismarck die Frau Verwalter zu sich bitten und ersuchte sie, ihm die Speise, die er heute zu Mittag gehabt hatte, ja recht oft zu kochen. Sie habe ihm ausgezeichnet geschmeckt und er habe so etwas noch niemals gegessen. Dieser Leckerbissen für den Gaumen des preußischen Junkers waren — Zwetschkenknödel mit Semmelbröseln!

Zu den persönlichen Jugenderinnerungen meiner Großmutter gehört auch ein Riesenbrand in Lundenburg, der einmal im Fasching dadurch entstand, daß beim Krapfenbacken siedendes Fett durch den offenen Rauchfang entwich und das Strohdach in Brand setzte, der Bau neuer Bahnlinien, der beiden Zuckerfabriken, ferner eine Unmenge volkskundlicher, heute längst verschollener Einzelheiten des damals noch vorwiegend bäuerlichen Lundenburg.

Der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gehört die familiengeschichtliche Erinnerung an den tragischen Tod des Urgroßvaters meiner Großmutter an, der als herrschaftlicher Kästner in Groß-Billowitz in Ausübung seines Dienstes von Dieben mit einem Ziegelstein erschlagen wurde. In diese Zeit fällt wohl auch der Anlaß zur Errichtung eines Bildstockes in der Nähe der Stadt, der Ueberfall einer Postkutsche durch Zigeuner. Von der Cholera des Jahres 1831 weiß die Frau ebenfalls. Ihre Erzählungen aber, daß die Menschen plötzlich schwarze Flecken im Gesicht bekamen und tot niederstürzten, daß man, um ein Einschleppen der Seuche zu verhindern, an den Ortseingängen Wachen aufstellte, daß aber trotzdem Tauben die Krankheit nach Lundenburg hereinbrachten, bezieht sich wohl auf frühere Pestseuchen.

Die 1794 geborene Großmutter meiner Großmutter stammte aus Austerlitz. Aus ihrem Munde hat sie nachstehenden Bericht übernommen: „Zuerst kamen Soldaten, die hatten Panzer und vor dem Gesicht Masken. Man sagte von ihnen, sie fräßen Leute. Wenn sie redeten, verstanden wir sie nicht. Später dann kamen andere Soldaten, die hatten hohe Mützen

Digitalisiert von Google

und weiße Mäntel. Wir Kinder schrien und beteten, denn wir glaubten, es seien Nikolos. Man hörte auch schießen und nach einer Weile schon brachten sie Verwundete, legten sie in die Betten und nahmen alles Bettzeug zum Verbinden. Ein Schwerverletzter konnte nicht mehr sprechen, er stammelte nur „Ka ... Ka ...", also brachte man ihm einen katholischen Priester. — Es war ein Teich dort, dort wurden sie hineingejagt. Als im Frühjahr das Wasser abgelassen wurde, war alles voll von Leichen und Waffen." Was ist diese merkwürdige Erzählung? Nichts anderes als die kindlich-naive Impression der Dreikaiserschlacht am 2. Dezember 1805. Die maskierten vermeintlichen Menschenfresser, deren Sprache man nicht verstand, waren wohl französische Kürassiere; denn mit den Österreichern und selbst mit den Russen wäre — wie dies ja auch im Weltkrieg der Fall war — eine Verständigung möglich gewesen. In den andern Schreckgestalten sind unschwer französische Grenadiere mit ihren Bärenfellmützen zu erkennen. Anfang Dezember lag der Gedanke an Nikolos nahe. Der Schluß der Erzählung gibt die letzte Phase der Schlacht deutlich wieder. Den linken, südlichen Flügel der Verbündeten hatte Napoleon hinhalten lassen, hatte einstweilen das um den Pratzeberg kämpfende Zentrum durchbrochen und die rechte Flanke in die Flucht gejagt, worauf er dem linken Flügel in den Rücken fiel und ihn in die — heute nicht mehr bestehenden — Tellnitzer Teiche hineindrängte, in welchem eine ungeheure Zahl von Soldaten, meist Russen, ertrank.

Aus dem 18. Jahrhundert berichtet die Frau nur familiengeschichtliche Einzelheiten, so, daß ihr Ururgroßvater Pförtner im Lundenburger Schloß und ihr Ururgroßvater Tuchknopfmacher war. Diese Ahnen sind in den Lundenburger Kirchenbüchern tatsächlich als „Georgius Richlik, Janitor", 1740—1767 lebend, und „Johann Czerny, Textor", 1696—1758, festzustellen. Anknüpfend an die Person des ersteren sind auch allerhand Einzelheiten über das damalige Aussehen des Schlosses und über seine Bewohner in Erinnerung.

Der Dreißigjährige Krieg ist in der Familientradition durch folgende kurze, aber prägnante Einzelheit lebendig: Als die Schweden kamen, versteckten sich die Leute in den Wäldern. Die listigen Schweden stellten sich aber am Waldrande auf und riefen auf echt Podluschakisch — der slowakischen Mundart um Lundenburg — in den Wald hinein: „Antschó! Marino!" Die leichtgläubigen Mädchen liefen daraufhin heraus und den tückischen Feinden geradewegs in die Arme.

Den untern Schlußstein des Familiengedächtnisses bildet folgende — wie wir sehen werden, erstaunlich wahrheitsgetreue — Erzählung: „In Altenmarkt — heute ein Stadtteil von Lundenburg — wohnten Habaner. Das waren keine Christen. Sie hatten viel Geld. Und papierene Dächer. Aber einmal kam ein Befehl, und da mußten sie alle weg." Es handelt sich hier um die Sekte der Wiedertäufer, die, in dieser Prägung im ersten Viertel des 16. Jh. in Waldshut in der Schweiz von Balthasar Hubmayer begründet, in Süddeutschland viele Anhänger fand. Durch ihre Forderung nach einer biblischen Reformation auch des inneren Menschen jedoch lutherischer als Luther, wurden sie von Katholiken wie Protestanten gleicher-

Digitalisiert von Google

maßen angefeindet und aus ihren Heimatländern vertrieben, worauf sie einzig im östlichen Südmähren und der angrenzenden Slowakei eine Heimstätte fanden. In zahlreichen Städten und Dörfern erbauten sie ihre Gemeinschaftshäuser, „Haushaben" genannt — nach denen sie selbst den Namen „Habaner" erhielten — und brachten es durch Fleiß und Frömmigkeit zu Ansehen und Wohlstand. Auch für Altmarkt ist (s. Beck, Die Geschichtsbücher der Wiedertäufer, Font. rer. Austr. B. 48) eine Haushabe belegt. Der Spottname der Altenmarkter — und auch der Bewohner andrer südmährischer Orte — ist heute noch „Habaner". Die Wirtschaftsmethoden der Wiedertäufer waren auch für die bodenständige Bevölkerung vorbildlich und wurden von der Obrigkeit des öftern gewürdigt. Insbesondere das „Habanerdach", aus einigen Lagen Stroh und Lehm bestehend, wurde wegen seiner Feuerfestigkeit öfters zur Nachahmung empfohlen. Trotz gelegentlicher obrigkeitlicher Schikanen und Heimsuchungen durch rohe Soldateska behaupteten sich die Wiedertäufer in Südmähren bis zum Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges. Nach der Schlacht am Weißen Berge wurden sie jedoch 1622 restlos ausgewiesen und fanden im angrenzenden Ungarn (Groß-Schützen, Sobotischt, Ober-Rußdorf) Zuflucht.

Die geschichtlichen Erinnerungen der genannten Frau und damit meiner Familie umfassen also einen Zeitraum von mehr als drei Jahrhunderten. Dabei sind sie alle verhältnismäßig klar und unverwirrt, was wohl als Folge ihres tatsächlichen unmittelbaren Erlebtseins zu betrachten ist. Gewiß stellen sie keine Ausnahme dar. Überall dürfte es Leute mit ähnlichen Erinnerungen geben. Diese zu sammeln, die Weltgeschichte im Spiegel der Volksseele darzustellen, böte einen wichtigen Beitrag zur Volkspsychologie. Und auch die exakte Geschichtswissenschaft könnte aus diesem Beginnen reichen Gewinn ziehen.

Der Hahn als Sinnbild

Von Museumsleiter **Wilhelm Pleyer**, Teplitz-Schönau

Der Urgeschichtsfreund steht wiederholt bei Funden vor Rätseln, deren Sinn ihm erst verständlich wird, sobald er gemeinsam mit dem Völker- und Volkskundler oft heute noch lebendige Formen von Sitten und Gebräuchen vergleichend untersucht.

So berichtet z. B. Dr. M. Wurdinger in der Sudeta I., S. 186, daß in einem bei Schieseliß, Bez. Saaz, von ihm geöffneten markomannischen Frauengrab (dessen reicher Inhalt heute im Saazer Museum ausgestellt ist) unterhalb der rechten Hand des weiblichen Skelettes Spuren eines mitbestatteten Hahnes festgestellt wurden. Diese merkwürdige Grabbeigabe darf vielleicht als Sinnbild des Behüters oder Wächters der Jungfräulichkeit gedeutet werden.

Es ist bekannt, daß der Hahn schon seit ältesten Zeiten als Sinnbild der Wachsamkeit, der Kampflust u. dgl. bei den Griechen (er war der Pallas Athene geweiht), Römern, Syrern und in der Bibel erwähnt wird. In der christlichen Deutung finden wir den Hahn auf Grabmälern und Sarko-

Digitalisiert von Google

ßhagen als Sinnbild des Lichtes[1]), der Auferstehung, und auf den Turmspitzen der christlichen Kirchen noch heute als Sinnbild der Wachsamkeit gegenüber der Sünde und als Erwecker vom Schlafe der Sünde, des Unglaubens. Auch in der Heraldik tritt er wiederholt auf. Frankreich z. B. verwendete ihn lange Zeit (gallischer Hahn) auf seinen Heeresfahnen.

Wie lange sich die sinnbildliche Verwendung des Hahnes in unserer Heimat erhalten hat, beweisen zwei figuralgeschnitzte Bienenstöcke, die heute Besitztum des Teplitz-Schönauer Museums sind und die aus der sogenannten Jenatschke-Mühle in Ratsch im Mittelgebirge stammen. Sie sind keines großen Künstlers Werk, aber als volkskundliche Arbeit immerhin hoch zu schätzen. Die fast lebensgroßen Figuren stellen zwei stehende Jungfrauen in blauen Gewändern dar, die je einen Hahn auf der rechten Schulter tragen. Durch das an ominöser Stelle angebrachte Flugloch sind die beiden Jungfrauen gewissermaßen dem Spotte preisgegeben. Der volkstümliche Künstler hat wohl bezweckt, ihr Ansehen durch die Beigabe des Hahnes als dem Sinnbilde des Wächters der Jungfräulichkeit, in den Augen des moralisierenden Beschauers wieder herzustellen.

Beide Fälle lassen zwar nicht den sicheren Schluß, aber immerhin die Vermutung zu, daß die Beigabe des Hahnes, sowohl im Schieselitzer Frauengrab (Anfang 4. Jahrh. n. Chr.), als auch bei besagten Bienenstöcken (um 1800), als Sinnbild des Wächters der Jungfräulichkeit anzusehen ist.

Unsere heutige Zeit hat mit der alten Symbolik nicht mehr viel zu tun, sie verwendet den Hahn nurmehr noch dekorativ, oder profanem Zwecke dienend, einfach als Wetterhahn.

Altes Rechtsgut in den bäuerlichen Hochzeitsbräuchen Südmährens

Von **JUC. Franziska Munorh** (Prag)

In der zweiten Folge des dritten Jahrgangs dieser Zeitschrift finden wir eine Arbeit des Herrn Oberlehrers Rudolf Hruschka aus Alt-Hart,

[1]) Vgl. z. B. R. Egger, Ein altchristliches Kampfsymbol (in: 25 Jahre Römisch-germanische Kommission, Berlin 1930, S. 97ff.).

Digitalisiert von Google

unter dem Titel: „Eine Bauernhochzeit in Südwestmähren", und in der fünften Folge desselben Jahrganges: „Kleine Beiträge zum südmährischen Hochzeitsbrauchtum" von Herrn Franz Breiner, welche nicht nur als Beiträge zur deutschen Volkskunde allgemeines Interesse gefunden haben, sondern auch wertvolle Aufschlüsse darüber geben, wie sehr sich uralte deutsche Bräuche, ja noch Bräuche aus germanischer Zeit, in der Bevölkerung festgesetzt und bei deren konservativster Schicht, den Bauern, bis heute erhalten haben, ungeachtet aller Entrechtung und Knechtung, welche gerade der Bauernstand im Laufe der Jahrhunderte erfahren mußte (vgl. dazu Otto Peterka, Rechtsgeschichte der böhmischen Länder, 2. Bd., Reichenberg 1925, S. 115).

So ist, wie aus der angeführten Arbeit Hruschkas (S. 65, 66) erhellt, bei den Bauern Südmährens noch das „Gewißmachen" üblich, welches darin besteht, daß die Verwandtschaft der beiden Brautleute die Bedingungen für die zu schließende Heirat auf das genaueste regelt. Alte Zeiten tauchen vor uns auf; erkennen wir doch in diesem „Gewißmachen" die alte Brautwerbung (vgl. über diese Richard Schröder — Eberhard Frh. von Künßberg, Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte, 6. Aufl., Leipzig 1919, 1. Bd., S. 74, 75), bei welcher schon zur Zeit des Tacitus die Frage entschieden wurde, ob und unter welchen Bedingungen die Frau dem Manne zur Ehe gegeben wurde; ein Akt des Ehegeschäftes, der übrigens auch keinerlei wesentliche Verschiedenheiten gegenüber der Preisbestimmung und den Verabredungen beim alten Brautkaufe aufweist (vgl. Ernst Hoyer, „Die Ehen minderen Rechts in fränkischer Zeit", Brünn 1926, S. 23). Die getroffenen Vereinbarungen über die abzuschließende Ehe werden dann durch Handschlag bekräftigt (Hruschka, S. 66), also in jener Form, welche nach Jacob Grimm (Deutsche Rechtsaltertümer, 4. Aufl., Leipzig 1912, 1. Bd., S. 191) im alten deutschen Rechte die allgemeine Bekräftigung aller Gelübde und Verträge war, soweit die Sitte kein feierlicheres Symbol vorschrieb.

Die Einladung der Hochzeitsgäste erfolgt am Sonntag vor der Eheschließung durch die beiden „Heiratsmänner" der Brautleute (Hruschka, S. 66, 67). Diese treten hiebei als „abgesandte Boten" der Braut und des Bräutigams auf, sind aber mehr als lediglich „Boten"! Das lassen die vielfachen, vom Herkommen genau geregelten Obliegenheiten erkennen, welche die „Heiratsmänner" am Hochzeitstage selbst erwarten. Der „Heiratsmann" des Bräutigams, der „Brautführer", hat vor allem die Aufgabe, auf die Anwesenheit der zur Hochzeit geladenen Verwandtschaft zu dringen (Hruschka, S. 67), also für den nötigen „Umstand" zu sorgen, wie er in germanischer Zeit bei der Eheschließung, als einem „Formalakte im Ringe", erforderlich war (vgl. Hoyer, Ehen mind. Rechts, S. 26, 84). Dabei erinnert das „einen kleinen Verzug halten", um noch fehlende Hochzeitsgäste zu erwarten (Hruschka, S. 67), an die Nachfrist, welche in tacitеischer Zeit dem vor die Landesgemeinde Geforderten bis zur rechtsförmlichen Feststellung des Sonnenunterganges gewährt wurde (vgl. Schröder — Frh. v. Künßberg, Lehrb. d. deutschen R.-G., 1. Bd., S. 48, m. Anm. 24). Dann geben die beiden „Heiratsmänner" als Beauf-

Digitalisiert von Google

trugte der Brautleute gegenseitig die Erklärung ab, daß diese Willens seien, den ledigen Stand aufzugeben (Hruschka, S. 68, 69; Breiner, S. 205) und der Heiratsmann des Bräutigams verlangt von dem der Braut ein „öffentliches, wahres Wahrzeichen", einen Rosmarinstrauß und ein weißes Tuch (Hruschka, S. 68, 69; Breiner, S. 205, 206), was offenbar gemäß dem alten deutschen Rechte „die bildliche Vollbringung eines Geschäftes" (vgl. Grimm, Dtsch. R.-Alt., 1. Bd., S. 153ff.) also den Abschluß des Ehegeschäftes bedeuten soll, denn aus dem von Breiner (S. 205 ff.) mitgeteilten Brauche in Taßwitz ergibt sich, daß die Übergabe von Kranz und Tuch mit dem Spruche verbunden wird: „So übergebe ich sie" (nämlich die Braut) „in Eure Macht und Eure Gewalt."

Daran schließt sich dann die Übergabe der Braut an den „Heiratsmann" und die Sippe des Bräutigams „bis an des Priesters Hand" (Hruschka, S. 69; Breiner, S. 205). Hiebei kommt es vorerst zur Übergabe eines alten Weibes an Stelle der wirklichen Braut; der Heiratsmann weist die „falsche Braut" zurück und erhält daraufhin die richtige Braut, welche er als solche ausdrücklich anerkennt (Hruschka, S. 69, Breiner, S. 205). Offensichtlich ein Vorgang, durch den eine Anfechtung der Ehe wegen error in persona, wegen eines Irrtums in der Person der Braut ausgeschlossen werden soll. Hier erscheinen die „Heiratsmänner" nicht mehr als bloße „ausgesandte Boten", sondern als Treuhänder, als die Salmannen des älteren deutschen Rechts (vgl. über diese u. a. Claudius Frh. von Schwerin, Grundzüge des deutschen Privatrechtes, Berlin, Leipzig 1919, S. 89 ff.). Nachdem auch der Bräutigam erklärt hat, daß die ihm Vorgestellte seine richtige Braut ist, fordert der Heiratsmann des Bräutigams die Brautleute auf, einander die rechte Hand zu reichen und verkündet dann: „Ich verbinde Euch bis an des Priesters Hand" (Hruschka, S. 69; Breiner, S. 205); daran schließt sich die Segnung der Brautleute durch deren Eltern. In diesem Brauche erkennen wir deutlich einen Überrest der von den ältesten Zeiten an bis in das 13. Jahrhundert üblichen Laientrauung (vgl. dazu u. a. Hoyer, Ehen mind. R., S. 73 Anm. 160). Wird doch auch, wie oben erwähnt, die Braut als aus der „Macht" und „Kraft" der Eltern in die „Macht" und „Gewalt" des Bräutigams übergegangen betrachtet (Breiner, S. 206), also die Übertragung der „Muntgewalt" (vgl. über diese Frh. von Schwerin, Dtsch. Pr.-R., S. 254) über die Frau von ihrem Vater auf den Bräutigam und damit nach ältestem deutschen Rechte der Eheabschluß als getätigt hingestellt (vgl. Breiner, S. 205).

Auch sonst begegnen uns im weiteren Verlaufe der Hochzeitsfeier auf Schritt und Tritt uralte Bräuche, deren Ursprung sich wohl kaum einer der fröhlichen Hochzeiter bewußt ist. So erinnert das „Fürziehen" beim Kirchgange (Hruschka, S. 70) an den aus den Vorgängen beim Raub einer Frau entlehnten „Brautkauf", wie er einstmals bei allen Ehen üblich war (vgl. Frh. v. Schwerin, Dtsch. Pr.-R., S. 258). — Die Sitte, daß der neugebackene Ehemann während des Hochzeitsmahles seiner Frau den Brautschleier abnimmt und diese sich von da an nur mehr mit einer Kopfbedeckung in der Öffentlichkeit zeigen darf, erinnert wohl an die

Digitalisiert von Google

„Haarschur" oder das „Haaraufbinden", wie dies in germanischer Zeit beim Eheabschluß Gepflogenheit war (vgl. Grimm, Dtsch. R.-Alt., 1. Bd., S. 612). — Das „Hendlbetteln", „Hoarkeizl", Hoarbetteln", das „Hahntreiben" und anderes mehr geht vermutlich auf alte Opfer und Opfergaben zurück, welche einst, vor Hunderten von Jahren, als geheiligte Zeremonien die germanische Trauung begleitet haben mögen (vgl. dazu Hoyer, Ehen mind. R., S. 23ff., 84). Und wenn auch alle diese Bräuche längst nicht mehr in Verbindung gesetzt werden zu den alten Göttern der heidnischen Germanen, so tragen sie, wie die anderen Förmlichkeiten des Eheabschlusses, die bei der Landbevölkerung Südmährens im Schwunge sind, doch auch dazu bei, der Ehe jene Wertung zu sichern, welche sie hoch über jedem bloßen zivilrechtlichen Vertrag emporhebt.

Singtänze in der Kremnitzer Sprachinsel

Von **Karl Horak**, Wien

Unter der Fülle alten Brauchtumes finden wir in der Kremnitzer Sprachinsel Tanzformen, die wir im geschlossenen deutschen Sprachgebiet nur mehr in Kinderreigen, oder aber als Tanz der Erwachsenen in Skandinavien und auf den Fär-Öern, dort allerdings in selten vollkommener Form kennen. Ähnliche Formen sind aber auch aus Griechenland und von den Ägäischen Inseln bekannt[1]). Es sind dies die Singtänze; Lieder, zu denen mehr oder minder gleichförmige, immer wiederkehrende Tanzbewegungen treten.

Wenn während einer Hochzeit in der Kremnitzer Sprachinsel die Musikanten eine kurze Ruhepause einschalten, dann treten die Frauen und Mädchen[2]) in die Mitte der Stube und bilden einen Kreis. Und zwar hält jede die Hand der zweitfolgenden Nachbarin hinter dem Rücken der unmittelbaren Nachbarin. Dann wird ein längeres Lied angestimmt, das

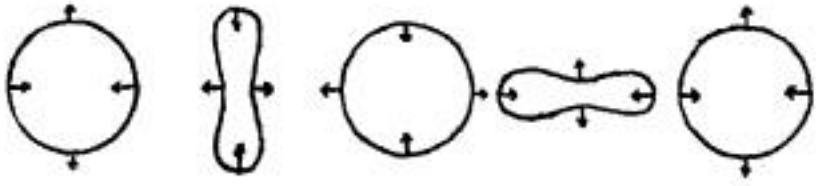
meist erzählenden Charakter hat, wie „Es wollt ein Madel früh aufstehn" oder „Ein achtzehnjähriges Mädchen verliebte sich in zwei" u. ä. Dabei wiegen sich die Frauen im Takte, ohne aber ihren Platz zu verlassen. Daran schließt sich ein Tanzliedchen, oft Bubenlied genannt, das etwa den Schnaderhüpfeln, G'stanzeln, Staudenliedern und Rundas entspricht. Oft wird auch nur die Weise des vorangegangenen Liedes auf die Silben lalalala... gesungen. Während dieser Lieder kommt Bewegung in den Kreis.

[1]) Zsch. Globus, 77. Jg., S. 47 f., von der Insel Telos, sowie mündliche Mitteilung Dr. Wolframs aus Mittelgriechenland.

[2]) Wohl mischt sich ab und zu ein Bursch darunter, doch dürfte es sich ursprünglich um einen Frauentanz handeln, ähnlich wie auf der Insel Telos, wo auch nur die Frauen, allerdings von zwei bis drei männlichen Vortänzern geführt, die Singtänze ausführen.

Digitalisiert von Google

In Deutsch-Litta laufen die gegenüberstehenden Frauen einander entgegen, in der nächsten Phase laufen sie wieder auseinander, dafür jene, die



auf dem senkrecht dazu befindlichen Durchmesser stehen, zueinander. Diese buntgekleidete, hin- und herwogende Frauenkette gibt ein herrliches Bild.

In Blaufuß hingegen bilden die Frauen zwei Kreise, einen kleineren inneren und einen größeren äußeren. Bei den Tanzstückchen bewegt sich nun der große Kreis mit federnden Schritten nach links, der kleine nach rechts. Einige Takte später, nach freiem Ermessen der Tänzerinnen, wird die Bewegungsrichtung umgekehrt. Ist das Lied aber so gebaut wie das untenstehende „Schneiderlein, du Dieb", so laufen die Kreise beim schnelleren Teil (5. bis 7. Takt) herum, oder sie bleiben stehen und stampfen im Takt mit den Füßen[3]), wobei der Oberkörper leicht vorgebeugt wird. Die Wahl bleibt den Tänzerinnen überlassen, bald wird das eine gemacht, bald das andere. Die Tanzenden passen sich dabei vollkommen der jeweils gesungenen Weise und auch den Worten an. Bald werden sie lauter, bald leiser; es ist ein vollständiges Mitleben des Körpers mit dem Liede.

Es bleibt noch die Frage offen über das Woher des Singtanzes. Sie ist natürlich in einer Sprachinsel, die lange Zeit slowakischem und madjarischem Einfluß ausgesetzt ist, schwer zu beantworten, besonders wenn in einem dieser Teile die volkskundliche Forschung noch nicht weit genug fortgeschritten ist. Es gibt meines Erachtens zwei Möglichkeiten: 1. Der Singtanz ist ein Rest aus alter Zeit, mitgebracht aus der deutschen Heimat, und als Tanz der Erwachsenen erhalten geblieben, während er im Herkunftsland (dem geschlossenen deutschen Sprachgebiet) nur noch im Kinderreigen durchschimmert. Vielleicht hat ein ähnlicher Tanz bei den umwohnenden Slawen zur Erhaltung beigetragen. 2. Der Tanz ist von den Slowaken übernommen worden, denen ja auch die Singtänze (Kolo) bekannt sind. Möglicherweise ist diese Entlehnung durch die Erinnerung an ähnliche deutsche Tänze aus früherer Zeit begünstigt worden. Nun war ich wohl nicht in der Lage, einen echt slowakischen Kolo zu sehen, doch haben Burschen in Hochwies einen Rundtanz, Kolo genannt, ausgeführt, der aber große Unterschiede sowohl in der Ausführung als auch in der Weise (Rhythmus) von den oben geschilderten Singtänzen aufwies.

Vielleicht läßt sich später einmal auf Grund eines größeren zugänglichen Materiales, besonders über die Slowaken, eine genauere Entscheidung fällen. Jetzt kann man nur gefühlsmäßig ein vorläufiges Urteil sprechen: Es dürfte sich um den Rest eines deutschen Singtanzes handeln, der aber

[3]) Bei diesem Lied kommt in Takt 1—4 auf je zwei Viertel ein Schritt, ab Takt 5 auf ein Viertel ein Schritt oder ein Stampfer.

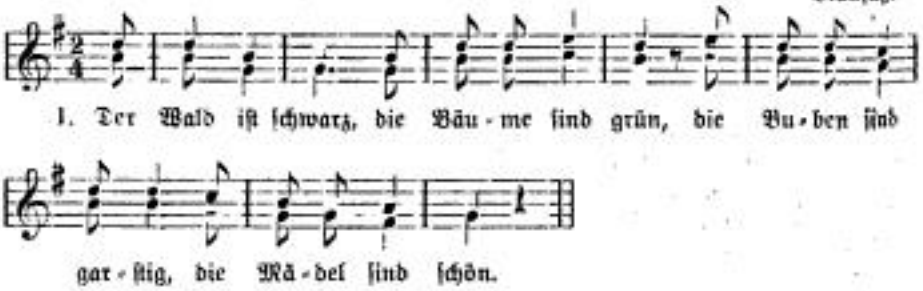
Digitalisiert von Google

seinerseits wieder nur ein Zweig eines germanischen Singtanzes ist, parallel entwickelt mit dem slawischen und griechischen, aus einer gemeinsamen indogermanischen Wurzel kommend.

Musikbeispiele: Zwei Kremnitzer Tanzlieder:

Bubenliedlein

Blaufuß.



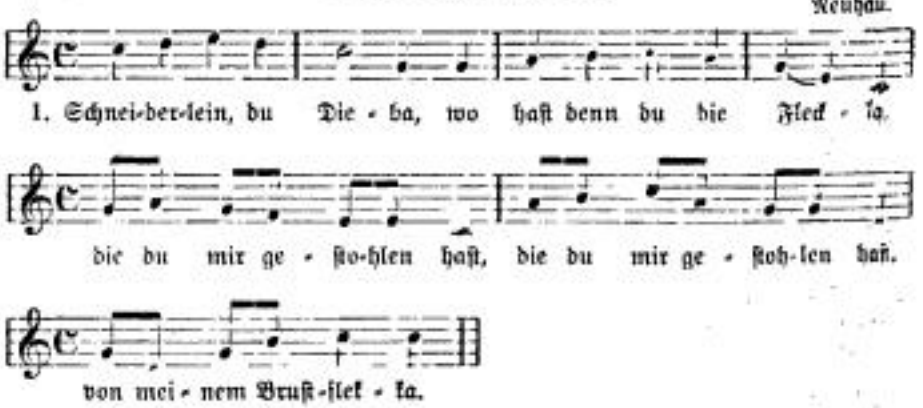
2. Schöne grüne Heidelbeer,
schöne grüne Finken,
junge Mädel tanzen gern,
alte Weiber hinken.

3. Hintern Tisch, da sitz ich
Haselnüsse knack ich,
sein ja noch nicht zeitig,
alte Leut sind geizig.

4. Den Schatz, den ich gar nicht mag,
Den seh ich alle Tag,
der mir mein Herz erfreut,
der ist gar weit.

Schneiderlein, du Dieb

Neuhäu.



2. Ich hab sie nicht gestohlen,
ich hab sie nur genommen,
ist ein Knecht gekommen,
hat mirs wieder genommen.

3. Um und um geht der Wind,
um und um fliegt er,
wenn ich meinen Liebsten seh,
wird mir schon leichter.

4. Hinterm Tisch, da sitz ich,
Haselnüsse kitsch ich,
sind ja noch nicht zeitig,
andre sind mir neidig.

5. Nach Hause gehn, nach Hause gehn,
daheim rufen sie mich,
sitz meine Mutter auf der Schwelle,
ruft nach mich.

Digitalisiert von Google

Der tapfere Soldat

Märchen aus Zeche in der Deutsch-Probener Sprachinsel (Slowakei), aufgezeichnet von **Richard Zeisel**

Es war einmal ein armer Vater, der hatte einen ungeratenen Sohn. Als die Zeit zum Einrücken kam, desertierte er. Man spürte ihn aber im Walde, wo er sich versteckt hielt, auf und man brachte ihn vor den König. Dieser gab jetzt einen strengen Befehl, um ihn gut zu bewachen, denn der Bursche gefiel ihm sehr. Nun mußte er aushalten. Zwölf Jahre war er brav, und da er noch ein Jahr zu dienen hatte, und sich aber sehr nach seinem Vater sehnte, bat er um Urlaub. So ging er also zum König und bat ihn um Urlaub. Dieser gewährte sehr schwer seine Bitte. Als er aber das Versprechen gab, wiederzukommen, willigte er ein, und unser Soldat bekam Urlaub.

Er nahm sich nur sein großes Schwert und ein bißchen Brot mit auf den Weg. Er kam in einen großen Wald, und auf einmal rennt ein Hase an ihm vorbei. Da warf er sein Schwert nach ihm, traf ihn auf dem Kopfe und der Hase war tot. Er machte nun ein Feuer, und briet auf einem Spieß den Hasen. Auf einmal sieht er einen Mann wie ein Jäger gekleidet gegen ihm kommen. Das war aber niemand anders als der König, der ihm heimlich nachging; denn er wollte sehen, ob sein Soldat wirklich zu seinem Vater nach Hause geht. Als der König nun zu ihm kam, erkannte er ihn gleich, aber er tat so, als wenn das ein Fremder wäre, und er sprach also zu ihm: „Komm, setz dich zu mir! Wir wollen mit einander den Hasen verzehren." Der König wehrte sich lange, aber er nötigte ihn so lange, daß er essen mußte, wollte er oder wollte er nicht. Da sie sich nun satt gegessen und beim nahen Brünnlein satt getrunken hatten, sprach er wieder zum König: „Wenn du nun der Revierjäger bist, so zeige mir den Ausgang aus dem Walde!" Da wurde es dem König schon bange, er zitterte schon vor Angst, denn er wußte selber nicht, wo der richtige Weg geht, denn einer ging rechts, der andere links und einer auf der Mitte. Endlich sprach der Jäger, der König: „Also gehen wir den Weg, der in der Mitte ist."

Sie gingen jetzt lange, sehr lange miteinander. Endlich kommen sie zu einem Wirtshaus, das ein Räuberhaus war. Da aber der König das wußte, da bekam er eine große Furcht und wollte umkehren, aber der Soldat ließ ihn nicht mehr aus, er mußte mit ihm in das Wirtshaus einkehren. Dieses war leer, nur der Wirt war zu Hause, und das war der Räuberhauptmann. Der Soldat verlangte nun zwei große Krüge Wein, denn auf den Hasen bekam er einen großen Durst. Der Wirt sagte, daß er ihn schon bringen werde. Er ging nun hinaus, aber nicht um den Wein, sondern zu seinen Kumpanen, und erzählte ihnen, wer jetzt im Wirtshaus ist. Es dauerte lange, bis er zurückkam, er steckte aber jetzt nur den Kopf in die Stube hinein, denn er wollte sehen, ob diese zwei noch drinnen sind. Als er so mehrmals seinen Kopf hineinsteckte und nichts brachte, da wurde der Soldat zornig und schlug ihm den Kopf ab. Als der König nun sieht, wie es da zugeht, verkroch er sich unter ein Bett, aber der Soldat schleppte ihn hervor und durchprügelte ihn so, daß er brüllte.

Digitalisiert von Google

Nach einer Weile hörte er draußen einen großen Lärm. Da kamen schon sechs Räuber. Er erwartete sie bei der Tür und rief: „Kommt nur langsam herein!" Sie meinten, es wäre ihr Hauptmann, der so spricht. Als sie so einer hinter dem andern die Köpfe hineinsteckten, haute er sie ihnen ab und zog ihren Körper hinein. Als er diese umgebracht hatte, kamen bald wieder sechse, denen erging es aber ebenso. Auf einmal hörte er im Keller unten ein Geklingel und Gespräch. Er rennt hinunter, und sieht beim Telephon die Wirtin sitzen, die telephoniert um Hilfe. Rasch haut er ihr den Kopf ab und ist schon auch wieder oben in der Schenkstube. Wie er beim Fenster hinaussieht, da sieht er zwölf Räuber auf Pferden kommen, und nun wird ihm auch bange, denn er wußte nicht mehr, wie er diese töten könnte. Bald war er von den Räubern umzingelt und ihr Führer sprach zu ihm: „Welchen Tod wünschest du dir?" „Ich wünsche nichts mir, als einen Kessel voll Öl, dort drinnen muß viel Salz sein, Paprika noch mehr als Salz, das bringt mir heiß her. Ihr stellt euch in eine Reihe um mich her, dann werdet ihr sehen, was für ein Tod das sein wird", antwortete er. Sie gehorchten ihm und taten so, wie sagte. Aber wie sie so standen, goß er plötzlich das heiße Öl auf sie und sie wälzten sich vor Schmerz auf der Erde. Da sprang er rasch hin und haute ihnen die Köpfe ab.

Jetzt ging er wieder seinen Kameraden suchen und fand ihn endlich in einem Kleiderkasten versteckt. Da sprach er zu ihm: „Vierundzwanzig habe ich schon getötet, du wirst jetzt der fünfundzwanzigste sein." Aber der König bat ihn jetzt so lange, bis er ihm verzieh und er sagte ihm, wer er ist. Jetzt durchsuchten sie alle Zimmer und Keller und fanden dort viele Kufen mit Gold und Silber und Edelsteine. Zuletzt kamen sie zu einer großen eisernen Tür, die mit einem großen Riegel verriegelt war. Als sie nun diese öffneten, da fanden sie dort viele Menschen, die die Räuber gefangen hielten. Unter ihnen war auch eine Königstochter, die die Räuber einem König geraubt hatten. Diese reichte unserm Soldat einen Ring, wo ihr Namen stand. Er nahm ihn an und sie machten gleich im Wirtshause eine große Hochzeit. Der König schenkte nun seinem tapferen Soldaten alles, was sie an Schätzen im Wirtshause fanden, und dieser zog mit seiner Braut zu seinem armen Vater, der endlich auch einmal mit seinem Sohn eine große Freude erlebt hatte. Nun nahmen sie ihren Vater auch mit in das Königreich, wo sie auch heute vielleicht noch leben, wenn sie nicht gestorben sind[1]).

Kleine Mitteilungen

Neujahrswünsche aus Südmähren

1. Klein ist mein Wunsch, doch ernst und wahr.
   Ich wünsch euch alles Gute
   und daß ich in dem Neuen Jahr
   nicht mehr bekomm die Rute! (Aus Schönau.)
2. Wenig ist das, was ich sage
   heut zum neuen Jahrestage.
   Bleibet glücklich und gesund,
   spricht das Herz und spricht der Mund. (Alt-Schallersdorf.)

[1]) Erzählt im November 1930 von Theodor Schön, Zimmermann, 44 Jahre alt.

Digitalisiert von Google

3. Mein Wünschlein ist zwar klein,
doch ist es gut und wahr:
Ihr sollt recht glücklich sein im Neuen Jahr! (Aus Schönau.)
4. I bin a klans Pinkerl
und stell me ins Winkerl
und wenn i nichts kon,
so renn i davon. (Aus Possitz.)
5. I bin a klaner Pimpernigl,
i bin a großer Herr
und wie me Gott erschoffen hot,
so wockle holt daher. (Aus Possitz.)
6. Ich wünsch dem Herrn a Sammethosen,
wo lauter Dukaten drin losen
und der Frau an roten Rock,
der wos steht wie a Rosenstock. (Aus Possitz.)
7. I winsch enk a glicklich's neis Joa,
des oite is scho goa.
I winsch enk a Christkindl mit kraußta Hoa,
an decktn Tisch,
af jed'n End an bochen Fisch,
in der Mittn a Floschn Wei,
do soj da Herr Vota und Frau Mutta
recht luste sei. (Aus Iglau.)
8. Laßt's me net long losen
mit meiner zerrissenen Hosen!
Geht der Wind aus und ein,
steckt's mir gschwind a Krone rein! (Aus Dörflitz.)
9. I wünsch, i wünsch, i waß net wos,
greif in Sock und gib ma wos! (Ober-Fröschau.)
10. Ich bringe euch zum Neuen Jahr
die allerbesten Wünsche dar
und hoffe, daß es bis zum Ende
euch lauter gute Tage sende!
Es schenke euch der Januar
und ebenso der Februar
und auch der Frühlingsbote März
Gesundheit und ein frohes Herz!
Dann führe euch April und Mai
die schönste Frühlingszeit herbei.
Im Juni, Juli und August
erfreuet euch an Sommerlust.
September- und Oktoberzeit
vergehe euch in Freudigkeit.
November lasse sich ertragen,
dann mögt ihr im Dezember sagen:
„Gottlob, recht schön und glücklich war es!" (Aus Possitz.)

Iglau-Znaim. Ignaz Göth.

Fastenspiel aus Nordböhmen*)

Personen: 1. Der Fasching, ein recht dicker oder recht dick ausgestopfter Mann in Vollbart (aus Flachs) und einem bunten Bajazzokostüm mit Narrenkappe, Schellen um die Kappe, den Hals und den Leibriemen (auch an den Knien oder Schuhen), kurze Peitsche, mit einem Sack auf dem Rücken oder einer Umhängetasche.

2. Die Faste, ein recht dürres Weib (war fast stets ein verkleideter Mann) mit schwarzen Kleidern, schwarzem Kopftüchel, einem großen Gebetbuch und einem lan-

*) Mitgeteilt von Frau Veronika Hübner (geborene Windrich aus Kröglitz), Landwirtin in Krochwitz Nr. 3 (geboren 1814), abgehört 1896 von Oberlehrer Johann Glöckner-Teischen.

Digitalisiert von Google

gen Rosenkranz, dessen Glieder aus durchlochten Kirschkernen oder Haselnüssen bestanden, einem Kreuz an einer Kette um den Hals, einem Korb auf den Rücken oder Handkorb am Arme.

Beide: (beim Eintreten in das Haus):
Guten Tag allerwege ihr Herren und Frau'n
Wir kommen aus grünigen Himmelsau'n
Zu sehn ob ihr haltet Gottes Gebot.

Faste (alleine): „Die Fasten ist da, der Fasching ist tot!"
(Zeigt auf den Fasching.)

Fasching: „Das ist gar nicht wahr, ich bin ja noch da.
Heisa, heisa, hoppsasa.
(Springt herum, knallt mit der Peitsche, läßt die Schellen klingeln.)
Ich tanze und singe, ich lache und springe,
(zur Faste drohend gewendet):
Ich jag dich hinaus, du klapperdürre Maus."

Faste (wehrt sich und spricht):
„So scher dich doch endlich fort von hier!
Der Fasching ist aus, die Faste gehört mir.
Maria, die Himmelmutter, hat mir gesagt:
‚Daß du fein heute den Fasching verjagst!
Er will mir nur saufen und tanzen und spring'n,
Mit kupfernen Schellen klimpern und spring'n,
Die Leute von Beten und Fasten abhalten
Und wie ein türkischer Heide schalten.'"

Fasching: Ei, Faste! Du hungriges dürres Gesteck,
Ich geh noch lange nicht von hier weg.
Hier gibt mir der Bauer Speck und Brot,
Frau Mutter hat an Eiern auch keine Not,
Ich steck's mit Verlaub in mein'n Sack hinein,
Auch ein Gröschel dazu soll mir willkommen sein,
Und tanze dafür ohn' Beschwerige
Für Herren und für Gehörige.

Faste: Ich bitts euch, liebe Mannerleut,
Ihr Hausfrauen jetzo in der Zeit:
So gebt ihm schnell gerechte Gaben,
Die wird er schon von Nöten haben,
Soviel als ihm in'n Sack neingehn,
Es kann auch noch was haußen stehn.
Ich jag ihn fort um Christi Willen,
Dem wir die heil'gen Wunden stillen.
Wir wollen's tun mit Fasten und Beten,
Und Buße tun, wies uns von Nöten.
O weiche, toller Heidensohn —
(Will den Fasching verdrängen.)

Fasching: Geh weg, sonst geb ich dir guten Lohn!
(Holt mit der Peitsche aus.)
Doch weil du sprichst zu mein' Gewinn
Und kommst mit christlich frommem Sinn,
So will ich mich ergeben recht.
Sei du der Herr, ich bin der Knecht.
(Verneigt sich vor der Faste und vor den Versammelten.)

Faste: So hör ichs gern und nehm es an,
Herr Fasching, du hast recht getan.
Wer Reue übt und sich bekehrt,
Ist alle Himmelsfreuden wert.
(Wendet sich zu den Versammelten mit gehobenen, gefalteten Händen:)

Digitalisiert von Google

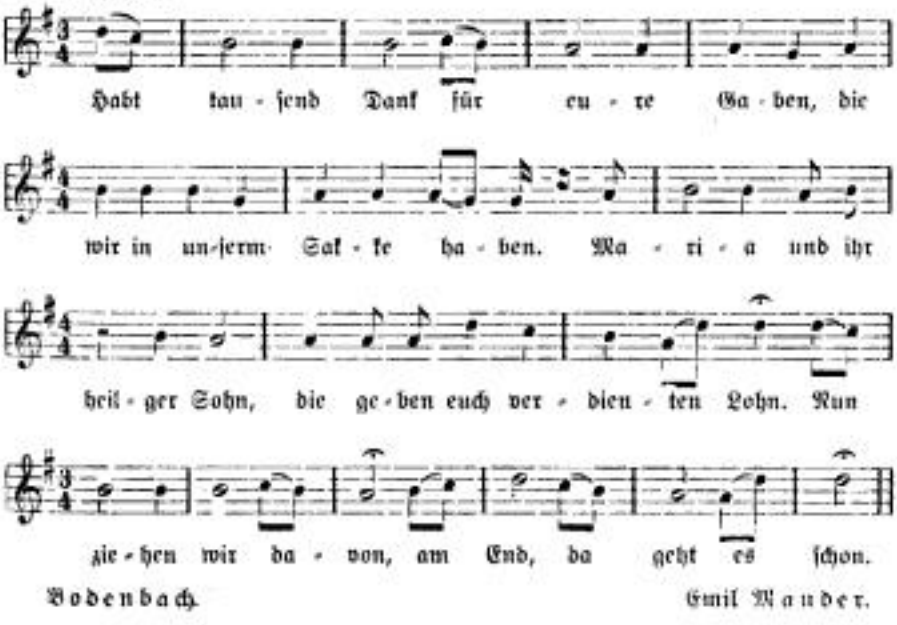
So laßt jetzt ab von Tanz und Lust
Und Buße zieh in eure Brust!

Beide: Wir bitten nun den lieben Gott,
Daß er euch hilft in Sorg und Not,
Er schütze euch vor Kriegerei,
Vor Krankheit, Pest und Zauberei,
Zu Wasser und zu Land gestellt,
Wie es der Muttergott's gefällt.
Auch bitten wir um unsern Lohn,
Der liebe Gott vergilts euch schon.

(Nun erhalten die Beiden verschiedene Gaben: Geldstücke, Eier, Gebäck, ein Stück Brot, Speck, einen Trunk u. dgl.)

Schlußgesang zum Fastenspiel

Beide (singen):



Bodenbach. Emil Mauder.

Gubeberg — Kubani

Der Name des Berges Kubani, durch den Kubani-Urwald zu europäischer Berühmtheit gelangt, ist verhältnismäßig jung; mittelalterliche Quellen kennen nur den tschechischen Namen Boubin.

Ein deutscher Name für den Berg kommt uns erst im 17. Jahrhundert unter. Auf einer Wasserkarte der Herrschaft Winterberg aus den letzten Jahren des 17. Jahrhunderts steht zu lesen: „Berg Guba" und um dieselbe Zeit werden die Steige aus den Sablater Schlägen ins Moldautal über den Sattel zwischen dem Schreiner und dem Kubani „Kubo Steig" und „Kubo Weg" genannt. Eine Beschreibung des Goldenen Steiges von Winterberg nach Passau aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts lautet über unsere Gegend: „Von Ernstdorff (Ernstberg) übern waldt Guba hinauff nach Dorff oder Woldau." Ebenda heißt es auch „Kubaberg". Noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts heißt der Berg „Goubaberg". Merkwürdigerweise nennt Müller in seiner Mappe Böhmens den Berg nicht.

Digitalisiert von Google

Der Berg wurde wohl, wie ich in meinen „Namen der Heimat“[1]) gezeigt habe, von den Beamten der Winterberger Herrschaft zu Ehren ihres Vorgesetzten Johann Karl Gube so genannt, unter dessen Leitung die große Waldrodung im mittleren Böhmerwald begonnen hatte. Der Name Gube selber geht auf die Kurzform Kuba des tschechischen Namens Jakub zurück; in manchen deutschen Gegenden kommt unter tschechischem Einfluß auch die Form „Guwa“ im Volk vor.

Der Name Kuboberg war im 18. Jahrhundert die alleinige Bezeichnung. Aber der Name mußte sich noch eine Änderung gefallen lassen. Das Volk sagt heute „Guwáni“. Meiner Meinung nach ist diese Form eine Ummodelung des älteren Namens, wie sie sich besonders Eigennamen in Zusammensetzungen im Volk nach Art von Fremdwörtern gefallen lassen müssen: „Johanni-Kirchtag“, „Stefani-Sonntag“, „Jakobi-Erdäpfel“; diese Ummodelung: Kuboberg (mundartlich Guwanberg) zu Kubani-Berg. Kubani kann erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts durchgeführt worden sein. Schaller schreibt in seiner Topographie einmal von einem Berge „Baubin“, ein anderes Mal von einem „Kubein“, womit er die mundartliche Aussprache der Zeit „Guwan“ richtig wiedergab. Im 2. Heft der „Skizze einer statistischen Landeskunde Böhmens“, 1795, wird der Berg genau so genannt, wie ihn das Volk aussprach: „Kuban“. Zum ersten Mal steht der heutige Name Kubani, soweit ich die Sache verfolgen kann, in der „Botanischen Wanderung in den Böhmer-Wald“ des Grafen Kaspar von Sternberg aus dem Jahre 1806. Die ältere Form des Namens lebt noch weiter in der Bezeichnung für den Sattel zwischen Schreiner und Kubani, dem „Guwan“ oder Kubern, wie meist geschrieben wird, und in dem Namen der Kubohütte am Abhange des Berges.

Prachatitz. Rudolf Kubitschek.

Ein Mittel gegen die Schwindsucht

Ein Köstlicher Tranck vor die Schwindsucht.

A) Eine gute Hand voll blaue Stirlm Lungen Kraut, leber Kraut Jedes vor 3 ß. Allend Wurtzel, Eber Kraut, Scabiosen, Ehrerpreß, Fengel, Anis, Carmentill, weißen Isaggen, Kreitz Salven, Hirsch Zungen, Kleine weise Räuten, grüne Räuten, jedes vor 8 ß. Hier zuwird noch genommen Kleine Rosinen a 1 g 4 ß, Laub feigen a 8 ß, Casteln a 4 ß, Safen a 4 ½, Lavritzen Holtz a 4 ½, Blaue Rosinen

Vor ein Dreier Laritzen Holtz, muß die Schwarze Schale sein abgespaltet werden. Spetificirter Kräuter und würtzel alle mit ein ander fein gräblich zerschnitten und in ein 6. Mäßigen Topf gethan darauf 6. Maaß Fließendes wasser gegossen welches muß gegen der Sonnen aufgang geschöpfet werden und den Topf mit einer Stürtze fein zu geklebet werden das Keine Kraft Herrauß Komt, und man muß es Halb.. sieten Laßen und den Topf in Keller in Frischen Stand.. setzet werden und wohl zugeteckt, und dann alle Morg.. wenn mann aufstehet, und des Abens zu Bette geh.. nicht mehr ist und Trinckt, 9. gute Löffel voll warm (ge)truncken, mann muß es aber auf den Kräutern stehen Lassen weill was darauf ist, So muß man die Kräuter mit der Hand fein Auß Drücken das die Kraft Herraus Komt, und wenn es etwa wieder verhoffen das Erstemahl nicht Helfen wolte, So muß ers zum 2ten auch zum 3ten Mahl wieder Kochen, und alle mahl wieder Friesche Kräuter Nehmen, und wenn einer von der Schwindsucht angegriffen würd, das er Kaum ein Auß groß noch Le.. oder Lunge Hette so würde er sich mit Gottes Hülfe (wie)der zu Kräfte Bringen.

Vorstehendes, wie man sieht, „unfehlbares“ Mittel gegen die Schwindsucht entnehme ich einem gewiß an 200 Jahre alten Stück Papier, das einem alten gedruckten Buch, einer Postille, eingelegt war, welches sich seit Generationen im Besitze der hiesigen Familie Bohland forterbte und das mir von Herrn Bauneister Rudolf Bohland freundlichst zur Einsichtnahme überlassen war. Es beweist auch, daß sich selbst in fromm katholisch gewordenen Graslitzer Bürgerhäusern doch insgeheim noch Erinnerungen an die vor der Gegenreformation evangelischen Vorfahren erhalten haben mögen.

Graslitz. Dr. Gustav Treizler.

[1]) Schriften zugunsten des Böhmerwaldmuseums, Übersyla 1923.

Digitalisiert von Google

Eine Brotalmer aus dem Braunauer Ländchen

Das Bild stellt eine „Brutälmer" dar, wie sie im Braunauer Ländchen und darüber hinaus in ganz Ostböhmen noch häufig anzutreffen sind. Hergestellt wurde sie im Jahre 1846 von einem Tischler namens Benedikt Pohl in Schönau bei Braunau. Sie ist deutlich zweigeteilt. Auch heute noch spricht man von Ober- und Niederalmer, hält sich aber nicht mehr an die ursprüngliche Scheidung der Produkte bei der Einlagerung.

Die Niederalmer nahm Mehl, Reis, Korn und ähnliches auf, während in der Oberalmer Brot, Zucker, Tee und andere Kleinigkeiten aufbewahrt wurden.

Die reiche Bemalung hat sich bei unserem Schrank frischer erhalten als es sonst im allgemeinen der Fall ist. Der Grundton des ganzen Schrankes ist dunkelrot, die Felder, worauf die Blumengewinde aufgetragen wurden, haben eine gelbe Farbe. Die Rosen selbst sind rot, die andern Blumen und Blätter dunkelgrün. Bei den meisten pflanzlichen Gebilden sind weiße Lichter aufgesetzt.

Schränke ähnlicher Art stehen in dem Heimatmuseum in Kukus bei Königinhof.

Großdorf bei Braunau i. B. Hugo Kinzel.

Digitalisiert von Google

Zur südböhmischen Volksmedizin

Als pflanzliche Heilmittel sind Steinbrech (Saxifraga) bei Harnbeschwerden und Zinnkraut, die Sommertriebe des Ackerschachtelhalmes (Equisetum arvense) bei Blasenleiden im Gebrauche. In letzter Zeit wird Sonnentau (Drosera) als Mittel gegen Alterverkalkung gebraucht.

Gegen das „wilde Fleisch" an einem Finger hilft das Auflegen einer umgekehrten dürren Zwetschke, das Schielen zu vertreiben, trägt der Schielende zwei durchbohrte, brillenartig verbundene Walnußschalen auf der Nase, so daß das Auge gezwungen ist, geradeaus zu schauen und das Schielen allmählich behoben wird.

Eine Blatter (Blase) auf der Zunge vergeht, wenn man dreimal hintereinander zu jemanden sagt: „Ich hab' eine Blatter auf der Zunge". Antwortet der Angeredete dreimal unaufgefordert: „Einen Dreck hast auf der Zunge", so ist die Blatter sogleich verschwunden.

Gratzen. Augustin Gallo.

Kaiser Rudolfs Donnersteine

In dem aus dem Jahre 1631 stammenden Inventari von Kaiser Rudolfs II. Kunst- und Raritätensammlung in der Prager Burg, das Hch. Zimmermann im Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen, Wien, XXV, 1905, veröffentlicht hat, wird neben Mineralien, zoologischen Präparaten und dergleichen Dingen, aus denen sich derartige Sammlungen früherer Zeiten kunterbunt zusammensetzten (vgl. Jul. Schlosser, Die Kunst- und Wunderkammern der Spätrenaissance, S. 76ff.) „1 schachtel, darinnen 4 donnerstein" genannt. Der Kaiser glaubte als echtes Kind seiner Zeit auch an solche Dinge. Es läßt sich aber mangels näherer Beschreibung der vier Donnersteine nicht entscheiden, ob das steinzeitliche Artefakte oder Naturgebilde wie Meteorsteine, Belemniten u. dgl. gewesen sind. Beides ist möglich, denn an Gegenstände der letztgenannten Art knüpfte sich Aberglaube, genau so aber auch an neolithische Arte (vgl. z. B. A. Menning, Die Vorstufen der prähist. Wissenschaft im Altertum und Mittelalter, Schönebeck a. d. Elbe, 1925, S. 10ff.). Das eine wie das andere für seine Sammlung zu erhalten, war natürlich besonders für den kaiserlichen Sammler sehr leicht.

Prag. Dr. Leonhard Franz.

Das Todaustreiben in Nordwestmähren

In Kratzdorf und Spieglitz (Bez. Mähr.-Altstadt) war früher das Todaustreiben am Schwarzen Sonntag üblich. Am Nachmittage kamen die Knaben des Dorfes zusammen und sammelten Stroh. Dies trugen sie auf einen nahen Berg. Dort schichteten sie einen Haufen, in dessen Mitte eine Stange kam. An deren oberem Ende war eine Strohpuppe, der Tod. Diese wurde verbrannt. Wenn das Feuer niedergebrannt war, wurde ein Wettlauf veranstaltet. Der letzte Junge war der Tod und wurde als solcher geneckt. Es bestand der Glaube, daß er noch im selben Jahre sterben müsse.

Bratterdorf bei Mähr.-Schönberg. Franz Schwarzer.

Staatsanstalt für das Volkslied

Die Jahressitzung der Staatsanstalt fand am 10. Jänner statt. Vorangegangen war ihr am 5. Jänner die Jahressitzung des deutschen Arbeitsausschusses. Der Vorsitzende der Staatsanstalt, Univ.-Prof. i. R. Dr. J. Polívka, gedachte in warmen Worten der großen Verdienste, die sich Dr. A. Haussen als Vorsitzender des deutschen Arbeitsausschusses und als Volksliedforscher erworben hat. Den ausführlichen Tätigkeitsbericht der Staatsanstalt erstattete ihr Geschäftsleiter Univ.-Prof. Dokt. J. Horák. Der Leiter des deutschen Arbeitsausschusses Univ.-Prof. Dr. G. Jungbauer hob in seinem Berichte insbesondere die Bedeutung der Volksliedausgabe der Staatsanstalt hervor. Auch im Jahre 1930 hatte der deutsche Arbeitsausschuß, dessen Mitgliederzahl durch die in diesem Jahre erfolgte Ernennung des Prof. Dok-

Digitalisiert von Google

tor Franz Longin auf sieben erhöht wurde, einen befriedigenden Einlauf an Volksliedern zu verzeichnen, darunter nicht wenige aus den deutschen Sprachinseln der Karpathenländer.

Atlas der deutschen Volkskunde

In der Jahressitzung des Arbeitsausschusses am 5. Jänner 1931 erstattete der Leiter einen eingehenden Tätigkeitsbericht. Bis Jahresschluß 1930 betrug der Einlauf an ausgefüllten Fragebogen 1141. Die Zahl hat sich bis 20. Jänner auf 1256 erhöht. In den Jahren 1931 bis 1933 werden weitere sechs Fragebogen versandt werden, und zwar zwei in jedem Jahre. Der 2. Fragebogen wird im Feber, der 3. im Oktober den Mitarbeitern übermittelt werden. Nach dem Erlaß der Post- und Telegraphendirektion in Prag vom 4. Dezember 1930, Z. 311.778—VII—1930, gelten die ausgefüllten Fragebogen als „Geschäftspapiere".

In den Ehrenausschuß trat an Stelle des Univ.-Prof. Dr. A. Naegle der derzeitige Rektor der deutschen Universität in Prag, Univ.-Prof. Dr. Carl Gori. Dem Arbeitsausschuß gehören an: Prof. Dr. H. Auguſtin, Sekretär F. Breiner, Prof. Th. Chmela, Lehrer A. Gückhorn, Priv.-Doz. Dr. E. Hoyer, Prof. Dr. R. Kaupe, Sanitätsrat Dr. Armin Klein, Prof. der Technischen Hochschule Dr. Karl Kühn, Priv.-Doz. Dr. F. Liewehr, Prof. Dr. F. Longin, Sekretär H. Nerad, Oberstlt. i. R. A. Rollinger, Prof. J. Sturm, Prof. K. Wagner, Univ.-Prof. Dr. G. Jungbauer (als Leiter) und Prof. Dr. J. Hanika (als wissenschaftliche Hilfskraft).

An weiteren Einläufen von ausgefüllten Fragebogen sind für die Zeit vom 21. November 1930 bis 20. Jänner 1931 zu nennen: L. F. Herz, Kleinhan; SL. A. Gürtler, Selnitz; OL. J. Kunz, Arschau; OL. K. A. Rößler, Kleinpreſen bei Komotau; OL. J. Gebauer, Teſchau; OL. R. König, Amonsgrün; OL. J. Kern, Schwarzebach; SLn. J. Nölz, Hermannsgrün; SL. M. Duſik, Wolfersdorf bei Tſchernoſchin; OL. F. J. Popp, Glashütten bei Girſch; OL. K. Papaček, Thiergarten; L. G. Pſchierer, Stiebenreith (mit OL. J. Hittl); SL. G. Smolka, Darmſchlag; L. H. Wehmeyer, Bernetzreith; SL. G. Wartha, Speierling; OL. F. Bara, Schallan; OL. St. Krauſe, Blankersdorf; SL. H. Seidel, Glenkau; L. E. Czerny, Stollenhau; OL. F. Beyer, Maliſpitz; OL. A. Ludwig, Deutſch-Eisenberg; OL. O. Krumpholz, Ober-Langendorf; OL. F. Jedon, Moskelle; SL. K. Palkoſka, Protiwitz; SL. K. Maier, Pabelsdorf; SL. W. Fritz, Krips; L. J. Zeiler, Pichoblik; OL. J. Sperk, Wieſſen; OL. E. Stratil, Allerheiligen (mit Forſtmeiſter F. Kuba); OL. R. Wieſner, Steine; SL. J. Meixner, Lekau; L. F. Ullrich, Schönwald bei Rückersdorf; L. O. Knöchel, Trahobus; OL. J. Schmid, Neudorf bei Mähr.-Trübau; OL. R. Martin, Holetitz bei Luck; SL. A. Marſch, Mauthdorf; SL. F. Stangel, Wiſpitz; SL. V. Haage, Buchelsdorf; Ln. K. Tierl, Kirchſchlag; OL. A. Bien, Modſchiedl; L. F. Kilinger, Kleinangerd; L. F. Laus, Hammer bei Johnsdorf im Erzgebirge; OL. J. Arnold, Tachauer Schmelzthal; VD. E. Hennrich, Görkau (durch Dr. R. Wenisch); Prof. Dr. E. Führlich, Reichenberg (für Raſchowitz); OL. E. Rühnel, Ober-Algersdorf; L. G. Wenzend, Brand bei Plan; Verſicherungsbeamter R. Gaſſauer, Koleichau; SL. A. Liebl, Oberdorf bei Türrmaul; OL. A. Korger, Budigsdorf; L. K. Kaniſch, Haſel; OL. F. Würl, Gottſchau; OLn. J. Herde, Eichwald; SL. W. Polz, Welbine; OL. K. Plaſchka, Schweiking; SL. J. Eiſelt, Matzdorf; SL. G. Ullrich, Neuland bei Chriſtofsgrund; OL. H. Kleiner, Lukau; OL. J. Turka, Prunenhof; SL. A. Langer, Saliſeld; SL. F. Pfeil, Molgau; L. M. Wurdack, Luſen; OL. K. Michel, Hausdorf; FLn. M. Lukaſch, Lobwitz; Student G. Gutſchik, Liſchwitz; SL. G. Motzka, Rocket; SL. A. Beer, Neuhof bei Schlappenz; L. A. Rotter, Spieglitz; OL. P. Jaich, Kunarz (mit Landwirt K. Czech); SL. J. Moſer, Glashütten bei Dreibacken; SL. K. Pöpperl, Radotin; L. A. Palme, Beuſen; L. H. Gareis, Niederhanichen; L. F. Hölzel, Deutſch-Molſen; Ln. G. Winter, Lukawetz; OL. F. Komma, Hlinay; OL. F. Maier, Wittingreith; OL. A. Dietl, Schönau bei Lidlitz; OL. J. Bilek, Rathsdorf; L. W. Haas, Stockau bei Konsperg; SL. W. Schön, Grafengrün; OL. R. Kuhn, Neudek bei Eisgrub; SL. F. Rutil, Schwalkahof; SL. K. Engel, Wyſočan; OL. A. Kreißl, Schaab; SL. O. Kroner (mit den Landwirten J. Mayer und J. Raderſchatka); L. E. Haage, Marſchendorf bei Zöptau; Fabriksdirektor J. Foldiner, Eisenberg a. d. March; SL. F. König, Kohlſtatt (mit E. Hübel); SL. E. Jahn, Heinersdorf bei Rochlitz; SL. J. Ruſt.

Digitalisiert von Google

Mähr.-Pilgersdorf; SL. P. Jandl, Klein-Hermigsdorf; Lehrkörper der Mädchen-Volks- und Bürgerschule in Böhm.-Kamnitz; SL. F. Rösel, Rittersdorf; VD. A. Haase, Schatzlar; SL. F. Welser, Enzowan; SL. J. Frosch, Grenzdorf; SL. J. Thiener, Paskuchowitz; SL. A. Krotsch, Cernčitz; OL. J. Eisenkolb, Steben; OL. J. Stark, Rebosedl; FL. A. Wilfer, Schönbach bei Eger; OL. W. Prosch, Kuttenplaner Schmelzthal; SL. M. Bodner, Innichen; SL. L. Forster, Frauenreith; L. W. Schuster, Neuzedlisch; OL. F. Eiß, Fünfhunden; SL. J. Träger, Ratzau; L. J. Schmidt, Philippsberg bei Taus (mit Gemeindevorsteher A. Stauber); OL. J. Wittner, Böhm.-Petersdorf; OL. A. Prauß, Töstitz; SL. W. Seliger, Groß-Wosnalitz; SL. G. Jahradka, Köpferschlag; L. A. Kraus, Albrechtsried; Schneider J. Hofmann, Zechau; L. M. Polzer, Miltendorf; Landwirt J. Viertögel, Wittingau bei Neubistritz; OL. A. Rüsebauch, Czalositz; FL. W. Tallner, Mähr.-Aussee; L. A. Kleinpeter, Dittersbach bei Böhm.-Kamnitz; OL. W. Schmied, Guttenbrunn; OL. A. Liebmann, Girnberg; SL. L. Träger, Wostrowa; SL. R. Junker, Thammühl; OL. J. Müller, Albersdorf; OL. O. Zirbe, Neuvaltersdorf; OL. F. Zedzel, Juratin; OL. R. Wanschura, Jahofan; L. J. Hamperl, Schnöllnitzhütte; SL. J. Mannl, Glasau; L. W. Eisen, Neustadt a. T. (mit VD. G. Tatann, Fabrikant G. Pfeiffer, kaufm. Beamter M. R. Raaz); SL. E. Marschner, Ziegenfuß; VDn. E. Petermayer, Friedland i. B.; L. O. Peiker, Freistein; SL. J. Berger, Theresienfeld; SLn. A. Klösel, Punkendorf; OL. E. Nickl, Zöllnei; Landwirt E. Gröger, Karle; OL. J. Klima, Zwoischen; OL. J. Schiffner, Brenn; SL. H. Leneis, Redraschitz; Ln. E. Willert, Passek i. M.; OL. J. Moraweß, Pflanzen; SL. J. Schönweiß, Arnsdorf bei Braunseifen; OL. W. Walter, Luschitz; SL. J. Kastner, Ullersgrün; SL. J. Seliger, Groß-Lubigau; L. W. Heinzmann, Taschwitz; Ln. M. Karschay-Seidl, Fundstollen (Chvojnica); stud. med. S. Hrabetz, Tabor bei Troppau; OL. M. Tschiedel, Christofsgrund; OL. K. Klier, Eibenberg; OL. H. Klinger, Maschau; OL. F. Sorger, Stockau bei Heiligenkreuz; L. G. Tuma, Oberseletan; SL. J. Hirsch, Neumoth; SL. J. Knorre, Wolschen; L. J. Kohlmann, Oelas; SL. J. Hirsch, Reichers; SL. G. Lindner, Werlsberg; L. K. Beutel, Udritsch; cand. rer. nat. F. Müller, Ritschka; OL. E. Tragl, Prennet; L. G. Steinert, Mokrau; OL. O. Kunze, Friedland-Jäckelsthal; L. F. Böhm, Schlowitz; L. L. Harazin, Babitz; SL. i. R. K. Giersig, Zuckmantel (durch die Leitung der Knaben-Bürgerschule); OL. F. Seidl, Gablonz bei Riemes; L. H. Thorn, Steingrün; SL. R. Klauschka, Pobutsch; OL. F. Zohner, Neudorf bei Römerstadt; OL. A. Schinzel, Schmiedau; OL. O. Walch, Wasleben; SL. Kilian Flor, Neudörfl bei Reischdorf; SL. E. Hantsch Althütten bei Neubistritz; OL. R. Kunert, Neuland bei Barzdorf am Roll; OL. A. Scharnagl, Seeberg; stud. phil. J. Hacker, Hinterkotten; SL. H. Kellner, Marberg; L. E. Fickert, Bernklau; SL. J. Rödl, Töpeles; L. E. Fischer, Haadorf; FL. B. Fischer, Friedersreuth; L. H. Pillat, Taucherschin; OL. i. R. W. Mautschka, Schindelhof; SL. H. Morawetz, Jarmirn; OL. J. Richter, Wildschütz bei Trautenau; OL. L. Schichor, Schönau bei Neutitschein; OL. F. Zeitz, Dorf Eisenstein; SL. J. Hirsch, Kain; OL. H. Markgraf, Albern; OL. W. Reichenauer, Oppolz; OL. M. Wach, Tölitschen; OL. A. Nürnberger, Rabenstein a. Schnella; OL. J. Fischer, Rodisfort; L. O. Schöfer, Andersdorf bei Bärn (mit Tischlermeister E. Tengler und Landwirt J. Berger); OL. M. Link, Neu-Wilmsdorf; OL. J. Smrtschek, Triebisch; Landwirt W. Mihatsch, Lichten (durch OL. A. Zielezník); SL. F. Reyland, Lochau; OL. J. Poupe, Woitzdorf; SL. P. Weber, Rohlheim; SL. L. Hahn, Losau; SL. A. Davis, Petersdorf bei Domstadtl; Landwirt R. Sauer, Schnobolin; SL. K. Vormann, Woschana; OL. F. Harant, Janessen; L. A. Umlauft, Haan; OL. J. Plamper, Bielenz; OL. P. Röschl, Böhm.-Platnik; Prof. Dr. H. Dittrich, Gablonz a. N. (für Hermannsthal); VDn. A. Witschel, St. Joachimsthal; OL. F. Müller, Hareth; L. K. Kutschera, Bergesgrün; techn. Betriebsleiter G. Beck, Fulnek; L. F. Richter, Sonnenberg; OL. K. Mayer, Thönischen; SL. J. Voos, Möritschau; L. H. Schöttner, Torndorf (Trnčin); OL. J. Schön, Pernhartz; SL. A. Kühnel, Kninitz; L. H. Purkart, Bärringen; SL. A. Viebl, Krotitz-Spiels; OL. R. Lux, Ebersdorf bei Friedland i. B. (mit L. B. Riemer); L. O. Habel, Alt-Rothwasser; cand. jur. H. Tiller, Neustadtl bei Tachau; OL. E. Wagl, Piberschlag; Ln. A. Gold, Leipertitz; OL. R. Weinelt, Altenbuch; OL. A. Pika, Rimlau; L. R. Rauscher, Braunseifen; Lehrkörper der Knaben-Volks- und Bürgerschule, Zwickau i. B.; L. J. Palm, Hochofenwerk (mit Farbermeister i. R. W. Lorenz); OL. A. Kunzler, Niederhof; OL. W. Posner, Rott-

Digitalisiert von Google

witz; L. E. Klein, Roks (Rakúly); SL. A. Hausotter, Neudek bei Bölten; Ln. G. Jantsch, Proschwitz a. R.; L. W. Göttlicher, Hof i. M.; Ln. L. Wanka, Ruttenplan (mit OL. J. Janusch, L. J. Gerstner und L. G. Werner); stud. phil. A. Kanowsky, Prag, für Klein-Hoschütz, Oberschl, Schlausewitz und Schreibersdorf (Hultschiner Ländchen); stud. phil. R. Miklós, Kniesen (Slow.); OL. A. Sommer, Widach; Ln. E. Maurer, Fölk; SL. W. Schulhauser, Großhaid; L. J. Roth, Holumtz; L. F. Reif, Sablat; SL. J. Springer, Nieder-Frlitz; OL. W. Bittner, Patzdorf im Adlergebirge; OL. A. Diener, Klingkart; SL. L. Jahorsky, Stoos; OL. F. Rauscher, Haidl am Hornberg; OL. R. David, Petersdorf bei Gurschdorf; SL. W. Fellinger, Woschnitz; Kaufmann E. Mirsch, Wernsdorf bei Haaden; OL. F. Bauer, Brotzen; prov. VL. R. Seidler, Friedland a. d. Mohra; OL. J. Tietz, Ratschendorf (mit L. K. Geißler und L. E. Bergmann); OL. R. Pompl, Unterjamny; SL. J. Sladek, Radinetschlag; SL. i. R. P. Piesch, Karlsthal; prov. SL. J. Fettinger, Gelbarz; OL. F. Forkarth, Pilnikau; L. E. Hübel, Katharinberg; OL. R. Hanke, Neu-Ullersdorf bei Mähr.-Altstadt; L. F. Benischek, Stecken; SL. A. Zebisch, Arletzgrün; OL. H. Alt, Bernsdorf bei Zöptau; OL. L. Schoterl, Gatterschlag; SL. J. Hembera, Böhm.-Bernschlag; SL. L. Millauer, Ujest bei Pfraumberg; OL. H. Zimmermann, Einsiedel bei Reichenberg; OL. J. Benirschke, Kunzendorf (Bez. Bärn); L. R. Mai, Johannesthal; prov. OL. J. Mettele, Reischdorf; evang. Pfarrer J. Petrenz, Bierbrunn; OL. E. Auft, Morawitz; OL. H. Jüngling, Harrachsdorf; OL. F. Schwarz, Neuschallersdorf; OL. i. R. W. Schindler, Kaiserswalde; L. A. Schuhauser, Maria-Radeitz (mit OL. B. Feller); OL. R. Fischer, Rosenthal bei Braunau; Landwirt R. Kretschmer, Habrowan; OL. W. Zewel, Stritschitz; L. G. Keller, Chinitz-Tettau; SL. O. Hornik, Gaisdorf; OL. H. Raab, Radschin; L. A. Girlich, Langwasser; L. G. Lenhart, Scheibenradisch; Grundbesitzer G. Zeisel, Damitz; L. F. Herzig, Sattel; L. F. Stöhr, Loosdorf; OL. J. Till, Brüsau; SL. R. Albrecht, Wald; OL. F. Klewek, Frankenhammer; L. F. Plaschke, Kratschen; SL. W. Baumgartl, Lischin; OL. J. Strunz, Böhm.-Röhren; VL. A. Fischer, Radonitz; SL. W. Kosch, Hauska; OL. F. Menz, Waltersdorf (Bez. B.-Leipa); L. F. Holzer, Millowitz; L. J. Höger, Schönau bei Znaim; OL. J. Lad, Sonnberg bei Gratzen; L. J. Dibal, Blauendorf; L. Th. Sigmund, Rudolfstadt; OL. J. Hans, Gutwasser bei Hartmanitz; OL. F. Kilian, Ulrichschlag; OL. R. Kresa, Kallesgrün; OL. W. Ertel, Groß-Wallstein; L. J. Tichy, Metzling; OL. R. Wenzl, Muschau; L. J. Schwarz, Klein-Herrlitz; OL. R. Schütz, Hinterhäuser; OL. J. Oschowitzer, Altkinsberg; SL. F. Güntner, Gerten bei Jechnitz; SL. J. Riedl, Loschowitz; SL. W. Herrmanns, Hruschewan bei Leitmeritz; SL. J. Hacke, Bosowitz; L. J. Schug, Prosnik; OL. J. Penka, Rostitz; OL. R. Pauer, Wichwitz a. d. E.; FL. E. Oschowitzer, Tachau; evang. L. A. Simon, Reinhardsdorf; SL. H. Böhm, Gollnetschlag; OL. R. Kohler, Ramitz; OL. E. Riedl, Neudorf bei Petschau; L. J. Fröhlich, Runcschhau; OL. H. Rowotny, Langenbruck bei Reichenberg; OL. E. Illmann, Niedergrund a. d. E.; OL. J. Donner, Permesgrün; OL. J. Hergeth, Hirschenstand; L. O. Uhrs, Auern; OL. C. Hainisch, Ullrichsthal bei Tetschen a. E.; OL. A. Tischler, Weitentrebetitsch; L. F. Pecher, Sudau; OL. E. Schmid, Oberlindewiese; OL. F. Adler, Schmaubübel; SL. J. Starck, Rückstutz; OL. F. Reeh, Starkstadt; SL. R. Pimper, Mühlhofen; L. J. Prognet, Lochutzen; SL. R. Fischer, Lipenz; L. G. Lüftner, Nieder-Ullersdorf bei Grulich; OL. G. Könzig, Neusattel bei Saaz; OL. i. R. J. Titze, Hennersdorf in Schlesien; SL. H. Zilke, Hermsdorf bei Mähr.-Weißkirchen; SL. J. Irrlich, Waißak; SL. F. Seitz, Lohowa; L. F. Birnbaum, Reichen; SL. J. Schick, Daub; OL. A. Hirsch, Dielling; SL. M. Jungbauer, Oberschneedorf; OL. i. R. J. Stöhr, Redenitz; SL. V. Wittreich, Deutsch-Eschchen; OL. J. Wandrey, Dittersdorf bei Abtsdorf; OL. F. Richter, Lang-Lammitz; OL. R. Holda, Weigensdorf; OL. H. Porst, Hosterlitz; Privatier W. Hammerla, Borotschen; L. R. Lang, Bad Königswart; OL. R. Eisenkolb, Treibenken; SL. J. Hirsch, Zinolten; OL. S. Ratenseitner, Hatschitz; OL. W. Strichzirtich, Trahowitz; OL. G. Wiedner, Kremusch; OL. F. Wunnetal, Bratelsbrunn; SL. J. Rösel, Stupna; OL. A. Donat, Sankt Georgenthal; Private E. Mikula, Michelsdorf bei Landskron (mit OL. R. Schmidt); OL. R. Petter, Tutenetz; OL. J. Leitermann, Hollitz bei Neuern; OL. R. Teichmann, Ober-Schönbrunn; L. R. Herzig, Mähr.-Lotschnau; SL. Th. Maderner, Freistein; L. J. Wagner, Kaltenbrunn; OL. H. Schnabel, Marienberg; OL. L. Girsig, Weißbach bei Jauernig; OL. F. Lutsch, Kaltenlautsch; SL. J.

Digitalisiert von Google

Schnörch, Weſſiedel; OL. E. Beier, Gerlsdorf; OL. A. Haubl, Gabhorn; L. W. Sadlo, Prchleſchen; OL. A. Patzak, Proſchwitz bei Arnau; OL. H. Tomaſchko, Elenorenhain; OL. E. Kollovſky, Bleiswedel; Ln. F. Müller, Welperſchitz; OL. A. J. Reſiel, Voigtsbach; BD. J. Jörkler, Weipert; OL. J. Seelig, Luck; L. R. Wolf, Neuſiedl bei Nikolsburg; Revierförſter a. D. und Landwirt R. Hofmann, Rockendorf; L. J. Pinsker, Silberberg bei Buchers; FL. J. Rödig, Aberthaun; prov. OL. F. X. Burgemeiſter, Medonoſt; L. H. Rolletſchek, Bärnwald; OL. R. Schreiter, Trupſchitz; L. E. Kunert, Straußnitz; OL. F. Sequenz, Pohler; SL. J. Medla, Raſchnitzfeld; L. H. Lagner, Groß-Prieſen bei Auſſig; L. J. Lehnert, Petrowitz bei Lewin; OL. R. Lutz, Munker; BD. E. Hauſchek, Mißlitz; L. H. Brix, Hohenſtadt; FL. L. Liebald, Schmiedeberg; OL. F. Merten, Einſiedl bei Johnsdorf im Erzgebirge; L. G. W. Roller, Paßnau; OL. E. Schaurich, Johannesberg; Theologe F. Prokſch, Groß-Hoſchitz; Theologe J. Suchanek, Schepankowitz; L. W. Weikert, Röhrsdorf bei Zwickau; L. J. Wagner, Schlackenwerth; OL. A. Ham, Groß-Aupa; SL. J. Hausmann, Leukersdorf; SL. R. Krumpholz, Nitſchenau; OL. i. R. J. Lanzendörfer, Beneſchau bei Hultſchin; L. H. Schluppeck, Chuchelna; Maurer und Landesvertreter J. Klimek, Chlebičov bei Hultſchin.

Antworten

(Einlauf bis 20. Jänner)

Mehrere Umfragen (9, 31, 49—51, 72, 91, 116, 137 und 142) wurden durch Vermittlung von Prof. Dr. Franz Longin von Schüler(innen) des 3. Jahrgangs der deutſchen Lehrerbildungsanſtalt in Prag beantwortet. Die umfangreichen Antworten, die aus Raummangel hier nicht abgedruckt werden können, werden im Archiv hinterlegt. Es beteiligten ſich daran die Schüler(innen): Emilie Stürzl (Hundshaberſtift), Margarete Lorenz (Prachatitz), Edeltraut Luma (Birkenhaid), Gertrude Zeitz (Torf Eiſenſtein), Franz Herdegen und Stephanie Weidner (Waſſerſuppen), Wilhelmine Klug (Tinchau), Hildegard Thomayer (Haid bei Tachau), Ria Kußbach (Donawitz), Adolf Liewert (Silberbach), Lidwina Svoboda (Lang-Ugeſt), Rudolfine Klitzner (Tuppau), Berthold Döbrich (Dauba), Erich Tippelt (Lampersdorf), Hedwig Bicker (Alt-Sedlowitz), Willibald Wenſch (Brennau), Alfons Kreuzinger (Znaim), Alfred Zöllner (Einſiedel in der Slowakei). — Ebenſo können aus Raummangel nur einige der von Bruno Hocke in Gartitz eingeſandten Antworten mitgeteilt werden.

55. Umfrage. Regenwetter kommt, wenn die Hunde Gras freſſen (Auſſig), wenn auf der Gaſſe ſpielende Kinder ſehr lärmen (B.-Leipa). (B. Hocke, Gartitz.)

62. Umfrage.

In Brüx is nix,
In Dux is Jux,
In Kumetau is der Himmel blau.

Dieſe Reime hörte ich von Komotauer Jungen. (B. Hocke, Gartitz.)

92. Umfrage. In Niederliebich bei B.-Leipa hieß der Kienſpanhalter „Gahnoffe". Das Wort wurde auch als Schimpfwort gebraucht: Wos ſtiehſtn do wie eine Gahnoffe! Auch in Auſſig iſt „Offe" als Schimpfwort öfters weiblichen Geſchlechts: Du bleede Offe, ne ſu eine Maulaffe u. a. (B. Hocke, Gartitz.)

106. Umfrage. Ein ſtrenger Winter iſt zu erwarten, wenn die Haſen einen großen Fettanſatz haben. (R. Baumann, Neurohlau.)

129. Umfrage. Von Eierſpielen iſt hier zu Oſtern ebenfalls das „Einhauen" von Geldmünzen in die auf den Boden gelegten oder in der Hand gehaltenen Eier üblich. (Eduard Hönl, Biſchofteinitz.)

144. Umfrage. Mit dem Verbot der Zahlenlotterie ſcheinen die Traumbücher, die man noch vor 15 Jahren in Auſſiger Buchläden ſah, ſehr an Bedeutung verloren zu haben. (B. Hocke, Gartitz).

151. Umfrage. Das Wort Schädel hat in Zuſammenſetzungen eine verächtliche Bedeutung. (R. Baumann, Neuſattl bei Elbogen.)

154. Umfrage. Das Reißen zieht auch der Kreuzſchnabel an. In einem mir bekannten Fall wurde der Kafig über dem Bette des Kranken aufgehängt, deſſen Sohn, ein Oberwachtmeiſter der Gendarmerie, von der Wirkung dieſes Mittels über-

Digitalisiert von Google

zeugt war. (J. Schreiber, Grosse.) Alle Krankheiten zieht das Meerschweinchen an, im Stalle die Ziege. (A. Gücklhorn, Prag, für Milikau bei Mies.)

159. Umfrage. Beliebte Kartenspiele sind in Neurohlau: Mariage, Bauernfangen, Schafkopf, Schnapsen und seltener Preferanz, ferner: Schwarzer Peter, Ochs, leg dich, Turak. Diese drei Spiele spielt man ohne Geldeinsätze. (R. Baumann.)

160. Umfrage. Diese Saubaß genannte Geige, bei der statt der Schweinsblase auch leere Fischkonservenbüchsen verwendet werden, ist hier erst nach dem Umsturz (Ende 1918) bekannt geworden. (E. Hönl, Bischofteinitz.) Auch in Fleißen im Egerland ist der „Bumboß" zu finden. (A. Gücklhorn.) Von den verschiedenen Bezeichnungen, die bei Beantwortung der 35. Frage des 1. Fragebogens zum deutschen Volkskundeatlas zu Tage gekommen sind, verdient der in Eisendorf in Westböhmen übliche Name „Stoußrumpel" besondere Erwähnung.

161. Umfrage. In der Iglauer Sprachinsel wird der Bauer Wirt genannt. (A. Gücklhorn.)

162. Umfrage. Der Pimpernußstrauch, der nach Dr. Ferd. Müller's Kräuterbuch (1860) Klapper-, Blasen- und Totenkopfbaum genannt wird, liefert mit seinen deshalb „Bet'npeel'n" bezeichneten Früchten die Perlen (Kügelchen) für den Rosenkranz (Bet'n). (Dr. L. Wieder, Arzt in Alt-Schallersdorf bei Znaim, dessen Arbeit über volkstümliche Benennungen für Tiere, Pflanzen u. a. aus Südmähren bisher leider noch nicht im Druck erscheinen konnte.)

164. Umfrage. Die im letzten Heft veröffentlichte Scherzumdichtung von „Hinaus in die Ferne" ist mit verschiedenen Änderungen auch in anderen Gegenden verbreitet, z. B. in Neusattl bei Elbogen (R. Baumann) und Mariaschein (Lehrer K. Schmid). Am beliebtesten scheinen aber Umdichtungen zum Liede „Blaue Luft, Blumenduft" zu sein, z. B.

Blaue Luft, Blunzenduft,
Leberwurst und Kraut,
Wann der Seppl Hunger hät,
Frißt er's mit der Haut. (Dr. F. Longin, Buggaus bei Kaplitz).

Ähnlich auch in Lundenburg. (F. J. Beranek.) In Ottau und Malsching in Südböhmen (Th. Chmela) lauten die letzten zwei Zeilen auch:

Der Lehrer frißt die Wurst
mitsamt der Haut.

Oder es heißt bloß: Blaue Luft, Blunzenduft,
Unser Lehrer fliegt in d' Luft.

In Bischofteinitz (E. Hönl) lauten die zwei letzten Zeilen des ersten Stückes:

Frißt der Pud'l und der Schousta
mit der zäntn (gesamten) Haut.

Um Znaim (J. Göth) tritt an Stelle der Leberwurst in der zweiten Zeile ein Knödel, aber trotzdem heißt es in der dritten und vierten Zeile:

Die Alte frißt die Leberwurst,
Die Junge kriegt die Haut.

Um Znaim ist ferner die folgende Nachdichtung aus Grosse in Schlesien (J. Schreiber) ebenfalls bekannt:

Üb' immer Treu und Redlichkeit
bis an dein kühles Grab.
Und wenn du was erwischen kannst,
so stiehl nur wie ein Rab'!

In Südmähren kennt man endlich noch die Reime (J. Göth, Znaim):

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
den schickt er ins Gymnasium.
Da kann er schwitzen wie a Büg'leisen
und wenn er rauskummt, ist er blitzblitzdumm.

165. Umfrage. Nach den bisherigen Einsendungen sind biblische Rätsel auch heute noch beliebt. Wir können nur einige Proben anführen: Welches war das erste Getränk? Das Sodawasser („Und alles, so da Wasser war, wich zurück"). (A. Gücklhorn, Milikau bei Mies.) Wer war der erste Sodawasserfabrikant? Moses.

Digitalisiert von Google

(Es heißt, als er auf den Felsen klopfte: So da Wasser floß.) (J. Göth, Iglau-Znaim.) Welches ist die Hauptstadt im Himmelreich? Dannen. (Es heißt: Von dannen er gekommen ist.) (J. Göth.) War Goliath ein Mandl oder ein Weibl? Ein Weibl. (Es heißt: Es war ihm keiner gewachsen.) (J. Göth und E. Hönl, Bischofteinitz.) Warum hat der Riese Goliath nicht gelacht? Weil er als Riese kein Zwergfell hatte. (J. Schreiber, Grosse.) Wer war der erste Dichter? Nebel. (Es heißt: Dichter Nebel lag über den Gewässern.) (J. Schreiber.) Wer war der erste Kaufmann? Samson. (Es heißt: Gott nahm von ihm die Stärke.) (J. Schreiber.) Woher stammte Judas? Aus Aich bei Karlsbad. („Einer von euch wird mich verraten.") (A. Gücklhorn.)

166. Umfrage. Am Thomastage hütet sich jeder, beim Aufstehen der Letzte zu sein; denn dann bleibt er es das ganze Jahr. Daß man den Lucientag für den kürzesten gehalten hat, geht wohl auch aus dem Volksspruche hervor: Zu Loze bleibt der Tag stoze. (Stozen heißt plötzlich, auch erschrocken stehen bleiben.) (J. Schreiber, Grosse.) Ein ausführlicher Beitrag von A. Karasek-Langer über „Lucienglauben und -bräuche aus der Kremnitz-Probener und Hochwieser Sprachinsel in der Slowakei" wird im nächsten Heft erscheinen.

167. Umfrage. In der Gegend um Ottau und Malsching in Südböhmen ist der Weihnachtsbaum erst seit ungefähr 30 Jahren bekannt. (Th. Chmela.)

169. Umfrage. Bei Augenkrankheiten ruft man die hl. Ottilia, deren Bild im Kreuzgang der meisten Klöster zu finden ist, an (R. Baumann, nach Mitteilung einer Frau aus Hermersdorf bei Bensen; J. Göth für Znaim), ferner auch den hl. Tobias (Th. Chmela für Malsching) und die hl. Cäcilia (J. Göth für Klein-Tostitz bei Znaim.)

170. Umfrage. Manches alte Bauerngerät ist schon vollständig außer Gebrauch gekommen, z. B. hölzerne Eggen, Ruhr- oder Springhaken u. a. (J. Schreiber, Grosse.)

Umfragen

171. Wo gibt es ähnliche Kennzeichnungen der Bevölkerung wie z. B. „Drei Juden und zwei Zigeuner sind nicht so g'haut wie ein Neutischeiner"?

172. Wird in der Mundart nur der 1. und 4. Fall des Hauptwortes gebraucht oder sind alle Fälle üblich?

173. Wer kennt ähnliche Nachdichtungen zu modernen Tanzschlagern wie die folgende, vor kurzem in Eger aufgezeichnete und von stud. phil. Franz Böhm übermittelte:

Schöner Gigolo,
kaf mar a weng wäs ä(b),
Huasntracha, Bandla u Knepfla!
Kinna häbn ma
oins, zwoa, dra;
d' Mutta gäiht ins Wäsch'n,
d' Kinna schrein ums Bräut,
da Väta is ärwatslous —
schäina Welt, du gäihst in Fränz'n!
Wenn es Herz dir a bricht,
wird a Pflästa affipicht,
ma zählt's und du mußt tänz'n.

174. Wo kommt der Brauch vor, daß sich die Mädchen bei einer Tanzunterhaltung in einem Kreis aufstellen und singen? Sind auch Burschen im Kreis? Bewegen sie sich dabei? Oder wechselt Musik und Gesang ab und tanzen sie nur, wenn die Musik aufspielt? (Antworten womöglich mit Wort und Weise der dabei gesungenen oder gespielten Stücke.)[1])

175. Welche Schutzmittel (Amulette) wurden von den Soldaten im Kriege am häufigsten getragen?

[1]) Anfrage des Prof. Karl Horak in Wien.

Digitalisiert von Google

176. Ist das Todaustragen (Todaustreiben) noch üblich? An welchem Tage und in welcher Form?

177. Wo findet noch das Saatreiten statt?

178. Wo wird bei der Hauptmahlzeit statt der Suppe etwas anderes, z. B. Kraut, als Vorspeise gegessen?

179. Welche Wurstarten (Fleischwurst, Leberwurst, Blutwurst u. a.) gibt es beim Hausschlachten?

180. Wo sind noch in der Wohnstube angebrachte Gehschulen für die kleinen Kinder in Gebrauch? Wie sehen sie aus?

Schrifttum.

Will-Erich Peukert, Volkskunde des Proletariats. I. Bd. Aufgang der proletarischen Kultur. Frankfurt a. M. 1931. Neuer Frankfurter Verlag G. m. b. H. Preis geh. 5 M., geb. 6 M. 80. 196 S.

Es ist ein gefährliches Unternehmen, den Arbeiterstand auch auf rein wissenschaftlichem Gebiete von dem übrigen Volk loszulösen und ihm in der Volkskunde eine Sonderstellung zu geben. Umso gefährlicher ist es, wenn man nur einen Teil des Arbeiterstandes vor Augen hat und die hier gemachten Beobachtungen einfach verallgemeinert. Die Darstellung des vorliegenden Buches holt den Stoff aus der Geschichte eines Teiles der schlesischen Textilarbeiter, wohlgemerkt nur eines Teiles. Sie stimmt schon nicht mehr überein, wenn man andere schlesische Gebiete, etwa in Nordostböhmen, beobachtet. Sie trifft nicht zu, wenn man die Verhältnisse der Fabriksarbeiter anderer Gegenden berücksichtigt. Diese ergänzen sich doch vorwiegend immer wieder aus der Landbevölkerung, können aus dem Zusammenhang des Ganzen volkskundlich gar nicht ausgeschaltet werden, ebenso wenig wie die landwirtschaftlichen Arbeiter, Dorfhandwerker, Inleute und Kleinhäusler, die in manchen Gegenden mehr als Träger der volkstümlichen Überlieferungen in Betracht kommen als die Großbauern. Es ist sicher ein großer Unterschied da, wenn man den Anteil der einzelnen Volksschichten bei der Bildung und Fortpflanzung des volkskundlichen Stoffes ins Auge faßt. Beim Aberglauben und bei vielem Brauchtum, bei der Volkssprache, bei den Sprichwörtern und Redensarten u. a. sind alle Schichten beteiligt, bei anderen Stoffgebieten ist der Anteil verschieden. Beim Volkslied, aber auch für viele Formen des Volksglaubens und für Bräuche bietet die bodenständige, Stammeseigenart gut bewahrende Landbevölkerung den besten und ausgiebigsten Untersuchungsstoff. Wenn auch der Fabriksarbeiter im engsten Sinne, der keinen Grund und Boden besitzt und freizügig ist, der bald da bald dort seinen Arbeitsplatz hat, viel altes Volksgut abgestreift hat, genau so wie der Auswanderer, der auf ganz fremden Boden übersiedelt, so bewahrt er doch immer noch mehr an den Volksüberlieferungen als dieser, weil er auch dann, wenn er kein Grund- und Hausbesitzer ist, tausendfältig an seine Umwelt gebunden ist. Und es gibt Gegenden, wo der Fabriksarbeiter, dessen Lage durchaus nicht immer so traurig ist, wie sie in dem Buche, das hauptsächlich die sozialen und sittlichen Verhältnisse behandelt, dargestellt wird, der gar oft von dem Landwirt beneidet wird, der wichtigste Träger mancher Volksgüter ist. Wie z. B. R. Fox in seiner „Saarländischen Volkskunde" Bonn (1927) anführt (S. 205), kommt in den dortigen Industriegegenden der Bauer viel weniger als der Arbeiter und Handwerker bei der Pflege des Volksliedes in Betracht, das namentlich durch die sangeslustigen Arbeiterinnen der Stuhl- und Tabakfabriken, der Streichholzfabriken, Ziegeleien und Blechwarenfabriken fortgepflanzt wird. Trotzdem ein Endurteil über das ganze Werk Peukerts erst nach Erscheinen des 2. Bandes, der die eigentliche Volkskunde bringen wird, möglich ist, muß doch die Grundauffassung und Schlußfolgerung gerade vom Standpunkt der Volkskunde abgelehnt werden, daß nämlich der Proletarier einen Anfang bedeutet, daß er keine Bindungen nach rückwärts hat.

Karl Kronfuß † und Alexander und Felix Pöschl, Niederösterreichische Volkslieder und Jodler aus dem Schneeberggebiet. Wien und Leipzig 1930. 52 S.

Digitalisiert von Google

Diese neue Veröffentlichung des Österreichischen Volkslied-Unternehmens, zugleich der 1. Band der Ausgaben des Arbeitsausschusses für Niederösterreich, bietet eine Auswahl von 14 meist auch mit Jodlern versehenen Liedern und 11 Jodlern, die hauptsächlich im sangesfrohen Wiesenbachtal gesammelt wurden. Wort und Weise ist ungeändert und getreu der Überlieferung wiedergegeben.

Paul Sturm, Wintersonnenwende. Weihnachten im Lied. Verlag für Neue Deutsche Volksmusik Franz Tafel, Karlsruhe 1931. Preis geh. 2 M., geb. 3 M. 166 S.

Das mit Bildern von Hans Thoma geschmückte Liederbuch enthält 122 Lieder nach Sätzen von W. Hensel, Fritz Jöde u. a., darunter die ewig schönen alten Hirten- und Weihnachtslieder des Volkes und einzelne kürzere Krippenspiele.

Friedrich Carl Rotter, Hermesdorfer Weihnachtsspiel. Verlag Ernst Rudl, Mähr.-Schönberg 1930. Preis in Leinen 19 K 50 h. 40 S. Text und 32 S. Noten.

Das vorliegende Spiel ist eine Bearbeitung, zu der dem Verfasser rund 50 zumeist in der Umgebung von Mähr.-Schönberg gesammelte Weihnachtsspiele zur Verfügung standen. Doch bildet den Grundstock das in Hermesdorf übliche Spiel, das keine willkürlichen Änderungen erfuhr, sondern bei dem nur die Lücken mit Hilfe der anderen Spiele ergänzt wurden. Neu eingefügt wurde bloß die in jener Gegend als „Totentanz" selbständig und ohne Zusammenhang mit den Weihnachtsspielen überlieferte Szene. Das Buch, dem eine genaue Spielanleitung vorangestellt ist, eignet sich recht gut für seinen beabsichtigten Zweck, die alten innigen Weihnachtsspiele in diesem hart bedrohten Teil Nordmährens wieder zu beleben.

Werner Zirus, Ahasverus. Der ewige Jude. 6. Band von „Stoff- und Motivgeschichte der deutschen Literatur". Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin 1930. VIII und 73 S. Preis 5 M.

Die vom Volksbuch des Jahres 1602 ausgehende Arbeit zeigt, wie Züge des Volksbuchs literarisch ausgebildet werden, wie sich weiterhin der Stoff ohne ideenhafte Umgestaltung erweitert und endlich der ewige Jude als Idee in der neueren Dichtung erscheint. Eine genaue Zusammenstellung der deutschen Ahasverdichtungen (Gedichte, Novellen, Dramen, Epen, Romane) und der amerikanischen, dänischen, englischen, französischen und holländischen Ahasverdichtungen ist beigegeben. Die Volksüberlieferung ist wenig berücksichtigt; auch sie — ich nenne von neueren Sagensammlungen nur die Rheinlandsagen (II. S. 185ff.), Harzlandsagen (S. 165), Westfälische Sagen (S. 297), Hessen-Nassauischen Sagen (S. 300), Schwarzwaldsagen (S. 199f.) des „Deutschen Sagenschatzes" (Diederichs, Jena) — bietet viel Bemerkenswertes.

Dr. Viktor Karell, Die Sagen. Heimatkunde des Bezirkes Komotau. Herausgegeben und verlegt vom Deutschen Bezirkslehrerverein Komotau. 3. Band: Volkskunde. 4. Heft. Komotau 1930.

Das vom Bauernmaler G. Zindel mit eindrucksvollen Bildern gezierte Buch ist eine treffliche Leistung Karells, der eine größere Arbeit über die sudetendeutsche Sage vorbereitet. Die Sagen sind geschickt angeordnet und in schöner Sprache wiedergegeben. Bloß die angefügten drei Märchen haben mit dem schlichten Volksmärchen nichts gemeinsam und sind ausgesprochene Kunstmärchen. Die Sagen selbst stammen teils aus der literarischen Überlieferung, teils sind sie unmittelbar aus dem Volksmund aufgezeichnet und hier zum erstenmal veröffentlicht.

Rudolf Hruschka, Der Räuber Grasel in Böhmen und Mähren. Verlag Moldavia, Budweis 1930.

Gestützt auf das vorhandene Schrifttum, das seine Zusammenfassung in dem Buche „J. G. Grasel und seine Kameraden" von Dr. R. Bartsch erfuhr, schildert der Verfasser zunächst das Leben und die Untaten des Verbrechers nach den geschichtlichen Tatsachen und gibt dann das davon stark abweichende Bild des Grasel, wie

Digitalisiert von Google

er in der Sage fortlebte. Wie wichtig dies für die Sagenforschung ist, beweist der Beitrag Hruschkas in unserer Zeitschrift, der manche Ergänzung zu dem im Buch Geschilderten bringt. Vor allem wird deutlich, wie stark in neuerer Zeit der literarische Einfluß bei der Sagenbildung ist.

Martin Wähler, Die Weiße Frau. Vom Glauben des Volkes an den lebenden Leichnam. Verlag Kurt Stenger, Erfurt 1931. Preis geh. 3 M. 88 S.

Der an der Stammburg der Orlamünder Grafen aufgewachsene Verfasser dieser gründlichen Arbeit hat von Kindheit an ein persönliches Verhältnis zu dem weitverbreiteten Sagenstoff von der weißen Frau, bei dem er insbesondere den naturmythischen Grundlagen nachgeht und die Weiterbildung der Sage in der Volks- und Kunstdichtung bespricht.

Erwin Liek, Das Wunder in der Heilkunde. J. F. Lehmanns Verlag, München 1930. Preis geh. 3 M. 60, in Leinen geb. 5 M. 208 S.

Der durch sein erstes Buch „Der Arzt und seine Sendung" berühmt gewordene Danziger Arzt Liek steuert mit diesem neuen Werk, in dem unter den unzünftigen Wunderheilern der Gegenwart im besondern auch Zeileis behandelt wird, auch viel zur Volksmedizin bei, in der nach seinen Worten neben einem Wust von Aberglauben und Unsinn manches Goldkorn, manche Jahrtausende alte und bewährte Erfindung steckt. Die Volksmedizin ist es aber auch, die den Satz Lieks immer wieder bestätigt, daß die Heilkunst niemals des Wunders entbehrt hat und niemals entbehren wird.

Josef Ringler, Schmiedeeiserne Grabkreuze. Eine Auslese vom Ausklang der Spätgotik bis zum Empire. Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck. Wien und München 1931. Preis kartoniert mit Schutzumschlag 5 M. 50. 120 S. und 104 Tafelbilder.

Das vornehm ausgestattete Werk besteht aus 31 Seiten Text mit drei einführenden Aufsätzen „Friedhofskultur", „Vom Stil in der Schmiedekunst" und „Die stilistische Entwicklung des Grabkreuzes" und den auf den großen Tafeln in allen Einzelheiten gut zur Geltung kommenden Abbildungen der Grabkreuze, die vielfach ihre enge Verwandtschaft mit denen Süd- und Westböhmens zeigen, die Dr. A. Bergmann in vorbildlicher Weise gesammelt und erforscht hat.

A. Richter, Deutsche Redensarten. Sprachlich und kulturgeschichtlich erläutert. 5. Aufl., herausgegeben von O. Weise. Verlag Friedrich Brandstetter, Leipzig 1930. Preis geh. 3 M., geb. 4 M. 248 S.

In diesem Buche, das wiederum durch neue Redensarten vermehrt wurde, so daß derzeit 253 behandelt werden, findet jeder das notwendige und verläßliche Nachschlagewerk, der sich über den Sinn, die Herkunft, Geschichte und Verbreitung der Redensarten unterrichten will. Man erfährt hier z. B., daß die so häufige Wendung „Es ist höchste Eisenbahn" von dem Vertreter des Berliner Volkswitzes in den 30er und 40er Jahren des 19. Jahrhunderts Adolf Glaßbrenner stammt und in seiner humoristisch-dramatischen Szene „Ein Heiratsantrag in der Niederwallstraße" vorkommt, in der der Briefträger Bornike, der in seiner Rede die Begriffe zu vertauschen pflegt, auch den Satz gebraucht: „Es ist die allerhöchste Eisenbahn, die Zeit ist schon vor drei Stunden angekommen".

Bayerischer Heimatschutz. Zeitschrift des bayerischen Landesvereines für Heimatschutz. 26. Jahrgang (1930). Verlag Dr. Benno Filser, Augsburg. 146 S.

Auch dieser Band des von Dr. J. M. Ritz sachverständig geleiteten Jahrbuches, der der Tagung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde in Würzburg gewidmet war, zeichnet sich wieder durch die Vielseitigkeit und Gediegenheit der Beiträge und den reichen Bildschmuck aus. Aus der Fülle von Aufsätzen seien bloß genannt: R. Hindringer, Das Dreikönigszeichen; J. Blau, Böhmerwälder Glasbilder; W. Mitzka, Bayrische Boote; R. Sitzmann, Beiträge zur Töpferkunst in Oberfranken; J. M. Ritz, Das Heimatmuseum in Schnaittach bei Nürnberg; A. Span-

Digitalisiert von Google

nagel, Die Steinhäuser in Stockheim in Unterfranken; H. Güthlein, Fachwerkbauten im Westen von Mittelfranken; Th. Harburger, Werke jüdischer Volkskunst in Bayern; M. Walter, Der Bildstock im bayerischen Odenwald. Der Band enthält ferner viele „Kleine Beiträge", die Fortsetzung des Schriftenverzeichnisses zur ortsnamenkundlichen Literatur Bayerns, „Allgemeine Nachrichten" und Buchbesprechungen, darunter eine ausführliche über Jungbauers „Volkslieder aus dem Böhmerwalde" von dem verdienten bayerischen Volksliedforscher St. Ankenbrand und eine über unsere Zeitschrift von dem bekannten Volksbotaniker H. Marzell.

Rudolf Lochner, Das Volksbildungswesen in der Tschechoslowakischen Republik. München 1930. 40 S.

Dieser Sonderdruck aus dem Münchener Volksbildungskalender 1931 unterrichtet gut über das Bildungswesen der Tschechen und Deutschen im allgemeinen und der Nordböhmen, vor allem der Reichenberger, im besondern. Zu bedauern ist, daß gerade bei dieser in Bayern erfolgten Veröffentlichung der Böhmerwald ganz leer ausfällt. Dieser ist, wie an verschiedenen Beispielen gezeigt werden könnte, ein Stiefkind der meisten nationalen, kulturellen und wissenschaftlichen Spitzenvereine, Gesellschaften und Anstalten, die gewöhnlich in Nordböhmen ihren Sitz haben und daher auch räumlich vom Böhmerwald weit entfernt sind. Ein Böhmerwäldler Hans Schreiber hat schon 1893 ein „Handbuch der deutschen Volksbildungsbestrebungen" geschrieben, derselbe ist Gründer des „Vereines für Volkskunde und Volksbildung im Böhmerwalde" und war Leiter der Böhmerwaldvolkshochschule, die im Abschnitt „Das Volkshochschulwesen seit 1919" doch auch eine Erwähnung verdient hätte. Die von diesem Vereine errichtete Böhmerwaldbücherei und der von ihm durch einige Jahre herausgegebene Wäldlerkalender nehmen mit dem seit 1923 bestehenden Böhmerwaldmuseum in Oberplan einen hervorragenden Platz in der Geschichte des Volksbildungswesens im Böhmerwalde ein.

Der Heimatspiegel. Jahrbuch und Auskunftei der Iglauer Sprachinsel. 2. Jahrgang. Herausgegeben im Auftrage der Gauleitung VI des D.K.V. von Ignaz Göth. Iglau 1931.

Dieser 2. Jahrgang hat die Form eines Kalenders mit ausführlichen Angaben über Ämter, Schul- und Bildungswesen, Genossenschaften, Vereine usw. Zahlreiche Erzählungen, darunter eine „Ein Wiegenlied", das ein auch von H. Watzlik verwertetes Motiv aus den „Iglauer Sagen" von A. Altrichter behandelt, Gedichte und belehrende Aufsätze machen das mit vielen Bildern geschmückte Buch zu einem wahren Hausschatz der Iglauer.

Zur Beachtung

Neuen Abnehmern wird der Jahrgang 1930 der Zeitschrift zu dem ermäßigten Preise von 25 Rtsch., in Halbleinen gebunden 35 Rtsch., nachgeliefert. Mittellose Gemeindebüchereien können den gleichen Jahrgang unentgeltlich erhalten, wenn sie ein diesbezügliches Ansuchen (ungestempelt) an den staatlichen Büchereiinstruktor Dr. Anton Mousha in Prag III., Maltézské nám. 1, richten.

Das 6. Heft des 1. Jahrganges (1928) ist vollständig vergriffen. Es wird um 10 Rtsch. von der Verwaltung der Zeitschrift zurückgekauft. Das 1.—5. Heft kann um den Preis von 20 Rtsch. bezogen werden. Preis des II. Jahrganges (1929) 25 Rtsch., in Halbleinen gebunden 35 Rtsch.

Probehefte zur Werbung neuer Abnehmer stehen jederzeit zur Verfügung.

Nachforderungen nicht erhaltener Hefte sind postfrei, wenn auf dem Briefumschlag der Vermerk „Postfreie Zeitungsbeschwerde" steht.

Die Bezieher in Deutschland und Österreich werden darauf aufmerksam gemacht, daß beim Postscheckamt Leipzig das Konto Nr. 28.668 und beim Österreichischen Postsparkassenamt in Wien das Konto Nr. 103.119 für unsere Zeitschrift eröffnet wurde.

Das nächste Heft erscheint als Doppelheft im Mai. Beiträge hiezu erbittet die Schriftleitung bis 30. April.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII., Vocelova 10.
Druck von Heinr. Mercy Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die Post- und Telegraphendirektion in Prag. Erlaß Nr. 1806—VII—1928.

Digitalisiert von Google

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgeber und Leiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII. Chodská 2a

4. Jahrgang 1931 **2./3. Heft**

Anton Günther

Von **Hans Fischer**, Graslitz

Der bekannteste und typischeste aller erzgebirgischen Mundartdichter ist wohl Anton Günther. Er ist der beliebte Sänger, den nicht nur die Heimat als einen ihrer treuesten Söhne preist, den auch das ganze deutsche Land, die großen und kleineren Städte alle zu sich rufen und verehren. An seinem Lebenslauf[1]) erkennen wir voll und ganz das Leben des Erzgebirglers von der Kindheit bis ins Alter, wie er darbt, wie er sich müht, wie er in die Fremde zieht, dort kümmerlich sein Brot zu erwerben. Wie er aber auch an der Scholle hängt und immer diese große Sehnsucht nach der Heimat in sich trägt, die ihm auch meist in Erfüllung geht, mindestens an seinem Lebensabend.

Auch Günthers Jugendzeit ist ein Arbeiten und Darben in der Fremde. Doch all sein Schaffen gilt der Heimat. „War sei Hamit liebt, liebt a sei Volk." Mit diesem Geleitspruch beginnt er die eigene Lebensbeschreibung im Vorwort seiner Büchlein „Vergaß dei Hamit net!" In ihm faßt er das ganze Trachten und Streben seines Lebens zusammen.

Anton Günthers Vater hieß Hans Günther. Er war Bergmann wie alle seine Vorfahren und zog — bereits verheiratet — nach dem Brande St. Joachimsthal im Jahre 1873 wieder nach Gottesgab zurück, von wo er in seiner Jugend mit

Digitalisiert von Google

seinen Eltern hergekommen war. Zum Unterschied von den vielen anderen Günthers in Gottesgab nannten ihn die Leute „Tolerhans", da er ja aus dem „Tol" (St. Joachimsthal) kam. Als Stickmeister und Zeichner erarbeitete er sich für die immer größer werdende Kinderschar einen nur allzu geringen Verdienst, den er an Sonntagen durch Spielen mit der Ziehharmonika um einige Groschen vermehren konnte. Es waren zehn Kinder da.

Anton Günther selbst ist am 5. Juni 1876 geboren. Er war das zweite von den sieben am Leben gebliebenen Kindern. Antons Knaben- und Jugendzeit war an Not und Entbehrungen reich. Die Buben mußten die drei Ziegen, „die Kühe des Erzgebirglers", hüten, Holz, Beeren und Pilze aus dem Walde holen. Allerdings hat gerade das Verbundensein mit Wald und Flur seine Heimatliebe so groß gemacht. Mit fünf bis sechs Jahren mußten die Kinder schon Geld am Klöppelsack verdienen. „Aber Gottesfurcht war bei uns und gesungen und musiziert wurde den ganzen Tag[2])." Oft durfte Anton (oder Toni, wie er gerufen wird) seinen Vater ins Grenzwirtshaus „Neues Haus" begleiten, wo dieser Sonn- und Feiertags den Oberwiesenthaler und Gottesgaber jungen Leuten zum Tanz aufspielte mit seiner Ziehharmonika.

Antons Mutter war eine gute Frau, die sich ihr Leben lang abrackerte für ihre Familie und starb, als der Bub kaum 13 Jahre alt war. Jetzt war das Elend noch größer. Zur Not führte die Großmutter, des Vaters Mutter, mit der älteren Schwester Anna den kinderreichen Haushalt. Als es aber gar nicht mehr ging, mußte der Vater wieder heiraten. Eine Witwe wurde den Kindern nicht eine „Stiefmutter", sondern eine zweite Mutter, „die alles Leid und allen Kummer mit großer Sanftmut und Geduld mit uns trug[3])."

Bald kam die Berufsfrage für den jungen Anton. Seinem Wunsche, Forstmann zu werden, konnte er nicht nachgehen. Wie hätte er später mit diesem Beruf seine anderen Geschwister unterstützen können? So kam er denn nach dem fünf Stunden von Gottesgab entfernten Buchholz in Sachsen zu einem Lithographen und konnte 1895 nach beendigter Lehrzeit in die k. k. Hoflithographie A. Haase in Prag eintreten.

Hier begann nun ein neues Leben. Alles kalt und fremd. Ihm „fehlte die Heimat mit ihren Bergen und Wäldern"[4]). Die Gottesgaber in Prag kamen am „Gutsgewer Omd" wöchentlich zusammen, sangen Lieder und sprachen von der Heimat. Die bekannten deutschen Lieder sangen sie, aber es fehlte ihnen ein Lied in ihrer Mundart. „Und siehe da, ich weiß selbst nicht, wie es kam, ich war gerade beim Gravieren, da summte mir eine Melodie durchs Gemüt, meine Gedanken waren im alten Elternhäusel daheim und das Lied war fertig. Ich brachte es zu Papier. Es war mein erstes Lied ‚Drham is drham'[5])."[6]) Am nächsten „Gutsgewer Omd" mußte er das Lied immer wieder singen. Seine Landsleute hatten große Freude daran. Günther ließ hundert Stück in Postkartenform drucken, die meist in die Heimat geschickt wurden.

Eine neue Sorge konnte Anton seinen Eltern abnehmen, als er zwei seiner Brüder in Prag unterbrachte. Für ihn aber waren das neue Lasten und Entbehrungen, doch „ein bißchen Mut, ein bißchen Gottvertrauen,

Digitalisiert von Google

die rechte Liebe zur Heimat und zu seinem Volke bringen alles zustande."[7]) Nach und nach verdiente er mehr durch Nebenarbeiten. Die Not und auch wieder die starke Hoffnung, daß er seinen Eltern in ihren alten Tagen werde helfen können, erzeugte in ihm immer wieder neue Lieder. Er ließ sie alle auf Postkarten mit Bildern, die er selbst entwarf, drucken und sandte sie seinem Vater und Bruder Julius, die in Gottesgab einen kleinen Laden mit Reiseandenken, Spitzen und Sportartikeln besaßen und auch den Hausierhandel betrieben. Hier wurden nun auch die Karten mit verkauft.

Im Herbste 1899 machte Günther beim 92. Infanterie-Regiment in Komotau seine achtwöchige Ausbildung durch. Hier entstand das Lied „'s Ei'rück'n"[8]).

Einmal bot sich ihm eine gute Stelle in Dänemark. Damals hat er seinen schwersten Kampf ausgefochten. Wollte er sich doch weiter ausbilden und die Welt noch anschauen, andererseits aber konnte er seine Geschwister und seinen Vater nicht im Stiche lassen. Als wieder einmal „Gutsgewer Omd" gewesen war, trat die Entscheidung ein. Am Heimwege durch das nächtliche Prag kam ihm sein väterliches Haus mit all der Not, die in ihm wohnte, in den Sinn. Eine Melodie summte durch sein Inneres und er schrieb ein neues Lied nieder: „Mei Vaterhaus"[9]). Davon das erste Gesätz:

Günther mit seinem Sohn beim Mähen.

Dort wu da Grenz' ve Sachsn is,
In Wald da Schwarzbeer[10]) blüht.
Dort wu mr heit noch klipp'ln[11]) tut.
In Winter hutz'n[12]) gieht:
Dort stieht, net weit ven Wald drvah,
Sieht klaa on ärmlich aus,
|: A Hüttl, när aus Holz gebaut.
Dos is mei Vaterhaus. :|

„Seit dieser Zeit war mir mein Lebensweg vorgeschrieben. Erst kommt mein Vaterhaus und alles, was in ihm lebt und webt, und dann komme ich. So habe ich es treulich gehalten[13])." Sein Lied also entschied über sein ferneres Leben. Und im selben Jahre (1901) starb plötzlich sein Vater.

Nun war für Anton Günther eine ganz neue Lage gegeben. Er kündigte seine Stelle in Prag und trat als Fünfundzwanzigjähriger an Vaters statt über so viele Geschwister. Leicht war es nicht für ihn. Sie haben zusammen

Digitalisiert von Google

sehr einfach gelebt. Anton stach mit seinem Bruder Julius Torf (Muhe), trug Holz nach Hause und betrieb Landwirtschaft mit Wiese, Kuh und Ziege. Dann und wann nahmen beide „Rucksack, Stock, Pfeife und Tabak, steckten ein tüchtiges Stück Brot ein“[14]) und wanderten mit ihren Liederpostkarten durchs Erzgebirge. Besonders in Sachsen hatten sie Erfolg. Auch „entstand ein Lied nach dem anderen, teils ernst, teils heiter, jedes Lied ein Stückchen meines Lebens bedeutend“[15]).

Überall wurden seine Karten verlangt, seine Lieder gesungen und in vielen Gasthäusern von Einheimischen vorgetragen. Nicht nur Schrammelkapellen mit Sängern an der Spitze verbreiteten seine Lieder, sondern auch er selbst wurde in alle möglichen kleinen und großen Städten (selbst Wien und Berlin) gerufen. Der Absatz seiner Liederpostkarten wurde immer größer, so daß er schließlich für seinen Selbstverlag im Gasthause „Tiroler“ in Gottesgab einen kleinen Laden mieten mußte mit einer Konzession für Musikalienhandel. Die größten Ehren wurden Günther zuteil, als er 1906 und 1907 vor König Friedrich August von Sachsen und 1908 vor Erzherzog Karl Franz Joseph einige seiner Lieder vortragen konnte.

Günther konnte nun im Laufe der Jahre alle seine Geschwister gut versorgen. Schließlich fand auch er ein liebes Weib, wie ers in einem Liede forderte: „Deitsch muß mei Madl sei nooch meiner Art.“[16]) Zwei Kinder gebar sie ihm, Erwin und Marie. Auch ein Häuschen konnte er sich kaufen. Gern ging er aber noch ins alte Elternhäusl „hutzn“, suchte seine Mutter und sein immer noch arbeitsames Großmütterchen auf.

Zum Gedenken an seine arme Herkunft und zur Unterstützung armer, alter und kranker Leute in Gottesgab hat er mit Hilfe seiner Gönner und Freunde eine Stiftung eingesetzt. Seinem Vater, dem Tolerhans, zu Ehren heißt sie „Tolerhanstonl-Stiftung“.

Der große Krieg kam und der Tolerhanstonl mußte mit hinausziehen. Auch im Schützengraben ließ ihm seine dichterische Ader keine Ruhe. Mit vielen Auszeichnungen, aber auch mit einer schlimmen Verwundung kam er 1916 zurück. Wie freute er sich, als es seiner geliebten Heimat wieder zuging. Da war ihm der körperliche Schmerz nichts. Im Sommer 1918 mußte er in Leitmeritz Hilfsdienst machen, im Herbst des gleichen Jahres kam er endlich ganz nach Hause, wo ihm ein drittes Kind entgegenlachte.

Schrecklich waren die Jahre, die die Erzgebirgler „im Hinterland“ durchmachen mußten. Hungersnot, Tod und jegliches Elend. Auch für A. Günther hat die Kriegszeit Lücken gerissen. Sein Schwiegervater war gestorben, sein Bruder Julius gefallen. Das alte, verehrte und treulich gepflegte Großmütterlein überdauerte die Kriegsjahre — wunderbar —, starb aber am Ostersonntag (19. April) 1919 im 98. Lebensjahre.

Und die Geschwister Günther haben weiter in Freud und Leid zusammengehalten. Im Elternhäusl lebt noch die alte Mutter. Der Tolerhanstonl treibt eine kleine Landwirtschaft: zwei Kühe, Wiesen und Felder, Kartoffelbau, all das ernährt seine Familie reichlich. „Wir arbeiten mit Gottvertrauen von früh bis abends und freuen uns, unsere Pflicht nach besten Kräften zu erfüllen.“[17]) Das ist sein Lebensprogramm.

Digitalisiert von Google

Als A. Günther am 5. Juni 1926 seinen 50. Geburtstag in voller Frische und Freude feierte, da zeigte sich besonders die große Liebe und Verehrung, die er genießt. Für seine Vaterstadt Gottesgab, wo er in vielen Vereinen hervorragend tätig ist, war sein Freudentag auch ihr Fest. Ehrenbürger verschiedener Orte und Ehrenmitglied verschiedener Vereine ist er, besonders in Sachsen, an diesem Tage geworden. Schafft auch A.

Günther bei seinem Gespann.

Günther rüstig weiter, so sehen wir doch schon jetzt sein Leben als etwas in Ernst und Fröhlichkeit, in Leid und Freud harmonisch Geschlossenes, das uns auch in seinen dichterischen Erzeugnissen[18]) offenbar wird.

Aus dem einzelnen Erlebnis heraus hat er geschaffen, aber nicht zusammenhanglos, fundamentlos. Durch alle seine Gedichte weht der Atem der Heimaterde, seines geliebten Erzgebirges.

„Drham is drham"[19]) war sein erstes Lied. Es ist für die Zukunft bedeutsam. Inhaltlich weist es schon auf zwei erzgebirgische Typen hin, die später in eigenen Gedichten wiederkehren: „Da Bordnhannler" und „Da Musiker". Die reisen lang und weit in der Welt umher, suchen sich ihr bißchen Verdienst, kehren aber gern wieder in die Heimat zurück. Mußte einer in früherer Zeit seine Soldatenzeit von zwölf Jahren in der Fremde abdienen, so kehrte in jedem Brief dasselbe wieder: „Motter, drham is drham". Kommt ein Junger zum erstenmal hinaus, so spürt er gleich den

Digitalisiert von Google

anderen Wind, der weht, die anderen Formen, denen er sich fügen muß, und er singt: „Drham is drham, när drham mächt ich sei." Die Form des Gedichtes ist ein Anfang. Das Wichtigste bleibt vorderhand das Inhaltliche.

Viele Lieder hat Günther aus dieser Haltung geschaffen. Manches Schöne, aber auch viel minder Feines. Wir sehen öfters ein und dasselbe Motiv immer in etwas anderer Form wiederkehren, rein gefühlsmäßig bis zum Sentimentalen und Banalen ausgelebt. Zum Beispiel: „Hamweh"[20], „Hamwärts"[21], „Deitsch is mei Liedl"[22], „Vergaß dei Hamit net"[23], „Deitsch on frei wolln mer sei!"[24], „Weil ich a Deitscher bie!"[25] und andere.

Schön ist das Lied „Mei Vaterhaus"[26] — schon A. Hauffen führt es an[27] —, das aus dem herben Entscheidungskampf zwischen Heimat und Fremde, zwischen Gemeinschaft und Ich geboren wurde. Knapp zeichnet er in den ersten Gesätzen Landschaft und Menschen seiner Heimat. Im Vaterhaus hat er das erste Wort gehört, auch das erste Gebet gesprochen, seine Jugend verlebt. Draußen ist alles anders. Wenn er auch immer wieder fort muß von zu Hause, so kehrt er doch voll Freude zurück in sein Vaterhaus. Die Form zeigt schon eine gewisse Abgerundheit. Die sprachliche Freiheit ist gestiegen. Das Ganze ist innig empfunden und stellt einen Hymnus auf sein Vaterhaus dar, wie Günther anderseits in dem Lied „Grüß dich Gott, mei Arzgebirch"[28] eine Erzgebirgshymne geschaffen hat. Diesen an die Seite zu stellen ist das Gedicht „Wu da Wälder hamlich rauschen"[29].

Was Günther als seine Heimat besingt, ist nicht nur die Landschaft, nicht nur der Volksschlag als solcher. Er feiert auch in dem 1913 entstandenen Gedicht „Da Landesschau in Komotau"[30] den deutschen Fleiß, die Arbeitsamkeit und Tatkraft des deutschböhmischen Grenzlandvolkes.

Steht der Gedanke der Heimat im Mittelpunkt von Günthers Leben und Schaffen, so wird diese doch von verschiedenen Seiten gesehen. Daß hierbei die Liebe zur Natur das Ausgeprägteste in seinem Wesen mit darstellt, ist bereits aus einigen der vorgenannten Lieder zu erkennen, tritt aber in seinen Naturliedern erst recht hervor.

Vögel lockt er, ahmt er nach. Im Gedicht „Dr Kuckuck"[31] erzählt es Günther. Sehr liebt er sein „Zäffichla"[32], das ihm ein unterhaltsamer Stubengenosse ist und ihm zur Freude singt. Die Vögel sind den Menschen Vorbilder. Sehnsüchtig schaut des Nachbars Hans auf „da zwaa Finku"[33], die den Menschenkindern Liebe und Ehe vorleben und so lustig sind. Ein andermal läßt er die zurückkehrenden Stare den Menschen predigen und zum Guten raten [„Wos da Starl pfeifn"][34]. „Da Lerich"[35] ist ihm der Bote des anziehenden Frühlings. Jede Jahreszeit bedeutet für ihn nicht nur ein tiefes Erlebnis des Naturgeschehens, sondern wird ihm auch zum Gleichnis des menschlichen Lebens in seinen verschiedenen Stufen, in seiner Schönheit und seiner Vergänglichkeit.

„Wenn da Kinner singa in dr Sommerszeit,
's is su schü on fei, hull[36]) dr a Weiwl rai!
Wenn dr Herwist kömmt, kahs[37]) nimmer sei."[38])

Digitalisiert von Google

Im „Herwiſtlied“[39]) leiht Günther einer typiſch erzgebirgiſchen Stimmung Ausdruck. Der Winter dauert im Erzgebirge ſehr lange. Was gibt es aber nicht alles, das ihn trotz ſeiner Kälte und Strenge und der Not, die er mit ſich bringt, dem Erzgebirgler ſo heimlich und lieb macht. Wie freut ſich dieſer auf die weiße, glitzernde Schneedecke, über die er dann mit ſeinen Bretteln ſauſt. Er fährt mit ihnen zur Schule, ſpäter in die Arbeit, zur Kirche, zum Vergnügen. Der „Schneeſchuhfahrermarſch“[40]) ſchildert uns das winterliche Treiben auf den Bergen.

Aber auch zu Hauſe in ſeinem warmen Stübl iſt der Gebirgler vergnügt, wenns draußen „ſtörmt und ſchneit“. Im Winter gehn die Leute „hutzn“ zueinander, ſchwätzen und ſingen und ſpielen. Wegen der Darſtellung dieſer Sitte iſt uns das bekannte „Hutznlied“[41]) wertvoll. Da ſitzen die „Hutznleit“ gemütlich auf „da Uf'nbank“[42]), paffen aus ihren Pfeifen und erzählen ſchnurrige und ſpannende Geſchichten. Natürlich ſtehen den Burſchen die Liebesgeſchichten oben an, „die Maad“ klippeln dabei quietſchvergnügt um die Wette. Mitten drin „ſchnuppn“ wieder mal alle aus Sympathie zum „Potwettr“. Wenn der Hunger kommt, dann wird halt das ewige Einerlei des Erzgebirglers aufgetragen, das ihm aber immer wieder ſchmeckt, wie kaum einem Reichen ſein frugales Mahl: „Ardeppl on a Topp Kaffee.“ Auf die Kartoffel kommt höchſtens Quark darauf. Ein Feſteſſen! Iſt die Klipplarbeit der Mädchen getan, greifen die jüngeren „Hutznleit“ zur Karte und ſpielen „ſchwarzer Peter“ und „blinde Maus“, was immer mit großer Luſt endet. Wenn's dem Großvater zu lang wird, bedeutet er ganz unverblümt, daß die „Hutznleit“ heimgehen könnten.

Was aber den Gipfel winterlichen Lebens darſtellt, iſt nicht das Schneeſchuhfahren, nicht das Hutzngehn, ſondern unſer herrliches deutſches Weihnachtsfeſt. Wie ſehr ſich der Erzgebirgler auf das Weihnachtsfeſt freut, wie er das Krippl baut, wie er Moos und ein Bäumchen aus dem Wald holt und dieſes ſchmückt, wie er das Weihrauchkerzl anzündet, „daß wieder noch Weihnachtn riecht“, wie er trotz ſeiner Ärmlichkeit ſo recht zufrieden iſt, das ſchildert Günther in vielen ſeiner Gedichte, zum Beiſpiel: „Weihnachtsfriedn“[43]), „O ſelicha Weihnachtszeit“[44]), „Seid friedlich ihr Leid“[45]). Auch im Feld hat er ſein Erzgebirgsweihnachten gefeiert („Weihnachtn im Fald“[46]), 1914), allerdings nur in der Sehnſucht. In dem Gedicht „Loßt uns wieder Weihnachtn feiern!“[47]) (1918) kommt das erzgebirgiſche Weihnachtsbrauchtum beſonders zur Geltung. Doch tritt uns hier, wie auch teilweiſe ſchon in den vorher angeführten Gedichten, der ſoziale und lehrhafte Menſch in Günther ſtärker entgegen, wenn er an die vielen Kriegswaiſenkinder und die Armen alle denken heißt, denen zu helfen unſere Pflicht iſt.

Mächtiger aber als dieſe Freude am Winter und ſeinen Schönheiten iſt die Sehnſucht nach dem Frühling, den ſproſſenden Gräſern und Blumen, den wiederkehrenden Vögeln und Sonnentagen. In einem ſeinen Gedicht über den winterlichen Wald: „Dr Wald is ſchlofn gonga“[48]) gibt Günther dieſer Stimmung Ausdruck. Ein ſtarkes Sehnen nach Auferſtehung, nach Sonne ſchwingt in dieſen lieblichen Verſen.

Digitalisiert von Google

„Wenn dr Schnee wag gieht“[49]), dann fängt wieder sproffendes Leben an in Wald und Feld, bei den Tieren und auch bei den Menschen, „do gieht dr Boß zen Madl of dr Freid“.

„Horch Madl, soch net na[50]) ze mir.
Wenn ich ahklopp'n war be' deiner Tür.“ (Kehrreim.)
„On willst mich net, nu leßt's halt bleib'n,
A' ander'sch Madl war ich ball auftreib'n.“ (Kehrreim.)
„Drem bin gescheit an merk' dir'sch fei',
Mit deiner Schüheit[51]) is' geschwind verbei.
Alle (Kehrreim): Sing' Vöchela fing', blüh, Schwarzbeer, blüh.
Dr Sommer werd gar ball vergieh[52]).“

So klingt's in den Liedern von Liebe und Freiung. „Dr verliebta Boß“[53]) findet nicht Rast und nicht Ruh und es treibt ihn umher, bis ihm das Mädl zuwinkt dort oben vom Haus „ahna Barch drah“. Und er schickt das „Himmelschlüssela“[54]) zu ihm, daß es sein Herz öffne für ihn. Wenn „dr Boß“[55]) beim Mädchen „of dr Freid“ ist, dann schaut wieder der Mond allzu neugierig beim Kammerfenster herein.

„Madl, dr Mond leßt kaa Ruh,
Tut ons när alles zen Huh.
Drem mach en Lode gut zu.“[56])

Ist der Schatz einmal weit fort und lang fort, dann ist er sicher: „'s treia Madl“[57]) wartet auf ihn und sehnt sich nach ihm. Aber auch im Erzgebirge weiß der Dichter nicht allein von Treue, sondern auch von Untreue in der Liebe zu singen. Eines von Günthers frühesten Gedichten (1899), „'s fallischa Nannl“[58]), ist zugleich, wegen des humorvollen Einschlages, eines der verbreitetsten. Aber nicht nur das Mädchen kann untreu sein. Oft klagte eine Verlassene über „Gebrochina Trei“[59]), wenn der Schatz aus der Fremde nicht mehr zurückkehrt zur versprochenen Zeit.

Wie lange sind aber diese Erzgebirgler oft weg von der Heimat. Oft kommen die Männer erst hochbetagt nach Hause, um in der heimatlichen Erde die letzte Ruhestätte zu finden. Zwei schon oben erwähnte Gedichte, die solchen Alten gelten, sind „Dr alta Bordnhannler“[60]) und „Dr alta Musikant“[61]). Damit sind auch zwei charakteristische Erzgebirgsberufe verewigt. Noch vielen anderen solchen Berufen gilt Günthers Muse, zum Beispiel: „Groshaanerlied“[62]), „Dr Schwammagicher“[63]), „Muhlstacherlied“[64]), „Dr alta Hannlsmah“[65]), „Dr Battlmah“[66]), das „Klippl-Lied“[67]), das ans „Gebirchische Madl“ erinnert. Volkskundlich sehr bedeutsam ist „Dr alta Fatzer“[68]). Eine Einleitung über „da Fatzer“ und ihre Geheimsprache ist dem Gedicht vorangestellt[69]). „Dr alta Fatzer“ sieht sich als Überlebenden einer aussterbenden Zunft, einer vergangenen Zeit und klagt über das Verschwinden der fahrenden Musikanten, die früher soweit in der Welt herumkamen. Da hieß es ganz einfach: Geh hinaus in die Welt, schließ dich dem und dem an mit deinem Instrument und verdien' dir dein Leben! Mit dem Felleisen am Rücken ging's gewöhnlich zuerst auf Sachsen zu, natürlich auf Schusters Rappen. Wo die Musikanten übernachteten, mußten sie konzertieren, mochte ihre Müdigkeit noch so groß sein. Schon mit zwölf Jahren war „dr alta Fatzer“ auf einer Musikantenfahrt in Altpreußen mit.

Digitalisiert von Google

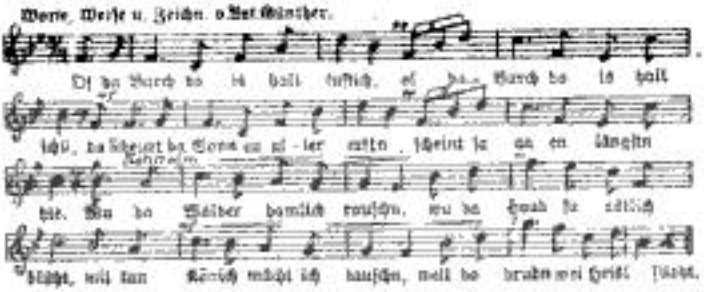
später noch in Rußland, Schweden uff. Ihre „Fatzersprooch" war nun den Leuten ein Rätsel. Mancher Gebildete hat da draufgezahlt. Wenn auch schlechte Zeiten kamen, so konnten sie doch das lustige Leben der Musikanten

Am Großberg bei Rottenjoch 1114 m.

Wu da Wälder hamlich rausch'n.

Lieder, in erzgeb. Mundart No. 30.

Worte, Weise u. Zeichn. v. Art. Günther.



2. E Wasser is su klar as Kristall
Un da Luft weht frisch an rue,
Drum sei mr an so schö gemacht'n,
Net ze gruß an net ze klan.

Refrain: Wu da Wälder hamlich usw.

3. Tief in Wald da machn Schwamma,
Schreit dr Kukuk, springt es Reh.
Unter tausnd Beer un Blümla
Streicht dr Wind, drahn ist dr Hüh.

Refrain: Wu da Wälder hamlich usw.

4. Süßlich, Hamlich, Heimatlich, Stuhlig,
Alterhand Wochemannerlich,
Singa tausnd schöne Liedla,
Dann drei drahn ihr Nestl hie.

Refrain: Wu da Wälder hamlich usw.

Dieses Lied entstand 1905

5. 'S is so hamlich, still un friedlich
Wie wär rr hell an Himml drob,
Denn dr Mond mit seina Sterla
Scheint nei weit ne nah drnah.

Refrain: Wu da Wälder usw.

6. Wie gar weit in Land nei gonga
Wu da Menschn anderscht sei,
Doch ich die halt wieder komma,
Wär so drahn da is mr frei.

Refrain: Wu da Wälder hamlich usw.

Muster einer Günther-Karte.

nicht beeinträchtigen. Schließlich ging es halt wieder heimzu. Zuletzt fordert „dr alta Fatzer" die jungen Burschen auf, die Musik recht zu pflegen. Er wünscht auch mit Musik begraben zu werden. An jedes Gefäß schließt sich

Digitalisiert von Google

der übliche Kehrreim an, in dem die Fatzerzeit als gute, alte Zeit angerufen wird.

Sind in diesen zuletzt angeführten Gedichten einzelne Berufe, auch im weitesten Sinne, Gegenstand von Günthers Muse, so hat er wieder in anderen einzelne Menschen, die ihm nahe standen, oder auch allgemein hin verschiedene Lebenslagen und -alter gezeichnet. Im fröhlichen „Es Annl mit'n Kannl"[70]) setzt er dem kleinen Annl aus dem Gasthause „Tiroler", das alle seine „Lieder ablauscht und dieselben so hübsch zur Gitarre singt"[71]), ein Denkmal. In Dankbarkeit widmet er dem König Friedrich August von Sachsen einen „Gruß an Känich"[72]). Und immer wieder bricht bei Günther das Erzieherische und Lehrhafte durch. Die Überschriften sagen es schon: „Ehr dei Mütterla"[73]), „Ehrt da altn Leit!"[74]), „'s Harz muß verstandn warn"[75]), „Es Labn is a Büchl"[76]).

Sein allseits verehrtes Großmütterchen verewigt Günther in dem weit bekannten Lied „Mei Grußmütterla"[77]). Was er sonst an biographischer Dichtung hat, ist ein Gedicht „Wie ich a klaner Gong noch war"[78]), worin er einige seiner Bubenstreiche schildert, und das aber mehr allgemein gehaltene Lied „s' Ei'rück'n"[79]).

Auch im großen Krieg hat er in vaterländischer Begeisterung Lieder geschaffen, zum Beispiel: „Dr Kaiser ruft ins Fald"[80]) (1914), sowie „Hurra! 's gieht los"[81]) und der „Landsturmmarsch"[82]), die von der Waffenbrüderschaft Deutschlands und Österreichs zeugen. 1915 sendet er als Bekenntnis zur Heimat einen „Gruß ausn Fald"[83]).

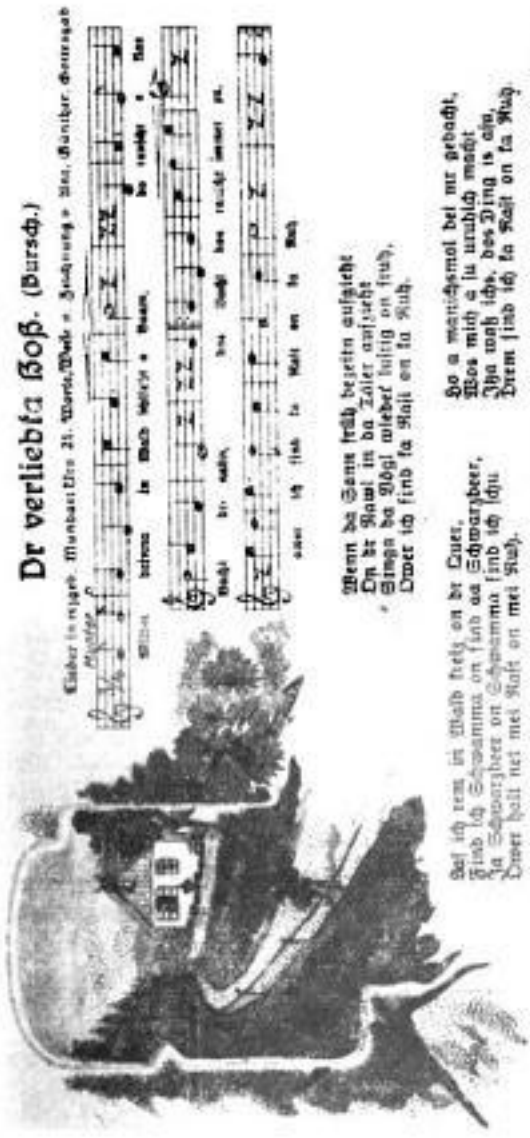
Als er infolge seiner Verwundung heimkam, da konnte er im Gedicht „Wiedr drham"[84]) freudig aufjubeln über das Wiedersehen mit seiner Heimat, aber im herben Gedenken an die gefallenen Kameraden, deren Frauen und Kinder in Not und Elend zurückgelassen sind, ermahnt er zur Linderung all der Schmerzen und zur Überwindung des Unheils. Schon unter den Kriegskameraden im Feld machte sich der frohe Mahner und Führer in Günther geltend. Der ethisch-soziale Mensch in ihm trat aber besonders nach dem furchtbaren Weltbrande hervor, als er zu Hause im Hinterland ein Chaos fand: wirtschaftliche, geistige und sittliche Not. Hier hieß es anpacken und schaffen. Er selbst ging mit gutem Beispiel voran. Seine Landwirtschaft betrieb und betreibt er mit Freude. Arbeit ist sein Lebenselement.

Als Günther 1923 die monatlich erscheinenden Blätter „Dr Alta ven Barch!" („eine Sammlung mundartlicher Erzählungen und Gedichte")[85]) veröffentlichte, da war es ihm wohl mehr um die Aufmunterung zu rastloser Arbeit und emsigem Schaffen zu tun, die erst das Glück und die „Zefriednheit" bringen, als um seine Dichtungen an und für sich. Von den drei Erzählungen bringt nur die kürzeste eine lustige Begebenheit aus dem Volksleben: „A Kiela". Die Geschichte „Wos en Altn ven Barch getraamt hot" ist eine Klage über die verkehrte Welt, die das, was früher Schlechtigkeit war, jetzt als das Rechte ansieht, eine Klage über die Parteienwirtschaft, über Not und Elend. Das Moralisierende zeigt sich nicht nur hier in dieser hübschen Traumlegende beherrschend, auch in den Gedichten, die in diesen

Digitalisiert von Google

Blättern gedruckt sind, überwiegt der lehrhafte Ton, selbst in den Kurzdichtungen (vielfach in Vierzeilerform). Er nennt sie „Allerhand Sprüchla".

Immerhin weiß Günther als rechter Erzieher von der Macht heiterer Töne und er schlägt sie an mitten unter den traurigsten und ernsthaftesten



Musser einer Günther-Karte.

Klängen. Er ist kein ausgesprochener Humorist wie so viele, viele Mundartdichter oder -dichterlinge. Aber er müßte nicht Erzgebirgler sein, hätte er nicht auch viele heitere, lustige und manchmal ausgelassene Verse geschrieben. Schon in den Gedichten mit ernsterem Akzent schimmert seine

Digitalisiert von Google

fröhlich-humorvolle Ader durch. Denken wir an viele seiner Liebes- und Brauchlieder. Daneben schuf er aber einige durchaus humoristische Gedichte, zum Beispiel: „'s hot jeder sei Freid"[86]), „Ben alt'n Schlog"[87]), „Bleib'n mr noch aweng do"[88]), „Dr Grenzschutz"[89]), „Of Faldwach"[90]) und „De Pfeif"[91]), eine Schnurre für die gemütliche Tischrunde. Ein Haupterfolg Günthers in der Beziehung scheint „Da falischa Politik"[92]) (1920) gewesen zu sein, vor allem der durch seinen Vortrag besonders wirksame Kehrreim. Es ist eine satirische Betrachtung der Zerrissenheit unseres ganzen völkischen und menschlichen Lebens.

Wenn wir nun Anton Günthers Schaffen überschauen, erkennen wir, daß, wie seine Persönlichkeit selbst, auch sein Dichten im heimatlich überlieferten Volkstum wurzelt. Wohl hat sich bezüglich der Stoffe viel geändert durch die Entwicklung bis in die Gegenwart hinein. Wir finden bei ihm nichts mehr von Bergmannsliedern. Im Gedicht „Dr Bargmah"[93]) spielt er nur in sinnigem Vergleich auf das Bergmannsleben an. Der Bergbau ist ja schon längst bis auf einige, wenn auch nicht unbedeutende Reste verfallen. Was Günther und mit ihm auch manche andere erzgebirgische Mundartdichter von dem Erbgut der Väter bewahrt haben, ist ein gut Teil jener Innigkeit, mit der die Alten das uns überlieferte Volkslied und andere Dichtung gestalteten, jener Frömmigkeit, die ihr Werk so rein erscheinen läßt, jener Heimat- und Volkstreue, die sie so stark machte. Aber auch jenes andere große Erbteil des erzgebirgischen Volkes: der Humor, die Heiterkeit und Lust ihrer Geselligkeit ist auf Günther gekommen.

Anfang und Ende seines Dichtens ist die Idee des Volkstums, der Heimat. Teilweise bleibt sie Abstraktum. Großenteils faßt er sie in einem Ding, einem Brauch, einer Erscheinung der Natur. Diese liebt er besonders und besingt sie in Wald, Feld, Wiese, in Tier und Pflanze, in den Tages- und Jahreszeiten. In „Allerhand ve dr Gutsgoh!"[94]) schildert er den Lebenslauf eines Gottesgabers, auch einzelne Sitten und Bräuche. Hier zusammengefaßt, was wir in einzelnen Gedichten in besonderer Darstellung gefunden haben. Jedes Lebensalter vom Knaben über den zum Militär einrückenden Soldaten, die verliebten „Boßn" und „Maad" zum alternden Menschen wird zum Gegenstand seiner Dichtung. Die Kriegszeit hat beträchtliche Verse hinterlassen. Um nur einige von den typischesten Dingen und Bräuchen im Erzgebirge zu nennen, soweit sie ihm Stoff gaben: „Da Vuglbeer", „'s Fischla", das ihm ein guter Helfer beim Vogelstellen „in dr Haad" ist, „da Ufnbank", das „Hutzngehn", „of dr Freid" gehn, Feierabend machen, Schwarzbeer und Schwämme holen, Schneeschuhfahren, Krippl aufbauen. Von den vielen Erzgebirgsberufen stehen der Muhlstacher, Hannlsmah, Fatzer (Musikant) und das Klipplmadl im Vordergrund seiner dichterischen Verherrlichung.

Den verschiedenen Stoffen gemäß findet der Dichter mehr oder weniger angemessen auch die verschiedenen Gedichtformen. Das einfachste vierzeilige Gesätzlein mit zweihebigen Versen ist der Anfang einer Reihe bis zum achtzeiligen Gesätz mit dem fünfhebigen Vers. Das zehnzeilige Gesätz wird auch verwendet. Ebenso ist das fünfzeilige Gesätz mit dem vierzeiligen Kehrreim nichts seltenes. Bei Günther ist der Kehrreim sehr oft anzutreffen. Das

Digitalisiert von Google

Gedicht „Dort zieht michs immer hie“[93]), das 1916 im Felde verfaßt wurde, zeigt einen sehr regelmäßigen Bau im Gesätz und Kehrreim. Aber solchen finden wir nicht immer. Auch kann das Verhältnis von Gesätz und Kehrreim sehr verschieden sein. Öfters ist es der Fall, daß, wie bei dem zuletzt genannten Gedicht, der Kehrreim länger ist als das Gesätz. Manchmal stimmt er im Versmaß und ganzen Bau mit dem Gesätz überein [„Feieromd“[96])]. Meist ist er aber kürzer als dieses [„Deitsch on frei wolln mr sei!“[97])]. Wirkt der Kehrreim im humoristischen Gedicht immer am ursprünglichsten, so hat ihn Günther doch ebenso oft in anderen Dichtungen ernsten Inhaltes angewendet.

Sprachlich läßt sich, was die Beherrschung der schriftlichen Mundart, ihrer eigentümlichen Wendungen, Ausdrücke und auch ihrer Reimmöglichkeiten angeht, ein Fortschreiten zum Vollendeteren feststellen in Günthers Dichtung. Sogar manches Kunstvolle ist ihm gelungen, zum Beispiel „'s Harz muß verstandn warn“[98]). Hier ist es der ganze Bau und auch die Lautmalerei, die so schöne Wirkungen hervorbringen. Hübsch ist auch das kurz nach dem Tode seines Vaters entstandene „Feieromd“[99]). Überhaupt glücken Günther solche mehr stimmungsvolle Gedichte besser als alle anderen. Allerdings gerät er da leicht ins Sentimentale. Auch Humoristisches und Heiteres kann er teilweise gut gestalten [„'s fallischa Nanl“[100])].

Musikalisch ist Günthers Schaffen von der „Pseudovolkslied“-art des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts beeinflußt und ins Schlepptau des Coupletgesanges geraten.

In knappster Zusammenfassung können wir sagen: Günthers Dichtung erreicht in einigen Stücken in Erlebnis und Form Höhepunkte. Wichtig aber ist vor allem das, was er an Stofflichem, Inhaltlichem bringt. Er zeigt uns das Leben des erzgebirgischen Volkes von allen Seiten, im Schaffen und Arbeiten, Sitte und Brauch. Das bewußt Erzieherische und Lehrhafte ist nicht zu verkennen.

Anmerkungen:

[1]) „Vergaß dei Hamit net“. Heft 1, 1. Aufl. 1911, 2. Aufl. 1920, Leipzig; 2. Heft, 1921; Vorwort. „Dr Tolerhans Tonl“, 1. Heft, Vorwort, Leipzig, Hausbücher für Sachsen, 5, S. 84 f.; „Anton Günther“ von Joh. Zipfel, Hausbücher für Sachsen, 10, S. 17—26; „Ein erzgebirgischer Volkssänger“ v. Joh. Erler, Sächsische Heimat, 6, S. 14; „Der Volkssänger A. Günther“ von Stolle, Heimat und Welt, 10. Heft, 312 ff.; „Anton Günther, ein erzgebirgischer Volksdichter“ v. Dr. Paul Zinck, „Hermann Sons und Anton Günther als Dichter der deutschen Heimat“ v. Walter Schellhas, Flugblatt, „Wie Anton Günthers 50. Geburtstag verlief“, loses Blatt, „Deutsch-österreichische Grüße ins Feld“, 70, S. 557 f.; „Anton Günther, der Meistersinger des Erzgebirges“ von Adolf Hauffen, A. Günthers Brief an Prof. A. Hauffen vom 26. März 1918. — [2]) „Vergaß dei Hamit net!“ (= Hamit), 1, S. 7. — [3]) Ebd., 1, S. 6. — [4]) Ebd., 1, S. 9. — [5]) Ebd., 1, S. 32. — [6]) Ebd., 1, S. 9. — [7]) Hamit, 1, S. 11. — [8]) Ebd., S. 45. — [9]) Ebd., S. 73. — [10]) Heidelbeere. — [11]) kloppeln. — [12]) Auf Besuch. — [13]) Hamit, 1, S. 15 f. — [14]) Ebd., S. 18. — [15]) Ebd., S. 18 f. — [16]) Ebd., S. 54 f. — [17]) Ebd., 1, S. 29. — [18]) „A paar Gedichtla von Tolerhanstonl“, 3. Auflage 1914, „Vergaß dei Hamit net“, Textliederbücher, 1. Heft, 2. Aufl. 1920, 2. Heft 1921, Leipzig. „Dr Alte von Barch! Eine Sammlung von Erzählungen und Gedichten in erzgebirgischer Mundart“ erschien in monatl. Folge vom Juli bis Dezember 1923 im Eigenverlag. „Dr Tolerhans Tonl“, 6 Hefte seiner Lieder mit Gitarrebegleitung, 6 Hefte mit Zitherbegleitung, 18 Hefte mit Klavierbegleitung.

Digitalisiert von Google

Leipzig. Die „Erzgebirgszeitung" und ähnl. Zeitschriften und Zeitungen brachten einzelne von seinen Gedichten. — [19]) Hamit, 1, S. 32 f. — [20]) Ebd., 72 f. — [21]) Ebd., 82 f. — [22]) Ebd., 54 f. — [23]) Ebd., 97 f. — [24]) Ebd., 94 f. — [25]) Ebd., 2, 69 ff. — [26]) Ebd., 1, 73 f. — [27]) A. Hauffen, Die deutsche mundartliche Dichtung in Böhmen, 1903. — [28]) Hamit, 1, 76. — [29]) Ebd., 84 f. — [30]) Ebd., 2, 21 f. [31]) Ebd., 1, 53 f. — [32]) Ebd., 59 f. — [33]) Ebd., 70 f. — [34]) Ebd., 2, 71 ff. — [35]) Ebd., 1, 101. — [36]) hole. — [37]) kann es. — [38]) Hamit, 2, 68. — [39]) Ebd., 1, 99. — [40]) Ebd., 2, 19 ff. — [41]) Ebd., 1, 65 f. — [42]) Ebd., 46 ff. — [43]) Ebd., 1, 68 f. — [44]) Ebd., 93 f. — [45]) Ebd., 2, 30 f. — [46]) Ebd., 38 f. — [47]) Ebd., 65 f. — [48]) Ebd., 18 f. — [49]) Ebd., 1, 91 f. — [50]) nein. — [51]) Schönheit. — [52]) Hamit, 1, 63 f. — [53]) Ebd., 1, 64 f. Dieses Lied ist so recht ein Beweis für die weite Verbreitung der Güntherschen Dichtung. Drei Gesätze davon wurden im Böhmerwald mit etwas verändertem Text und teilweise gewandelter Melodie aufgezeichnet. Siehe: „Volkslieder aus dem Böhmerwalde", Lieferung 1, S. 159 f. Herausgegeben von Dr. Gustav Jungbauer, Prag 1930. — [54]) Hamit, 1, 90 f. — [55]) Der Bursch. — [56]) Hamit, 2, 4. — [57]) Ebd., 1 f. — [58]) Ebd., 1, 43 ff. — [59]) Ebd., 2, 7 f. — [60]) Ebd., 1, 37 ff. — [61]) Ebd., 69 f. — [62]) Ebd., 40. — [63]) Ebd., 41 f. [64]) Ebd., 95 ff. — [65]) Ebd., 77 f. — [66]) Ebd., 85 ff. — [67]) Ebd., 42 f. [68]) Ebd., 2, 12 ff. — [69]) Ebd., 11 f. — [70]) Ebd., 1, 78 f. — [71]) Ebd., 21. — [72]) Ebd., 2, 15 f. — [73]) Ebd., 17 f. — [74]) Ebd., 1, 100 f. — [75]) Ebd., 92 f. — [76]) Ebd., 79 f. — [77]) Ebd., 87 f. — [78]) Ebd., 2, 5 f. — [79]) Ebd., 1, 45 f. — [80]) Ebd., 2, 32 f. [81]) Ebd., 34 f. — [82]) Ebd., 35 ff. — [83]) Ebd., 40 ff. — [84]) Ebd., 53 ff. — [85]) Siehe S. 5, unter Anm. 2. — [86]) Hamit, 1, 49 ff. — [87]) Ebd., 57 f. — [88]) Ebd., 61 f. — [89]) Ebd., 2, 56 ff. — [90]) Ebd., 45 ff. — [91]) Ebd., 1, 51 ff. [92]) Ebd., 2, 75 ff. — [93]) Erzgebirgszeitung, XXIV, S. 166 f. — [94]) Hamit, 1, 34 ff. — [95]) Ebd., 2, 47 ff. — [96]) Ebd., 1, 55 f. — [97]) Ebd., 94 f. — [98]) Ebd., 1, 92 f. — [99]) Ebd., 55 f. — [100]) Ebd., 43 f.

Altes Sprachgut

Nach urkundlichen Quellen

Von **Franz Meißner**

(Schluß)

bauerlose, G. B., = Bauerngründe, zu mhd. loz = Los, also durch das Los zugeteiltes Land.

Bayer, G. B. 1623, = Fn. in R.-Lg., U. in Hoh. 8mal, aber auch in Arn. häufig und schon vor 1600 nachweisbar.

beylage, G. P. 1790, = Altenteil.

beckenknecht, Jo. 1581, = Bäckergeselle, mhd. kneht = Geselle ma. bękogesęl (Arn.).

bith, U., mhd. büte, bütten, bütte, ma. bit = Bütte, Gefäß.

Büdtner, G. B. 1628, Büttner 1655, Bittner nach 1678, = Fn. in Lg., ndd. Form für obd. Binder (U.), ma. bęnda.

Boden, Im Boden, U., = Fln., ein Acker unter dem Hofzaune des Lg. Meierhofes. Zusammensetzungen mit Boden, besonders Bodenwies (J. R.) ma. bǫdnwis in R.-Lg. sehr häufig. Die Bodenwiesen u. -felder sind zumeist im Tale und in der Nähe der Wirtschaftsgebäude, am ehemaligen Auenzaune gelegen und eben.

brechhaus, U. = Gebäude beim Schlosse in Hoh., in dem Flachs gedörrt und gebrochen wurde. Das H. Nr. 221 in Niederlangenau heißt bis heute: brachharzla; z. mhd. brëchen, ma. brachn = entzweibrechen, Flachs brechen.

brunn, U., mhd. brunne, ma. bron (Lg. u. Arn.), aber born (Tr.) = Brunnen.

Digitalisiert von Google

burgſtall, G. B. 1675 = ein Haus in der Nähe der Kirche; mhd. burc-stal = Standort einer Burg oder diese selbst; hier wahrscheinlich eine herrschaftl. Stallung.

ding, G. B. u. E. H. mhd. dinc = Gerichtssitzung; Dingtag 1630, 1643, 1668, mitteldingtag 1615—1618, mitteldingt 1617/18 = Tag dieser Sitzung.

einferen, U. mhd. vehsenen, vehsen = einernten.

einkomnüß, U. mhd. inkomen, ma. dǫs aeguma = Einkommen.

einſtreychen, U. = einmünden; zu mhd. strich = Strich, Richtung, Arm eines Flusses.

eiſenhammer, U. u. auch sonst in alten Geschichtsquellen unserer Gegend wiederholt genannt, mhd. isenhamer, ma. aeznhoma = Hammerwerk.

Elbenfluß, U., auch bloß Fluß oder Wasser (G. B.) = Elbe, ma. di elp.

elttieſchen, U. = kleine Fische, wahrscheinlich die Elritzen; Ableitung ?, ma. goltfeslen (Lg.), zonafeslan (Arn.).

emphiteuten, G. P. 1795, emphiteutiſten, G. B. um 1800 häufig, = Besitzer auf ehemals herrschaftl. Meierhofgründen; vom griech. emphyteusis.

erbgeld, erbgulde, -gülde, -gülden, G. B. 1617—1621 = was bei einem Erbkaufe außer dem Angelde zu zahlen war. Bei Besitzübertragungen wurde die Hauptsumme des Kaufpreises, d. i. die Summe der auf dem Besitze lastenden Schulden und der Erbanteile (= Legate) festgesetzt. Ein Teil dieser Summe wurde als Angeld in 3—4 größeren Jahresraten, der restliche Teil der Kaufsumme in 10 und auch mehr kleineren Raten (à 5 Schock meißnerisch oder 4—5 fl rh.) entrichtet. Vgl. mhd. erbegëlt = ererbte Schuld und gülte = Schuld, Zahlung.

erbgut, erbgütel, G. B. 1600—1675 = Bauernwirtschaft, die vererbt und verkauft werden darf, allerdings mit Genehmigung des Herrschaftsamtes; zu mhd. erbeguot = Erbgut.

erbkauf, G. B. 1600—1675 = käufliche Übernahme eines solchen Besitzes durch die Gattin oder die Kinder des verstorbenen oder noch lebenden Besitzers.

erflegen, U. = vollbringen, fertigstellen, erreichen; mhd. klecken = genügen, ausreichen, helfen.

eylff, U. mhd. eilf, ma. elf = elf.

eyßen, U., mhd. isen, ma. aezn (Lg. u. Arn.) = Eisen.

eyßen krämer, U. = Eisenhändler.

eyßenerzt, U. = Eisenerz, ma. auch ertst.

Eyßen, U. — Fn. in Hoh. (1676, 3mal).

fleußt, U., mhd. vlinzet, archaisch nhd. fleußt = fließt, ma. left (= läuft).

freimarkt, G. B. 1615 bis 1638, mhd. vrimarket = Freimarktsverkauf = Besitzübertragung durch Tausch; davon

Digitalisiert von Google

freymarken, G. B. 1615 = Beſitz tauſchen. Hat der eine Beſitz einen höheren Wert als der andere, ſo muß der Käufer des erſteren den Unterſchied der Kaufpreiſe erlegen.

fud, U., mhd. vuoder, ma. fura (Lg.), fūdə (Arn.) = Fuder, Wagenlaſt.

Gallmo, U., ma. golma = Ortſchaft Kalna, Bez. Neupaka.

garten, G. B. 1600—1675, auch erbgärtlein, ſpäter Gärtnerhaus, ma. ɛltštɛl, štɛla = Anweſen des Feldgärtners.

gebew, G. B. 1615 u. ſpäter, gebewd, U. mhd. gebiuwe, ma. gəbāet, = Gebäude.

gefliegelwerg, U., ma. fligltsaek = Geflügel.

gegen dem, U. = gegenüber, mhd. gegen, auch mit dat. in gleicher Bedeutung; ma. grōt niva.

geld, z. B. geldes Rindvieh, U., mhd. galt, ma. gɛlt = keine Milch gebend, nicht trächtig, unfruchtbar.

gemain, G. B. oft, mhd. gemeine, gemein, gemeinde, ma. gəmāen = Gemeinde.

geraum, U. mhd. gerûm (-e), ma. geraemich = geräumig.

geſindtſtube, U., mhd. gesinde-stube = Stube für die Dienerſchaft, Geſindeſtube.

gethen, jethen, U., mhd. gëten, jëten, ma. jātn (Lg.), iətn (Arn.) = jäten.

getraidt, Jo. 1581, getrayd, Jo. 1675, gettrayd, U., mhd. getregede, ma. gədrāet (Lg.), gədrāt (Hoh.), gətrēt (Arn.) = Getreide.

getunget, U. = gedüngt; mhd. tungen, ma. denga, part. gədengt = düngen, gedüngt.

gewende, U., mhd. gewende = Ackerlänge, Längenmaß; heute in Lg., auch als Fln., unbekannt.

gezeug, U., S. H., mhd. gezing, ma. tsaek (Lg. u. Arn.) = Gerätſchaften, Werkzeug; aber a šin gətsaekla = ein ſchönes Geſpann (Wagen mit Pferden), auch ein Frauenzimmer.

gieben, U. = Abgaben entrichten, zinſen, z. B. von der gepachteten Fiſcherei; zu mhd. gëbe, gibe = Gabe, Geſchenk.

giebeley, U. = vielleicht der Lang. Meierhof (ma. Longšə hōf); denn die Fiſcherei in der Kl. Elbe wurde von der Giebelley aus flußaufwärts bis zu den Hütten auf dem Niederhoff und flußabwärts bis an die Proſchwitzer Grenzen an je einen Bauer aus Längenau vermietet. Da der Lang. Hof 1676 inmitten der 4 Bauernhufen (etwa 1000 m) klaffenden Lücke zwiſchen den anſchließenden Bauernhöfen lag und als eine den Hof einſäumende Gruppe von großen Wirtſchaftsgebäuden mit hoch und ſteil aufragenden Giebeln allgemein auffallen mußte, könnte dieſe Giebelgruppe die Ausdrucksweiſe „Giebelei" (Ort, wo viele Giebel ſind) veranlaßt haben. Giebelei könnte aber auch den Meierhof als Ort, wo gegiebet, die Giebigkeit entrichtet wurde, bezeichnen. Ich halte dieſe Ableitung für durchaus möglich, trotz des ſcheinbar anorganiſchen —l—; nur müßte als Zwiſchenglied ein „giebeln" (Iterativ zu gieben) vorausgeſetzt werden. Vgl. ma. mqngəlae, hechelae = Ort, wo gemangelt, bzw. gehechelt wird.

Digitalisiert von Google

Graff, G. B. 1615, U., Groff, G. B. 1636—1692, später Graf = häufiger Fn. in Lg. Vgl. mhd. grâve = Graf, heff. grêbe = Dorfvorſtand, ſiebenbürg. grêf = Richter.

haber U., G. B., mhd. habere, haber, ma. hôva = Hafer.

Hamberg, das Waſſer, U., ma. hamrich (Hoh.) = Hammerbach in Ob.-Hoh., das am Heidelberg entſpringt und in die Elbe mündet. Hamberg, eine Verſtümmelung von Hammerwerk, ſcheint alſo die mündliche Überlieferung zu beſtätigen, daß an dem Bache ein Hammerwerk geſtanden ſei, oder aber darauf hinzuweiſen, daß die wiederholt erwähnte „Schmalzgrub" in Oberhohenelbe, wo nachgewieſenermaßen auch Eiſenhämmer in Tätigkeit waren, mit dieſem Hammerwerk gemeint ſei. Vgl. das folgende

Hammerlewaßer, U. = Keilbach oberhalb der Vereinigung mit dem Bache Riedhoff (U.) = Keſſelbach. An der Vereinigung der beiden Bäche erinnert noch heute der „Erzplatz" an den ehemaligen Hammer und die Schmelzhütte (U.). Die Hammerle-Mühle in Pommerndorf aber hat ihren Namen vom Hammerlewaſſer erhalten.

handtreychung tun, U., mhd. hantreiche tuen = helfen.

Hardt, Harth, die (U.), ma. di Hôrt = Gemeinde Harta, ſüdl. Hoh.; von mhd. hart = Trift, Wald.

hawn, hawen, U., mhd. houwen = hauen, ſchlagen, höuwen, ma. hân = heuen, mähen; im U. hawn nur für Hafer-, Gras- und Grummetmähen gebraucht; dagegen: Kornſchneiden (mit der Sichel).

Heinersdorf, U. = Hennersdorf (Bez. Starkenbach), ma. Hänasdorf Lg., Hoh.).

heinte, U. = heute; mhd. hiute = heute, hinet = dieſe Nacht, ma. heut = dieſen Abend, dieſe Nacht.

Hellengrund, G. B., ma. Helagront = Fln. in R.-Lg. Hier will man die „Helamaid" (Höllenmädchen) geſehen haben.

herentgegen, U. = dafür, dagegen, mhd. hier-gegen = da entgegen.

heußle, U. häufig, mhd. hüselin, ma. dôs haezla (Rieſeng. allg.) = Häuschen.

hewgenoß, U., mhd. höu-geniez = Heugenuß, -ertrag.

höffen, U., mhd. hebe, hefe, heve, ma. nur im pl. hêfu = die Hefe.

hoher offen, U., = Hochofen.

hüebel, U., ma. hivl, mhd. hübel, hubel = Hügel; im Rg. häufiger Beſtandteil von Fln.

itz, iezo, U., mhd. iezuo, iezunt, ma. ets (Lg.), jets und jetsonds (Arn.) = jetzt.

indianiſche Hühner, U. = Truthühner.

kheübenteuch, U. = Name eines herrſchaftl. Teiches, vielleicht = Sieben-, Giebelteich (nach Kluge: Sieben, mhd. *gübe, ahd. guva = Steinkarauſche, eine Karpfenart).

kirchenväter, U., E. H. = Kirchenälteſte; ma. khyrchfôtə (Arn.) = Kirchendiener.

klar, U. = fein, ſehr zerkleinert, mhd. klâr = hell, rein deutlich; ma. glôa = 1. hell, deutlich, 2. fein, ſehr fein zerteilt.

Digitalisiert von Google

klippelholz, U., ma. khlepłholts (Arn.), glehłholts (Lg.) = ſtarkſtämmiges Brennholz; zu mhd. klüpfel, md. klüppel = Werkzeug zum Schlagen, Knüppel, Knittel.

knittelholz, U., ma. khnetlholts (Arn.), zu mhd. knüttel, knüttel = Knüttel, auch hrīzlholts (Lg. = Prügelholz) = ſchwächeres Brennholz.

korn, G. B. 1615 und ſpäter, U., ma. khǫrn (Arn.), gorn (Lg.) = Roggen.

kornfayh, G. B. 1726 = Sieb zum Reinigen des Getreides, wohl zu mhd. vegen = fegn, reinigen, putzen; ma. aber di fäl (dunkel), zu mhd. vellen = fallen laſſen.

kretſchem, G. B. 1615, krätſchem 1619 = Schenke des Richters von N.-Lg., ſpäter Wirts- und Richterhaus; mhd. kretscheme, kretschem = Schenke, Dorfſchenke, tſchech. krčma, poln. karczma. Hier nicht mehr gebräuchlich.

Kretſchmer, G. B. 1615—1686 = Fn. in N.-Lg. Die Träger dieſes Namens ſind Nachkommen des evang. Pfarrers Martin Kretſchmer, der aus Pr.-Schleſien zunächſt nach Trautenau (1535—1563, S. H.) und dann nach Lg. (1564—1583) kam.

kuchel, U., mhd. küchen, kuchen, küche, kuche, ma. khech (Arn.), gochl neben gech (Lg.).

kühſtall, U., mhd. küe-stal, ma. khīštǭl (Arn.), gīštǭl (Lg.) = Kühestall, Kuhſtall.

küffel, G. P. 1798, mhd. kuofelin, küefel, dem. zu kuofe = Kufe (Gefäß).

kummerſchlag, G. P. 1798, z. B. einen Kummerſchlag machen = beſchlagnahmen; mhd. kumber, kummer = Schutt, Unrat, bildl. Not, Kummer, Beſchlagnahme.

leinkauf, S. H., mhd. lit-kouf, ma. laengâf = Gelöbnistrunk beim Abſchluß eines Handels (mhd. lit = Obſt-, Gewürzwein).

lid, U. = Kellertür, mhd. lit = Deckel; in Arn. und nach Knothe auch in Hermannſeifen: khalalit — in N.-Lg. aber: galašlǫk (= Kellerſchlag) = liegende Kellertür, Falltür, wie ſie heute noch häufig zu finden iſt.

mader, U., mhd. mädeare, mäder, ma. mäḍa, älter mära (Lg.) = Mäher.

mahlgaſt, Jo. 1675, G. B. von 1722 an wiederholt, mhd. malgast = des Müllers Kunde, Mühlgaſt.

mahlmühle, U., G. B., von 1722 an wiederholt, mhd. malmüle, ma. di mil (Arn., Lg.) = Getreidemühle.

malmüller, Jo. 1675, mhd. mülnaere, müller, ma. mela = Getreidemüller.

Meißner, G. B., ſeit 1621 = Fn. in N.-Lg., auch in Hoh. (U.) und noch heute.

Merten, U., G. B. ſeit 1621 ſehr häufig = auch heute noch gebräuchlicher Vorname = Martin.

metz, G. B. häufig, ma. di mats = Feldmaß, u. zw. ½ Joch; mhd. mëtze = Getreidemaß.

Digitalisiert von Google

Metzer, Matzer, G. B. von 1648 an häufig = Fn. Matzer. Ableitungsmöglichkeiten: 1. Person, die die Metzen (ma. matsu) ausmißt. 2. Steinmetz, ma. štäenmatsa, matza. 3. der aus Matthäus oder Matthias über Mathes gekürzte Vorname Matz (Mathes und Matz, G. B. und Geburtsmatrik seit 1600, bzw. früher sehr häufig).

menschgebrechlicher umgang, G. P. 1802 = geschlechtlicher Verkehr außerhalb der Ehe; zu mhd. gebrëchen = ein Verbrechen begehen.

mittag, U., ma. metich, wie im Obd. = Süden.

mitternacht, U., wie im Obd. = Norden; ma. aber: hǫlvę nǫcht, weḍanǫcht = nur als Tageszeit.

Möller, G. B. 1650 und später, ndd. möller = Müller = Fn. in N.-Lg. und besonders häufig in Proschwitz; daneben auch Müller.

morgen, U., ma. marzu, wie im Obd. = Osten.

mülscher, mühlbursch, Zo. 1675, ma. melša, milša = Müllergehilfe, wörtlich einer, der sich um die Mühle (mhd. mül) schert, kümmert (mhd. schërn = in der Bedeutung „kümmern")?

mülschütz S. H. = Mühljunge, Lehrling in der Mühle; mhd. schütze = Anfänger im Lernen.

Nachtiegall, U., = Teich in Hohenelbe.

Niedhoff, U. wiederholt, = 1. Ortschaft Niederhof, 2. Kesselbach in diesem Orte.

notdürfft, Zo. 1581, = Notwendigkeiten, Bedürfnisse, alles Nötige, mhd. nôtdurft, ma. ǫls nītize.

obhand, U. = vorhanden, also wohl ob, ober, über der Hand, statt vor der Hand.

obiegt, U., ubig S. H., ma. upich, upicht (Arnau), mhd. obe, ob = oben, oberhalb, über.

ofengeraydt, G. B. 1726, ma. ūfngerit (Arn., Lg.) = Ofengerät; mhd. gereite, gereit = Wagen, Geräte.

pfeffer küchler, U., ma. pfafagichla, älter fafagichla (f<pf hier kaum slawische Beeinflussung wie an der Sprachgrenze) = Erzeuger von Pfefferkuchen (Lebkuchen). Alter Brauch hier, bei Hochzeiten mit kleinen Pfefferküchlein die Gäste zu pfeffern = schmeißen, nach ihnen zu werfen; heute geschieht es meist mit Zuckerln.

pfuscher, G. P. 1794 = einer, der ein Handwerk ohne Berechtigung ausübt; ma. ḍə pfuša = einer, der 1. andern aes gešęft pfušt = unberechtigt Arbeiten verrichtet oder Waren verkauft, 2. pfušt und pfušt = schlechte Arbeit liefert; vgl. fəpfušu = verderben (Rg. allg.).

Puntschug, U., G. B. und noch heute Puntschuh = Fn. in N.-Lg., mhd. buntschuoch = Schuh mit Riemen zum Umschnüren der Beine, der auch den sich empörenden Bauern als Fahnenzeichen diente.

pusch, U., ma. pūš (allg.) mhd. busch = Busch, Gesträuch, Wald; heute noch häufiger Bestandteil von Fln.

raiten, U., S. H. mhd. reiten = rechnen, ma. aber rachęn, mhd. rëchenen, rëchen.

rattay, rattey, U. = ein zum Böhmischen Vorwerg (U.) in Nied.-Lang. gehöriges Gebäude, wahrscheinlich der knapp zuvor genannte

Digitalisiert von Google

Schüttboden; zu mhd. rât in der Bedeutung: Für- Vorsorge, Vorrat, Nahrungsmittel.

raythung, U., mhd. reitunge = Rechnung.

rechtstag, G. B., schon 1618/19 neben, später nur für Dingtag = Gerichtstag.

Reehwald, von, G. B., 1615 = Hauptmann der Herrschaft Hohenelbe.

Reibstirn, U., Reiffstirn. G. B. 1617, 1622, Reiffstürn 1678 = Fn. in R.-Lg., bis nach 1700 nachweisbar.

Reintzer, G. B. 1639, Reinzer 1659 = Fn. in R.-Lg., heute ausgestorben; auch in Pelsdorf (U.).

reyffen, U. neben öfterem rauffen (vom Flachs), mhd. roufen, byw. reffen, ma. rêfn = raufen, rupfen, samt der Wurzel herausreißen.

richter, U., G. B. 1600—1848 = Ortsrichter, Verwalter des Ortsgerichtes, niemals aber Scholze genannt; in Lauterwasser und Oberpraußnitz aber haftet der Name Schölzerei noch heute an Gebäuden.

Richter, G. B. 1660, 1793 und noch heute = Fn. in R.-Lg., Arn. u. Proschwitz.

Riesenbergk, U. = Schneekoppe.

rockens stroh, G. B. 1617, ma. regen strû = Roggenstroh, ma. regen mâl = Roggenmehl; aber hier und allg. im Riesg. ma. khorn (Arn.), gorn (Lg.) = Roggen.

rodehaw, S. H., mhd. rodehouwe, ma. röthâ = Haue, Hacke zum Roden.

rohländer, pl., U., ma. rölenda, sing. rölent (Arn., Lg.) = gerodetes Land (wörtl.), abgeholztes Waldstück, auf dem bereits wieder aufgeforstet wurde oder auch noch die ungerodeten „Stöcke" stehen, Kindern ein beliebter Fundort für Beeren.

roß, G. B. 1618, 1623 und später = Pferd, ma. pfärt, sehr selten

roßärbt, G. B. 1618 = Arbeit für Pferde.

roßstall, U. mehrmals, aber Pferd, ma. pfärstöl = Pferdestall.

Roßwießen, U. = Fln. in Niederhof.

Roß, Ruß, Ros, Rose, G. B. 1625 — heute = Fn. in R.-Lg. und (U.) Hohenelbe.

rüffeln, Flachsrüffeln, U. wahrscheinlich = den Flachs durch einen Kamm ziehen, um die Samenkapseln abzustreifen; mhd. rifkelen, rifeln = durchkämmen, ma. refln = dasselbe, aber nicht, um den Flachs von den Brechabfällen zu reinigen und zum Spinnen herzurichten; denn dies heißt in Lg.: hechln, hachln, mhd. hacheln, hecheln.

scheider, Zv. 1581, S. H. = eine Art Bäckenknecht, -gehilfe, vielleicht einer, der das Holz für den Backofen spaltet, in Scheite zerhaut; mhd. schit = abgespaltenes Holzstück, Scheit, schiten = spalten, hauen.

schenk, U., mhd. schenke = Gast-, Schenkwirt, ma. gostvert, vert (Lg.). Anderwärts z. B. in Rottwitz und Öls noch in jüngster Zeit: Kerchschenk, Schenk-Andres.

scheune, G. B. 1680 u. später, mhd. schiune, ma. šaen = Scheune.

schewer, U. mehrmals, mhd. schiure = Scheuer.

Digitalisiert von Google

ſchiffter, U. = Schäfteerzeuger; mhd. schefften, schiften = einen Schaft machen.

ſchmelzhütte in Niederhof, U., mhd. hütte = bergm. Gebäude zum Schmelzen der Erze.

ſchneiden, Kornſchneiden U. = Roggen mit der Sichel ſchneiden; davon Kornſchneider (U.), ma. šnita = Schnitter (šnitaepl = Schnitteräpfel, die zur Zeit der Roggenernte reif ſind); šnitr (Arn.) noch heute gebräuchlich, obwohl der Roggen nun auch mit der Senſe gehauen oder gemäht wird. Vgl. hawn.

ſchopfen, U. ma. da šopm (Arn.), di šop (Lg.), mhd. schopf, schopfe = Gebäude ohne Wand, Vorhalle, heute Schuppen.

ſchreyner neben Tiſchler, U., mh. schrînære, ma. heute nur tešla = Tiſchler.

ſchulerble, U., ma. šülgitla = Schulgütlein, G. H., die dem jeweiligen Lehrer an der Gemeindeſchule zum Nutzgenuſſe zugewieſenen Grundſtücke.

ſelbig, von ſelbigen, U. = von demſelben, mhd. sëlbic.

Seyffen, U., z. B. Krumme ſeyffen, Groß Seyffen, Sperberſeyffen = Bäche im ehemaligen Bergbaugebiet um St. Peter; mhd. sîfe, bergm. = das Herauswaſchen der Metalle und der Ort (der Bach), wo ſich Waſchmetall findet; ma. zaefn.

ſieber, U. = Siebmacher.

ſo (rel. pron.), U. = der, die, das, bzw. welcher, welche, welches, z. B. ſo oben ſteht = welches (das) oben ſteht.

ſonderlich, adv., U., mhd. sunderliche, sunder = insbeſondere.

Sonnabend, G. B. 1707 = Fn. in N.-Lg., in Schwarzental, U. 3mal; ma. zenövęt (Lg.), zǫmstich (Arn.) = Sonnabend, Samstag.

ſothan, U., ma. zet = ſolch; mhd. sôtân = ſo getan.

ſpohrer, U., ſpörner, ſperner, S. H., mhd. sporære, —er = Verfertiger von Sporen.

ſtichreych, z. B. der Sperberſeyffen iſt nicht ſtichreych und wird auch nicht geſtichtet, U. = reich an Fiſchen, die zum Stiche geeignet ſind (?); denn die Forellen wurden wahrſcheinlich — wie heute noch zum Teil — mit langzinkigen Gabeln durch Stecken gefangen.

ſtreichteuch, U. = Teich, in dem die Vermehrung der Fiſche ſtattfand, die Brut gepflegt wurde; zu mhd. streichen = ſtreifen, berühren, pflegen.

ſtreckteuch, U. = Teich, in dem eine beſchränkte Anzahl von Fiſchen reichliche Nahrung fand und die Fiſche ſich ſtrecken, d. h. an Gewicht zunehmen konnten; zu mhd. strecken = ſtrecken, ausdehnen.

ſtrützel, die, Jv. 1581 = Feſtgebäck zu Weihnachten, Stollen, mhd. strützel, strutzel, m. = längliches Brot von feinem Mehl, Stolle, ma. de štritsl (Rg. allg.).

taz-, täz-, tetzbeth, tatzwerk, getätz, G. B. 1617—1643 = ein Acker, der dem Ausgedinger zur Nutznießung zugewieſen wird; nach dem Grimm'ſchen Wtb. dätzebeet, n. = ein Beet, Stück Land, von dem eine Abgabe zu entrichten iſt, von dätz, dätze = Abgabe, zu lat. dare = geben.

Digitalisiert von Google

teüch, teüchel, U., ma. ḍə ḍaech (Lg.) ḍẽs taechla (Arn.) = Teich, Teichlein; zu mhd. tich = Teich oder tiuchel = Rohre, beſ. für Waſſerleitungen.

teuchelwieſen, J. K. = Fln. in Kl.-Lg.

trucken, U., mhd. trocken, trucken, trechen, ma. ḍraech (Lg.), traech Arn.), trǫeze (Traut.) = trocken.

umb, U., G. B. 1615, mhd. umbe, ma. em = um.

unvernemen, S. H. = ſchlechtes Einvernehmen, ma. ḍẽs unfanäna = Mißverſtändnis, alſo das Gegenteil von mhd. vernëmen = verſtehen, erfaſſen, begreifen.

Verhau, J. K. = Fln., mehrmals in R.-Lg., wo im bair. Erbfolgekrieg Verhaue angelegt wurden; zu mhd. verhouwen = durch Verhaue verſperren.

vetterbrüchiger Contrakt, U., wohl ein Kontrakt nach Väterbrauch, zu mhd. brüch = Brauch.

Viehweg, U. mhd. vihewec(g), ma. ḍə fivich, fihich = Viehweide; häufige Fln. in R.-Lg. (J. K.) und allg. im Rg.

Viehtrifft, U., mhd. vihe-trift = Viehweide; Trift = häufiger Fln. in R.-Lg. (J. K.).

von dannen, U., mhd. von dannen = von da weg, von da an, ma. fu vẽ.

vor, U. = vor und für, z. B. vor der Stuben = vor der Stube; die Stube vor die Schaffner = Stube für die Schaffner; mhd. vor, vore = vor und vür = für fallen hier alſo lautlich zuſammen, wie heute noch in der Ma. fir mir = vor mir, fir mich = für mich.

vorhauß, U. öfter, mhd. vorhûs, ma. forhaos (Arn.), haos (Lg.) = Hausflur, Vorhaus.

Vorwerg, Vorwerk, U., G. B., z. B. Böhmiſches Vorwerk, 1676 bis 1713, ſpäter, 1756, 1785 (J. K.) Böhm. Hof-herrſchafftl. Meierhof, heute auf mehrere Beſitzer aufgeteilt, aber immer noch ma. bimša hȍf.

waif, S. H., ma. di vẽf (Arn.), di vẽfę (Traut.), di väef (Lg.) = Haſpel, Vorrichtung zum Aufwickeln des Garnes; zu mhd. wifen = winden, ſchwingen, wif = ſchwung, ſchnelle Bewegung.

wießwachs, U., mhd. wiswahs, ma. visvǫks = Ertrag der Wieſe, auch Graswuchs überhaupt.

Wolfswießen, U., J. K., G. B. = häufiger Fln. in R.-Lg.

Wuſtung, U., Wuſtling, J. K. mhd. wüſtenung, wüestunge, ma. vustlich = wüſte, öde Gegend.

zeche, S. H. = Handwerksgilde, mhd. zëche = Zunft.

zechmeyſter, U., Zv. 1675 = beeideter Vorſtand einer Zunft; mhd. zechmeister.

züchner, zückner, U., zichner, S. H. = Erzeuger von Geweben für Ziechen = Bettüberzüge; mhd. ziechener = Ziechenweber, von mhd. ziehe, ziech, ma. di tsich = Bettüberzug.

zwiefel, S. H., ma. de tswīzl — Aſtgabel, mhd. zwisele, zwisel = Gabel.

Digitalisiert von Google

Südmährische Sagen und ihr geschichtlicher Kern

Von **Rudolf Hruschka, Alt-Hart**

1. Die „Frauenwiese" in Qualkowitz

In östlicher Richtung des Dorfes Qualkowitz, dort, wo der von Wispitz führende Feldweg in die Straße Lospitz-Qualkowitz einmündet, liegt in dem sich durch Schneidung der beiden Verkehrswege ergebenden spitzen Winkel die sogenannte „Frauenwiese"; an diese knüpft sich die Sage, daß vor undenklichen Zeiten, als einmal im Dorfe der „schwarze Tod" wütete, drei von dieser furchtbaren Krankheit dahingerafffte „Fralna" (= Fräulein) hier ihre letzte Ruhestätte gefunden haben sollen. Sie hätten vor ihrem Verscheiden, nachdem sie keinerlei Verwandtschaft hinterließen, ihren Besitz den Dorfbewohnern vererbt; doch konnten diese das Erbe nicht antreten, weil ihnen die Bewirtschaftung nicht möglich war.

Den historischen Hintergrund für diese Sage bildet unzweifelhaft die Pestseuche des Jahres 1679, die, wie sich aus der Sterbematrik der Pfarre Neustift (Tom. 1, S. 462/463) feststellen läßt, in Qualkowitz zwischen dem 6. September und 10. November wütete und 28 Todesopfer, darunter den Gutsherrn Johann Ehrenfried Baron von Schauerfeld und seine drei Töchter, Klara, Maria Viktoria und Maria Renata, forderte. Als erstes Opfer verzeichnet das Sterbebuch den Gutsherrn selbst, der die fürchterliche Seuche aus Wien, wo sie im Frühjahr mit einer entsetzlichen Heftigkeit ausgebrochen war[1]), eingeschleppt hatte: „6. 7-bris 1679 mortuus redux vinna (= Vienna) infirmis Illus. Dus. Joannes Ehrenfridus Baro de Schaurfeldt et 3 hora sepultus in Templo neustiftensi insilit mors Domino qualcovicusi pagoque toti"[2]). Der größere Teil der damals Verstorbenen wurde entweder „auf dem Qualkowitzer Berg" („in monte Qu.") oder „bei der Säule" („ad columnam") bestattet. Obwohl von den drei Baronessen bloß die am 18. Oktober verstorbene Maria Renata auf dem Qualkowitzer Berg ihre letzte Ruhestätte fand, während ihre am 18., bzw. 19. September verstorbenen Schwestern „außerhalb der Kirche auf der Grabstätte der Qualkowitzer" begraben wurden, dürfte in der Sage die Erinnerung an die drei unglücklichen Baronessen Schauerfeld verankert sein. —

Das von Schauerfeld am 5. Nov. 1653 käuflich erworbene Gut blieb nach seinem Tode durch 20 Jahre verwaist; es wurde 1697 von landrechtlich

---

[1]) Die Verluste der vom Frühling bis zum Dezember 1679 währenden Seuche gibt die kleine Peststatistik des Pater Fuhrmann für Wien und die Vorstädte mit 49.000 Opfern an; M. Permann („Alt- und Neu-Wien", S. 925/926) beziffert sie mit 122.849.

[2]) Zu deutsch: Am 6. September 1679 starb der schon als Kranker aus Wien zurückgekehrte hochgeborne Herr Johann Ehrenfried Baron von Schauerfeld und wurde um die 3. Stunde in der Neustifter Kirche begraben. Der Tod überfiel den Herrn von Qualkowitz und das ganze Dorf.

Digitalisiert von Google

Bevollmächtigten geschätzt und erst am 24. Jänner 1699 dem Freiherrn Karl Berchtold von Pottendorf intabuliert. (Wolny, Topographie Mährens, III/83.)

2. Die Ermordung des Grafen Deblin

An einem schönen Frühsommertag begab sich der Altharter Grundherr, Graf Deblin, in das Revier des nahen Lusthofes auf die Jagd; in einiger Entfernung folgte ihm sein Diener Flick. In jener Zeit, wo diese Geschichte spielt, war aber der Wald viel größer und dichter als heute und erstreckte sich auch noch über jenes Gebiet, das heute den Kulturboden des Meierhofes „Johannihof"[a]) bildet. Bei der Josefsstatue verließ der Graf den Fahrweg und bog rechts in den tiefen Wald ein. Da trat ein Mann — es war der übelbeleumdete Johann Schwarzinger aus Mutten — auf ihn zu und verlangte ein Almosen, das ihm der Graf jedoch unter Hinweis auf seine Jugend und die Möglichkeit, sich mit Arbeit seinen Lebensunterhalt verdienen zu können, verweigerte. Erbost über diese Abweisung, entriß Schwarzinger dem Grafen den ungürteten Degen und versetzte ihm damit mehrere Hiebe auf den Kopf. Auf den Hilferuf des Grafen eilte der Diener rasch herbei und sah noch den Mörder im Dickicht verschwinden; er schoß ihm nach und, obwohl er ihn am Fuße verletzte, konnte Schwarzinger dennoch entkommen. Als aber wenige Wochen später die glitzernden Sensen das Gold der Ähren in Schwaden niederlegten, da fand man, die Schußwunde am Fuße noch mit dem Halstuch des Mörders verbunden, seine Leiche in einem Kornfeld bei Qualitzen. — Flick brachte seinen schwerverletzten und ohnmächtigen Herrn in den nahen Lusthof, wo er, nachdem er das Bewußtsein wieder erlangt hatte, noch sein Testament dem Altharter Pfarrer diktierte und dann, versehen mit den Tröstungen der Kirche, sanft im Herrn entschlief. Zur Erbin seiner Güter bestimmte er eine Verwandte, ein Fräulein Anna, und als diese nach Jahresfrist unter Vergiftungserscheinungen und ohne Hinterlassung einer letztwilligen Verfügung starb, überging die verwaiste Herrschaft auf den Diener Flick.

Diese Sage wird in Alt-Hart auch in folgender Fassung erzählt: Der Graf Deblin hatte einen Diener, der mit seiner untergeordneten Stellung gar nicht zufrieden war und nach Höherem strebte. Er wollte ein freier, reicher Mann sein und, um dieses Ziel zu erreichen, schreckte er selbst vor einem Verbrechen nicht zurück; deshalb dingte er den Schwarzinger, damit dieser den Grafen im Walde „erschieße", und setzte sich dann mit Hilfe eines gefälschten Testamentes in den Besitz der Herrschaft Alt-Hart. Im Strafverfahren gestand Schwarzinger wahrheitsgetreu, daß er den Mord lediglich über Veranlassung des Dieners begangen habe und dieser daher genau so strafgerichtlich zu verfolgen wäre, wie er; das Gericht, das aber von dem nunmehrigen Herrschaftsbesitzer schon bestochen war, schenkte seiner

[a]) Der Meierhof „Johannihof" liegt südwärts von Althart im Thayathal, das auch „Johannestal" genannt wird; der erst zu Beginn des vorigen Jhd. vorkommende Name erinnert an den Gutsherrn Johann Max Ritter von Flick. Ein Seitental des Thayatales erhielt nach seinem im Jahre 1806 verstorbenen Bruder, Philipp Flick, den heute nicht mehr gebräuchlichen Namen „Philippstal".

Digitalisiert von Google

Aussage keinen Glauben und verurteilte den Mörder zur Festungsstrafe auf dem Spielberg auf Lebensdauer. — Dem neuen Besitzer brachte aber das Gut kein Glück; deshalb verkaufte er es bald wieder und zog von Alt-Hart weg.

Den geschichtlichen Kern der beiden Sagen bildet die Ermordung des Grafen Josef Franz von Deblin durch den aus der Festung Graz entflohenen Deserteur des „Carl Toskanischen Infanterie-Regimentes" Johann Schwarzinger am 21. Juni 1784. Als Sohn des 1741 in den Grafenstand erhobenen Franz Anton von Deblin am 13. Juli 1726 in Neu-Hart geboren, gelangte er, nachdem sein älterer Bruder Anton Franz[1]), der den geistlichen Beruf erwählt hatte, mit Vertrag vom 13. Juli 1753[2]) auf die Erbrechte verzichtete, nach dem Tode seines Vaters am 31. Jänner 1757 in den Besitz der Fideikommiß-Herrschaft Alt-Hart. Seine Ehe mit Ludmilla von Teym[3]) blieb kinderlos. Über das tragische Ende des Grafen erfahren wir aus Zeitungsberichten jener Zeit[4]) folgendes: Der Graf befand sich allein auf der Jagd; auf dem Fahrweg (heute Straße) im Lusthofer Waldrevier wurde er von dem berüchtigten Johann Schwarzinger in mörderischer Weise angefallen, der ihm mehrere Hiebe auf den Kopf versetzte, ihm die rechte Hand abhieb, seine Linke verstümmelte und ihn dann des Geldes, der Uhr und des Scheibenstutzens beraubte. — Mehr über den Ort der Tat und die letzten Stunden des Grafen überliefert uns die Neustifter Pfarrmatrik[5]): „... Er ist in der Altharter Waldung, an dem Ort, wo die Statue S. Joseph steht, fünf schritt hinterwerts, von dem Johann Schwarzinger, einem Deserter, mit einem Hischschwänger (= Hirschfänger) zerhaut worden um 6½ Uhr abends den 21. Juny und dann in den Ekzimmer jagers Wohnung zu Lusthof um halber zwölf Uhr nachts verschieden." Wie aus dem Sterbebuch der Pfarre Althart ersichtlich ist, konnte er noch mit den Sterbesakramenten versehen werden und wurde am 24. Juni 1784 auf dem „pfarrlichen Freudhof" in Alt-Hart begraben. —

Dem Mörder setzten auf Veranlassung des Zlabingser Magistrates sechs Ratsmitglieder, der Arrendator von Maires und der städtische Gerichtsdiener nach und „bemächtigten sich dieses bewaffneten Bösewichtes mit vieler Lebensgefahr" im n. ö. Grenzdorf Brunn. Er wurde dem Gerichte in Iglau eingeliefert und von dort in die Arreste des Brünner Spielbergs gebracht. Nach dem in der Beilage zu Nr. 84 der „Brünner Zeitung" 1785, S. 422, verlautbarten „Verzeichnis der Verstorbenen" starb „Johann Schwarzinger, ein Arrestant auf dem Spielwerk, gebürtig von Litschau in Oesterreich, alt 26 Jahr", am 11. Oktober 1785.

Nach dem Tode Deblins übernahm die Staatsgüteradministration im Sinne der von seinem Großvater, Max Franz, 1729 getroffenen Fidei-

---

[1]) Geboren in Neuhart am 20. Juli 1725. (Geburtsbuch Neustift.)
[2]) Eine Abschrift des Vertrages befindet sich in der Pfarrmatrik Neustift, Tom. 3, S. 184.
[3]) Gestorben am 7. März 1778 in Alt-Hart.
[4]) Brünner Zeitung 1784, Nr. 51, S. 408; 1784, Nr. 53, S. 413.
[5]) Tom. 3, 5 Blatt nach dem Sterbebuch 1740.

Digitalisiert von Google

kommißbestimmung die Herrschaft Alt-Hart in eigene Verwaltung. Den Schwestern des Erblassers, Euphemia Gräfin Zelecky und Franziska Gräfin Locatelli, sowie einer Freiin Maria Anna von Deblin, wurde vom Landrecht der lebenslängliche Nutzgenuß des Deblin'schen Fideikommißvermögens gesichert, worauf sie von der Regierung eine jährliche Geldsumme auf Lebensdauer bewilligt erhielten; diese betrug, nach Zlobitzky, im Jahre 1786 für die Gräfinnen Zelecky und Locatelli — die ledige, in der Sage erwähnte Maria Anna war bereits am 17. September 1785 in Alt-Hart gestorben — 6000 fl., somit 4% des mit 150.000 fl. veranschlagten Ahnengutvermögens. Die aus dem Ertrage des Fideikommisses vorgesehene Errichtung einer Kadettenstiftung konnte erst nach dem am 18. Dezember 1798 erfolgten Tode der letzten Erbin, Gräfen Zelecky, ins Leben gerufen werden[*]).

Der Aufstieg Flicks, wie uns ihn die Sage vermittelt, entspricht der Wahrheit; nur ist die Art und Weise der Erwerbung der Herrschaft unrichtig überliefert. Johann Peter Flick war, wie aus den Matriken der Pfarre Alt-Hart hervorgeht, zwischen 1772 und 1783 tatsächlich beim Grafen Deblin bedienstet, u. zw. als „triclinarius" (d. i. Tafeldecker) und nicht, wie die Sage vermuten läßt, als Büchsenspanner; im Jahre 1782 gründete er in Alt-Hart eine Fabrik auf „Zitz und Cotton" (heute die Häuser Nr. 77, 94 und 140), mietete 1786 das Schloß, übernahm 1789 vom Staate die damals aus den Gütern Althart, Neuhart und Qualkowitz bestehende Herrschaft Althart in Erbpacht und erwarb sie schließlich mit seiner Gattin Theresia, geb. Erber, am 1. August 1806 um 114.646 fl. 45 kr. käuflich. Wegen seiner Verdienste um die Industrie am 23. März 1810 in den österr. Ritterstand erhoben, starb Flick, der am 24. Feber 1737 in Tellitz-Rem in Ostpreußen geboren worden war, am 18. Mai 1812 in Alt-Hart. Sein Sohn Johann Max verkaufte Fabrik und Herrschaft am 27. Dezember 1823; die von ihm 1814 erneuerte Glasfabrik — sie bestand schon 1719 — lichtete den Waldbestand ganz bedeutend und wurde 1838 aufgelassen. Ihren Standort kennzeichnet heute der Johannihof.

3. Die Begegnung des Altharter Pfarrers mit dem Räuber Schwarzinger

Diese in Frauendorf erzählte Sage ist eine Variante zur Deblinsage: Einmal ritt der Altharter Pfarrer, begleitet von seinem Diener, in den heute staatlichen, damals jedoch dem Pfarrer gehörigen Wald. Sie näherten sich gerade der Stelle, wo die Statue des hl. Josef am Wege nach Neuhart steht, als ihnen unvermutet ein Mann aus dem dichten Wald ent-

[*]) Der ermordete Graf Deblin war nicht der letzte seines Geschlechtes; es überlebte ihn lange sein in Alt-Hart am 17. August 1733 geborener Bruder Ignaz Johann Adam, der in den Franziskanerorden eintrat, 1758 die Priesterweihe erlangte und als Mönch unter dem Namen Benevenutus lebte. Nach seines Bruders Tode strebte er beim Papste die Entbindung von seiner Weihe und dem Ordensgelübde an, um sich verehelichen und sein Geschlecht fortpflanzen zu können. Derartige Dispensen wurden vom Papste öfter erteilt und es erlangte sie beispielsweise 1689 auch der letzte Graf Slawata, Franz Leopold Wilhelm, Herr auf Teltsch und Slabings, der Domherr zu Passau gewesen war. Dem letzten Deblin wurde sie jedoch verweigert und so starb er als Franziskanermönch und Bibliothekar zu Mähr.-Trübau am 9. Mai 1817. (Not.-Bl. 1862, Nr. 9, S. 68.)

Digitalisiert von Google

gegentrat, der den Pfarrer um einen Zehrpfennig anbettelte. Als dieser aber in dem Manne den Landstreicher Schwarzinger aus Mutten erkannte, verweigerte er die Gabe mit den Worten: „Scher' dich aus meinem Walde!" — Wütend über die Abweisung, rief Schwarzinger dem langsam fortreitenden Pfarrherrn nach: „Pfaffert, wenn ich fünf Körndln (= Körner) Pulver bei mir hätte, ich möchte dir deinen Geiz für immer austreiben und dich niederbrennen, wie einen Hund!" Der Diener, durch diese freche Rede in Zorn versetzt, schoß aufs Geratewohl nach dem im Dickicht verschwindenden Wegelagerer und ritt dann seinem geistlichen Herrn nach. Schwarzinger blieb von diesem Tage an verschollen und als später der Schnitt begann, fanden die Qualitzer seine Leiche in einem Kornfeld.

4. Der Judentempel in Jamnitz

Die Juden der ehemals königlichen Bergstadt Jamnitz hatten sich ihre Synagoge im Jahre 1649 erbaut und an der dem Schloß zugekehrten Giebelseite des Gebäudes das Erbauungsjahr anbringen lassen. Viele Jahre waren seither vergangen; da erhielt eines Tages der Judenrichter einen Brief aus Wien mit der Anfrage, ob in Jamnitz schon *vor* dem großen Krieg ein Tempel bestanden hatte oder ob dieser erst *nach* demselben erbaut wurde. Und weiter stand in dem Brief, daß der Tempel wieder niedergerissen werden müßte, wenn er erst nach dem Kriege erstanden wäre. Diese Nachricht erfüllte naturgemäß die ganze Judengemeinde mit großer Niedergeschlagenheit und in ihrer Not wandte sie sich an den Gutsherrn (Max Ernst Graf Wlassim; gest. 1736) um Rat und Hilfe. Dieser versprach, helfen zu wollen und als die Juden gerade das Schloß verließen, hörten sie einen Schuß: der Graf, ein vortrefflicher Schütze, hatte nämlich aus dem Schloßfenster so ausgezeichnet in die Zehnerstelle der am gegenüberliegenden Tempel angebrachten Jahreszahl geschossen, daß sie beschädigt und einer Null ähnlich wurde. — Der Judenrichter konnte nun nach Wien berichten, daß die Synagoge aus dem Jahre 1609 stammt, und so blieb der Judengemeinde Jamnitz ihr Gotteshaus erhalten.

Diese Sage, die sich nicht darum kümmert, daß das Datum an den Synagogen nach der Aera der Weltschöpfung gewöhnlich durch ein Chronogramm in einem hebräischen Satze ausgedrückt erscheint, ist auf das kaiserliche Reskript vom 8. Dezember 1726 zurückzuführen, mit welchem Karl VI. die erste *Konskription* der Juden, sowie auch ihre örtliche Absonderung von den Christen anordnete. Mit ihr war gleichzeitig eine *Revision* aller den Juden bisher zugestandenen Rechte und Begünstigungen verbunden, wobei das Jahr 1618 das Normaljahr bildete, und festzustellen war, welche Familien sich seither in den verschiedenen Orten angesiedelt hatten und welche Synagogen *nach* diesem Zeitpunkte entstanden waren.

5. Schwedensagen

Mit einer Ausnahme wurzeln die nun folgenden Sagen in der Erinnerung an die Schwedeninvasion des Jahres 1645 und sind als Nachklänge altväterlichen Erlebens zu werten.

Digitalisiert von Google

a) Das Schwedenkreuz in Alt-Hart

In unmittelbarer Nähe des 1831 angelegten Ortsfriedhofes steht abseits vom Wege ein Kreuzstein, den die Sage als „Schwedenkreuz" bezeichnet. Es ist dies ein Sühnkreuz von der Art, wie sie in Westböhmen (Egerland) unter derselben Bezeichnung öfter vorkommen, in der Gegend um Jechnitz aber als „Krokkreuze" und in slawischen Gebieten als „Cyrill- und Methodkreuze" bezeichnet werden.

Der Alt-Harter Kreuzstein, der übrigens in dem im Ortsried „Stüblbreiten" der Katastralgemeinde Mutten befindlichen Kreuzstein ein Seitenstück hat, soll nach der Sage die Stelle bezeichnen, an welcher zur Zeit der Belagerung Altharts durch die Schweden ein feindlicher Oberst durch einen Schuß aus dem belagerten Schlosse den Tod fand. Die Schweden hätten ihren Heerführer durch die Zerstörung des Schlosses gerächt. — Dort, wo heute der „Schanzgraben", ein Ried westwärts des Schlosses, liegt, sollen sich zur Schwedenzeit Befestigungen befunden haben.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Sage verlegt den Standort der alten Feste an die Stelle des gegenwärtigen Schlosses, das erst 1733 erbaut wurde; dies widerspricht der Geschichte: das heutige Alt-Hart besteht aus den Ortsteilen „Obergut" und „Untergut"; ersteres gehörte bis 1694 dem Kloster Bruck, letzteres dem adligen Grundherrn. Im Untergut liegt der ganze ehemals herrschaftliche Grundbesitz samt Waldungen und es muß deshalb auch die Feste, bzw. das alte Schloß in diesem Ortsteil bestanden haben. Diese Annahme wird durch Eintragungen in den Kirchenbüchern vom 4. Oktober 1655, 4. August 1656 und 28. März 1666 bestätigt: der Gutsherr, „Obrist Frantz von Schneydau" und seine Gemahlin werden als im „undergutt", bzw. in „under Hardt" wohnhaft, eingetragen. Aber auch aus dem Urbar des Heinrich Burkhard von Schneidau vom Jahre 1688 läßt sich feststellen, daß das mit dem „Brühauß" (= Brauhaus), Branntweinhaus und dem Meierhof in Verbindung gestandene Schloß im unteren Ortsteil seinen Standort hatte: der zu diesem Schlosse gehörige „hübsche Röhrprunn" befand sich „auf des Honz Wießen". Wiesen stoßen aber bloß im Untergut an den Ort. —

Nach der seit 1641 bei der Kirche geführten Geburtsmatrik ist es zweifelhaft, daß Alt-Hart von den Schweden zerstört wurde, sie verzeichnet 1644 14 Geburten, im Schwedenjahr 17 und 1646 21 Taufen aus „Hardt"; auch ist die Überlieferung von etwaigen Befestigungen im Schanzgraben mit Rücksicht darauf, daß jedwede Spur einer Verteidigungsanlage fehlt, anzuzweifeln.

b) Der Altharter Wachtberg — ein Schwedengrab

An den in s.-ö. Richtung der Marktgemeinde Alt-Hart gelegenen Wachtberg (568 m) knüpft sich die heute hier nahezu vergessene Sage, daß jener schwedische Befehlshaber, der an dem vom Schwedenkreuze bezeichneten Orte gefallen war, von seinen Soldaten an der Stelle des heutigen Wachtberges bestattet wurde. In ihrer Trauer um den geliebten Feldherrn trugen die schwedischen Soldaten mit ihren Mützen so viel Erde

Digitalisiert von Google

auf das Grab, daß die Grabesstelle weithin sichtbar wurde und der Wachtberg entstand.

Nach einer anderen Fassung hätte jeder schwedische Soldat bloß eine Mütze voll Erde auf das Grab getragen und der mächtige, weithin sichtbare Berg lasse die große Zahl der Feinde erkennen, die Alt-Hart belagert hatten.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Altharter Wachtberg deutet auf einen Grenzwächter hin, der den durch den ehemaligen breiten und undurchdringlichen Grenz- oder Markwald führenden Waldsteig zu bewachen hatte. Das Westende dieses Steiges bezeichnet in Böhmen die Stadt Stráž (Platz); er führte in die Gegend von Neubistritz, dann durch die Senke des Sichelbaches, die Mulde von Altstadt und von dort auf dem sanft ansteigenden Abhange des Bergrückens an einem „Wachtberge" vorbei (597 m, westlich von Zlabings) in das Tal der späteren Siedlung Zlabings. Hier teilte sich der Steig: ein Zweig führte über die Hochfläche nach Süden in die Gegend von Raabs, der andere weiter in das Tal der mähr. Thaya, überschritt sie an der günstigsten Stelle — derselben, die noch heute dem Verkehr dient — und führte in der Nähe des heutigen Alt-Hart wieder an einem Wachtberg (568 m) vorbei. Unweit von Jamnitz stoßen wir wieder auf einen Wachtberg, der den Namen „Na stráži" führt (522 m, westl. von Jamnitz). Von hier führte der Steig über Mähr.-Budwitz, Mähr.-Kromau in die Gegend von Brünn. (H. Sprinzl, „Der Grenzwald und seine Verkehrswege".)

c) Die Zerstörung von Schenakowitz

Als die Schweden auf ihrem Kriegszuge durch Südmähren auch nach dem zur Herrschaft Alt-Hart gehörigen Dorfe Schenakowitz kamen, plünderten sie hier mit einer Gründlichkeit, wie sich eine solche nur aus einer langjährigen Übung ergibt. Diese macht eben auch im Kriegshandwerk den Meister! Mit faustgeballtem Knirschen sahen die Bauern der Vernichtung ihrer Habe zu und Rache erfüllte ihr Herz. Und als am nächsten Morgen am Dorfwege — er heißt seitdem und heute noch „Totenweg" — die Leiche eines schwedischen Soldaten gefunden wurde, steckte die Besatzung das ganze Dorf in Brand. Heute noch bezeichnet die Feldflur „Brennstätt" (= Brandstätte) den Standort des ehemaligen Dorfes Schenakowitz.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die den Schweden zugeschriebene Vernichtung des Dorfes Schenakowitz ist ein Irrtum; dies geht schon aus dem im Jahre 1627 angelegten Lahnenregister über die Güter Jamnitz und Hart (Mähr. Landesarchiv, Sign. 353) hervor, demzufolge das Dorf Schenakowitz (im Register „Weß Cziermakowicze"; Seite 213—215) schon damals eingegangen war: „Taz wes gest Nyni do Konce Pusta a Spalena". Obwohl 6 von früheren 18 Untertanen (7 Ganz-, 6 Halb- und 5 Viertellehner) dieses Dorfes den landrechtlich Bevollmächtigten gegenüber die Absicht äußerten, ihre Häuser wieder aufzubauen, „kdyby Pan Buh Pokog dal", kam es nicht zur Verwirklichung ihres Vorhabens und das Dorf blieb dauernd eine Ödung. — Im Urbar des Heinrich Burkhard von Schneidau vom 13. Dezember 1688 (Mähr.

Digitalisiert von Google

L.-A., Neue Sammlung) wird die Lage des Dorfes folgend angegeben: „Dieß Dorff ist schon auf die 90 Jahr oedt, liegt in einer schön gegent unweidt Pießling Undt vor Newstifft, seint Vorher 19 Hauß daselbsten gestandten."

d) Die Entstehung des Dorfes Margarethen

Vor dem 30-jährigen Kriege gab es um Alt-Hart mehr Ortschaften als heute; sie sind während des langen Krieges von den Schweden zerstört und nicht mehr aufgebaut worden. Die Bewohner dieser Orte gingen teils zugrunde, teils zogen sie fort und die herrenlosen Felder, Wälder und Wiesen eignete sich die Herrschaft an. Selbst die Namen dieser eingegangenen Ortschaften sind heute zum Teil vergessen. Auch das Dorf „Piwonitz", ein Ort am linken Thayaufer, südwärts von Alt-Hart, verfiel der Zerstörung durch „den Schweden". Die meisten Bewohner dieses Dorfes kamen ums Leben und die paar Überlebenden flohen in den nahen Wald, die verbrannten Wohnstätten und verwüsteten Grundstücke im Stiche lassend. Als die Feinde wieder abgezogen waren, bauten sie sich ihre Häuser zwischen Neustift und Qualkowitz wieder auf und nannten die neue Siedlung „Margarethen".

Die Sage verwechselt scheinbar das Dorf „Piwonitz" mit dem ehemaligen Dorfe Schenakowitz; denn das zwischen 1349 und 1447 als „Ponowicz, Phwonowicze, Phwonicze und Phwanowicz" urkundlich genannte Dorf ist wohl 1415 eine Ödung („villa deserta"), besteht aber heute noch in der nächsten Nähe Alt-Harts als Dorf „Banovice", unter welchem Namen es bereits in der zweiten Hälfte des 16. Jhd. wieder genannt wird. (Not. Bl. 1869, Nr. 9, S. 72.)

Den Grund zum Dorfe Margarethen legte Heinrich Burkhard von Schneidau durch Errichtung eines Meierhofes, „Neuhof" genannt, von dem aus die Gründe des öden Schenakowitz bewirtschaftet wurden. Im Urbar vom 13. Dezember 1688 schreibt Schneidau: „Am Newhoff habe ich Jährlich auf den zu dem veden Dorff Schenakhowiz gehörigen Gründen angebauet usw.". Dieser Meierhof, den 1685 die Gräfin Margarete Trautsohn von Falkenstein mit der Herrschaft Alt-Hart käuflich an sich brachte, wird in der Neustifter Geburtsmatrik schon am 14. September 1685 als „villa nova", am 5. Jänner 1690 und in der Folgezeit (1692, 1698, 1702 und 1703) als „Newhoff", am 26. Juni und 8. Juli 1696 nach der Besitzerin des Gutes „Margarethen" und am 25. Dezember 1708 als „Margarethenhoff" genannt. 1703 kauft Max Franz von Teblin die Herrschaft; durch Zuteilung von Grund an junge Untertanen läßt er neben dem „Neu- oder Margarethenhoff" ein neues Dorf erstehen, das er nach der Vorbesitzerin benannte. Das Neustifter Geburtsbuch verzeichnet im Jahre 1707 schon acht Geburten aus dem „Margarethendorff".

e) Die Gründung der Orte Frauendorf, Margarethen und Wenzelsdorf

Die Entstehung Margarethens, sowie der mit diesem Dorfe fast gleichzeitig gegründeten Ortschaften Frauendorf und Wenzelsdorf durch Max Franz von Teblin verlegt die folgende Sage auch auf einen späteren Zeit-

Digitalisiert von Google

punkt: Der Altharter Grundherr Deblin hatte fünf Kinder, drei Söhne und zwei Töchter. Er wollte jedem dieser Kinder ein Dorf schenken, besaß aber solcher nur zwei, nämlich Althart und Neuhart, die er den beiden ältesten Söhnen vererbte. Damit nun die übrigen Kinder nicht verkürzt würden, errichtete er zu ihren Gunsten auf Altharter Dominikalgrund drei Siedlungen und benannte sie nach ihnen. Frauendorf erhielt die Tochter Veronika (in der Mundart „Braun", daher „Braunldorf", später Frauendorf). Margarethen bekam die zweite Tochter Margarete und Wenzelsdorf der Sohn Wenzel. — Bezüglich des Ortsnamens Margarethen berichtet noch eine andere Sage, das Dorf hätte seinen Namen nach dem Vornamen der Gattin des Gründers erhalten.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Soweit dies aus den Altharter Kirchenmatriken feststellbar ist, hatte Max Franz von Deblin in seiner Ehe mit Margarete Franziska, einer gebornen Freiin von Gastheimb, neben seinem Nachfolger im Besitze, Franz Anton, drei Töchter: Maximiliana, Theresia und Maria Anna. — Frauendorf wird in der Altharter Taufmatrik zum ersten Male am 20. März 1715, Wenzelsdorf im Neustifter Taufbuch am 16. April 1712 als „Watzlesdorf" und am 8. Jänner 1714 und in der Folgezeit als „Wentzlsdorff" erwähnt.

f) Die Schweden in Qualkowitz

Die Schweden kamen auf ihrem Plünderungszug auch nach Qualkowitz und, nachdem ihnen ihr schlechter Ruf vorauseilte, brachte, wer nur konnte, sich und seine Habe irgendwie in Sicherheit. Dies tat auch eine alte Frau: sie versteckte sich mit ihrer Kuh in einem heute zum Hause Nr. 12 gehörigen Erdkeller, in den sie vorher genügend Futter gebracht hatte; damit aber das Tier durch sein Muhen nicht zum Verräter werde, warf ihm die Alte ständig Heu vor. — Als der Feind wieder abgezogen war, verließ sie ihr Versteck und auch den menschenleeren Ort in der Richtung gegen den „Lukschenberi" im Norden des Ortes. Eh sie in den Wald eintrat, richtete sie ihren Blick noch einmal nach der verwüsteten Gegend; dasselbe tat aber auch einer der beiden schwedischen Soldaten, die Qualkowitz eben verlassen hatten und gegen Lospitz ritten. Als er die Alte mit der Kuh sah, riß er sein Pferd herum und sprengte, obwohl ihn sein Kamerad zurückzuhalten versuchte, dem Weibe im Galopp nach. Vor dem Lukschenberg zieht sich aber ein Graben hin, der früher viel breiter und tiefer war. Eben wollte er ihn übersetzen; das Pferd sprang aber zu kurz, es überschlug sich und begrub unter sich seinen Reiter. Der andere Schwede ritt nach Lospitz weiter und ließ die Alte unbehelligt ziehen.

g) Die Schweden in Neustift

Dort, wo die Thaya in ihrem Laufe gegen die n.-ö. Grenze ganz nahe an den von Piesling nach dem Pfarrdorf Neustift führenden Gehsteig herantritt und eine Krümmung bildet, soll vor undenklichen Zeiten auf dem linken Steilufer eine Kapelle gestanden sein, die der Zerstörungswut der Schweden zum Opfer fiel. Hiebei habe der Feind die große Glocke in die Fluten der Thaya versenkt; seither kann man sie alljährlich einmal, u. zw. an einem bestimmten Tage des Monats Juni, erklingen hören. Oft

Digitalisiert von Google

schon wurde der Versuch unternommen, die Glocke zu heben, doch sei dies bis heute nicht gelungen, weil die Thaya an dieser Stelle zu tief ist.

Es dürfte kein Fehlschluß sein, in der von der Sage als Standort einer Kapelle bezeichneten Stelle die Ueberreste einer alten Wallanlage, wie sich solche in Südwestmähren mehrere vorfinden, zu erkennen. Das Steilufer gegen Westen, ein Fahrweg im Osten und das Tal im Süden der Anlage, sowie einzelne Wallreste und die Unebenheiten des Bodens, die möglicherweise von früheren Grabungen herrühren, unterstützen diese Annahme.

h) Die Schweden in Jamnitz

Als sich in Jamnitz die Nachricht von dem Herannahen der Schweden verbreitete, bemächtigte sich der Bewohner große Furcht; ein Teil verließ die Stadt und suchte in den Schächten des aufgelassenen Goldbergwerks ein schützendes Versteck. Dies wurde ihnen aber zum Verhängnis! Die Schweden, die von ihrem Aufenthalte erfahren hatten, warfen nun brennendes Stroh in die Schächte, die zum Grab der Flüchtlinge wurden.

Im 13. und 14. Jhd. wurde in der Nähe der Stadt Jamnitz starker Bergbau auf Gold, Silber und Blei betrieben, der später einging. Markgraf Karl schenkte der Stadt im Jahre 1345 ein Goldbergwerk, das die Errichtung einer durch mehrere Jahrzehnte im Betrieb gebliebenen Münzstätte zur Folge hatte und den Bürgern großen Wohlstand brachte. (Wolny, III; S. 272.) — In seiner, im Jamnitzer Dekanatarchiv hinterlegten handschriftlichen „Geschichte der Stadt Jamnitz" berichtet Jos. St. Menšik (gest. 6. Feber 1863 in Brünn), daß Dampierre es gewesen sein soll, der 1618 die zu den Berghäuern in die "Holëi hora" (soll „vlëi hora" heißen) geflüchteten Stadtbewohner mit brennendem Stroh erstickt habe; der Umstand jedoch, daß im 17. Jhd. in Jamnitz kein Bergbau mehr betrieben wurde, läßt auch diese Angabe sagenhaft erscheinen. Erst im Jahre 1830 hat man einen neuen Bau auf Silber unter dem Namen „Theresienschacht" eröffnet, der aber nicht ergiebig war und deshalb 1832 wieder eingestellt wurde. (Wolny, III., S. 267.)

i) Eine sprichwörtliche Redensart aus der Schwedenzeit

Wenn jemand in irgend einer Angelegenheit schlecht abschneidet, pflegen heute noch alte Leute in Jamnitz zu sagen: „Dem erging es, wie dem Götz bei Jankau!" Eine Erklärung hiefür vermögen sie nicht zu geben.

Diese Redensart hat sich aus der Schwedenzeit erhalten und erinnert an die Schlacht bei Jankau (einem Ort zwischen Tabor und Oaslau) am 6. März 1645, in der der österreichische General Götz von dem schwedischen Feldherrn Torstenson vernichtend geschlagen wurde[10]).

[10]) Die Aufzeichnung obiger Sagen erfolgte nach Mitteilungen der Herren Karl Eckhardt, Lualkowitz; † Karl Brand, Frauendorf, † Josef Novak, Althart, und der Frauen Marie Endl und Franziska Wanko aus Alt-Hart.

Digitalisiert von Google

Vom Weihnachtsspiel der Böhmerwäldler-siedlung Felizienthal (Galizien)

Von **Franz Böhm**

Als die Böhmerwäldler vor hundert Jahren aus ihrer alten Heimat auswanderten nach dem fernen Osten, nahmen sie sich etwas mit, was sie auch in ihrer neuen Heimat nicht missen wollten, und was sie immer an ihren Böhmerwald erinnern sollte: ihr Weihnachtsspiel. Die Familie Koller aus Schattawa brachte es mit und das Haupt dieser Familie ist noch heute der Spielführer. In der ersten Zeit des Rodens und der harten Arbeit konnte nicht daran gedacht werden, das Spiel einzulernen und aufzuführen. Aber schon 1854, als man über die gröbsten Arbeiten hinaus war, wurde es in Felizienthal zum ersten Male gespielt, unter der Leitung von Josef Koller; ihm folgte als Spielführer Matthias Koller, dann Stanislaus Koller und jetzt ist es dessen Sohn Matthias Koller. Es wurde ziemlich regelmäßig alle vier Jahre gespielt. Der ursprüngliche, aus der alten Heimat überkommene Text lebte nicht lange: ein zorniger Herodes warf ihn 1865 bei einer Probe ins Feuer. Daraufhin hat Stanislaus Koller das ganze Spiel frei aus dem Gedächtnis aufgeschrieben, was nur möglich war infolge des guten Merkvermögens dieser Naturmenschen. Freilich konnte er es nicht in neuhochdeutscher Schriftsprache, nach der neuesten Rechtschreibung aufzeichnen, vielmehr hielt er sich ganz an seine böhmerwäldlerische Aussprache. Dieser Text wurde dann von Matthias Koller wiederum abgeschrieben, bevor er durch Michel Menzl 1925 nach Mihalok in Karpathenrußland geschafft wurde. Die Mihaloker, die ja aus den deutschböhmischen Inseln Galiziens (hauptsächlich Machliniec und Felizienthal) stammen, wollten das Spiel auch aufführen. Von dort wurde das Buch nach Potarz in Rumänien geschickt an Ignaz Franz, wo es noch heute sein dürfte. In Felizienthal wurde es im Jahre 1927 zum letzten Male gespielt. Es wurde auch in anderen Dörfern Galiziens auf Wunsch der Bewohnerschaft aufgeführt.

Gewöhnlich mußte die Familie Koller selbst die Hauptrollen des Spieles übernehmen, z. B. wurde die Rolle der Maria zuletzt von der ältesten Tochter Kollers, Elisabeth, gespielt. Es ja wohl überhaupt so, daß Volksbräuche dieser Art von einer bestimmten Familie getragen werden, die die Überlieferung fortpflanzt. Es war für uns überaus ergreifend, zu sehen, wie sich diese einfachen, unverbildeten Menschen in das Spiel hineindenken und wie sie sich von ihm mitreißen lassen. Wir ließen uns die Weisen, das Spiel hat deren 32, von den Koller-Leuten vorsingen. Und uns hat zutiefst ergriffen, als wir beim Singen der Herodesklage, einer überaus schlichten einfachen Mollweise: „Ach weh, der Eitelkeit, ach weh, der kurzen Zeit ..." und der Schilderung der Qualen des Herodes in der Hölle, den alten Stanes vor innerer Bewegung weinen sahen. Das hat den alten Mann ganz gepackt und uns einen Blick tun lassen auf die innere Empfänglichkeit und seelische Aufgeschlossenheit dieser schlichten Menschen.

Das Spiel, das natürlich verwandt ist mit den übrigen Weihnachtsspielen des Böhmerwaldes, ist deswegen von Bedeutung, weil es, wie schon

Digitalisiert von Google

erwähnt, übertragen wurde in mehrere andere Inseln, wo es in Wort und Weisen im Laufe der Zeit jedenfalls irgendwie weiter gestaltet werden wird. Zwei solche Orte habe ich hier genannt; bei mehreren anderen steht der Zusammenhang noch nicht fest. Es wäre vielleicht eine lohnende Aufgabe, das einmal zu untersuchen, da man daraus wieder erkennen könnte, wie die einzelnen Kulturströmungen zwischen den Sprachinseln untereinander gelaufen sind.

Die Pflanzen im Volksleben des Mieser Landes*)

Von **Adolf Glücklhorn**

Seit den ältesten Zeiten spielen die Pflanzen eine wichtige Rolle im Leben des Menschen. Sehr viele hat er sich im Laufe der Jahrhunderte nutzbar gemacht. Er pflanzt und betreut sie, weiß um ihr Wachsen und Werden. In anderen entdeckte er geheime und helfende Kräfte, von vielen weiß er wohl nur, daß sie da sind, die eine oder die andere kennt er vom Spiel aus seiner Kinderzeit her. Er hat für solche, denen er öfters in Feld und Wald, auf Wiesen und Triften begegnete und die er nicht benennen konnte, Namen erfunden, Namen nach Merkmalen oder Eigenschaften, die ihm gerade an ihnen auffielen. Seine Sprache enthält Wörter und Redewendungen, die Übertragungen aus der Pflanzenwelt darstellen. Und so könnte man noch weiter fortfahren im Aufzählen von Punkten, an Hand derer sich die Beziehungen zwischen Mensch und Pflanzen erkennen lassen.

Das aufzuzeichnen, was von diesen Beziehungen im Volksleben des Mieser Landes zu finden ist und war, sollte die Aufgabe des folgenden Aufsatzes sein.

Wir wollen ausgehen von der nächsten Umgebung des Menschen, uns daher dem Wohnhause zuwenden.

Es macht einen recht freundlichen Eindruck, wenn man aus den manchmal etwas kleinen Fenstern eines Bauernhauses dunkles Pflanzengrün und leuchtendes Rot, Weiß, Gelb und Blau grüßen sieht. Zimmerpflanzen sind der Stolz jeder Bäuerin. Sie setzt immer wieder Ableger („Tiecha") in Töpfe, sie kann nie genug Blumen in der Stube haben. Da sind vor allem dunkelbelaubte Pelargonien (Pelargonia; Zonal- und Efeupelargonien), „Stinkata Liesl" genannt, mit roten, rosaroten und weißen Blütenbällen, das ganze Jahr hindurch, sind verschiedene Abarten der Fuchsie („Fuchs"), da ist die Passionsblume (Passiflora coerulea), um ein kreisförmig gebogenes Stäbchen wachsend, an deren Blüten man etwas wie Werkzeuge, wie solche bei der Kreuzigung Christi verwendet wurden, erkennen will, darum auch „Leidn Chrifti" genannt wird. Da ist die schöne Monatsrose, „s Monatsröisl", deren Blüten neben Myrten bis vor etwa 40 bis 50 Jahren stets

*) Dieser seit Mitte 1930 im Satz stehende Beitrag konnte bisher wegen Raummangels nicht gebracht werden. Der die Zimmerpflanzen und Gartenblumen behandelnde Anfangsteil (Anm. 1—24) ist mittlerweile im 4. Heft 1930 der Zeitschrift „Natur und Heimat" erschienen.

Digitalisiert von Google

die Hochzeitsgans („Haochzatguans") schmückten, die beim Hochzeitsmahle als letztes Gericht auf den Tisch kam, vom Bräutigam oder von den Musikanten zerteilt und den Gästen als „Bschoedessn" mit nach Hause gegeben wurde. Das „Immergrün" des Fensters ist der Efeu (Hedera helix), um Fensterrahmen, Spiegel und Bilder rankend, manchesmal einige Meter lang. Heilzwecken dient die Aloe (Aloe), „d' Ho(a)lbla(t)la", mit ihren fleischigen Blättern, die auf Brand- und Schnittwunden und Geschwüre[1]) aufgelegt werden und aus denen man zum gleichen Zwecke eine Salbe herstellt, indem man sie zerschneidet, in einem Gefäß auf der Ofenplatte dünsten läßt, einen Eidotter und frische Butter oder Schmalz dazugibt und alles mischt. Ein Liebling der Hausfrau ist die Myrte (Myrtus[2]). Die Hochzeitsleute tragen ein Myrtensträußlein und ein weißes Band dabei an der Brust, die Braut trägt einen Myrtenkranz auf dem Haupte, die Erstkommunikanten haben Zweiglein im Knopfloch oder Haar und um die Kerzen gewunden. Bei der aufgebahrten Leiche steht ein Glas mit Weihwasser und darin ein Myrtenzweig. Die junge Frau pflegt ihr Myrtenstöcklein, aus einem Zweig ihres Brautkranzes gezogen, daß es ja nicht verdorre. Myrten „bakumma" sehr schwer, deshalb spaltet man das in die Erde zu steckende Ende des Zweiges und steckt ein Gerstenkorn hinein, so faßt es leichter Wurzeln. Junge Pflanzen vertragen keine Zugluft, man stürzt daher gern ein Glas über sie. Gern gesehene Zimmerpflanzen sind ferner die „Schnöibolln" (Hydrangea hortensis, der Schneeball) mit ihren weißen, später rötlich oder bläulich werdenden Dolden, dann die der Wucherblume ähnelnde Compositae, „Katharinebldiml", Zimmerlinden und Plectranthus (Ho(a)lbla(t)la"). Die haarigen, rauhen Blätter der letzteren Pflanze werden vereinzelt auf Wunden gelegt, obwohl die Natur dieser Pflanze zur Vorsicht mahnte. Sehr schön inmitten grünen Laubes sind Blattbegonien (Hybriden von Begonia rex) und die Abarten von Coleus mit ihren rotbraunen Blattzeichnungen. Beliebt ist ferner der Judenbart (Saxifraga sarmentosa) mit seinen langen Ausläufern, vereinzelt trifft man Aspidistra elatior („d' Bla(t)la" oder „d' Zwiefl"), auch Petunien (Petunia), Goldlack mit brennenden Blüten (Cheiranthus) und im Sommer zuweilen die Kapuzinerkresse (Tropaeolum sarmentosa).

Ein Gärtlein, darin Blumen und einiges Gemüse gedeihen, fehlt selten beim Bauernhause. Meist findet man es an der dem Hauptverkehrswege zugekehrten Seite des Hauses. Dort wuchert in einer Ecke eine breite Rosenstaude, „d Raosn", mit rosaroten oder weißen Blüten. In größeren Gärten stehen dann schon schöne Bäumchen mit dunkelroten und gelben Rosen, sauber an Stöcke, mit Glaskugeln geziert, gebunden. Die „Königin der Blumen" schmückt in Vasen und Gläsern die „schöne Stube" im Bauernhause. Im Kriege wurden die zarten Blütenblätter gesammelt, getrocknet und als Zigarettentabakersatz verwendet[3]). Auch Redensarten, wie: „Du glöihst wöi a Raosn" (gemeint: du bist gesund), „wöi a Röisl" (schön wie ein Röslein), „Döi hot owa Röisla" (die hat aber rote Wangen), oder „A Raosn zwischa zwoea Dornan" usw. seien hier erwähnt. In Liedern und Vierzeilern („Einlafstückla") hört man oft von Rosen und vom Rosenstrauch, zum Beispiel:

Digitalisiert von Google

„Wenn ma Moidl a Raosnstöckl wa, a Raosnstöckl wa,
|: Donn stellat ös hintas Fenza, danns olla Leit sahn." :|

Ihres kräftigen Geruches wegen geschätzt sind „d' Nachala" (Dyanthus caryophyllus, Gartennelke), gefüllte und einfache, ferner auch die wohlriechenden Veilchen (Viola odorata), „Rechta Veichala" oder „Schmeckata Veichala" genannt. Weiter findet man Gartenstiefmütterchen, „graoßa Veichala", „Stöifmüttala", in prächtigem Farbengemisch; gefüllte Gänseblümchen (Bellis), „Dulla Gänsblöimla"; im Herbste Astern (Aster chinensis), die man gern auch auf Gräber pflanzt und in Grabkränzen flicht (Allerseelen) wie Strohblumen, „d' Straohblöimla". Seit altersher wachsen im Garten „d' Herzla" (Dielytra spektabilis, Herzblume), die Mädchen und Frauen früher gern neben „Schmeckats" (Krauseminze) und anderen riechenden Kräutern in der Hand trugen[4]), wenn sie an Maiabenden in die Betstunden gingen. Ferner die Pfingstrose (Paeonia peregrina), „d' Poprraosn", „d' Puaptraosn", die am Fronleichnamstage eine Rolle spielt. Mit ihr sind an dem Tage die Altäre bekränzt, in Kränze wird sie geflochten, die man weihen läßt, und die „weißen" Mädchen streuen beim Umzuge durch die Gassen neben Blütenblättern verschiedener Wiesenblumen hauptsächlich solche der Pfingstrose[5]). Dann ist da die „Kraufawinzn", „Kraufaminzn", „'s Schmeckats" (Mentha crispa), deren Blätter, zerrieben, vor Insekten schützen; man hängt sie den Zugtieren zum gleichen Zwecke im Sommer ans Geschirr; der Absud aus der Pflanze ist gut gegen Husten und Magenschmerz[6]). Weiter „s Wintagröi(n)" (Vinca minor, Winter-, Singrün), das in Ermangelung der Myrte gebraucht wird, als Gräberschmuck dient und in Kränze geflochten wird (Allerseelen)[7]). Seltener ist der Wermut geworden (Arthemisia absinthium), „da Wirmat"[8]). Ein Absud aus der Pflanze hilft bei Magenschmerz, Bauchweh und fördert den Apetitt. Die getrocknete Pflanze, zerschnitten und in Kornschnaps angesetzt, ist ebenfalls gut bei Magenverstimmung[9]). Auch den Haustieren wird er eingegeben, wenn sie nicht fressen wollen. Dann gibt es blau- und rosafarbene „Glöckala" (Aquilegia vulgaris, gemeine Akelei)[10]), in jedem Garten „Tulipm" (Iris germanica, deutsche Schwertlilie) und „d' Feiaraosn" (Lilium bubliferum, Feuerlilie), deren braunen Blütenstaub die Kinder zum Anmalen von Schnurrbärten verwenden. Vereinzelter trifft man die Lilie (Lilium candidum)[11]), Vergißmeinnichte (Myosotis), die am Fronleichnamstage Verwendung finden (Kränzlein), die man auch in Teller gibt und in die Stube stellt, wo sie lange blühen; wohlriechende Wicken (Lathyrus), in jüngerer Zeit Kapuzinerkressen (Tropaeolum). Andere sind: die Georginen (Dahlia variabilis), die Schlüsselblumen (Primula officinalis), „d' Himmlschlüssl", „d' Schlüssblöimla"[12]) und die Sonnenblumen (Helianthus annuus), „d' Sunnablouma", deren Same von Kindern gern gegessen wird, auch als Vogelfutter dient, „'s Ringlblöiml" (Calendula, Ringelblume), Tulpen, Schneeglöckchen, Narzissen und Aurikel. Häufig trifft man auch die Nachtviole (Hesperis matronalis), als „da Nochtschottn" bezeichnet, seltener Margeriten (Leucanthemum), „Gonfara", und Gartenmohn (Papaver somniferum, orientale), „da Moah", dessen Körner von Kindern aus den Kapseln geschüttet und gegessen werden, früher als Schlafmittel Verwendung fanden. An Heil-

Digitalisiert von Google

pflanzen ſind noch Thymian (Th. vulgaris), aus dem man einen Tee gegen Huſten herſtellt und der zum Würzen von Tunken dient, und Lawendel (Lavandula off., L. spica) zu erwähnen[12]). Früher dürfte auch Artemisia Abrotanum (Stabwurz, Eberreis), „Gartnhopfn", in manchem Gärtlein zu finden geweſen ſein, da die Pflanze zu Heilzwecken gerne verwendet wurde[14]). Zuweilen im Garten, meiſt aber als Topfpflanze im Fenſter traf man den Rosmarin[13]) (Rosmarinus off.), „da Rosmarià". Bräutigam und Brautführer trugen große Zweige, mit langen Bändern geſchmückt, auf dem Hute, alle anderen Hochzeitgäſte kleinere im Knopfloch des Rockes oder am Kleid befeſtigt. Rosmarin war auch als Heilpflanze beliebt[16]), ebenſo der Gartenſalbei (Salvia off.), „da Solbei", der ſehr ſelten geworden iſt[17]). Nicht zu vergeſſen iſt der Fenchel (Foeniculum off.), „da Fenikl", obwohl er nur noch in wenigen Gärten zu finden iſt. Die Samen fanden und finden vereinzelt noch Verwendung als Brotwürze[18]), man tat ſie in Tunken und Sauerkraut. In Waſſer gekocht und das getrunken, iſt gut bei Bauchſchmerz und Magenverſtimmung[19]). Majoran iſt beliebt als Suppenwürze („Majron"; Origanum majorana)[20]). Wohl ſelten gebaut, aber wegen ihrer Heilkraft geſchätzt waren der gebr. Yſop (Hyssopus off.)[21]) und die Zitronenmeliſſe (Melissa off.)[22]). Eine Pflanze, die nur zur Zeit des Weltkrieges häufig im Bauerngarten zu finden war, ſoll auch erwähnt ſein: der Tabak („Towak", Nicotiana rustica). Tabak kauen gilt übrigens als gut gegen Zahnſchmerz[23]). Beliebt iſt der Meerrettich, Kren (Cochlearia armoracia), „da Kria(l)", der Verwendung findet zu Krentunken und, zerrieben oder geſchabt, aufgelegt wird bei Seitenſtechen, Kopfweh, Rippenfell- und Lungenentzündung. Ein gutes Mittel gegen Magenverſtimmung ſtellt man her, indem man geriebenen Kren in ein Gefäß gibt, etwas Zucker zuſetzt, zudeckt und das einen Tag ſtehen läßt[24]). Die Blätter der Pflanze legt man auf bei Kopfweh, den Schweinen bei Rotlauf, und ſie dienen zum Einpacken der Butter in der heißen Jahreszeit.

Auf Beeten ſieht man allerhand Gemüſearten, als da ſind: Salat, „So(a)lât", „Salot", „Sellât", der mit Schmetten, Salz und Eſſig angemacht, genoſſen, aber auch wie Kraut zubereitet wird; Kohlrüben („K(ö)lroum", „K(ö)laroum"), die wie Kraut, roh und gedünſtet gegeſſen werden und als Grünzeug in die Suppe kommen; Welſchkohl („Kapuſtn"), Blumenkohl („Karfiol") und Spinat („Spenât")[25]) trifft man nur in größeren Gärten. Dagegen findet man in jedem Bauerngärtlein „d' Pôitaſüll" (Peterſilie)[26]), die wie Sellerie („da Zella", „Zellera") zum Würzen der Suppe dient. Peterſilien werden auch getrocknet und für den Winter aufbewahrt. Zwiebeln (Zwiefl) verwendet man bei der Herſtellung verſchiedener Speiſen, bei Zahnſchmerz werden ſie gekaut, die braunen Schalen dienen zum Färben von Oſtereiern[27]). Gegen Zahnſchmerz hilft auch der Knoblauch, „da Knuawlat"[28]), der wie die Zwiebel als Mittel gegen Bauchſchmerz[29]) zuweilen roh gegeſſen wird. Über der Türe aufgehängt, läßt er keine Krankheit ins Haus, und ſchützt vor ihr, wenn er an einem Bande um den Hals getragen wird. Schnittlauch dient zum Würzen der Suppe und des Käſes („Schni(tt)ling"). Rettiche und Radieschen („Rettich", „Radiesla") gelten als magenſtärkend und »reinigend«[30]). Möhren („gelwa

Digitalisiert von Google

Roum") sind beliebt für Brühen. Gurken trifft man nur vereinzelt. Sie werden als Salat genossen, in ihrer Form sieht mancher das Vorbild einer besonders großen Nase seines Mitmenschen („Du host a Gurkn") oder schimpft ihn „Du olta Gurkn!". Von einem, der ein betrübtes Gesicht macht, sagt man, er habe sicher saure Gurken gegessen. Bohnen oder Fisolen baut man äußerst selten. Sehr beliebt sind sie bei Kindern. Sie spielen „Grod oder ungrod", ein Ratespiel, und „Schuckan", wobei die erst geworfenen Bohnen in ein Loch ‚geschuckert', d. h. geschnellt werden müssen[31]). Eine andere Gartenpflanze, die früher als heilkräftig geschätzt war, jetzt aber nicht mehr oder äußerst selten gebaut wird, ist der gem. Spargel (Asparagus off.)[32]).

Andere beliebte Pflanzen, die man teils im Gärtlein vorm Hause, teils im Obstgarten, teils auch im Hof des Anwesens antrifft, sind: der echte Weinstock (Vitis vinifera), „da Wei(n)stuak", „da Wei(n)", meist am Giebel des Hauses emporrankend. Seine Blätter dienen zum Auflegen auf Wunden und Geschwüre. Dann der Klokätsch (Staphylea pinnata, Pimpernußstrauch), dessen Zweige, in einem Gefäß mit Wasser zum Sprossen gebracht, für Palmbüschel (Palmsonntag) Verwendung finden. Die Früchte, an eine Schnur gefädelt und den Kindern um den Hals gehängt, erleichtern das Zahnen, dienten früher zur Anfertigung von Rosenkränzen und Kinder spielen damit wie mit den Bohnen[33]). Wegen seiner bunten Blätter im Herbst ist der wilde Wein, „da wilda Wei(n)" (Ampelopsis hederacae) gern gesehen. Bei jedem Hause wächst der schwarze Holunder (Sambucus nigra), „da Hulla", „da schworza Hulla"[34]). Die Blätter des Strauches werden auf Wunden gelegt und dienen dem Bauer zum Schutz vor Insekten (Stirne einreiben), wenn er ausfährt. Auch den Tieren hängt er Zweiglein ans Geschirr. Aus den schwarzen Beeren erzeugt die Bäuerin einen jahrelang haltbaren „Powidl", der gut ist gegen Bauch- und Magenschmerz, den Appetit fördert, als schweißtreibend gilt und aufgelegt wird, wenn Frauen „böse Brüste" haben. Auch einen Wein erzeugt man aus den Beeren, den „Hullawei(n)", ebenfalls angewendet gegen Magenschmerz. Getrocknete Beeren gebraucht man gegen Bauchschmerz. Die weißen Blüten, mit Zucker versetzt, verwendete man früher zu Holunderkuchen, heute gewinnt man aus ihnen noch einen vorzüglichen Wein. Ein Abfud aus den Blüten fördert das Schwitzen. Aus den stärkeren Stämmen des Strauches erzeugen Kinder „Puschtan" und „Spritzn", indem sie das Mark herausnehmen, einen Werg- bzw. durchlöcherten Holzstöpsel an einem Ende hineinstecken und dazu einen dichtenden Kolben anfertigen, der den Wergstöpsel mit einem Knall, bzw. das Wasser durch den Holzstöpsel hinauspreßt. Der Dorfbursche singt folgenden Vierzeiler: „Unta dera Hullastau(d)n, durt is 's schöi(n) warm, schöi(n) warm, Moidl, wennst niat daobleibm wüllst, hul e an Schandarm." — Dann ist da ferner der Flieder (Syringa vulgaris), „d' türkischa Hulla", „Hulla", „d' Loetala". Die Blätter des Strauches werden auf Wunden gelegt. Kinder nehmen sie zwischen die hohlen Hände und blasen schrille Töne. In der Hexennacht (30. April) mußten bis vor einigen Jahren Stücke Rasen vor die Türen gelegt und hinein Kreuzlein aus sprossenden Fliederzweigen gesteckt werden. Unter das Bett gelegt, schützen

Digitalisiert von Google

die Kreuzlein vor der Trud[33]). Kinder ſtecken die Blumenkronen ineinander und machen Kränzlein und Leitern („Loetala"). Zum Sproſſen gebrachte Zweige ſind Beſtandteile der Palmbüſchel[34]). Palmbüſchel tut man in die Felder, in der Stube hinter Bilder oder Kreuze, in den Stall, denn ſie ſchützen vor allem Unheil, wie Blitz, Krankheit, Unwetter, Feuer uſſ. Kinder tragen ſie am Palmſonntag in die Häuſer der Nachbarn und kriegen dafür Eier und Geld. Zur Zeit des Saftens werden von Kindern aus der Rinde „Farka", „Pfeifla" und „Hörna" gemacht. Beim Abziehen, indem ſie das Zweiglein auf dem Knie klopfen, ſingen ſie:

„Hulla, Hulla, Pfeiferl,
Göiht da Höithund ſch.....,
Göiht a hintas Höithaus.
Sch..... a dra gunga Hündla as.
Wea wiads taffn?
D' Hoitmarchat mit da Larvn.
Wea wiad d' Windl woſchn?
D' Höitmarchat mit da Soechtoſchn.
Piff, paff, piff, paff.
Göiht dös Pfeiferl nu niat o.
Schneidn ma da Koßn 's Schwanzl o."

und: „Pfeiferl, Pfeiferl, pfief o,
Schneidn ma da Koßn 's Schwanzerl o."[35])

Früher war häufiger der Spindelbaum anzutreffen (Evonymus europaea), „d' Patakappla", auch die Schneebeere (Symphoricarpus), „weißa Biala", deren Zweige mit Früchten zu Kränzen und Gräberſchmuck (Allerſeelen) Verwendung finden. Sehr vereinzelt findet man den Goldregen (Laburnum), hie und da Lebensbäume (Tuja, Chamaeciparis uſw.), „Zypreſſen" genannt.

Der Obſtgarten befindet ſich in der Regel hinter dem Hauſe. Obſtbäume und Beerenſträucher ſind ſehr beliebt. Schon das erſte Abfallobſt (meiſt Äpfel) wird verwendet zu Spalten, die man für den Winter aufbewahren kann, und Moſt, ein erfriſchendes Getränk an warmen Tagen. Wurmiges Obſt gibt man den Rindern ins Getränk oder wirft es den Schweinen vor. Äpfel, geſchnitten, gerieben oder geſchabt, geben eine wohlſchmeckende Füllung für Strudel, Buchten und Knödeln. Man gibt ſie auf Kuchen, zu Reisbrei und „Totſch", ißt ſie roh, gedünſtet oder gebraten. Äpfel, zuweilen angefaulte, Nüſſe und getrocknete Zwetſchken bringt der Nikolaus; am hl. Abend kommen ſie nebſt Nüſſen, getrockneten Birnen und Zwetſchken auf den Tiſch. Am Chriſtbaum findet man Äpfel, vergoldete Nüſſe, vereinzelt auch Zwetſchken. Die Leute zerſchneiden am hl. Abend Äpfel und ſehen, ob ſie einen Kern verletzt haben. Iſt das der Fall, ſo gibt es im nächſten Jahre Unglück oder einen Todesfall[36]). Die Reſte vom Mahl, Kernhäuſer, Kerne, Schalen, Krumen, trägt einer ohne zu atmen auf den Düngerhaufen oder in den Garten unter einen Obſtbaum[37]). Tut das ein Mädchen, ſo horcht ſie, ob ein Hund bellt, denn dann wird ſie im nächſten Jahre heiraten. Ihr Liebſter aber wird von dortther kommen, von wo das Hundegebell

Digitalisiert von Google

erschallt. Die Haustiere bekommen an diesem Abende Äpfel, Zwiebeln, Salz und Stullen. Auch Heilzwecken dient der Apfel. Frisch genossen, gilt er als die Verdauung fördernd, sein Saft reinigt die Zähne, mit einem verfaulten Apfel bestreicht man Schwinden und Hühneraugen[40]). Die eingetrockneten Blütenreste an der Frucht heißen „Puapl" (so auch bei der Birne), das Kerngehäuse „'s Kernhäusl"[41]). Redensarten sind: „Wöi a Apferl" (gemeint ist: schön), „Döa hot möin in' sauan Apfl beißn", „Da Apfl f(ä)llt niat weit vom Stomm". Das harte Holz des Baumes ist sehr geschätzt, ebenso wie das des Birn- und Zwetschkenbaumes, das zu Hackenstielen gern verwendet wird. Die Birnen („Bian, Hulzbiala") werden im Backofen gedörrt („Huzl"; Redensart: „Zsommgfroan wöi a Huzl"), im rohen und getrockneten Zustande für Brühen gebraucht; ebenso die Zwetschken. Die gibt man auf Kuchen und in Knödeln. Sie werden eingekocht zu „Powidl" und eingelegt. Der Fischer gibt sie an die Angel, wenn er Weiß- oder „Brot"fische (Döbel) fangen will. Manche Leute graben im Herbst Zweige mit Früchten in einem Gefäß etwa ¾ bis 1 Meter tief im Garten ein, um sie dann am hl. Abend frisch und gut erhalten herauszunehmen. Das Entfernen der Steinkerne aus der fleischigen Hülle heißt man „aspotschkan", der Kern selbst vereinzelt „Potschkakern". Bekannt sind „Zwetschka", „Dauntschn", „Dauntschkala" (gelb und rote Früchte; Rede: „wöi a Dauntschka(r)l" = kleine, unscheinbare Person), „Howazwetschka" (gelb), dann „Pflamala" (rot oder blau) und „Schlöiakröichala" (wie Schlehen)[42]). Der Kirschbaum darf im Garten nicht fehlen („Kirschn, Kerschn, Buaglkirschn, Weigsl"). Die saftigen Früchte gibt man in Knödeln, auf Kuchen und erzeugt aus ihnen wohlschmeckenden Kirschwein. Der Fischer verwendet sie beim Fischen. Kinder schießen gegeneinander die schlüpfrigen Steinkerne. Das goldbraune Harz des Baumes „spinnen" sie und essen es. Die Blätter lieferten zur Zeit des Weltkrieges einen Tabakersatz. Aus Weichselzweigen macht man Pfeifenrohre und „Weigslsteckla". Vor Jahren wurden am Barbaratag (4. Dezember) Zweige vom Weichselbaum (auch Flieder, Haselnuß, Birke uff.) geschnitten und in ein Gefäß mit Wasser gegeben. Bis Weihnachten grünten sie. Zu welchem Zwecke sie verwendet wurden, konnte nicht festgestellt werden[43]). Ziemlich häufig war früher der Walnußbaum anzutreffen („Wälnuß", „wälescha Nuß", „Nuß"), dem strengen Winter 1928/29 jedoch ist mancher zum Opfer gefallen. Die Früchte spielen zur Weihnachtszeit eine Rolle: Nikolaus, hl. Abend, Weihnachtsbaum, Silvesterabend („olta hl. Aomd"). Wer am hl. Abend in einer Nuß einen schwarzen Kern findet, hat im kommenden Jahre Unglück zu erwarten[44]). Im Kriege wurden die Blätter des Baumes geraucht. Aus Nußschalen machen Kinder „Kläppan" und Schiffchen.

Im Herbste recht man das abgefallene Laub der Obstbäume zusammen und verwendet es als Stallstreu. Die Baumstämme werden zum Schutz vor Kälte und den Hasen mit Lehm oder Kalk bestrichen. Am Weihnachtsmorgen vor Sonnenaufgang umwickelte man sie mit Strohbändern, um im kommenden Jahre reichlich Obst zu bekommen, am Gründonnerstag beim letzten und am Karsamstag beim ersten Glockenläuten schüttelt man die Obstbäume zum gleichen Zwecke[45]). Trägt ein Bäumchen zum ersten

Digitalisiert von Google

Male Früchte, so darf man sie nicht abreißen, da sonst der Baum später wenig Obst gäbe.

Am Gartenzaune wachsen Beerensträucher, „dös Stau(d)nzeich". Da sind Himbeeren („Hiangabia", „Hiangbia"), Johannisbeeren („Rewisalä") und Stachelbeeren („Stochabiala"). Die Früchte der Himbeere und Johannisbeere gibt man auf Kuchen und in Buchten, sie werden eingelegt und eingekocht. Himbeerblätter liefern einen Tee und galten während des Weltkrieges als Tabakersatz**). Auch Ebereschen, Vogelbeerbäume (d'Vuaglbia", „da Vuaglbiabäm") findet man in den Obstgärten. Die roten Beeren werden zu „Powidl" eingekocht, der gut ist zum Erbrechen und bei verdorbenem Magen, und zur Erzeugung eines Weines verwendet wird. Der Vogelfänger stellt seine Roßhaarschlinge im Herbste mit Vorliebe auf Vogelbeerbäume (Gimpelfang). Wenn sich ziehende Krammetsvögel in Scharen auf dem Baume niederlassen, folgt ein strenger Winter. Die schlanken Zweige geben schöne Peitschenstiele. Das Lied „Unterm Vuaglbiabäm" ist ja bekannt. Zu welchem Zwecke man in manchen Orten Zweige mit reifen Beeren in die Fenster hängt, konnte ich nicht erfahren. Möglicherweise sollen sie nur einen Schmuck darstellen. An der Hof- oder Gartenmauer pflanzt man gerne Eichen „Lechn", „Lechala", „Lecha(r)lbäm"), da ihr hartes Holz vielfach verwendet werden kann. Im Kriege wurden die Blätter geraucht, die Früchte geröstet und als Malzkaffee-Ersatz benützt. Kinder machen aus den ausgehöhlten Früchten oder Bechern Tabakpfeifchen. Eichenblätter liefern auch einen Tee**). „Du bist a oechana" (du bist ein eichener = Hartkopf, stark, fest) ist eine bekannte Redensart. Auch Flurnamen, wie „ban Lechlan", Douwi, Doubka, Duwofka, Dowraika (von tschech. doubi, doubek, dubovka, doubravka)**) seien hier schon erwähnt. Im Garten, im Hofe oder vor dem Hause trifft man in der Regel auch den Lindenbaum. Aus den Blüten gewinnt man einen schweißtreibenden Tee**). Zweige der Linde gehören in die Palmbüschel. Da sind ferner auch Ulmen („Ülm", „Ül)ma"), Ahorne (meist Spitzahorn), deren fliegende Früchte den Kindern besonders Spaß machen, Wacholderbäumchen („Krouwidl"), Roßkastanienbäume („Karschtana") und die Salweide (Salix caprea), „d' Pöllala", „d' Polm", „d' Polmkatzla". Die braunen oder braunfleckigen („Gschecka") Früchte der Kastanien verwenden die Kinder zur Herstellung von Tieren und Pilzen, im Kriege wurden sie in Ermangelung des Gersten- und Kornmalzes zur Bereitung eines Kaffees benützt. Die Zweige der Salweide spielen am Palmsonntag eine besondere Rolle. Die Schulbuben tragen sie in die Kirche, um sie weihen zu lassen, sie werden wie Palmbüschel in Stuben, Stall und Scheune aufbewahrt und in die Felder gesteckt. Die Kätzchen verschlucken, bewahrt vor Halsweh. Die starken Ruten verwendet man beim Flechten von Kränzen. Kinder ziehen die Rinde ab und machen wie aus Fliederzweigen Pfeifchen. Wenn im Spätherbst die Knospen der Weide klein sind, folgt ein strenger Winter**).

In der Nähe des Bauernhauses wachsen Brennesseln (Urtica dioica, U. urens, Gr. u. kl. Brennessel), deren junge Blätter einen Salat liefern. Der Absud aus der Pflanze stillt den Husten, löst den Schleim und hilft bei

Digitalisiert von Google

Atembeschwerden[31]), ist auch beliebt zum Waschen der Haare, denn er fördert ihren Wuchs. Während des Krieges lieferten die Blätter einen Tabakersatz und es gab Stoffe aus Brennesselfasern. Die jungen Frühjahrstriebe, fein zerhackt, mischt man unter das Futter für junge Gänse. Auf Mauern oder felsigem Grunde gedeiht das „Rao(t)lakkraut" (Chelidonium majus, Schellkraut), das man häufig für sehr giftig hält. Der gelbe Saft der Pflanze dient zum Vertreiben der Warzen, die Blätter legt man auf bei Rotlauf[32]). Überall zu finden ist die Käsepappel (Malva vulgaris), „d' Hosnpopala", „d' Muttagottasloibla", „d' Kasla", aus deren Früchten man eine Salbe gegen Brandwunden und Geschwüre herstellt[33]) und die von Kindern gern gegessen werden. Der Absud aus der Pflanze dient zum Waschen von Wunden und zu Bädern. Wo ein wenig Gras sprießt, wachsen auch Frauenmantel (Alchemilla vulgaris), „'s Gwittagros", und das Gänseblümchen (Bellis perennis), „'s Gänsblöiml"[34]). Die gelbgrünen Blüten der ersteren Pflanze flicht man für den Fronleichnamstag in Kränzchen, die Blätter werden auf Schnittwunden gelegt, wie die des Guten Heinrich (Chenopodium bonus Henricus), „Ho(a)lbla(t)la". Wie das Schellkraut, wächst auch der Mauerpfeffer auf Mauern und Schutthaufen (Sedum acre), im östlichen Gebiet des Mieser Landes „Christnschwoaß" genannt und zum Vertreiben der Warzen angewendet. Die Pflanze in einem Mörser zerstampft, der Saft ausgepreßt und eingenommen, ist ein unfehlbares Mittel gegen kaltes Fieber. Der Absud aus der Distel (Carduus nutans; „Hund") ist gut gegen Hämorrhoiden[35]). Als Heilpflanze sehr geschätzt ist der Quendel oder Feldkümmel (Thymus serpyllum), „d' Kinnala". Er liefert einen Tee gegen Blasenleiden. Schwache Kinder badet man in Quendelwasser[36]). Die Blätter der Ochsenzunge (Anchusa off.) werden auf Wunden gelegt, auch auf Geschwüre, sie „ziehen"[37]), ebenso die Blätter des stumpfblättrigen Ampfers (Rumex obtusifolius), „d' Dokaletschn", die auch zum Einpacken der Butter an heißen Tagen dienen und aus denen man einen Absud herstellt, der, etwas Salz beigemengt, als Waschwasser gegen die Krätze dient. Aus den meist hohlen Stengeln verschiedener Doldengewächse (Chaerophyllum, Kälberkropf, Oenanthe phellandrium, Roßkümmel, Selinum carvifolia, Silge usw., „Pfakümml") erzeugen die Kinder Pfeifen, Blasinstrumente und Röhren für Wasserleitungen. Da trifft man ferner die Klette (Lappa off. A.), „d' Kleppm", aus deren Wurzel man einen Absud gewinnt, der den Haarwuchs fördert[38]), aus den Stengeln machen Kinder Pfeifen, die großen Blätter dienen ihnen als Hüte, die Fruchtköpfchen, die auch Vogelfutter liefern und auf denen der Vogelfänger seine Schlingen anbringt (Stieglitzenfang), als Knöpfe. In großen Mengen wachsen hier Fingerkräuter, das Frühlingsfingerkraut (Potentilla verna), „'s Fingakraut", und das Gänsefingerkraut (Potentilla anserina), „d' Loetala" (nach der Form der Blätter). Letzteres liefert einen Tee gegen Magenleiden. Ferner die Schafgarbe, „'s Rotzaschwanzl" (Achillea millefolium), aus der man einen Tee gegen verschiedene Leiden (?) erzeugt. Die weißblühende Pflanze ist für Frauen, die rotblühende (rötlichweiß) für Männer bestimmt. Die Blätter werden zerrieben und auf Wunden gelegt[39]). Die Taubnessel (Lamium album, L. purpureum, „wilda Brenessl") ist ihres Reichtums an Honig wegen von

Digitalisiert von Google

Kindern geschätzt. Aus dem Spitzwegerich, „da Wechara", „da Spitzwecha" (Plantago lanceolata), gewinnt man einen Tee gegen Husten, Lungenkrankheiten und andere Brustbeschwerden. Die Blätter legt man auf Wunden und Geschwüre[80]). Nicht zu vergessen ist der Hauswurz, „d' Hauswurzl" (Sempervivum tectorum), der gern auf die Dächer und Mauern gepflanzt wird. Man sagt, er schütze das Haus, bringe auch Glück. Den Saft aus zerstoßenen Blättern verwendet man als blutstillendes Mittel und träufelt ihn auf Brandwunden, denn er kühlt sehr. Kinder essen die fleischigen Blätter oder jungen Sprossen[81]).

An die Häuser und Gärten schließen sich Felder, Wiesen und Wälder an. — Auf den Feldern baut der Landwirt „'s Troed", und zwar: Weizen („Woez"), Korn („Koan"), Gerste („Garschtn") und Hafer („Howan"), ferner „Gmischat" (= Gerste, Hafer, Wicken und Erbsen), „Arwas" (Erbsen), Wicken, „Roum" (Rüben), Dorschen, „Krat" (Kraut), „Flär", „Floas" (Flachs) und „Klöi" (Klee), vereinzelt wurden während des Krieges auch Linsen gebaut.

Denken und Sinnen des Bauers ist vor allem auf seine Feldfrüchte, auf Saat und Ernte, Wachstum und Gedeihen und Abwehr allen Unheils gerichtet. Das Vorhandensein der vielen Bräuche, Sitten und abergläubischen Anschauungen, die wir in Verbindung mit Säen, Ernten, Dreschen usw. finden, wird so erklärlich.

In früheren Jahren wurde das Saatgetreide stets mit Weihwasser besprengt, heute dürfte das selten noch gepflegt werden. Der Bauer machte beim Säen erst das Kreuzeszeichen. Getreide soll man am Gründonnerstag säen, daß es gedeihe; auch Erbsen und Wicken. Nie aber darf man an einem Freitag beginnen, denn der ist ein Unglückstag. Wenn einer beim Säen eine Untersaat macht, das heißt eine Stelle des Feldes nicht besät, so stirbt jemand im Hause. Den Lein soll man am Pankraz-, Servaz- oder Bonifaziustage („Eismanna") säen. Wenn dann noch die Sophie (15. Mai) „drasoecht" (dreinregnet), gedeiht der Flachs sicherlich. Auch soll der Bauer beim Leinsäen sich mit der Bäuerin zanken oder fluchen, das trägt auch dazu bei, das Gedeihen des Flachses zu sichern. Kraut steckt man tunlichst am Veittage (15. Juni) oder in der Woche, in die der Tag fällt, nie aber zu Georgi (23. April) säen, da es sonst kropfig würde. Beim Kartoffellegen dürfen über Mittag keine Kartoffeln liegen bleiben, sie müssen sämtlich eingeackert werden, da sie sonst faulten oder nicht gerieten. Die Kartoffel sagt: „Steckst me in 'n Aprül, kumm e, wenn e wüll; steckst me in 'n Mai, kumm e glei." Beim Kartoffeleinackern und Krautstecken wird der Knecht (meist von der Magd) mit Schrollen beworfen[82]).

Dann beginnt die Sorge um das Gedeihen der Feldfrüchte. Am Dreikönigstage (6. Jänner) besprengt man die Felder mit Weihwasser. Wenn zu Lichtmeß (2. Feber) die Sonne am Vormittag scheint, gerät die Frühgerste, scheint sie nachmittags, die Spätgerste. Am Palmsonntag steckt man Palmbüschel oder Palmzweige, am Karsamstag gab man früher Kienspänchen vom Judasfeuer auf die Felder. Daß das Korn gedeihe, wird am Ostersonntag vor Sonnenaufgang geschossen. Am Aschermittwoch ist es angezeigt, viel Bier zu trinken, denn dann gerät die Gerste. Daß der Flachs recht

Digitalisiert von Google

wachse, muß man am Faschingsdienstag viel tanzen; so hoch man springt, so hoch wird der Flachs. Nach der Länge der Eiszapfen im Winter läßt sich ebenfalls auf die Länge des Flachses schließen. Im Mai, an den Bittagen, gehen in Mies Bittprozessionen in die Felder, den Schutz des Himmels zu erbitten. Zu Georgi soll das Korn schon so hoch sein, daß sich eine Krähe darin verstecken kann. Am Jakobitage (25. Juli) geht man die „Erdäpfl schüttln", das heißt behacken, daß sie ansetzen und wachsen. Viel Kartoffeln werden, wenn es viel Heidelbeeren oder Haselnüsse gibt. Um zu erfahren, was das Getreide kosten wird, horcht man auf den Wachtelschlag. Soviel der Vogel beispielsweise im Kornfeld schlägt, soviel Kronen wird ein Strich Korn kosten[43]).

Die Getreideernte beginnt gewöhnlich um Anna (26. Juli). Früher, wenn man das erste Mal schneiden ging, trugen Bäuerin und alle anderen weiblichen Personen schöne Kleider. Am Faschingsmontag mußte jeder Knecht und jede Magd einen Büschel (75 Stück) Strohbänder machen, die dann zum Binden der ersten Garben verwendet wurden. Der Bindnagel, den man eigens auf dem Felde liegen ließ, sollte die Mäuse erschlagen. Wer die letzten Halme auf einem Felde oder überhaupt schneidet, ist „d' Goaß", hat „d' Wawa", den „Bockl", auch wer die letzte Garbe bindet oder beim „Somma" (Sammeln) das letzte Ährenhäufchen aufhebt. Läßt einer beim „Somma" aus Versehen Halme liegen, so wird er in dem Jahre noch „wöign", das heißt ein Kind wiegen. Die letzte Garbe heißt „d' Wawa", auch beim Ernten jeder einzelnen Getreidegattung. „Wawa" oder „Bockl", „Stodl", „Goaß", „Wochtl" nennt man auch die wenigen Halme, die beim letzten Schnitt stehen bleiben, man dann oben zusammenbindet, daß eine Art Kuppel entsteht, Blumen dazugibt und unten hinein Ähren (daß der „Stodl", die Scheune, voll werde) und Steinchen legt („für d' Wochtl"). Früher, wenn der Bauer mit der ersten Fuhre Getreide heimkam, wurde sie mit Weihwasser besprengt. Im „Holborn", bevor das neue Getreide hineinkommt, müssen Erlenäste ausgebreitet werden, denn dann bleibt alles Ungeziefer fern. Die ersten Garben legte ehemals der Bauer in der Scheune kreuzweise an. Wenn das letzte Fuder Getreide nicht voll ist, sagt man, wachse im nächsten Jahre weniger[44]).

Nach Beendigung der Getreideernte wird der „Tschnitt", im südöstlichen Teil des Mieser Landes „Sichala" genannt, gefeiert. Früher war das in jedem Bauernhause ein Fest. Geigen oder Dudelsack spielten und in der Scheune wurde getanzt, daß „d' Kittl an Foltan gonga san". Heute ist nur noch ein Festschmaus üblich. Da gibt es Krapfen, Fleisch und Bier. Beim Essen wurde früher dem Bauer von der Magd ein Kranz aus Ähren und Blumen auf den Kopf gesetzt, wofür sie in der Regel einen Gulden erhielt. Der Kranz wurde dann in der Scheune bis zur nächsten Ernte aufbewahrt. In Sittna bestand der Kranz aus Rosen und Ähren von jeder Getreideart und die Magd sprach, indem sie ihn dem Bauer auf den Kopf legte:

„Bana, dao hots an Kronz.
Tgschnittn hom ma gonz.
Tgschnittn hom ma gsund und mit Freidn.

Digitalisiert von Google

Soll ma aſs Gaoa wieda glückle oſchneidn!
D Wochtl loßt Eng betn.
Sollts uns an rechtn Krouch vull Böia gebn
Und a Floſchn Wei(n).
Da ma kinna olla recht luſte ſein."[65])

Gleich nach dem Schnitt oder der Herbſtaussaat beginnt das Dreſchen. Wer den letzten Flegelſchlag macht, hat „d' Wanva" oder „d' Goaß". Nach dem Ausdreſchen gab es früher „Driſchala" (Buchten von der Form der noch heute bei den Bäckern zu Allerſeelen erhältlichen „Sellala")[66]). An Winterabenden wurde, da es noch mehr Flachsbau gab, in der Rockenſtube fleißig geſponnen, wobei geſungen und allerlei Kurzweil getrieben wurde[67]).

Auch im Leben der Kinder ſpielen die Feldfrüchte eine Rolle. So benützen ſie Strohhalme für Waſſerleitungen, Tabakpfeifen, Ketten, beim Erzeugen von Seifenblaſen uſw. Aus grünen Getreidehalmen machen ſie „Farka", Blasinſtrumente. Ähren bringen ſie durch Anhauchen in der hohlen Hand zum Blühen. „Schworza Garſchtn" dient ihnen zum Annalen von Schnurrbärten. Aus Dorſchen machen ſie Totenköpfe. Kleeblüten ſchätzen ſie ihres Honigreichtums wegen. Aus Werg (Flachsfaſern) machen ſie Bärte, Schnurrbärte und Stöpſel für „Puſchkan". Wenn ſie „in die Schoten" gehen, dürfen ſie keine zertreten; ſchnappt aber doch eine, dann müſſen ſie laufen, da ſonſt der Beſitzer käme und ſie erwiſcht. Hafer und Heu legen ſie am hl. Abend vor die Türe, daß des Chriſtkindleins Pferde Futter haben.

Getreide und andere Feldfrüchte finden auch zu Heilzwecken Verwendung. Hafer, gebrüht, iſt gut gegen Huſten und Zahnweh. Der Abſud aus Hafer- und Kümmelſtroh dient zu Bädern bei geſchwollenen Füßen[68]). Mit blühenden Kornähren beſtreicht man kranke Augen[69]). Geriebene Kartoffeln legt man auf Brandwunden, geſchnittene auf die Stirne bei Kopfſchmerz, zerquetſchte heiße legt man auf bei Magenſchmerz. Der Dampf von gekochten Kartoffeln ſtillt Schmerzen in den Ohren[70]). Gegen verdorbenen Magen genießt man Sauerkraut. Bei Kopfſchmerz wird es aufgelegt. Gekochten Lein oder Leinöl gibt man auf Brandwunden und Geſchwüre[71]), [72]).

Während des Weltkrieges erzeugte man aus Kartoffeln Stärke, die zur Bereitung verſchiedener Speiſen diente. Wenn einmal ungeſchälte gekochte Kartoffeln auf den Tiſch kommen, ſagt man ſcherzweiſe: „Heint gits Oea in Muntur" oder „Földhennla". Der Nikolaus bringt ſchlimmen Kindern geſaulte Erdäpfel. Eine bekannte Redensart iſt: „Da dümmſt Baua hot die graößtn Erdäpfl." — Das Kraut wird im Herbſte eingemacht. Zutaten ſind Kümmel, Salz, früher gab man auch Fenchel hinzu. „Sauerkraut fällt die Haut", ſagt der Bauer. „Kratmua", „Krakſtaudn", Kratſcheißa" ſind Schimpfwörter. Den Kopf ſeines Mitmenſchen nennt der Ländler oft „Krathäupl". — Dorſchen nimmt man zu Brühen und Kraut. Schimpfwörter, wie: „Dorſchnkuapf", „Dorſchnſchädl" ſind allgemein bekannt, auch „Roumſchädl". Aus Zuckerrüben bereitete man zur Zeit des Krieges Sirup. „Wöi da Baua, ſua d' Roum, wöi da Vota, ſua d' Boum", pflegt man zu ſagen. Zur Kriegszeit hörte man häufig: „Manna, Manna, dea Kröich, döi Weiwa und döi Dorſchn!" — Vierblättriger Klee bringt Glück. Wenn ſich die Kleeblüten ſchließen, iſt Regen zu erwarten[73]). — Aus Leinſamen und Leinöl

Digitalisiert von Google

bereitete man früher Leinkuchen, die zu Heilzwecken Verwendung fanden. „Du Lei(n)saot" ist ein Schimpfwort. Auch Flurnamen müssen hier Erwähnung finden: Pschiasnei, Pschiasnitz (von tschechisch přízný, přízniv = Hanf-, Flachs-). — „Host Arwas 'gessn?" fragt man den, der nicht hören will. Unfolgsame Kinder müssen auf dem Erbsensack knien. Es herrscht der Glaube, daß man vom Genuß der Erbsen dumm werde. Ein Schimpfwort ist: „Schuatn!"[74]).

Dem Volke ist manches der auf den Feldern vorkommenden Unkräuter, sowie viele der am Feldrain oder Wegrande blühenden Pflanzen bekannt. Da ist die Kornblume, „s Koanblöiml" (Centaurea cyanus), vereinzelt Heilzwecken dienend (?)[75]), „s raota Kornblöiml", „d' Rodn", die Kornrade (Agrostemma githago), die von Kindern auch „Uhr" genannt wird, da sie durch Drehen der Blüte zwischen den Fingern Kelch und Blütenblätter in eine Lage bringen, darnach sie die Stunde des Tages bestimmen zu können glauben. Die schwarzen Körner sind ein Vogelfutter. Ungern sieht der Bauer die Vogelwicken (Vicia cracca)[76]), die Ackerwinde (Convolvulus arvensis), „da Stroefling", im Korn die Trespe, „da Treps" (Bromus secalinus), im Hafer den Hederich, „da Trüll" (Raphanis raphanistrum), im Kleefeld die Kleeseide (Cuscuta epithymum), die er durch Ausbrennen zu beseitigen sucht, ferner die vielen „Honsickn", „Fal Knecht", „Longa Hons" (Echium vulgare, Natterkopf) und „d' Kämpfm", die wildwachsende Mohrrübe (Daucus carota). Bekannt sind ihm auch Ackerstiefmütterchen, „d' Stöifmüttala" (Viola tricolor), die Ackerdistel, „d' Distl" (Carduus arvensis), das Ackertäschelkraut (Thlaspi arvense), der kreisrunden Früchte wegen von Kindern „Hellala" oder „Kreizala" genannt, das auch an Wegrändern blühende „Soefmgros" (Anagallis arvensis, Ackergauchheil), das badende Kinder als Seife benützen, das „Kleppmgros", „Düa(n)gros", „Düa(l)gros" (Galium aparine, gem. Klebkraut), der Klatschmohn „da Moah" (Papaver rhoeas), der Hasenklee, „da Tschitscherlklöi" (Trifolium arvense), und der Vogelknöterich (Poligonum avieulare), aus dem man einen Absud gegen Gallensteine gewinnt. Die Vogelmiere, „'s Buaglgros" (Stellaria media) ist der Salat der Stubenvögel. Der Sommersproß des Schachtelhalmes (Equisetum arvense), „'s Rondlgros", „'s Zinngros", „'s Rupfagros", „'s Toppmgros", findet zu Heilzwecken Verwendung, u. zw. ist der Absud aus der Pflanze gut gegen Blasenleiden und Bettnässen. Bei „Toppm" (geschwollenem Gesicht) legt man das getrocknete Kraut auf glühende Kohlen und räuchert die betreffende Stelle des Gesichtes. Auch wenn das Vieh Geschwülste hat, räuchert man damit.

Am Feldraine wachsen „Markita" (Galium verum, echtes Labkraut), „Hundsveichala" (Viola canina), „'s Wonzngros" (Ononis spinosa, dorniger Hauchechel), das Heilzwecken dient, „Roe(n)kinnala" (Thymus serpyllum), „'s Johanniskraut", im nördlichen Teil des Mieser Landes „Unra löibm Frau ihra Bettstraoh" genannt (Hypericum perforatum, gem. Hartheu), aus dem man einen Tee erzeugt, der Frauen dienlich ist, wenn die periodischen Blutungen ausbleiben[77]). Heilzwecken dient auch der Rainfarn, „Ruaflat" (Tanacetum vulgare). Den Absud aus der Pflanze gibt man den Tieren ein, wenn sie Würmer im Bauche haben oder die Nach-

Digitalisiert von Google

geburt zurückbleibt. Einen Tee zur Reinigung, für Frauen (?) und gegen Nierenleiden gewinnt man aus dem Eisenkraut (Verbena officinalis)[78].

Am Wegrande blüht die Steinnelke, „'s Roe(n)nacherl", „d' Studentnäugla" (Dianthus Carthusianorum, Karthäusernelke), aus der man einen Absud gegen Husten und Augenschmerz herstellt. Die Samenkörner des Wegerichs (Plantago media, mittl. Wegerich; siehe auch Spitzwegerich) naschen gerne die Stubenvögel. Der Absud aus der Wegwarte, „Fal Moad" (Cichorium intybus), wird bei Magenschmerz und verschiedenen Frauenleiden empfohlen[79]. Die beliebteste aller Heilpflanzen ist die echte Kamille (Matricaria chamomilla), die wohl jeder Ländler kennt („d' Hundskamülln [Anthemis arvensis] stinkt, d rechta Kamülln schmeckt", sagt er). Kamillentee treibt den Schweiß, stillt innere Schmerzen, wirkt beruhigend und wird auch den Tieren eingegeben, wenn ihnen „etwas ist". Gebrühte Kamillen legt man auf Geschwülste[80].

Die Wiese wird zur Frühlingszeit ein farbenbuntes Blütenmeer: Kuckuckslichtnelken, „Hohnafüß" (Lychnis flos cuculi) und „Buttablöiml" (d. s. alle gelben Hahnenfüße, vor allem jedoch Ranunculus acris, scharfer Hahnenfuß, und R. ficaria, Feigwurz), der Wiesenknopf, „d' Brauelln", in Sittna früher Roschiki (Scherchen) genannt (Sanguis orba off.); der Klappertopf, „d' Schlattala" (Rhinanthus), aus dem man einen Absud gegen Blasenleiden gewinnt, „Glockn" (Campanula rotundifolia, rundbl. Glockenblume, und C. patula, Wiesenglockenblume), ferner „Buagileim" (Lychnis viscaria, Pechnelke), „'s Vagißmeinnicht" und „Gußagagl", „Kuckal" (Orchis maculata, gefleckte Knabenkraut)[81]. Dann ist da der „Ompfa" (Rumex acetosa, gem. Sauerampfer), dessen Blätter von Kindern gegessen werden, auch einen Salat ergeben[82], der Löwenzahn, „d' Mülchdiftl", „'s Schmolzblöiml" (Taraxacum off.), der bei Kindern sich besonderer Wertschätzung erfreut. Die gelbe Blüte halten sie unters Kinn und sehen, ob sie viel „Schmalz" haben. Aus den Blütenstielen machen sie „Farka", Pfeifen und Ketten oder rollen sie im Munde durch kräftiges Anhauchen und beständiges Sprechen („Wawawawuckuck") auf. Den Fruchtstand blasen sie ab[83]. Einen Tee gegen Magenschmerz erzeugt man aus dem Tausendguldenkraut (Erithraea centaurium)[84]. Gegen Brust- und Lungenleiden nimmt man den Absud aus dem Lungenkraut (Pulmonaria off.)[85]. Die „Schworzwurzl" (Symphytum off., gebr. Beinwell), in Kornschnaps angesetzt, ist ein Heilmittel bei Verwundungen[86]. Ferner der „Boldrian" (Valeriana off., gebr. Baldrian), gegen Husten angewendet, auch schweißtreibend[87]; „da Bittaklöi" (Menyanthes trifoliata), sehr vereinzelt vorkommend, gegen Fieber gebraucht; „da Säufok" (Knautia arvensis, Skabiose)[88]; im Herbste die Herbstzeitlose (Colchicum autumnale), von der man annimmt, daß sie den Kühen die Milch in Blut verwandle, wenn sie sie fressen. Auf humpfigen Wiesen[89] wächst der Sonnentau (Drosera rotundifolia), als Heilpflanze sehr geschätzt (?). Andere Wiesenpflanzen sind: „d' Schlattala" (Briza media, Zittergras), der Wiesenfuchsschwanz (Alopecurus pratensis), dessen Ährenachse Kinder sich in die Haare drehen, und andere Gräser („Schmella"); der Kümmel (Carum carvi), zum Würzen der Suppe und des Brotes dienend, in Sauerkraut, Quark und auf dem

Digitalisiert von Google

Braten beliebt. Den Absud aus den Früchten trinkt man bei Magen- und Bauchschmerz, den aus dem Stroh gebraucht man zu Bädern bei Geschwulst[80]); die Wucherblume, „da Gonsara" (Chrysanthemum leucanthemum), die Kindern und jungen Leuten zur Erforschung der Zukunft dient. Beim Ausziehen der Jungenblüten sprechen die Kinder:

„Kaisa, Könich, Koparol, Hundsboem!",
oder „Kaisa, Könich, Edlmua, Bürcha, Baua, Bettlmua"
oder „Auto, Schesn, Steiawagl, Schu(b)karrn".

Die gelben Röhrenblüten werfen sie in die Höhe und fangen sie auf dem Handrücken auf. So wollen sie die Zahl der Kinder aus ihrer zukünftigen Ehe feststellen. Liebende forschen:

„Er liebt mich — von Herzen — mit Schmerzen — ein wenig — gar nicht", oder „Er liebt mich — von Herzen — mit Schmerzen — insgeheim — ganz allein — ein wenig — gar nicht", oder „Ja — nein[81])."

Das erstemal wird die Wiese in der Regel nach dem Fronleichnamstage, das zweitemal um Laurenzi (10. August) gemäht. Die infolge Düngens mit Jauche auf der Wiese entstehenden dunkelgrünen Flecke und Ringe hält man für Hexenringe. Rasenstücke legt man am Walpurgisabend vor die Türen, um den Hexen das Eindringen zu verwehren. Man sagt, die Hexe müsse, um ins Haus zu können, alle „Staimla" (Grasstämmchen) des Rasens zählen. Das aber währe ihr zu lange und sie ginge lieber fort[82]). — Gras dient zum Färben von Ostereiern. Wenn Hunde Gras fressen, nimmt man an, sei Regen zu erwarten[83]).

Am Bachufer blühen und gedeihen: die „Schmurkn", die Sumpfdotterblume (Caltha palustris); der Wasserehrenpreis, „d' Wossabunna" (Veronica anagallis), oft fälschlich Brunnenkresse genannt, gegen Verstopfung des Stuhlganges angewendet; die Brunnenkresse (Nasturtium off.), deren Blätter als Salat genossen werden[84]); der bittersüße Nachtschatten (Solanum dulcamara), „'s Bittasöißholz", dessen Stengel gekaut werden; das Springkraut (Impatiens), von Kindern gesucht, die die Frucht an einem Ende drücken, worauf sie aufspringt und eigenartige Formen zeigt; der „Zäpfling", „d' Uhr" (Equisetum palustre, Sumpfschachtelhalm; auch der Frühjahrstrieb des Ackerschachtelhalmes wird „Zäpfling" genannt), den das Vieh nicht fressen soll. Ein alter Häusler, der Sohn eines Hirten, erzählte, vor Jahren sei eine ganze Herde Schafe an solchen Schachtelhalmen zugrunde gegangen; der Kalmus (Acorus Calamus), „da Kolmas", „d' Dagn", dessen junge, noch weiße Blätter von Kindern gegessen werden. Die Wurzel weiß man bei Magenverstimmung anzuwenden, dem Vieh gibt man sie bei Verstopfungen[85]). Die Kolben machen den Kindern als „Zigarren" Spaß und aus den Blättern erzeugen sie Schiffe; „'s Sommagros" („Somma" ist eigentlich die junge Saat; also ihr ähnliches Gras), meistens Sumpfgräser mit breiten Blättern; aus Binsen (Juncus lampocarpus) flechten die Mädchen Körbchen, Nester und Zöpfe. Am Ufer eines jeden Gewässers wächst auch die Weide, „d' Widlstau(d)n", „Widla", „d' Felwa" (Salix fragilis, Bruchweide, „d' Schnoppfeltwa", und S. viminalis, Korbweide). Die dünnen Zweige, „d' Widla", braucht der Korbflechter und benützt man zum Palmbüschel- und Besenbinden[86]). Die Erle

Digitalisiert von Google

„d' Ja(r)l", schätzt man ihres Holzes wegen, das gern zur Herstellung von Holzpantoffeln verwendet wird. Erlenzweige, vor der Ernte in die Scheune getan, schützen vor Ungeziefer[97]).

Wasserpflanzen sind wenige bekannt. Man faßt sie gewöhnlich unter dem Namen „Wossagros" oder „ochgros" (Wasserpest, Vallisnerie usw.) zusammen. Die grünen, schleimigen Massen an der Oberfläche der Tümpel und Teiche, die Grünalgen also (Spirogyra, Vaucheria usw.), werden „Kruanrouh" (d. i. Krötenruh) genannt.

Auf Triften, Hutweiden und sonnigen Plätzen begegnet man dem Augentrost (Euphrasia off.), im nordwestlichen Teil des Mieser Landes auch „Arma Dei" genannt, der bei Augenleiden angewendet wird; dem Ehrenpreis (Valeriana off., gebr. E., und V. chamaedrys, Gamander-E.), der als Heilpflanze sich gewisser Beliebtheit erfreut und zur Zeit des Krieges einen Tabakersatz darstellte. Der Abfud aus der Pflanze ist vor allem gut gegen Verstopfungen und zur Blutreinigung[98]); dem Hornklee, „Ceaduatara" (Lotus corniculatus); der Hainsimse, „Hohnakral", auch „Fraunhaoa" (Luzula campestris); dem Huflattich (Tussilago farfara), „Cetazöicha" (= Eiterzieher), dessen Blätter man mit der grünen Seite auf Wunden und besonders Geschwüre legt[99]). Ferner trifft man an: die „Teifelsmülch", die Wolfsmilch (Euphorbia cyparissias), mit deren Saft man Warzen vertreibt und den Kinder als Bartwuchsmittel ansehen. Fressen die Kühe die Pflanze, so soll die Milch ausbleiben[100]); Tormentill (Potentilla silvestris), in Kornschnaps angesetzt, gegen Magenschmerz und Frauenleiden[101]); das gemeine Leinkraut (Linaria vulgaria), „da Kloft", „d' Fraunschöügla", „d' Muttagottesschöügla"; den Steinklee (Melilotus off.), dessen Heilkraft (gegen ?) bekannt ist; das giftige „Bülsnkraut" (Hyoscyamus niger); „d' Hundszunga" (Cynoglossum off., Hundszunge), deren Blätter man auf Wunden legt[102]); „d' Mülchdistl" (Sonchus oleraceus, Saudistel); die Gundelrebe (Glechoma hederacea), die Heilzwecken dient[103]); die Erdbeere (Fragaria), „d' Raotbia", die mit an die Frucht gedrückten Kelch „Pruazl", „Preßling", „Schnoppa" genannt, deren Blätter während des Krieges geraucht wurden und aus denen man einen Tee gegen Husten und Lungenleiden herstellt. Die Früchte werden eingelegt und eingekocht. Die Mutter, der ein Kind starb, soll vor Johanni (24. Juni) keine Erdbeeren essen, da sonst ihr Kind im Himmel keine bekäme, wenn die Muttergottes sie verteilt[104]). In Gesellschaft der zuletzt genannten Pflanzen findet man auch das „Lungenmoos" (Cetraria islandica, isländ. Moos), das zu einem Tee gegen Lungenkrankheiten gebraucht wird, und die Eierboviste, „an Kas" (Bovista nigrescens), die von Kindern zur Zeit der Sporenreife zertreten werden. Die Sporen stäubte man früher auf Wunden.

Sonnige Hänge lieben auch so manche Stauden. Da ist der Hagebuttenstrauch, „d' Hohnabuttn" (Rosa canina, Hundsrose), dessen Früchte zu einem Tee gegen Blasen- und Gallenleiden gebraucht, zu „Hötschapötsch" eingekocht werden; und deren Fruchthärchen Kindern als „Niespulver" dienen. „Hötschapötsch" reinigt den Magen. Die durch die Rosengallwespen verursachten haarigen Auswüchse an den Zweigen, „Schlaof" genannt, legt man gegen Schlaflosigkeit unter den Kopfpolster des Bettes.

Digitalisiert von Google

Sproſſende Zweige ſteckte man früher häufig am Walpurgisabend zum Schutz vor Hexen auf den Düngerhaufen und vor die Türen. Will man Warzen vertreiben, reibe man ſie mit einer ſchwarzen Schnecke ein und ſpieße das Tier auf einer Dornenhecke auf. Die Blütenblätter waren während des Krieges ein Zigarettentabakerſatz[105]). Die Beeren des Schlehdorns werden getrocknet und eingelegt. In getrocknetem Zuſtande genießt man ſie gegen Bauchſchmerz. Der Abſud aus den Blüten wirkt ſchweißtreibend, dient gegen Huſten und Blaſenleiden. Trägt der Strauch viele Blüten, werden viele Huren. Ebenſo wie Heckenroſenzweige fanden auch ſolche des Schlehdorns am Walpurgisabend gegen Hexen Verwendung[106]). Die roten Früchte des Mehlbeerſtrauches (Crataegus) naſchen Kinder gerne. Haſelnußzweige braucht man für Palmbüſchel. In leere Nüſſe, ſagen die Kinder, hat „d' Marchat eingfoecht". Mit Haſelnußſtecklein, am Palmſonntag geſchnitten, kann man Schätze auffinden. Folgender Vierzeiler iſt allgemein bekannt: „Graoß bin e niat gwochſn — graoß wüll e niat wern — ſchöi(n) rumpfat, ſchöi(n) ſtumpfat — wöi a Hoſlnußkern." — Eine alte Frau erzählte, im Peckanabarch bei Milikau ſei zu gewiſſen Zeiten auf einer großen Kiſte, die unter einer Haſelſtaude ſtand, ein ſchwarzer Hund geſehen worden[107]). — In der Umgebung dieſer Sträucher wachſen auch: Himbeeren und Brombeeren, „Bromma", deren Blätter während des Krieges geraucht wurden, auch einen Tee liefern[108]); Kreuzlabkraut (Galium), „'s Düa(n)gros"; die Nelkenwurz (Geum urbanum), deren Früchtchen von Kindern Läuſe genannt werden („d' Lais"); die Königskerze (Verbascum), die für Männer gut iſt (?) und einen Tee gegen Zuckerkrankheit liefert. Der Abſud aus der Pflanze, lauwarm gehalten, dient zu Bädern, wenn Rinder kranke Füße haben[109]); der Beſenginſter (Sarothamnus scoparius), „'s Hoſnkrat", aus deſſen Zweigen man Beſen macht, darum der Strauch auch „Beſenreiſa" genannt wird. Beſen verfertigt man auch aus den Zweigen der Birke. Kinder darf man nicht mit Beſen ſchlagen, da ſie ſonſt „dürr" würden. Die Hexen reiten auf Beſen. Birkenzweige und -bäumchen ſpielen am Fronleichnamstage eine Rolle: man ſchmückt Altäre damit und Teile werden zu Kränzchen geflochten, die man in Stube und Stall gibt, da das vor Unglück bewahrt. Birkenſaft iſt ein Haarwuchsmittel[110]).

Wenden wir uns nun dem Walde zu. An Nadelbäumen finden wir hier: Kiefern, „Köiſan", „Föhra", „Köiföhra", Lärchen, Tannen, „Tonna", Fichten, „Föichtn". Die Rinde der Kiefer dient Kindern zu allerlei Schnitzereien. Das Harz der Fichte braucht man zum Entfernen der Borſten des getöteten Schweines, die Wurzeln zum Korbflechten. Zweige der Tanne ſind Beſtandteile der Palmbüſchel. Fichtenbäumchen finden Verwendung als Chriſtbäume, beim Aufhalten des Hochzeitszuges und beim „Haushoben", große Fichten als Maibäume. Den leeren Chriſtbaum gibt man zum Schutz gegen Blitzſchlag auf den Dachboden. Die roten Blütenzapfen der Fichte ſoll man nicht ins Haus bringen, da aus ihnen Wanzen würden. Junge Triebe, im Mai geſammelt, nimmt man zu Bädern für Kinder und gegen Rheumatismus. Die Zapfen der Nadelbäume nennt man „Konzala", „Konzn"[111]). Im Walde wachſen auch Eſpen, „Oſchpm", Robinien, falſch-

Digitalisiert von Google

lich „Akazien" genannt, deren süßlich schmeckende Blüten von Kindern gegessen werden. Wacholderstauden, die zum Räuchern des Fleisches dienen und deren Stämmchen Peitschenstiele liefern. Die Beeren werden getrocknet und eingelegt. Wacholderwein genießt man gegen Magen- und Bauchschmerzen, ebenso die getrockneten Beeren. Arme Leute sammelten und verkauften früher die Beeren. Für das Seidel bekamen sie 4 Kreuzer. Die jungen Triebe, in Kornschnaps angesetzt, gebraucht man gegen Rheumatismus[112]). Auf den Bäumen finden wir die Mistel (Viscum album), deren Früchte man für eingefangene Drosseln sammelt. In einem Hause in Kladrau legt man Mistelzweige unter den Weihnachtsbaum. (Sonst ist der Brauch unbekannt; es dürfte ein eingebürgerter sein[113]). An Beeren wachsen im Walde außer schon genannten noch die Heidelbeeren (Vaccinium myrtillus), „d' Schworzbia", die in getrocknetem Zustande ein Abführmittel darstellen. Sie werden auch eingelegt und eingekocht, ebenso die Preiselbeeren (Vaccinium vitis idaea), „d' Kreislsbia", „Preislbia". Aus Zweiglein der Pflanze flicht man Kränze (Allerseelen). Weite Strecken des Waldes sind bewachsen mit „Hoedn", Heidekraut (Callana vulgaris, bei Benešchau auch die Erica), das als Stallstreu Verwendung findet. Wurmfarn, „Rotangros" und Engelsüß (Aspidium filix mas und Polypodium vulgare) werden zu Kränzen geflochten[114]). Der Waldmeister (Asperula odorata) wird gegen Brustleiden angewendet und war während des Krieges der beliebteste Tabakersatz[115]). Das Katzenpfötchen (Gnaphalium dioicum), am Himmelfahrtstage gepflückt, bringt Glück ins Haus. Arnika, „Konasblouma" (Arnica montana), wird in Kornschnaps angesetzt und auf Wunden gegeben. Getrunken, wirkt die Flüssigkeit schmerzstillend bei Krämpfen innerer Organe[116]). Ferner findet man den Kolbenbärlapp, „'s Drudngros", „da Drudnfouß" (Lycopodium clavatum), und viele Moose, „'s Möis", die man für den Winter in die Fenster gibt und zum Einstreuen im Stalle verwendet. Zum Allerseelentag schmückt man die Gräber mit Moos und Blumen.

An Pilzen wachsen im Walde und auf Waldwiesen: „da Stuapüls", der Steinpilz, und „da Herrnpüls", der Herrenpilz (Boletus edulis), „da Champion", der Champignon (Agaricus campestris), „'s Teaschwamma(r)l", Eierschwamm (Cantharellus cibarius), „da Raötling", der echte Reißker (Laktaria delicisosa), „da Birknpüls", der Birken- oder Kapuzinerpilz (Boletus scaber), „da Ziegnbort", die Bärentatze (Clavaria flava), „da Klouska", der Ring- oder Butterpilz (Boletus luteus), „d' Schaafschwomma", die Ziegenlippe, der Sandpilz und der Maronenpilz (Boletus subtomentosus, B. variegatus, B. badius) und „Malrochn", Speisemorchel und Speiselorchel (Morchella esculenta und Helvella esculenta), von den giftigen ist nur der Fliegenschwamm, „da Flöignschwomma" (Amanita muscaria), bekannt, alle anderen Pilze nennt man „Säuschwomma". — Pilze werden roh und getrocknet zu Brühen und in die Suppe verwendet. Der Absud aus eßbaren Schwämmen ist ein vorzügliches Gurgelwasser bei Halsleiden. „Vül Schwomma, vül Jomma" sagt man allgemein, wenn viele Pilze wachsen. Der Pilz, den man einmal gesehen hat, wächst nicht mehr[117]).

Zum Schlusse seien noch einige Pflanzen erwähnt, deren Heimat nicht

Digitalisiert von Google

das Mieser Land ist, die aber doch eine gewisse Rolle im Volksleben spielen. Da sind Kaffee (Coffea), Tee (Thea chinensis) und Kakao (das Produkt aus der Frucht des Kakaobaumes (Theobroma cacao), die man zur Bereitung der bekannten Getränke benötigt. Der schwarze Kaffee mäßigt die Trunkenheit[117]), Tee wirkt schweißtreibend, stillt den Husten und wird gegen viele andere Leiden angewendet. Kakao, in Milch oder Wasser gekocht, gibt man schwachen Kindern, Schokolade ist als Abführmittel bekannt. Die Schalen der Zitrone (Citrus medica) sind beliebt als Teigzweige, der Saft dient zur Herstellung eines erfrischenden Getränkes für Kranke, das aber auch gegen Halsschmerz und Heiserkeit gut ist, als Zusatz zum Tee und zum Würzen verschiedener Speisen. Wenn es zu regnen beginnt, singen die Kinder: „Renga, renga, Tropfen — (wöi schöi(n) blöiht dea Hopfm — wöi schöi(n) blöiht dös Summakrat — wenns nea tüchte renga tat) — „d' Boum mou ma klopfm — d' Moidla mouma schona — wöi a Zitrona[118])." Die Schalen der Orange (Citrus aurantium), „d' Pomarántschn", dienen dem gleichen Zwecke wie die der Zitrone. Süßholz (Glycyrrhiza glabra) wissen besonders die Kinder zu schätzen, wird gekaut und zu einem Tee gegen Husten verwendet[120]). Die braunen Fruchthülsen des Johannisbrotbaumes (Ceratonia siliqua) „'s Johannisbraot", sind ebenfalls den Kindern bekannt, auch Feigen (Ficus carica), die man auch auf dem Weihnachtsbaume antrifft. Rosinen sind eine Zutat zu vielen Mehlspeisen und Festgerichten, am hl. Abend gab es früher „Rosinkubröih" (darin Schwämme und Rosinen) und man legt sie auf harte Geschwüre[121]). An Gewürzpflanzen sind bekannt: Ingwer, „Ingwa", „Imma" (Zingiber off.), Zimmt, „Zimmat" (Cinnamomum Ceylanicum), auch auf „Darwitscha" (Kuchen) gestreut. Muskatnuß, „Muschkakugl", und Blüte „Muschkablöih" (Myristica off.), Pfeffer (Piper nigrum), manchmal heimlich dem Schnupftabak beigemischt, und „Mänglkean", Mandlkerne (Amygdalus communis[122]), Safran, „Safrán" (Crocus sativus), dient zum Färben des Teiges und mancher Speisen[123]). Der Absud aus den Sennesblättern (die Blätter von Cassia; folia Sennae) ist ein bekanntes Abführmittel[124]). Baumöl (von Olea Europaea) genoß man früher gegen Trunkenheit[125]). Hirse, „Hirsch" (Panicum miliaceum), und Reis (Oriza sativa) nimmt man zu Brei und Suppe. Hirsebrei wurde vor Jahren beim Hochzeitsschmaus als erstes Gericht aufgetragen[126]). Küchlein füttert man mit Hirse, Reis und Mais. Dieser, „Kukuruz" genannt (Zea Mays) fand zur Zeit des Krieges vielfach Verwendung.

Bemerkt sei noch, daß die vorliegende Arbeit keineswegs Anspruch auf Vollständigkeit erheben kann, da es mir trotz eifrigen Suchens und Forschens sicher nicht gelungen ist, alles zu erfragen und zu erfahren, was über Pflanzen an Verwendungsmöglichkeiten, Bräuchen, Sitten usw. im Mieser Lande bekannt ist. Eine Ergänzung soll später einmal folgen.

Anmerkungen

[117]) Vergl. hiezu unsere Zschr. 1929 (Meißner), S. 150; John Al., Sitte, Brauch u. Abergl., Prag, S. 240.

[118]) Vergl. unsere Zschr. 1929, S. 150; John 164 (blühende Myrte zeigt Todesfall an).

Digitalisiert von Google

[3]) Über Verwendung der Rose zu Heilzw. siehe G. Schmidt, Mieser Kräuter- und Arzneienbuch, S. 44 (Rosenwasser gegen Sonnenflecke), 47 (dasi. gegen Brand), 51 (dasi. gegen Augenweh) und M. Höfler, Volksmedizin u. Abergl. in Oberbayerns Gegenw. u. Vergangh., München, S. 112 (gegen Augenweh), 118 (Rosenöl, Christ'sches Rosenpflaster), sonstige Verw. John 104 (Badewasser in die Rosenstaude schütten).

[4]) Vergl. hiezu unsere Ztschr. 1929, S. 149.

[5]) Vergl. hiezu unsere Ztschr. 1929, S. 149 (ebenso).

[6]) Vergl. Dr. Jos. Rieber, Alte Bauernrezepte aus der Karlsbader Gegend, Prag, S. 20 (für Stuhlgang) u. unsere Ztschr. 1929, S. 149, John 231.

[7]) Unsere Ztschr. 1929, S. 149 (ebenso). Über Verwendung zu Heilzw. vergl. Mieser K. u. A. S. 47 (auf offene Wunden).

[8]) Früher wuchs er sehr häufig im Freien. Z. B. in Techlowitz wurde er von Wallfahrern gesammelt und massenhaft weggetragen (Karl Storch, Westb. Heimat. Graslitz).

[9]) Siehe auch Mieser K. u. A. S. 30f. („Man kan daß Kraut im Wein, Bier, Wasser oder Geißmilch kochen, oder darrinnen den Saft auspressen, und in May trinken, so führet es die unreine Gall auß, erwärmet den schwachen Magen: reiniget daß Geblüt, befördert die Dauung, macht Apetit zum Essen, theilet die Gelb- und Wassersucht. Äußerlich auf die Schläfe gelegt befördert den Schlaf. Auf die Fußsohlen gebunden, ziehet die Geschwulst auß. Darmit geräuchert starket daß Gehör und stillet daß Sausen der Ohren. Zum Kleidern gelegt vertreibt die Motten und Schaben."). Vergl. ferner S. 38 (gegen kaltes Fieber), S. 42 (gegen Würmer im Ohr), S. 43 (gegen Würmer im Bauch), S. 51 (gegen „dunkle und blöde Augen"), S. 53, S. 60 (gegen böses Geblüt), und Dr. M. Urban, Über volkstümliche Heilkunde Westböhmens, Mies, S. 21, 22, 30, 31, 38, 39, 40, 48, 51, 62, 70, 78, 96; John 230, 231.

[10]) Siehe Mieser K. u. A. S. 1 („Die Blumen und Samen öfnen die Milz, Leber und den Stuhlgang; seind gut auch zur Gelbsucht; äußerlich seind sie gut zur Mundfäule und Scharbok.").

[11]) Über Verw. siehe Mieser K. u. A. S. 43, 44 (gegen Sonnenflecke u. Runzeln im Gesicht), auch vergl. Urban, Volkst. Heilk. 41 (ebenso) und Höfler 138, 222; John 19 (Zaubermittel).

[12]) Verwendg. zu Heilzw. Mieser K. u. A. S. 24 (gegen Hauptkrankheiten, Schlag, Gicht, Gliederschmerz) u. 57 (gegen Wassersucht), vergl. ferner dazu Urban, Volkst. Hld. 6, 54, 75, und Höfler 105 (gegen Lungensucht, bzw. zum Wassertreiben).

[13]) Über Verwdg. z. Heilzw. siehe Mieser K. u. A. S. 15, 45 („Dienet für den Schlag, Kraupf, Schlaffsucht, Zittern der Glieder. Treibet den Harn, befördert die Geburth. Gekäuet ziehet die Flüß von den Haupt. In Essig gesotten und in Mund gehalten, stillet die Zahnschmerzen. Daß gebrennte Wasser ist gut in Ohnmachten, vertreibt den Schwindel und stärket die Gedächtnuß."), auch Urban, Volkst. Glk. S. 25 u. 18, 25, 55, 93 (gegen Nachtwandeln und Geschwülste). Urban, Aus dem Volksleben des Tepl-Weseritzer Hochlandes, Mies, S. 81, Höfler S. 112, 222.

[14]) Siehe Mieser K. u. A. S. 26 (die oberen Spitzlein, im August gesammelt, in Wein oder Wasser gesotten und Honig dazugegeben, eine edele Medizin gegen Keuchen. „Dann es raumet die Brust, zertheilet das Herz Gesperr, stillet das tröpflichste Harnen, leget und stillet allen Wehethum im Leib und widerstehet der Fäulung. Das Kraut, zu Äschen gebrennt und mit Hönig zu einer Salbe gemacht, machet das Haar wachsen, darmit etliche Täge bestrichen.") u. S. 58.

[15]) Jetzt sehr selten geworden, die Myrte ersetzt ihn. Siehe John 88 (Schauerfeier), 144 (Taufe), 139f., 143, 145 (Hochzeit), 174 (Begräbnis), 226.

[16]) Siehe Mieser K. u. A. S. 21 („Dinet die verstopfte Leber, Milz und Nieren. Ist gut zum Haupt, Schlaffsucht, Schwindel, zu der erkalten Mutter und Nerven." Gegen Gelbsucht u. Fluß bei Frauen, gegen zähen Schleim, Schlag, schwere Not, Magenkrankheiten, Gelenksteifigkeit u. dummen Kopf) u. 47 (Rosmarinpulver auf „faule" Wunden), zum Vergl. Urban, Volkst. Hlk. 68, 74, 81 (gegen Gifte, Geschwüre, weißen Fluß), Rieber 10, Höfler 98 (bei Augenweh, zu Bädern bei Lähmungen u. Schwäche). Sonst vergl. unsere Ztschr. 1929, S. 150.

Digitalisiert von Google

[17]) Verwdg. zu Heilzw. siehe Mieser K. u. A. S. 22 (gegen Gift, Franzosen, Schlafsucht, Schlag, Grieß, Gelbsucht, Husten, Lähmung der Glieder, Zittern u. Blutspeien. Reinigt Magen und Hirn, macht Appetit. Macht schwarze Haare, vertreibt Mitesser und heilt Grind), 44, 46 (gegen faules Zahnfleisch), 61 (bösen Hals); ferner Urban, Volksk. Hlf. 26 (gegen Zahngeschwür), 28 (Halsweh), 32 (Nachtschweiß), 51 (zum Wurmabtreiben), 93 (gegen Geschwulst), und Rieber 8, 11, 15 (gegen Schweiß; Reinigung des Gehirns; gegen Geschwulst; stärkt das Gedächtnis, gegen weißen Fluß); John 231 (für Schweiß; Gurgelwasser); Höfler 109 (Angina, Keuchhusten, Nachtschweiß); unsere Ztschr. 1929 S. 149 u. 1930 S. 127.

[18]) Vergl. dazu Höfler S. 95 (ebenso) u. John 246.

[19]) Siehe Mieser K. u. A. S. 11 (Magenstärkung, gegen Schwindel u. zähen Schleim u. Husten; „treibet die Wind und vermehret den Weibern die Milch"), 53f.; Urban, Vkt. Hlf. 24, 62; Rieber 20.

[20]) Verw. in der Heilkd. siehe Mieser K. u. A. S. 16 („Starket das Haupt, Hirn, Nerven, Mutter u. den Magen, zertheilet und treibet die Winde"; unter den Schnupftabak; als Niespulver), Höfler 95 (mit Schmalz als stärkende Schmiere).

[21]) Siehe Mieser K. u. A. Seite 14 (gegen zähen Schleim, „blöden Magen", Nierensteine, Engbrüstigkeit, Würmer), 56, 58; Urban, Vkt. Hlf. 25, 32, 63 (gegen Zahnweh, Lungenkrankheiten, Geschwulst).

[22]) Siehe Mieser K. u. A. S. 16, 62 (für Kopf, Herz, Magen, gegen Schlag, Epilepsie, Gift, Schwindel usw.), Urban, Vkt. Hlf. 82 (gegen graue Haare), Rieber 12.

[23]) Vergl. Mieser K. u. A. S. 38 u. Höfler S. 120 (ebenso).

[24]) Vergl. dazu Mieser K. u. A. S. 57 (gegen Wassersucht); Rieber 16; Höfler 118; John 230, 231; unsere Ztschr. 1929, S. 152.

[25]) Verw. z. Heilzw. siehe Mieser K. u. A. S. 26 („Ist gut zur Lungen." Kühlet Leber u. Magen, wegen „melancholischen Geblüt u. Aufblähung".).

[26]) Verw. z. Heilzw. Mieser K. u. A. S. 19 („Oefnet, machet dün und treibet den Harn gewaltig. Wird gebraucht zur Verstopfung der Leber, Milz, Nieren und Blasen. Ist gut für Sand und Grieß, wie auch in der Husten, Gelbsucht und Verstopfter Weiber Zeit."), 37 (mit Kümmel gegen Darmverstopfung), 53 (Magen), 55 (Bauchwinde); Urban Vkt. Hlf. 50 (gegen Kolik), 54, 58 (gegen Stein, gegen Verrenkung); Urban, Tepl-Weseritz 81 (Wassersucht); Höfler 105; John 231.

[27]) Vergl. Mieser K. u. A. S. 56 (gegen Husten), 36 (gegen Podagra), 42 (gegen Ohrwürmer), 40 (gegen die Pest); Höfler 135, 119; John 17 (hl. Abend), 31, 32 (Schutzmittel), 228; unsere Ztschr. 1929, 152.

[28]) Siehe Mieser K. u. A. S. 45, Urban, Vkt. Hlf. 25, 63, Tepl-Weseritz 81 (ebenso), Rieber 9.

[29]) Vergl. hiezu auch Mieser K. u. A. 43, Rieber 9, Urban, Tepl-Weseritz 82 (gegen Würmer im Bauch). Über weitere Verwendung Mieser K. u. A. 43 (gegen Hühneraugen), 41 (gegen Fingerwurm), 40 (Pest), John 17, 31, 207, 208.

[30]) Siehe Mieser K. u. A. S. 46 (gegen Darmverstopfung), Rieber (ebenso), Höfler 118, 119.

[31]) Verw. z. Heilzw. siehe Mieser K. u. A. S. 42 („wider übles Gehör").

[32]) Verw. z. Heilzw. Mieser K. u. A. S. 25 („Wärmet, trocknet und säubert vor sich selbst, oder mit anderer Speiß gekocht und gegessen, dienet sehr wohl den Hauptschwachheiten, wie auch in Magen und Brustkrankheiten und sonderlich in der Schwindt und Lungensucht.").

[33]) Siehe auch Mieser K. u. A. S. 14, Anmerkg. 81.

[34]) Siehe Mieser K. u. A. S. 57 (gegen Wassersucht), Höfler 105, unsf. Ztschr. 1929, 150f., John 84 (Tee), 86 (Hulakuchen), 226; 72, 202.

[35]) Siehe John 70f., 202, 320 (Schutz vor Hexen) und 3. Umfrage unserer Ztsch.

[36]) Vergl. John 57f. (Palmsonntag, auf die Felder stecken), 66f., 184, 265.

[37]) Siehe hiezu John 121, Anm. und unsere Ztschr. 1929, 162.

[38]) Siehe John 16, 165.

[39]) Vergl. John S. 18 und 56, Umfrage in unserer Ztschr.

[40]) Siehe hiezu Mieser K. u. A. S. 54 (gegen Sodbrennen), 55 (Darmverstopfung); Urban, Vkt. Hlf. 30 u. Tepl-Weseritz 81.

[41]) Siehe 51. Umfrage unserer Zeitschrift.

[42]) Verw. z. Heilzw. siehe Höfler 222 (gegen Warzen).

Digitalisiert von Google

[45]) Siehe John, Barbarazweige (meist Kirschen, auch Birken, Rosmarin usw.; zum „Peitschen") S. 5, 20, 22, 23f., 25, 28, 99, 200, 225; Weichselzweige vom Luziatag (13. Dez.) S. 7.

[46]) Vergl. John 16 (ebenso), unsere Ztschr. 1929, 153.

[47]) Vergl. John 15f., 224 u. 37 (mit Strohband umwickeln), 4, 41, 63 (Bäume schütteln), 8 (klopfen, horchen), 4, 225 (Zukunftserforschung), 104 (Kindesbad, Wasser) 167, 174 (Todesansagen) u. 12, 68, 101. Siehe auch unsere Ztschr. 1929, 152f.

[48]) Siehe John 229f.

[49]) Verw. z. Heilpw. Mieser K. u. A. S. 55 (gegen Ruhr); Höfler 128. John siehe 329 (Jagdzauber).

[50]) Flurnamen siehe nun immer Pilsner Kreis 1929 S. 60 u. Mittgn. f. Heimatbildung 1928, X. 1929, I—IV.

[51]) Siehe auch John S. 230.

[52]) Siehe John 57f. (Palmsonntag: Kätzchen schlucken usw.), 58f., 226; auch 70f., 202, 320.

[53]) Siehe Mieser K. u. A. S. 36 (gegen „Stein"), Urban, Pft. Hlk. 54 (ebenso), John 230 (gegen Husten), Höfler 115 (gegen Lungenleiden u. Wassersucht).

[54]) Siehe John 61, 227 u. 311f. (Schwalbenkraut, Schollkraut, Nagelkraut; Wurzel zieht Schätze an).

[55]) Vergl. unsere Ztsch. 1930, 126 (ebenso).

[56]) Verw. z. Heilpw. Mieser K. u. A. 11 (gegen Krampf, verstopfte Leber, Engbrüstigkeit, Wassersucht, Milzsucht, Podagra), Urban, Pft. Hlk. 45, 55, 94 (gegen Fraisen, Nachtwandeln, Pest) u. John 230 (Orakel).

[57]) Siehe auch John 203, 208, 229 (Reibdisteln, die auf Kreuzwegen wachsen).

[58]) Mieser K. u. A. S. 20 („Wird sonderbahr gebraucht, die Weiber Zeit befördern, den Urin zu treiben und in Blutausspeyen. Stärket das Haupt, Mutter und Magen. Machet Ruhen und vertreibet den Schwindel."); Urban, Pft. Hlk. 5, 33 (gegen Gicht; Bäder für Kinder); John 109 (Bäder für Kinder), 189 (Kränze, Brute) 229; unsere Ztsch. 1930, 126 (Bäder für Kinder).

[59]) Siehe auch Mieser K. u. A. S. 11 (zur Blutreinigung, gegen innere Verstopfung u. Galle), 18 (Salat, gegen Galle u. Zahnschmerz, fürs Herz, als Gurgelwasser, zum Auflegen), 62 (gegen Herzklopfen).

[60]) Siehe ebenso Mieser K. u. A. S. 45. Siehe weiter S. 61 (gegen Rotlauf) und 76. Umfrage in unserer Ztsch., Rieder 12, Höfler 113.

[61]) Siehe hiezu Mieser K. u. A. S. 12 („Treibet den Harn und Stein, eröffnet die Leber, und dienet gegen die Wassersucht; man trinket sie wie Thee, machet auch Essenzen davon. Als ein Gurgelwasser heilet es die Mundfäule."); Urban, Pft. Hlk. 32, 62, 70, 74, 78 (gegen Lungenkrankheiten, Mattigkeit, kaltes Fieber, Goldaderkolik, geschwollene Füße); John 231 (auf Wunden), 227, 314; Höfler 103, 104; unsere Ztsch., 1930, 125.

[62]) Siehe auch Mieser K. u. A. S. 29 („Wird gebraucht zu allen Verkehrungen, Lungen, Leber, Milz und Mutter, wie auch in Bauch Flüssen, Blut Auswerfen, in starken Weiber Fluß, in Fiebern." Äußerlich auf Wunden u. Geschwüre). 30 (gegen Ruhr, Blutspucken, Fluß bei Frauen, Gift, Stein u. Grieß, kaltes Fieber u. dreitägiges Fieber), Urban, Pft. Hlk. 13, 20, 29, 55, 62, 66, 87 (gegen Blutspeien, Halsgeschwüre, Hunger, Müdigkeit, Hundswut; blutstillend, auf Wunden), John 231 (gegen Fieber: hat 99 Würzelchen, jedes gegen ein Fieber), Höfler 99, 106.

[63]) Sonstige Verw. z. Heilpw. Mieser K. u. A. S. 13 (kühlet, gegen Gallfieber, Durst, hitziges Fieber, Warzen, Hühneraugen, Halsgeschwüre und -entzündung, „Unsinnigkeit"), 34 (zerrieben, auf die Stirne bei Kopfweh; ebenso Urban, Pft. Hlk. 17), 50 (gegen Überbein; ebenso Urban, Pft. Hlk. 84). John 228 (auf Wunden, blutstillend, gegen Flechten), 230 (gegen Schwerhörigkeit). Höfler 96, 222.

[64]) Zu „Ausoat" vergl. John 185f., 195f.

[65]) Vergl. John 31, 184 (Weihwasser auf die Felder, Palmen, Judasfeuer, Aschermittwoch usw.), 65 (übers Korn schießen), 195 (Zeichnungstanz, Flachs, Eiszapfen). Zu Flachs siehe auch 16, Umfrage unserer Ztschr. u. John 195f.

[66]) Vergl. John 187—189, uns. Ztschr. 1929, S. 126.

[67]) Vergl. John 189—192, auch Pilsner Kreis 1929, Heft 5, und Urban, Pft. Hlk. 219.

Digitalisiert von Google

[66]) Siehe noch John 192f.
[67]) Siehe John 9f.
[68]) Siehe auch Mieser K. u. A. S. 53 (Haferbrei bei schwachem Magen), 54 (Haferkörner gegen Sodbrennen), 59 (Hafermehl gegen Lungensucht).
[69]) Mieser K. u. A. S. 55 (Korn zu Pulver gestoßen gegen Ruhr), 48, 61.
[70]) Vergl. John 230 (auf Entzündungen u. Brandwunden).
[71]) Siehe auch Mieser K. u. A. S. 59 (gegen Seitenstechen), 61 (gegen Brustgeschwüre), Urban, Pkt. Hlk. 20 (ebenso), Höfler 138 (auf Brandwunden), John 230 (aufgelegt).
[72]) Über Verwdg. anderer Feldfrüchte zu Heilzw. siehe Mieser K. u. A. S. 46, 49 (Rübe: gegen kalten Brand, gefrorene Rüben gegen erfrorene Füße), Höfler 118 (Rüben gegen Lungensucht), John 229 (Klee: gegen Verschreien). Mieser K. u. A. 50 (Gerstenmehl auf verrenkte Glieder).
[73]) Zu Klee siehe John 229.
[74]) Sonstiges über Feldfrüchte: John 183, Gebräuche beim Ackerbau, und fast alle anderen Kapitel. Auch unsere Ztschr. 1930, 155f.
[75]) Siehe Mieser K. u. A. 51 (Kornblumenwasser gut für die Augen), auch Urban, Pkt. Hlk. 22f., u. Tepl-Weseritz 80; John 86 (Kornblumenkränze schützen vor Blitzschlag).
[76]) Vergl. John 78.
[77]) Siehe noch John 84, 86f., 227 („Herenkraut").
[78]) Siehe noch John 227 (sprengt Ketten und Bande), 314.
[79]) Siehe Mieser K. u. A. S. 30 (gegen Fluß bei Frauen, Ruhr, Blutipucken, Gift, Stein u. Grieß, kaltes Fieber, Tertianfieber), auch Urban, Pkt. Hlk. 23f., 38, 62 (gegen Augenfluß, Gelbsucht, Epilepsie) u. John 90, 228, 312f.
[80]) Vergl. Mieser K. u. A. S. 7 (reinigt die Brust u. Lunge, öffnet Leber, Milz, Nieren u. Blasen, „befördert die After Geburt und treibet die Todte Geburt", zum Haarwuchs), 61 (gegen Angina; ebenso Urban, Pkt. Hlk. 28 u. Tepl-Weseritz 81). Urban, Pkt. Hlk. 5, 25f., 29, 53f., 68, 73f., 78, 85 (gegen Gicht, Rheumatismus, Zahnschmerz, Mandelentzündung, Stuhlgang, Seitenstechen, Fingerwurm, Leberfeuchtigkeit, Goldaderkolik, geschwollene Füße), Höfler 110.
[81]) Siehe hiezu John 87, 224, 227 (Zukunftserforschung).
[82]) Über Verwdg. zu Heilzw. Mieser K. u. A. S. 23 (für Leber u. Herz, gegen Fäulung, macht Appetit, löscht den Durst, gegen Galle, Fieber, für die Augen). Urban, Pkt. Hlk. 44 (gegen nächtlichen Samenerguß).
[83]) Siehe John 230.
[84]) Siehe auch Mieser K. u. A. S. 27 (für Leber u. Milz, gegen Feuchtigkeit im Leibe, Würmer, zur Blutreinigung, für Frauen), Urban, Pkt. Hlk. 75, 78, 83 (gegen Magenkrampf, geschwollene Füße, Grind), Höfler 107.
[85]) Vergl. unsere Ztschr. 1930, 126 (ebenso), Mieser K. u. A. 16 („heilet und heftet zusamm", gegen Lungensucht), Urban 31.
[86]) Siehe Mieser K. u. A. 24 („Heilet Lungen und Nieren Geschwär." Bei Brüchen, Beulen, Gliederschmerz, Verwundungen) 33.
[87]) Siehe auch Mieser K. u. A. 6 (gegen Harnwinde und Blutharn, Engbrüstigkeit, Husten, treibt Schweiß u. Urin usw.), Urban, Pkt. Hlk. 78, 94 (gegen Magenkrampf, Pest), Rieber 17, 20, Höfler 107.
[88]) Verwendung der Taubenskabiose (Skabiosa columbaria) zu Heilzw. siehe Mieser K. u. A. 23 (für Brust u. Lunge, gegen Schleim u. Geschwür), Urban 32, 65.
[89]) Bei Tinchau, wo er von Pilsner Kräutersammlern packweise weggetragen wird. Früher bei Erlenhüttel (Pilsner Kreis 1930, 43).
[90]) Siehe auch Mieser K. u. A. 35 (gegen „schwachen Kopf" [Urban, Pkt. Hlk. 18, ebenso], Schwindel), 37 (gegen Harnverstopfung), 55 (gegen Bauchwinde), 56 (gegen Harnwinde, Husten); Urban, Pkt. Hlk. 19, 20, Tepl-Weseritz 80 (ähnlich); John 311 (gegen Bauchweh), 320 (Schutz vor Hexen); Höfler 94.
[91]) Vergl. John 230 (Gänseblümchen, ähnlich), uns. Ztschr. 1929, 158 (zum Teil ebenso).
[92]) Vergl. John 70—72, 202—205.
[93]) Siehe 55, Umfrage unserer Ztschr.

Digitalisiert von Google

[94]) Verwendg. zu Heilzw. Mieser K. u. A. 5 (gegen Sand und Grieß im Urin, verstopfte Milz u. Leber, Scharbock), Urban, Pkt. Hlf. 48, 63, 66 (zur Blutreinigung, gegen Wassersucht, Herzklopfen), Höfler 209.

[95]) Vergl. Mieser K. u. A. 52 (gegen Magenerkältung), 54 (Appetit); Höfler 114.

[96]) Siehe hiezu John 67 (Ruten), 69, 226, 315 (Weidenwurzelschwamm gegen Schwindsucht).

[97]) Siehe auch John 320 (Schutz vor Hexen).

[98]) Mieser K. u. A. 9 (für Brust, Lunge u. Magen, gegen Verstopfung der Leber, Milz, Lunge u. Galle, Schwindsucht, fördert die Verdauung, Eßlust, reinigt das Blut), 37 (gegen Stein), 59 (gegen böses Geblüt); Urban, Pkt. Hlf. 32 (bei Lungenkrankheit); John 230 (gegen innere Leiden); Rieber 18.

[99]) Siehe auch Mieser K. u. A. 14 (gegen Husten), Urban, Pkt. Hlf. 74 (gegen harte Geschwüre), John 229 (auf Wunden), Höfler 103.

[100]) Siehe dazu Mieser K. u. A. 26, unsere Ztschr. 1929, 159.

[101]) Siehe auch Mieser K. u. A. 28 (schweißtreibend, gegen Pest, Ruhr, Menses, Frauenblutfluß, auf Wunden), Urban 13, 42, 78 (gegen Nasenbluten, zur Menstruation, gegen „Blutgang"), John 231, Rieber 13, 20.

[102]) John 230 (ebenso).

[103]) Siehe Mieser K. u. A. 12 (gegen Lungenverstopfung, „Größlöcher", zähen Schleim der Lunge, Nieren und anderer Organe, Kolik).

[104]) John 110 (ebenso).

[105]) Vergl. John 107 (Rosenäpfel), 72 (Walpurgistag), 226.

[106]) Vergl. John 231, 329.

[107]) Siehe auch John 225f., 311 (Jagdzauber).

[108]) Bei John, 230, auf Wunden.

[109]) Siehe hiezu auch Mieser K. u. A. 31 (gegen Brustkrankheiten, Husten, Lungensucht, Blutspucken, Kolik, innere Geschwüre, Podagra, Katarrh, Schlag, „Flüsse des Leibes"; die Wurzel sammelt man „an den letzten Freitag in abnehmenden Mond vor Aufgang der Sonne zwischen 15. August und 8. Sept."), 49; Urban 73; Höfler 97.

[110]) Siehe auch John 20, 28, 76, 90, 109, 225; Mieser K. u. A. 60 (gegen „böses Geblüt"); Höfler 128.

[111]) Über Nadelbäume siehe John 74f., 231, 244, 324.

[112]) Über Verwdg. zu Heilzw. siehe Mieser K. u. A. 28 (für Leber, Brust, Lunge u. Nieren, gegen Winde, Harnverstopfung, Leudenstein, Sand und Grieß, zähen Schleim, Schlag und Schwindel, zur Blutreinigung, Schwangere Weiber nicht genießen), 39 (gegen Fieber), 40 (gegen Pest), 56 (gegen Husten); Urban, Pkt. Hlf. 19, 21, 30, 38, 42, 48, 49f., 82, 94f. (gegen Ohrensausen, Husten, verschleimten Magen, Gelbsucht, „böse Brust", Wassersucht, Kolik, Stein, Krätze, Pest); Höfler 124; John 228, 231.

[113]) In England schmückt man zur Weihnachtszeit die Häuser mit Mistel- und Stechpalmzweigen.

[114]) Siehe auch John 87, 228; Mieser K. u. A. 9, 54 (gegen „Undauung des Magens").

[115]) Vergl. John 231.

[116]) Ebd. 228.

[117]) Siehe auch John 64 (wachsen viele Schwämme, sterben viele Rinder) 228.

[118]) Ebenso Mieser K. u. A. S. 54.

[119]) Verwendg. zu Heilzw. siehe Mieser K. u. A. 54 (gegen Schlucken), Höfler 113f., Rieber 20.

[120]) Siehe auch Mieser K. u. A. 27 (für Brust, Lunge, Leber, Nieren, Blase, Blut, Magen), Urban, Pkt. Hlf. 30, 42.

[121]) Siehe auch Mieser K. u. A. 35 (gegen Schwindel), John 102 (Rosinen u. Mandeln zur Geburt), 115 (Bierfuppe), 117 (Gevatterfuppe).

[122]) Über Verwendung dieser Gewürze zu Heilzw. siehe Mieser K. u. A. 34 (Mandeln gegen Trunkenheit), 46 (Muskat gegen „faules Zahnfleisch"), 52 (Ingwer u. Zimmt gegen Magenerkältung), 54 Pfeffer u. Ingwer fördern den Appetit).

[123]) Auch zu Heilzwecken fand er Verwendung. Siehe Mieser K. u. A. 21 (für Herz u. Lunge, reinigt u. stärkt die Leber, Brust, Milz u. Mutter, gegen Herzklopfen

Digitalisiert von Google

u. »zittern, Ohnmacht, Schwachheit, Lungensucht, Wassersucht, Schwindsucht, Engbrüstigkeit), 51 (gegen Augenschmerz), Urban, Bkt. Hlk. 25, 32, 42, 78, 93, Höfler 95.

[174]) Vergl. John 231 (ebenso), siehe auch Mieser A. u. A. 25.

[175]) Ebenso Mieser A. u. A. 34; siehe auch S. 55, 56, 59.

[176]) Vergl. John 28; siehe auch S. 94 (Kirchweih), 115 (Taufe), 152 (Hochzeit), 23 (Weihnacht); 79. Umfrage unserer Zeitschrift.

Hochzeitsbräuche in der Wischauer Sprachinsel

Von **Ernst Eßler**

Acht Tage vor der Hochzeit geht die Braut nachmittags die Gäste persönlich einladen; sie hat dabei ihr Staatskleid an und wird auf ihrem Gange von allen Ortsbewohnern beobachtet und kritisiert. Sonntags beginnt die eigentliche Hochzeit; am Nachmittage kommen alle geladenen Frauen zusammen, um die Hochzeitskuchen (Kolatschen) zu backen; sie bringen Mehl, Eier, Butter, Topfen, Mohn und Milch mit; denn die Anzahl der zu backenden Kuchen geht in die Tausende und die Frauen backen ununterbrochen, die ganze Nacht hindurch bis Montag nachmittag. Am Montag ist auch Polterabend. Die geladenen Gäste gehen entweder in das Haus der Braut oder in das Haus des Bräutigams und unterhalten sich bei Musik, Essen und Trinken. Die Braut steht in einem Winkel und muß weinen. Der Zeremonienmeister jeder Hochzeit ist der Redmo[n]; er kommt mit dem Brautführer in das Zimmer und trägt am Arm einen Korb, in dem sich die Brautschuhe (von bestimmter, eigenartiger Form) und ein Rosenkranz aus getrockneten Zwetschken und Orangen mit einem Lebzeltkreuz befinden. Der Brautführer überreicht der Braut die Schuhe mit den Worten: „Jungfer Braut! Der Junggeselle Bräutigam schickt der Jungfrau Braut diese Schuhe; die sollen dich morgen zieren, wenn du aus dem Vaterhaus ins Gotteshaus und wieder zurück ins Vaterhaus gehen wirst." Sodann hängt er ihr den Rosenkranz um den Hals und spricht: „Diesen Rosenkranz sollst du beten vor Mitternacht neunmal nach vorn und nach Mitternacht neunmal zurück." Hernach geht der Redmo[n] mit der ältesten Bittdirn (Kranzeljungfer) in das Haus des Bräutigams; diesmal enthält der Korb ein Hemd, gestickte Hosenträger und ein gesticktes Taschentuch (alles von der Braut verfertigt), sowie zwei große Sträuße aus Kunstblumen. Die Bittdirn überreicht diese Geschenke mit den Worten: „Junggeselle Bräutigam! Die Jungfrau Braut schickt dem Junggesellen Bräutigam diese Sachen; sie sollen dich morgen zieren, wenn du aus dem Vaterhaus ins Gotteshaus und wieder zurück gehst." Die zwei großen Blumensträuße bekommen der Bräutigam und der Brautführer, welche sie am Hochzeitstage auf dem Hute tragen. Dann gibt die älteste Bittdirn jedem männlichen Hochzeitsgaste ein kleines Sträußchen. Um Mitternacht gehen die Hochzeitsgäste nach Hause.

Am nächsten Morgen versammeln sich die Festgäste um 9 Uhr zum Frühstücke. Hernach geht der Brautführer mit dem Bräutigam und den Musikanten in das Haus der Braut. Beim Abschiede spielen die Musikanten

Digitalisiert von Google

traurige Weisen, während sich der Sohn bei seinen Eltern für alles Gute, das sie ihm bis zum heutigen Tage erwiesen, bedankt, und sie bittet, ihm auch fernerhin beizustehen, wenn es ihm schlecht gehen sollte; er empfängt schließlich, vor seinen Eltern kniend, den Segen der Eltern. Im Brauthause angelangt, werden wieder die traurigen Weisen gespielt, während sich die Braut bei ihren Eltern bedankt. Der Bräutigam bittet um Aufnahme als Schwiegersohn und nun erhält das Brautpaar den Segen. Dann geht's zur Kirche; die Braut und die Bittdirnen tragen auf dem Kopfe das „Kranzl", die Bittweiber (junge, verheiratete Frauen) das „Happentichl". Alle Mädchen und Frauen haben um die Schultern das Brauttuch gelegt; dasselbe ist ein 3 m langer, ½ m breiter, mehrfach zusammengelegter Streifen feinster Leinwand, welcher in der Mitte mit Seide gestickt ist. Im Dorfe haben die Mädchen derselben Altersstufe (Poat = Partie) wie die Braut quer über die Straße die „Leine" gespannt, auf welcher die mit Seidenmaschen und Blumensträußen geschmückten „Leintüchl" befestigt sind. Das Brautpaar und die Hochzeitsgäste müssen sich loskaufen, um durch die Leine hindurchgelassen zu werden. Das dauert ziemlich lange, denn es wird gehandelt. Die Musik spielt dabei lustige Märsche. Bei der Trauungszeremonie werden den Brautleuten kleine Kränze aufs Haupt gelegt. Nach der Trauung zieht der Hochzeitszug in das Haus des Bräutigams; die Tür wird der Braut vor der Nase zugeschlagen. Auf Klopfen des Redmo" wird ein Spalt aufgetan und es hageln Erbsen, Fisolen und Zuckerln auf den Kopf der Braut; dasselbe geschieht beim zweiten Klopfen; erst beim drittmaligen Klopfen wird die Tür geöffnet und der Braut ein Besen vor die Füße geworfen, den sie aufheben muß. Versäumt sie dies, so gilt die Nachrede, daß sie als Frau im Hause keine Ordnung halten werde. Nach einem kurzen Mahle geht es zum Tanze ins Gasthaus; getanzt wird so lange, bis der Redmo" alle zum eigentlichen Hochzeitsmahle abholt. Der Speisezettel weist eine vorzügliche Rindsuppe, Rindfleisch mit Tunke und Schweinebraten (per Kopf ½ kg) auf, den sich aber alle mit nach Hause nehmen; zum Abschiede erhält jeder Gast zwei große „s pämm Boheme"-Kolatschen. Nach dem Essen wird die Braut ausgefungen. Zum Schlusse wird von den Hochzeitsgästen Geld auf einen Teller geworfen, welches zur Anschaffung des „Taufhäubels" verwendet werden soll. Die engere Familie hält am Mittwoch noch Nachhochzeit. Bei großen Hochzeiten sind oft 200 Gäste und es wird ein ganzes Rind verbraucht; die vielen Gäste sitzen bei schönem Wetter auch in den Zimmern der Nachbarhäuser, denn die Nachbarn gehören zu den bevorzugten Hochzeitsgästen.

Lucienglauben und -bräuche aus der Kremnitz-Probener und Hochwieser Sprachinsel in der Slowakei

Mitgeteilt von **Alfred Karasek-Langer**

Im 6. Heft des vorigen Jahrganges der Sudetendeutschen Zeitschrift für Volkskunde wird in den Umfragen (Nr. 166) der Lucientag (13. Dezem-

Digitalisiert von Google

ber) erwähnt und nach dem mit ihm in Beziehung stehenden Aberglauben gefragt. Hier soll nun aus dem in der Kremnitz-Probener und Hochwieser Sprachinsel gesammelten volkskundlichen Material jenes gebracht werden, das mit dem Lucientage in Zusammenhang steht. Die Fülle des Stoffes, besonders die der Sagen über das Lucienstühlchen, hängt wahrscheinlich auch damit zusammen, daß bis zum 14. Jahrhundert, also noch zur Zeit der Besiedlung der Sprachinseln, der Lucientag als der kürzeste Tag des Jahres galt, an den sich deshalb viel Zauberei, Hexenwerk und Brauchtum der Neujahrsnacht heftete[1]). Es scheint, daß es sich hier um eine Häufung volkskundlicher Rückzugserscheinungen handelt, wie dies in Sprachinseln manchmal zutage tritt. Zum Beweis dafür, daß diese Sagen und Glaubensvorstellungen in der Kremnitz-Probener und Hochwieser Gruppe nicht vereinzelt dastehen, habe ich noch die altschlesische Bielitz-Bialaer Sprachinsel auf polnischem Volksboden[2]) und die ebenfalls aus dem Mittelalter stammende Deutsch-Pilsner Sprachinsel auf ungarischem Volksboden herangezogen, beide sind mit den Sprachinseln der Mittelslowakei nahe verwandt. Für einige Materialergänzungen aus der Kremnitz-Probener Gruppe bin ich der akad. Malerin Frl. Erna Piffl zu Dank verpflichtet, der Arbeit Doktor Hanikas[3]) sind einzelne Daten über Deutsch-Proben und Johannisberg entnommen worden[4]).

1. Das „Lucieſtühlchen" (Kr., Pr.), „Stühlchen" (Pr., Ho., Pi.), „Herenſchemel" (Pr.), „Lucieſchemel" (Kr.), „Lotſchenſchemel" (Bi.) u. ſ. f. Das Lucienstühlchen wird von Lucia an bis zum 24. Dezember hergestellt. Es besteht aus einem Stück Holz (Krickerhau, Kr.), aus neunerlei Holz (Blaufuß, Kr.; Glaserhau, Kr.; Münnichwies Pr.; Alzen, Bi.; Kamitz, Bi.; Pi. u. ſ. f.), aus dreizehnerlei Holz (Hedwigshau, Pr.; Beneschhau, Pr.; Oberstuben, Kr. u. a.), aus dreizehn Spänen (Oberstuben, Kr.; Johannisberg, Kr.; Kloster, Pr.), aus dreizehn Keilen (Kuneschhau, Kr.). Bei dem Schemel muß jeder Fuß, das Brett und jeder der vier Keile aus einer anderen Holzart sein (Alzen, Bi.; Kamitz, Bi.). Es muß jeden Mittag dazu das Holz im Wald gehackt werden, und zwar jedes Mal ein Stück von einer anderen Sorte (Hedwigshau, Pr.); man muß dazu jeden Abend etwas Holz aus einem anderen Hause stehlen, und wenn es nur ein Span ist (Johannisberg, Kr.). Gearbeitet wird an dem Stühlchen jeden Tag (überall), jeden Abend (Zeche, Pr.; Johannisberg, Kr.), nächtens (Oberohlisch, Bi.; Polisch, Ho.), zur halben Nacht (Pi.), nächtens von zwölf bis viertel eins (Wilmesau, Bi.), von zwölf bis eins (Alzen, Bi.; Schmiedshau, Pr.). Derjenige, der an einem solchen Stühlchen arbeitet, muß dabei nackend sein (Alzen, Bi.), er darf

[1]) Vgl. Sartori, III, 29.

[2]) Ein Großteil des diesbezüglichen Materials ist in dem Buche: Karasek-Strzygowski, Sagen der Beskidendeutschen, Günther Wolff, Plauen i. V. 1930, veröffentlicht worden, siehe Sagen Nr. 397, 398, 412.

[3]) Hanika, Vom Volksglauben in der Kremnitzer Sprachinsel, Karpathenland II, 4, S. 174.

[4]) Es bedeuten: Kr. = Kremnitzer Sprachinsel; Pr. = Probener Sprachinsel; Ho. = Hochwieser Sprachinsel; Bi. = Bielitz-Bialaer Sprachinsel; Pi. = Deutsch-Pilsner Sprachinsel.

Digitalisiert von Google

sein Tun keinem Menschen verraten (Brestenhau, Pr.; Oberohlisch, Bi.), sonst verliert das Stühlchen jede Kraft (Oberohlisch, Bi.). Er darf bei der Arbeit kein Wort reden (Alzen, Bi.), ja nicht einmal hinter sich blicken (Brestenhau, Pr.); auch darf er bei der Arbeit nicht gesehen werden (Gaidel, Pr.; Krickerhau, Kr.), muß das Fenster möglichst fest verhängen (Ho.; Pi.). Man muß bei der Herstellung des Schemels sehr geschickt sein, darf bei der ganzen Arbeit nur dreizehn Schläge tun, jeden Tag einen (Ho.; Hedwigshau, Pr.; Gaidel, Pr.), jedes Mal einen Schnitt (Oberstuben, Kr.), einen Hacker (Krickerhau, Kr.; Unterturz, Kr.). Es gruselt einem schrecklich bei der Arbeit, die Peilweisen oder Hexen kommen und pochen ans Fenster (Alzen, Bi.; Oberturz, Kr.), suchen einen bei der Arbeit zu stören (Johannisberg, Kr.), zu erschrecken (Polisch, Ho.), aus dem Haus zu locken (Kuneschau, Kr.). Sie kommen in allerlei grauslicher Gestalt (Brestenhau, Pr.), als schreckliche Tiere (Krickerhau, Kr.), können einem aber gar nichts antun (Alzen, Bi.). Der Schemel braucht nicht höher als 5 cm zu sein (Alzen, Bi.), soll so klein sein, daß man ihn leicht verbergen kann (Oberstuben, Kr.).

Am Christabend muß man daran den letzten Schlag tun (Ho.) oder den letzten Schnitt (Oberstuben, Kr.), was noch fehlt fertigstellen (Unterturz, Kr.); man muß das Stühlchen pünktlich zum 6-Uhrläuten fertigmachen, nicht früher und nicht später (Johannisberg, Kr.). Dann nimmt man es und geht damit zur Christmette (überall), muß aber das Stühlchen versteckt bei sich tragen, so daß es niemand sehen kann (Oberstuben, Kr.; Alzen, Bi.). Man muß schweigend zur Kirche gehn (Alzen, Bi.), von Kameraden umgeben sein, die einen schützen (Ho.), es dürfen aber nur drei Burschen dabei sein (Johannisberg, Kr.), soll Mohn auf den Weg streuen (Alzen, Bi.). Denn die Hexen lauern den Betreffenden auf und wollen ihm den Lotschenschemel wegnehmen oder ihn vom Weg ab- und irreführen (Alzen, Bi.). Die Truden, d. h. Hexen, hocken am Kreuzwege und warten auf den, der das Stühlchen mit sich hat, sie rufen ihn und locken ihn zu sich. Sie nehmen ihn auch mit Gewalt mit, führen ihn an einen Ort, wo viele Truden beisammen sind. Will er nicht mitgehen, so schlagen sie mit Besen oder Schuhen auf ihn ein, locken ihn unter die Dachtraufe eines Hauses, das einer Trud gehört, dort haben sie das Recht, ihn zu erschlagen. Geht der Besitzer des Stühlchens mit den Truden mit, so bringen sie ihn zur Trudenversammlung und geben ihm schönen Wein aus goldenen Bechern zu trinken, doch sind das keine Becher, sondern Viehklauen. Sie tanzen mit ihm auf einem Felde, an der Stelle tut nachher nichts mehr wachsen, und nehmen ihn dann unter die Truden auf (Pi.).

Wie in Deutsch-Pilsen der Träger des Stühlchens merkt, daß er nicht aus goldenen Bechern, sondern aus Viehklauen trinkt, so zeigt sich auch anderwärts schon am Wege zur Kirche die Macht des Stühlchens. Er sieht, wie sich an den Rock des herenden Goralen kleine Teufel anhängen, wie dieser das Kreuz verkehrt schlägt (Alzen, Bi.). Mancherorts geht der Besitzer des Stühlchens nicht in die Kirche, sondern er kniet auf der ersten Kirchenstufe (Johannisberg, Kr.), vor der Kirchentür nieder und schaut durch das Schlüsselloch herein (Blaufuß, Kr.; Unterturz, Kr.). Meistens aber sitzt er in der Kirche während der Messe drauf (Alzen, Bi.; Brestenhau,

Digitalisiert von Google

Pr.; Münnichwies, Pr.; Oberstuben, Kr. u. a.), kniet während der ganzen Messe (Honeshau, Kr.; Krickerhau, Kr.), nur während der hl. Wandlung (Gaidel, Pr.) drauf. Er muß den Pfarrer um Erlaubnis fragen und in der Sakristei sein (Krickerhau, Kr.; Münnichwies, Pr.), muß dem Pfarrer davon erzählt haben, damit der ihm im Notfalle gegen die Hexen zu Hilfe kommen kann (Münnichwies, Pr.), muß hinter dem Altar der Messe beiwohnen (Schmiedshau, Pr.). Man soll sich ein Rohr von Knochen (Bein oder Hand) zum Durchschauen mitnehmen, es darf aber nicht gewogen, d. h. einmal vom Fleischer gekauft worden sein, am besten ist deshalb ein Knochen von einem verendeten Pferd oder einem Menschen (Johannisberg, Kr.; Unterturz, Kr.). Wenn man durch dies Rohr durchschaut oder wenn man auch nur auf dem Stühlchen kniet, erkennt man die Hexen, die die anderen Kirchenbesucher nicht sehen. Man sieht die Hexen um den Altar laufen (Münnichwies, Pr.), hinterm Altar herumtanzen (Johannisberg, Kr.; Krickerhau, Kr.), Butter schlagen (Blaufuß, Kr.; Johannisberg, Kr.), auf den Pfarrer spucken (Krickerhau, Kr.). Man erkennt die Hexen, weil sie schwarze Gesichter haben, bei der hl. Handlung die Zunge herausstrecken (Alzen, Bi.), darf aber kein Wort sprechen, noch eine von ihnen verraten. Ein Bursch in Berg hat so seine Mutter gesehen und vor Schreck gerufen: „No, dort ist ja meine Mutter!" Da hat der nächste Bursch, der sich gleich drauf auf den Schemel kniete, eine Ohrfeige bekommen, so daß er herunterfiel und nichts mehr sah (Johannisberg, Kr.). Derjenige, der die Hexen sieht, nimmt ihnen damit die Macht, Schaden zu stiften (Blaufuß, Kr.), ja sogar den ganzen Nutzen ihrer eigenen Kühe (Brestenhau, Pr.).

Der Besitzer des Lucienstühlchens muß aber, weil die Hexen es spüren, daß sie gesehen werden (Brestenhau, Pr.), weil sie unruhig werden (Gaidel, Pr.), sobald sie merken, daß man sie erkannt hat, die Kirche verlassen (Alzen, Bi.), zwischen Wandlung und Agnus Dei aus der Kirche gehen (Johannisberg, Kr.), sehr obacht geben. Die Hexen können ihn auch in der Kirche angreifen, darum muß er Mohn bei sich haben (Johannisberg, Kr.). Darum hat ein slowakischer Pfarrer in Münnichwies seinem Kutscher, der solch ein Stühlchen in die Christmette mitnahm, bestimmte Kräuter mitgegeben. Der Kutscher, der Matusch, hat während der ganzen Messe nur so geschwitzt, aber sonst hat niemand die Hexen gesehen. Wie sie auf ihn losgegangen sind, hat der Pfarrer ihm slowakisch zugerufen, er soll sich die Pfeife mit den Kräutern anzünden, da haben die Hexen keine Macht mehr gehabt (Münnichwies, Pr.).

Der Besitzer des Stühlchens muß noch vor Schluß der Mette die Kirche verlassen (Krickerhau, Kr.), nach dem Ende der Messe schnell nach Hause laufen (überall). Er muß aus der Kirche heraus, wenn das meiste Volk herausgeht (Schmiedshau, Pr.), muß das Stühlchen erwischen und, ohne sich umzusehen, davonlaufen (Johannisberg, Kr.). Am Heimwege muß er Mohn streuen (überall), am besten den ganzen Weg über (Oberstuben, Kr.; Blaufuß, Kr.; Polisch, Ho.). Wenn er geht, soll er über kein Wasser (Oberohlisch, Bi.), kommt er doch über eines, so soll er den meisten Mohn hineinwerfen (Oberstuben, Kr.). Die Hexen müssen alle Mohnkörnlein auflauben (Oberohlisch, Bi.) und im Wasser geht das am schwersten (Oberstuben, Kr.).

Digitalisiert von Google

Erwischen die Hexen denjenigen, der am Lucienstühlchen während der Mette gekniet hat, so schlagen sie ihn tüchtig durch (Ho.), zerkratzen und zerohrfeigen ihn, daß er die ganzen Feiertage über nicht ausgehen kann (Johannisberg, Kr.), dreschen ihn halb tot (Blaufuß, Kr.), zerreißen ihn (Deutsch-Proben, Pr.; Unterturz, Kr.; Bettelsdorf, Pr.), bringen ihn um (Hedwigshau, Pr.; Brestenhau, Pr.). Erst unter der Dachtraufe des eigenen Hauses (Münnichwies, Pr.) über der Türschwelle (Krickerhau, Kr.; Kuneschhau, Kr.) ist er sicher. Einer hat zu wenig Mohn mitgehabt, da haben ihn die Hexen, er war schon mit einem Fuß unter der Dachtraufe, mit dem andern noch draußen, erwischt. Er ist zwei Jahre krank gelegen, der Fuß hat immer geschwürt und er hat die Hexen gesehen stehen an seinem Bette, sie haben ihn immer in den Fuß geschnitten (Zeche, Pr.). Derjenige, der die Hexen gesehen, darf sie nicht verraten (Krickerhau, Kr.), sonst tut es ihm aus den Beinen herausschwüren und die Finger verkrüppeln (Oberstuben, Kr.), stirbt er innerhalb eines Jahres (Beneschhau, Pr.). Bei dem Tode des Besitzers eines Stühlchens sind die Hexen um sein Bett gestanden, haben ihn mit Nadeln in die Füße gestochen. Die Leute spritzten mit Weihwasser nach ihnen, die Hexen mit schwarzem Pech zurück, dann sind sie ans Kopfende vom Bett gegangen und der Mann ist gestorben (Zeche, Pr.). Das Stühlchen muß man sofort nach der Heimkehr verbrennen (Oberstuben, Kr.; Münnichwies, Pr.).

Zusammenfassend muß gesagt werden, daß das Luciestühlchen, das von Lucia an bis zum 24. Dezember verfertigt und in die Christmette mitgenommen wird, ein Mittel ist, um die Hexen zu erkennen und ihrer Macht zu berauben. Der Gegenzauber der Hexen begleitet den Erzeuger desselben dauernd und bringt ihn ständig in Gefahren. Nur in Deutsch-Pilsen dient das Stühlchen dazu, um selbst Trud, d. i. Hexe zu werden. Im Stoffmaterial überwiegen Sagen von Verfolgungen durch Hexen nach der Christmette, doch gibt es auch eine Reihe einfacher Tatsachenberichte aus den letzten Jahren, die, noch nicht zur Sage ausgereift, durchwegs negativ sind: 1929 zu Weihnachten hat ein Bursch in Hochwies solch ein Stühlchen gemacht, aber nichts damit gesehen, ebenso 1928 in Glaserhau (Kr.). 1929 hat ein Bursch in Oberstuben (Kr.) so ein Stockerl gemacht, aber gar nicht in die Kirche mitgenommen, weil ihm Bedenken aufgestiegen waren u. a. m. Dies zeigt, daß der Glauben an die Luciestühlchen noch bis in die jüngste Gegenwart hinein lebendig erhalten geblieben ist.

2. Das „Lucienholz" (Pr.) oder „Hexenfeuer" (Pr.). Von Lucia an bis zum hl. Abend wird jeden Tag Holz gehackt, und zwar immer ein anderes Stückl (Hedwigshau, Pr.; Kunzendorf, Bi.), es wird jede Nacht von einem lebenden Baum im Wald, immer von einer neuen Art, ein Splitter abgehackt (Bettelsdorf, Pr.) oder es wird ein Weidenstock ausgesucht und jeden Tag mit einem Beil ein Stück abgehackt (Oberohlisch, Bi.). Das auf diese Weise gewonnene Holz wird an einen heimlichen Ort getan, wo es niemand sehen kann (Bettelsdorf, Pr.). Am hl. Abend wird von dem zwölferlei (Oberohlisch, Bi.), von dem dreizehnerlei Holz (Hedwigshau, Pr.) ein Feuer, auch „Hexenfeuer" genannt, gemacht (Oberohlisch, Bi.; Bettelsdorf, Pr.; Hedwigshau, Pr.). Dann haben die Hexen schreckliche Schmerzen (Hedwigs-

Digitalisiert von Google

hau, Pr.), sie kommen gelaufen (Hedwigshau, Pr.; Oberohlisch, Bi.) und wollen etwas borgen (Oberohlisch, Bi.); sie kommen nicht nur als Mensch, sondern auch in Tiergestalt, als Frösche, Katzen u. s. f. (Hedwigshau, Pr.). Wenn sie erscheinen, soll man sie durchprügeln (Oberohlisch, Bi.), darf sich ihnen nicht zeigen, sonst würden sie den, der das Feuer gemacht hat, zerreißen (Hedwigshau, Pr.). Sie sind dadurch, daß man sie gesehen hat, ohne Macht und können einem den Nutzen nicht mehr nehmen (Bettelsdorf, Pr.).

3. Das „Luciebändel" (Pr.; Kr.), „Hexenband" (Pr.), „Bändchen" (Kr.; Ho.) u. a. Das Luciebändchen, das Hexenband u. s. f. wird von Lucia an jeden Tag geflochten (Ho.; Fundstollen, Pr.; Zeche, Pr.; Beneschhau, Pr.; Johannisberg, Kr. u. a.). Man nimmt entweder sehr lange Fäden und flicht immer ein Stückchen weiter, läßt das Übrige offen (Fundstollen, Pr.) oder nimmt jeden Tag einen neuen Faden und flicht ihn mit den bisherigen zusammen (Ho.; Johannisberg, Kr.). Die Fäden sollen aus neunerlei (Ho.) oder zwölferlei Farben (Johannisberg, Kr.), dürfen nur rot sein (Deutsch-Litta, Kr.). Es wird auch ein Strick genommen und jeden Tag ein Knoten hineingemacht (Pr.; Zeche, Pr.). Das Lucienbändchen wird zur halben Nacht (Deutsch-Litta, Kr.), vor der ersten Morgenstunde (Johannisberg, Kr.) geflochten. Die Hexen wissen es, einer hat nur noch zwei Stricke einzudrehen, d. h. zwei Nächte dran zu arbeiten gehabt, da ist er verschwunden und nicht mehr zurückgekommen, das haben die Hexen so gemacht (Beneschhau, Pr.). Man darf es niemandem sagen, daß man an dem Bändchen arbeitet, sonst verliert es alle Macht und ist zu nichts mehr nütze (Polisch, Ho.).

In der Christnacht nimmt man es in die Mette mit (überall). Wenn man am Weg zur Kirche nicht aufpaßt, so wird man von den Hexen geschlagen (Polisch, Ho.), mit Unrat beworfen (Fundstollen, Pr.). In der Kirche sieht man die Hexen, wenn man den Strick mit den Knoten im Sack hat (Pr.), wenn man aus dem Bändchen eine Schlinge macht und durch diese durchschaut; das darf aber nur der tun, der das Bändchen gemacht hat (Polisch, Ho.; Fundstollen, Pr.). Er muß mit geweihter Kreide (Polisch, Ho.), mit weißer oder roter Dreikönigs-Kreide einen Kreis um sich ziehen, sonst wird er zerrissen (Ho.). Er sieht die Hexen während der Wandlung um den Altar tanzen (Pr.), mit der um das Haupt gestürzten Gelte, d. h. Melkkübel (Zeche, Pr.), mit dem Butterfaß hinterm Altar (Ho.). Sie stehen mit dem Rücken gegen den Altar und wenn der Priester die Hostie hebt, so wollen sie den Altar und die Messe zertrümmern. Ebenso sieht er, wie der Priester die Hexen anspuckt. Nur er und der Priester allein sehen die Hexen (Fundstollen, Pr.). Er muß die Kirche verlassen, wenn der Pfarrer auf die rechte Seite geht (Zeche, Pr.). Am Rückweg von der Kirche muß er Mohn streuen (Polisch, Ho.; Fundstollen, Pr.; Zeche, Pr.). Die Hexen klauben den Mohn auf, wie wenn sie tausend Hände hätten, er darf sich aber nicht umsehen, sonst haben sie das Recht auf ihn (Fundstollen, Pr.); erst unter der Dachtraufe ist er in Sicherheit (Johannisberg, Kr.; Fundstollen, Pr.; Polisch, Ho. u. a.). Die Hexen kommen nachher zu seinem Fenster und er muß ihnen versprechen, daß er sie nicht verratet, sonst tun sie ihm etwas an (Zeche, Pr.).

Digitalisiert von Google

4. Der „Lucienagel" (Kr.), „Hexennagel" (Pr.), „Hexenkeil" (Kr.) u. a. Am Lucienabend wird ein Nagel genommen, der wird in die Wand geschlagen. Dann kommen die Hexen des Ortes hin, wollen den Hexennagel herausreißen. Der das macht, sieht alle Hexen beisammen und erkennt sie. Sie fangen an zu schimpfen, bitten dann, er soll sie nicht verraten; wenn er sie wird verraten, kommt er ums Leben. Mit Lärm laufen sie dann weg (Gaidel, Pr.). An andern Orten wird der Nagel oder eine Haspe von Lucia bis zum Weihnachtsabend eingeschlagen, entweder in einen Birnbaum (Johannisberg, Kr.), in den Balken über der Stalltür (Johannisberg, Kr.) oder in die Stallwand (Unterturz, Kr.). Das Gleiche macht man mit dem Hexenkeil, einen Holzpflock, der in einen Birnbaum eingeschlagen wird (Johannisberg, Kr.; Kuneschhau, Kr.). Man muß mit der Arbeit am Luciaabend, wenn es sechs Uhr läutet, anfangen (Johannisberg, Kr.; Unterturz, Kr.), das erste Mal schlägt man einmal (Unterturz, Kr.; Johannisberg, Kr.) oder dreimal (Johannisberg, Kr.), sonst tut man jeden Abend beim Läuten nur einen Schlag (Johannisberg, Kr.; Kuneschhau, Kr.). Die Hexen suchen einen bei der Arbeit zu stören, sie kommen in vielerlei Gestalt (Kuneschhau, Kr.), man muß deshalb geweihte Kreide bei sich tragen (Unterturz, Kr.). Am Christabend soll man beim Abendläuten den letzten Schlag tun (Johannisberg, Kr.); im Ganzen nur dreizehn Schläge (Unterturz, Kr.). Schlägt man einmal zu fest und der Nagel geht noch vor dem 24. Dezember bis zur Kappe ins Holz hinein, so kommen die Hexen und schlagen den Betreffenden blutig (Johannisberg, Kr.), zerreißen ihn (Unterturz, Kr.). Zerbricht der Holzpflock bei einem Schlage, so muß man im kommenden Jahre sterben (Kuneschhau, Kr.). Am hl. Abend kommen nach dem letzten Schlag die Hexen gelaufen und wollen den Nagel herausziehen (Unterturz, Kr.); sind sie so stark, so behalten sie ihr Vorrecht, zu hexen, weiter, können sie es nicht, so haben sie keine Kraft mehr (Johannisberg, Kr.). Sie können nicht in die Christmette gehen und verlieren dadurch ihre Macht für das kommende Jahr (Kuneschhau, Kr.). Sie sind deshalb sehr wild und dürfen den Betreffenden nicht sehen, sonst machen sie, daß ihm eine Hand oder ein Fuß verkrüppelt (Unterturz, Kr.). Man muß schauen, sie zu erkennen, sie sind aber verschleiert (Johannisberg, Kr.). Hat man die Haspe in den Balken über der Stalltür eingeschlagen, so setzt man sich während der Christmette in den Stall, dann sieht man die Hexen, die einem die Kühe ausgemolken haben (Johannisberg, Kr.).

5. Der „Lucienapfel" (Kr.; Pi.). Loszeiten und sonstiges Brauchtum. Will ein Mädchen wissen, wie ihr künftiger heißt, muß sie zu Lucia einen Apfel nehmen und einen Biß hineintun, dann jeden Tag einen weiteren Biß und am 24. Dezember den Rest auffessen. Nachher soll sie auf einen Kreuzweg gehen, den ersten Burschen, den sie dort trifft, fragen, wie er auf seinen Vornamen heißt, so wird auch der Bräutigam heißen (Oberstuben, Kr.). Zu Lucia soll sich das Mädchen einen Apfel in den Sack, das ist die Tasche vom Kittel einnähen, dann bis Weihnachten drinnen lassen. Am Christabend geht sie auf die Gasse, nimmt dort den Apfel heraus und wenn ihr der erste Mann begegnet, wird der Geliebte so heißen, wie er (Pi.). Wieviel Tage von Lucia an bis zum 24. Dezember

Digitalisiert von Google

ſind, ſoviel Zettel muß man mit Burſchennamen beſchreiben. Die faltet man zuſammen und gibt ſie an einen beſtimmten Ort. Jeden Tag nimmt man einen Zettel ungeleſen weg und wirft ihn ins Feuer. Welcher Name am 24. Dezember übrig bleibt, den wird der künftige Bräutigam haben (Oberſtuben, Kr.).

Das Spinnen zu Lucia iſt verboten. Eine Frau hat am Lucientag geſponnen, da iſt eine Hexe gekommen, hat ihr viele Futterkörbe mit Spulen gebracht und befohlen, jede bis zum nächſten Tage mit Zwirn aufzuſpulen, ſonſt wird ſie ſterben. Die hat vom Pfarrer den Rat bekommen, auf jede Spule nur einen kleinen Faden zu wickeln, ſo wurde ſie fertig und entging der Strafe (Münnichwies, Pr.).

Der Lucientag iſt ein Unglückstag. Wird ein Kind an dem Tage geboren, ſo wird es entweder eine Hexe oder bald ſterben, lebt es doch, ſo iſt es ein Krüppel oder blöd. Man ſoll an dem Tage nicht heiraten, ſonſt wird die Ehe eine ſchlechte; kein Geſchäft machen, ſonſt hat man Schaden; und nichts aus dem Haus verkaufen, weil ſonſt die Hexen leicht die Macht übers Vieh bekommen (Blaufuß, Kr.).

Der Lucientag iſt ein Hexentag, darum verkaufen die Leute am 13. Dezember keine Milch und Butter, weil ſonſt die Kühe keinen Nutzen mehr geben (Münnichwies, Pr.). Die Hexen gehen an dem Tage zum Nachbarn etwas borgen, um ihm den Nutzen nehmen zu können (Oberſtuben, Kr.). Am Abend haben ſie ihre Zuſammenkünfte an beſtimmten Orten (Fundſtollen, Pr.), auf Kreuzwegen (Hedwigshain, Pr.), ſie kommen am Hollerſtein und Viebig zuſammen, um dort die „Hexenhochzeit" zu halten; dort tanzen ſie und weil ſie Hufeiſen wie die Pferde haben, ſo ſieht man das am andern Tag (Münnichwies, Pr.). Auch anderen Orts tanzen ſie (Kloſter, Pr.), es bleiben dort die Hexenringe (Kuneſchhain, Kr.) oder Trudenringe (Pi.) zurück, auf denen kein Gras mehr wächſt.

Am Lucientage ſind eine Reihe von Bräuchen üblich, die zum Teil als Gegenzauber gegen die Hexen wirken ſollen, zum Teil Reſte von Neujahrsbrauchtum ſein dürften. In Münnichwies (Pr.) wird an dem Tage viel Knoblauch gegeſſen, das ſoll helfen. Die jungen Burſchen gehen trompeten, nehmen alte Töpfe mit Steinen und werfen ſie ins Vorhaus, je mehr die Leute darüber erſchrecken, deſto weniger kann ihnen die Hexe ſchaden. Ebenſo haben die Burſchen an dem Tage das Recht, Wagenräder, Dreſchflegel, Pflüge, Schuhe und derlei mehr zu verſchleppen, weil der Tag ein Hexentag iſt.

In Fundſtollen (Pr.) gehen die Burſchen am Lucientage von Haus zu Haus, immer ihrer drei; einer trägt ein Pinkel, das heißt Bündel, einer iſt als Frau und der dritte als Mann angezogen. Der das Bündel trägt, hat eine Glocke und läutet vor jedem Hauſe, dann ſingen ſie das Lied von der hl. Lucia, nachher geht der Mann ins Haus und frägt nach, ob es erlaubt ſei einzutreten. Wird es bewilligt, ſo kommen ſie herein, der Mann und die Frau tanzen feſt herum, denn je höher ſie ſpringen, deſto beſſer wird im nächſten Jahr die Ernte ausfallen. Nachher geht der Mann, der Tannenreiſer mithat, die Anweſenden „abkehren", das heißt er beſtreicht ſie mit den Reiſern. Der mit dem Bündel ſteht die ganze Zeit über bei der Tür und

Digitalisiert von Google

sammelt nachher die Gaben: Äpfel, Birnen, Nüsse u. s. f., dann gehen sie weiter. In einzelnen Häusern werden sie gefragt, woher sie sind, darum haben sie ein altes Buch, daraus tun sie sich legitimieren, sagen, daß sie von Indien kommen u. s. f. Früher soll man ihnen auch beim Eintritt ins Haus oder wenn zwei solcher Gruppen sich getroffen haben, Rätsel aufzulösen gegeben haben. In Kunzendorf (Bi.) kommen am Abend vor dem 13. Dezember die Männer, eingehüllt in weiße Tücher, zu ihren Nachbarn und Bekannten. Dort fegen sie mit Reisigbesen alles ab, das soll „für das kommende Jahr gut sein". In Bettelsdorf (Pr.) gehen die Burschen zu Lucia zu zweit herum, haben Larven im Gesicht, selbstgemachte, und schrecken damit die Kinder. Früher (und auch teilweise noch heute) war einer von ihnen als Teufel verkleidet, hatte eine Kette umgehängt, Glocke und Besen in der Hand, er mußte recht viel Lärm machen. Manchmal hat einer der Burschen einen Sack übers Gesicht gehabt, war sehr stark mit Heu oder Stroh ausgestopft und ist fest herumgesprungen, ähnlich dem „Lazzo", „Bär" u. s. f. bei den Faschingstänzen der Burschengemeinden in der Kremnitz-Probener Sprachinsel[1]).

Sehr verbreitet war früher das Lucienblasen durch den Gemeindehirt, es wird zum Teil auch heute noch in Blaufuß (Kr.), Glaserhau (Kr.), Kunzschhau (Kr.) und anderen Orts geübt. Am Lucienabend muß der Gemeindehirt von Haus zu Haus gehen, er frägt an, ob er herein darf und bläst dann das Hirtenlied. Er soll in jeden Hof kommen, das hilft, die Hexen zu vertreiben und in den Hof traut sich im kommenden Jahre keine Hexe herein. Als Belohnung für das Blasen bekommen die Hirten entweder Lebensmittel oder Geld.

Es mögen hier noch ein paar kurze Parallelen und Hinweise zu einigen der obigen Mitteilungen gebracht werden, sie sollen aber nicht den Anspruch auf Vollständigkeit erheben. Über Lucienstühlchen und -Zauber berichtet zusammenfassend Wuttke[2]): das Schemel muß aus neunerlei Holz sein, von Bäumen die keine eßbaren Früchte tragen. Vor der Kirchentür oder während der Messe in der Kirche darauf sitzend, kann man alle Hexen erkennen (Süddeutschland, Pfalz), aber der Betreffende muß, ehe der Priester vom Altar geht, wieder daheim sein, sonst zerreißen ihn die Hexen (Bayern, Franken, Schweiz), er muß bis zum Segen bleiben, sonst zerreißt ihm das Herz (Franken, Pfalz). Auf einem Schemel aus siebenerlei Holz sieht man in der Christmette den Teufel am Altar sitzen, wie ihn die Hexen frisieren (Österreich). Kniet man während der Wandlung auf einem Bündel aus neunerlei Holz, so sieht man die Hexen verkehrt in der Kirche stehen, muß aber vorm Ende des Gottesdienstes unter ein anderes Dach flüchten, sonst zwingen sie einen, sich vor allen Leuten zu entkleiden (Baden). Auf einem Stuhl mit neun Füßen, die so angeordnet sind, daß sie ein Kreuz bilden, wobei jeder Fuß aus anderm Laubholz sein muß, sieht man in Mettnitz (Kärnten) in der Christmette während der hl. Wandlung die Qualen der

[1]) Vgl. auch die Namensübereinstimmung beim Faschingstanz u. a., wo diese verkleideten Burschen „Lutzen", „Lutza" heißen.

[2]) Vgl. Wuttke, 374.

Digitalisiert von Google

Verdammten[1]). Auf einem Schemel aus neunerlei Holz erkennt man in Niederösterreich während der Christmette die Hexen[2]). In Niederösterreich werden in der Luciennacht die Spinnräder stillgelegt, die Hexen ausgeraucht und aus den Lucienkreuzen geweisſagt[3]), ebenſo iſt in den Alpen das Spinnen am späten Lucienabend verboten[4]). In der Zipſer Sprachinſel[5]) ſchreiben die Mädchen am Lucienabend auf 12 Zettel die Namen ihrer Verehrer und werfen dann jeden Abend einen ungeleſenen ins Feuer. Der Zettel, der am hl. Abend übrig bleibt, offenbart den Zukünftigen. Am Lucienabend wird auch angefangen, einen Apfel zu eſſen, jeden Tag einen Biß. Am hl. Abend, während des Läutens, geht das Mädchen vor das Tor und ißt den Reſt auf; der Mann, den ſie zuerſt trifft, wird ihr Gatte. Die Burſchen ſchnitzen von Luciä an mit dem Taſchenmeſſer an einem Tiſchchen. Wenn ſie bei der Chriſtmette durch dasſelbe ſchauen, ſehen ſie während der Predigt die Hexen tanzen. Sie müſſen vor dem Amen des Prieſters die Kirche verlaſſen, ſonſt werden ſie von den Hexen zerkratzt. Am Lucienabend kann man die Hexen auf Bergwegen tanzen ſehen. Als Schutz gegen ſie gibt man dem Vieh Knoblauch mit Brot und Salz oder Tille. Am Lucienabend wird außerdem noch an die Stalltür mit Knoblauch ein Kreis gemacht.

In Ungarn[6]) gehen am 13. Dezember die Hexen um. Wenn man von Lucia an jeden Tag ein Spänchen von einem blitzgetroffenen Baum ins Fett gibt und damit am Weihnachtsabend heizt, ſo kommen die Hexen der Umgebung in den Rauchfang und bitten, man ſoll aufhören. In der Tornaer Gegend macht man mit ſolchem Holz im Vorhaus ein Feuer, da verſammeln ſich die Hexen drum. Geht man in der Mitternacht des Lucientages mit einem leeren Holznapf auf einen Kreuzweg, ſo nehmen einen die Hexen auf den Blocksberg bei Budapeſt mit (Torna). Um die Hexen in der Chriſtnacht zu erkennen, wird ein Lucienſtuhl gemacht. Will ein Mädchen wiſſen, welches ihr Zukünftiger ſein, das heißt wie er heißen wird, ſo muß ſie von Lucia bis Weihnachten faſten, jeden Tag in ein und denſelben Apfel hineinbeißen und ihn am Weihnachtsabend auf der Gaſſe verzehren u. ſ. f. Eine Peitſche, die von Lucia bis zu Weihnachten geflochten wird, wirkt als Liebeszauber, welchen Burſchen das Mädchen damit berührt, der muß ſie heiraten.

Bildmaterial zur Volkstrachtenkunde

Von **Karl M. Klier** (Wien)

Schon vor ungefähr zwanzig Jahren hat Karl Spieß in ſeinem Werkchen über die deutſchen Volkstrachten auf das wichtige Bildmaterial hingewieſen, das in den Anſichtspoſtkarten verſtreut iſt. Wer den Verſuch machen wollte, ſich die von ihm angeführten Bildreihen zu beſchaffen, würde bald erfahren, daß dies nahezu unmöglich iſt: teilweiſe ſind die Firmen

[1]) Graber, Sagen aus Kärnten, S. 201.
[2]) Maulh, Niederöſterreichiſche Sagen. Eichblatts Deutſcher Sagenſchatz. Bd. 12. S. 69.
[3]) Elard Hugo Meyer, Deutſche Volkskunde, S. 252.
[4]) Vernaleken, Alpenſagen, 112.
[5]) Laut Mitteilung von Dr. Aſchenbrenner-Prag.
[6]) ZVfVkd., Jg. IV, S. 309ff.: Der volkstümliche Kalenderglaube in Ungarn.

Digitalisiert von Google

verschwunden, oder die betreffenden Bilder längst ausverkauft, da Händler und Verleger dem immer bestehenden Wunsch nach Neuem folgen müssen. Während aber alle erscheinenden Druckwerke, Bücher, Broschüren und Noten — und wären es die belanglosesten Eintagsfliegen — ernsthaft im „Wöchentlichen Verzeichnis" und in Hofmeisters „Monatsbericht" verzeichnet, die wissenschaftlich bedeutenderen Erscheinungen weiterhin in Übersichten und Bibliographien aufgenommen werden, verschwindet jenes Trachtenmaterial spurlos von der Oberfläche. Bücher unterliegen einem gewissen Kreislauf und können im Antiquariatshandel beschafft werden; Trachtenbilder der erwähnten Art finden sich dort höchst selten und meist nur dann, wenn sie von einem Liebhaber in Buchform gebracht worden waren. Zu bedenken wäre ferner, daß die Drucktechnik heute ganz andere Bildkarten herstellt, als vor zwanzig, dreißig Jahren; die damaligen meist primitiven Strichätzungen und groben Rasterbilder lassen sich in keiner Weise mit den heutigen Mehrfarbendrucken, Kupfertiefdrucken und Bromsilberkopien vergleichen, bei denen das Bild Selbstzweck ist, nicht wie früher der bescheidene Schmuck der Schreibfläche.

Bei einem Versuch, solche Trachtenkarten zu sammeln, boten sich einige Anfangsergebnisse und Ausblicke, die hier mitgeteilt werden sollen. Alles Einschlägige zu verfolgen und zu sammeln, übersteigt weitaus die Kräfte des Einzelnen; nur bei länderweiser Arbeit ist auf einige Vollständigkeit zu hoffen. Vielleicht wird dieser Anfang zu Ergänzungen anregen; vielleicht auch werden die Bibliographen der Volkskunde einen Weg finden, um diesen Stiefkindern Beachtung zu sichern.

Egerländer Trachten hat der „Bund der Eghalanda Gmoin" herausgegeben (Versand: Konrad Zeilinger, Bodenbach a. d. E. 617 a). Der heimische Maler G. Zindel hat die Bilder aus dem Volksleben und nach Volksliedern entworfen. Für einige figurenreiche Darstellungen erweist sich der Maßstab als zu klein, und der Beschauer erinnert sich mit Vergnügen an die prächtigen ganzseitigen Trachtenbilder des Malers in der „Leipziger Illustrierten Zeitung".

Der „Deutsche Böhmerwaldbund", Budweis, hat einen Hochzeitszug der Budweiser Sprachinsel in mehreren Karten festgehalten, von denen die farbige von G. Moest die gelungenste ist; sie zeigt den Vorreiter und den Wagen im Hochzeitszug. Weniger gut sind die Lichtbildkarten, die im Hintergrund einen Theaterbau oder ähnliches zeigen.

Trachten-Lichtbilder sind überhaupt eine heikle Sache; einmal fehlt die Farbe, ein sehr wesentlicher Bestandteil. Dann: der Maler, der Trachten malt, hat meist einige Sachkenntnis und guten Geschmack, was nicht von jedem Lichtbildner gesagt werden kann. So kommt es oft zu Bildern von recht zweifelhaftem Wert, wie z. B. den vielen Aufnahmen gelegentlich des Jubiläumsfestzuges in Wien 1908, mit Kasernen- und Tribünenwänden im Hintergrund. Der Lichtbildner hat eben nicht nur auf die Tracht zu sehen, sondern auch die charakteristischen Menschen auszuwählen und eine passende Umgebung zu finden. Wer in dieser Hinsicht vorzügliche Bilder sehen will, nehme die Aufnahmen von O. Steiner, Silvrettaverlag (Schruns, Vorarlberg) mit Vorarlberger Trachten zur Hand (z. B. Nr. 522, 953).

Digitalisiert von Google

Lichtbildkarten mit sudetendeutschen Volkstrachten stellen die Lichtbildwerkstätten Ing. Irenäus Popp (Glatz-Hassitz, Jugendhof) her. Besonders auf die Bilder aus dem Riesengebirge soll hingewiesen werden. Die jungen Leute in Kuhländer Tracht dagegen sehen wie verkleidete Wandervögel aus.

Man betrachte vergleichsweise jene vorzüglich gewählten Charaktergestalten, deren Aufnahme die Slowakische Matice in den Karpathen veranlaßte (K. Plicka, Turčiansky Sv. Martin). Auch sonst besitzen die Slawen der CSR. reiches Material, wie z. B. die umfangreichen farbigen Reihen der Firmen R. Fencl (Hodonin) und Josef Pithart (Prag XI., Kristanova 644), denen Gemälde zugrunde liegen, während sich das Nationalmuseum in Prag sehr gut mit farbigen Aufnahmen von Trachtenfigurinen half.

Große Bestände an Trachtenkarten brachte vor dem Umsturz der Verlag R. Promberger (Olmütz) heraus; was von diesen, die sich über alle Länder der alten Monarchie erstreckten, noch heute erhältlich ist, war nicht in Erfahrung zu bringen.

Promberger druckte u. a. eine Folge von historischen Tiroler Trachtenbildern nach Vorlagen im Museum Ferdinandeum zu Innsbruck. Damit treffen wir auf die Möglichkeit, solche wertvolle Bilder einem großen Kreis leicht zugänglich zu machen. In verschiedenen Ländern gibt es derartige Reihen, die durchwegs ungemein ansprechend sind. Es seien erwähnt: alte Schweizer Trachten nach D. A. Schmid von Schwyz, 22 Farbenbilder (Verlag E. Kalt-Zehnder, Zug), und Steyrische Trachten, um 1810 von F. Ruß gemalt, 10 Farbenbilder (Südmarkverlag, Graz). Teilweise wurden die letzteren benutzt und umgezeichnet von M. E. Fossel für eine Folge (8 St.) Steirischer Bauerntrachten (Heimatverlag Stocker, Graz), eine Art, die für den Wissenschaftler von zweifelhaftem Wert ist, besonders dann, wenn jeder nähere Hinweis fehlt.

Die geschmackvollsten neuzeitlichen Bilder meiner bescheidenen Sammlung sind slowenische des Malers Maksim Gaspari (Laibach, Jugoslawische Buchhandlung); in vorbildlicher Weise sind Tracht, Volksleben und Landschaft auf dem kleinen Format vereint und wir können nur wünschen, daß jede deutsche Landschaft einen solchen Künstler und — Verleger besäße.

Einzelne Landschaften sind auf dem Gebiet der Trachtenkarten besonders gut vertreten, was in einem gewissen Grade mit dem Fremdenverkehr zusammenhängen mag. So hat der Verlag E. Lippot (Kufstein) bisher an hundert Karten mit Tiroler Trachten nach Bildern von Paula Hernstein-Tiefenthaler herausgebracht. Erwähnt sei, wenn auch nicht ganz hierher gehörig, der Kunstverlag A. Stockhammer (Hall i. Tirol), der hunderte Aufnahmen der Volkskunst des Landes besitzt, beispielsweise wunderbare Schmiedearbeiten, Wirtshausschilder, Grabkreuze usw.

Nicht zu übersehen wären schließlich die Provinzphotographen, die oft den Postkartenbedarf ihrer näheren Umgebung decken und meist recht beachtenswerte Leistungen in unserem Sinne aufweisen können.

✦

Digitalisiert von Google

Zur jüdischen Volkskunde der Tschechoslowakei

Von **Franz J. Beranek**

Die „Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde" bietet in ihren Aufsätzen, Mitteilungen und Besprechungen einen getreuen Querschnitt durch das volkskundliche Schaffen innerhalb des tschechoslowakischen Staates, insbesondere, soweit es von Deutschen getragen wird. In der klaren Erkenntnis, daß die Volkskunde, mit Ausnahme einiger weniger Teilgebiete, nicht stammes-, sondern gebietsmäßige Betrachtungsweise erfordert, beschränkt sich die Arbeit unserer deutschen Volkskundler nicht nur auf die Sudetendeutschen, sondern umfaßt in gleicher Weise — von manchmal sich bietenden praktischen Schwierigkeiten abgesehen — auch die übrigen Völker unseres Staates. Tschechische und slowakische, ja selbst russinische Volkskunde fand in der Zeitschrift wiederholt Aufnahme als Zeichen der rein wissenschaftlichen Einstellung unserer Arbeit. Madjarisches aus dem Osten unseres Staates bringt des öftern die nahestehende Zeitschrift „Karpathenland", als in ihr eigentliches Arbeitsgebiet fallend. An einem Volkstum ging aber unsere — und auch der tschechischen Volkskundler — Arbeit bisher stets vorüber: an dem der Juden.

Unwichtig ist hiebei die Frage, ob die Juden, besonders die unseres Staates, ein Volk im gebräuchlichen Sinne des Wortes darstellen oder ob sie je nach ihrer Umgangssprache dem einen oder andern der „bodenständigen" Völker zuzuzählen sind, wie sie es selbst in zahlreichen Fällen tun. Für den Osten des Staates, Karpathenrußland und die Ostslowakei, wo schon Sprache und Tracht eine sinnfällige Scheidung zwischen Juden und Nichtjuden ermöglichen, wird niemand das erstere in Abrede stellen wollen. Aber auch in der Westslowakei und in den Erbländern bilden die Juden, trotz aller Emanzipation und gelegentlicher sprachlicher und politischer Hader, einen scharf umrissenen Lebenskreis, der durch gemeinsame Rasse, Konfession, Tradition und dadurch bestimmte Lebensweise, bis vor wenigen Jahrzehnten auch durch gemeinsame Sprache, das „Jiddische", ebenso fest in sich gefügt wie nach außen abgeschlossen ist. Und wie jeder andere Lebenskreis, haben auch die Juden ihre besondere Volkskunde.

Es ist nun etwas Besonderes um diese jüdische Volkskunde: selbst die nationaljüdischen wissenschaftlichen Kreise (um Prof. Dr. Samuel Steinherz in Prag und Hugo Gold in Brünn) vernachlässigen sie gegenüber einer geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Einstellung. Um so mehr die nichtjüdischen Wissenschaftler, trotzdem auch diesen die Dinge gar nicht so fern liegen, wie man glauben könnte. Jeder von ihnen weiß sicherlich etwas von jüdischen Festen, Speisevorschriften, Anschauungen, von der Kleidung der Juden, besonders der älteren Generation und der Ostjuden, jeder kennt ein paar Brocken ihrer Sprache. Doch er weiß und kennt dies alles zumeist nur aus den zahlreichen jüdischen und Juden verhöhnenden Witzen und Anekdoten, der Form, in welcher wir unsere jahrhundertealte Abneigung gegen das äußerlich so unheroische zähe Aufwärtswollen des uns so fremden jüdischen Volkstums abzureagieren gewohnt sind. Überheblichkeit, Verachtung und, in neuerer Zeit, politischer Haß haben den nichtjüdischen

Digitalisiert von Google

Volkskundler bisher daran gehindert, diese vielen, ihm und jedem nichtjüdischen Laien genugsam bekannten Einzelheiten aus ihrer Aura geringschätzigen Spottes herauszuheben und als das zu betrachten, was sie sind: als Äußerungen eines ausgeprägten Volkstums, mit welchem wir übrigens bereits Jahrhunderte sozusagen unter einem Dach leben.

Haben wir uns erst einmal zu dieser, eines Wissenschaftlers einzig würdigen, Betrachtungsweise durchgerungen, so wird es uns auch nicht schwer fallen, den Umfang des Schatzes jüdischer Volkskunde zu ermessen. Ist doch der jüdische Lebenskreis in sich ebenso mannigfaltig wie der jedes nichtjüdischen Volkes. Haben wir doch selbst in den Erbländern, wo das Hauptbetätigungsfeld der Juden im Handel liegt, eine ganze soziale Stufenleiter vom Bankdirektor bis zum armen Hausierer hinunter vor uns. Im Osten unseres Staates sind die Juden noch dazu beruflich differenziert; gibt es dort doch auch jüdische Handwerker, Bauern und Arbeiter der verschiedensten Zweige, selbst Musikanten, Steinklopfer und Flößer. Überhaupt ist hier das ganze Verhältnis der Juden zu ihrer Umwelt ein anderes. Demgemäß wird auch der volkskundliche Bestand hier ein etwas anderer und zwar bedeutend reicherer sein als im Westen, der schon seit langem im Bannkreise der mitteleuropäischen Zivilisation liegt. Eine eigene Volkskunde haben die Juden Böhmens und Mährens trotzdem noch, besonders, wenn man die ältere Generation oder dörfliche Siedlungen in Betracht zieht. Häuser und Wohnungen weisen ihre Eigenheiten auf (z. B. eisenbeschlagene Türen und Fensterläden, „Schabesstube", Wassergefäß nächst der Haustür, „Mesuse"), desgleichen Hausgeräte („fleischiges" und „milchiges" Geschirr), Speise (mannigfaltige Zubereitungsarten von Geflügel), Tracht (Hauskappe des Mannes, „Scheitel" und Haube der Frau) und Lebensgewohnheiten (Gebete mit „Talles" und „Twillim", Feier des „Schabes", Rasieren mit „Aurum"). Die Feier der verschiedenen Feste mit ihren differenzierten Geräten und Zeremonien, Geburt und Beschneidung, Verlobung und Hochzeit mit „Kalleschertelach" und „Chuppe", der Tod mit „Krijeschneiden" und „Schiwesitzen" sind jedes für sich umfassende Sonderkapitel. Märchen, Sagen und Volkslieder, dies vor allem in Karpathenrußland, dann Aberglaube und Volksmedizin, Spruchweisheit und Namengebung zeugen vom Vorhandensein auch einer reichen geistigen Volkskunde. Höchst eigenartig ist die Sprache der Juden, das sogenannte „Jiddisch", dessen Geschichte noch immer viele Geheimnisse birgt und das sich einerseits im Osten (und in Nordamerika) zu einer beachtenswerten Literatursprache emporgeschwungen hat, anderseits im Westen gegenüber dem Deutschen und Tschechischen im Aussterben ist und hier nur noch von einigen konservativen Angehörigen der älteren Generation gesprochen wird.

Von allen Wissenschaften, welche als „nationale" bezeichnet werden, ist die Volkskunde zweifellos die nationalste. Es ist darum höchst erstaunlich, daß die jüdische Volkskunde von der nationalen Gruppe des Judentums so vernachlässigt wird. Doch auch unsere nichtjüdischen Volkskundler haben allen Anlaß, sich mit ihr eingehender zu befassen. Kann man doch das Wesen der jüdischen Volkskunde am besten definieren als das Produkt der Auseinandersetzung jüdischer religiöser Traditionen mit der nichtjüdischen

Digitalisiert von Google

Umwelt. Demgemäß enthält sie vieles rein Rituelle, so das Grundsätzliche der Speisevorschriften, Gebete und Feste. Der Schutz der Häuser gegen gewalttätige Eindringlinge, die „Schabesgoite", vielleicht auch die Vorherrschaft der Juden im Handel sind Ausflüsse ihres besondern Verhältnisses zu dem Milieu, in welchem sie leben. Aus diesem selbst wurde vieles in die jüdische Volkskunde, mehr oder weniger assimiliert, aufgenommen. Die Amtstracht der Rabbiner zum Beispiel hat sicherlich in der der christlichen Geistlichen ihr Vorbild. Das Aufstellen eines Weihnachtsbaums ist bei vielen Juden bereits eine Selbstverständlichkeit. Diese Vorgänge haben zur Folge, daß wir zahlreiches, bei den Deutschen und Tschechen mehr oder weniger ausgestorbenes volkskundliches Gut bei den Juden noch erhalten vorfinden, zum Beispiel die goldene Hochzeitshaube der Frau u. v. a. Besonders gilt dies für die Sprache. In dieser bietet sich uns infolge ihres eigenartigen Lautstandes und der Erhaltung zahlreicher altertümlicher, in unsern Gegenden längst nicht mehr üblicher oder überhaupt niemals üblich gewesener Wörter eine bisher fast unbenützte Quelle zur Erkenntnis deutscher, im Besonderen wohl auch sudetendeutscher Sprachgeschichte. Desgleichen weist das Jiddische für die Ortsnamen abweichende Formen auf, die einem älteren Zustand des Hochdeutschen entsprechen, so daß auch die Ortsnamenforschung dorther wirkungsvolle Impulse beziehen kann.

Es ist darum hoch an der Zeit, daß sich die deutschen, ebenso wie die tschechischen Volkskundler des brachliegenden, aber unermeßlich fruchtbaren Feldes der jüdischen Volkskunde bemächtigen. Sie halten sich damit einerseits den Vorwurf einer vorurteilsbeschwerten Einstellung vom Leibe, während sie anderseits daraus für die Arbeit an der Volkskunde ihres eigenen Volkes großen Nutzen ziehen.

Kleine Mitteilungen

Zwei Zeugnisse von Rübezahl

Vielleicht sind nachfolgende Erwähnungen Rübezahls nicht ohne Reiz für den Erforscher dieser Sagengestalt.

Im Dezember 1644 schreibt Colloredo: „Der Feindt Tertienon liegt zwischen uns, so kann der Herr gedenken, was dieses für eine schöne Comedie ist, daß der Riberzal machte dazu lachen ..."

(Nach Oberst Freiherr Sigmund Mislik v. Hirschov. Historisches Zeitbild aus der zweiten Hälfte des 30jährigen Krieges. Gesammelt aus den Urkunden des gräflich Czerninschen Archivs zu Neuhaus, dargestellt von Franz Tischer, Archivbeamten, Neuhaus, Landfraß.)

Meister Johann Dietz, des Großen Kurfürsten Feldscher und königlicher Hofbarbier[1]), berichtet in der Beschreibung seines Lebens über den Feldzug wider die Türken, der ihn über Troppau und die Slowakei führte:

„Nun wieder auf den Marsch zu kommen. Ging es fort durch Mähren über die Alpen und Jablunka, welches ein festes Blockhaus, und man hat über zwei Meilen Morast, darüber Blockdamm, auf beiden Seiten Holz und Morast; ist sehr unsicher zu reisen.

[1]) Meister Johann Dietz, des Großen Kurfürsten Feldscher und königlicher Hofbarbier. Nach der alten Handschrift in der Königlichen Bibliothek zu Berlin zum ersten Male in Druck gegeben von Dr. Ernst Consentius, Langewiesche-Brandt, Ebenhausen bei München. — (Das Buch ist seit Jahren vergriffen.)

Digitalisiert von Google

Und habe ich dabei im Gebürge viel von Rübezahl hören sagen, und eine Nacht an demselbigen gelegen. Es ist nicht ohne, daß etwas darein sein muß, daß ein verbannter Waldgeist oder der Teufel sein Spiel hat. Den ich selbst mit meinen Ohren gehöret, da wir im Haus des Nachts auf'm Stroh gelegen, daß zu Mitternacht ein erschröcklich Geräusch und Getöne, von Pferden, Hunden und Jagen vor dem Hause etliche mal vorbeigegangen. Es sagten die Leute, dies wär alle Nacht und ihnen nichts neues. Erzähleten auch sonst viele Dinge von dem Rübezahl, wie er die Leute veriere und über die so ihm spotten, Gewitter machen könnte u. s. w. So ich an jenen Ort stelle, ob's wahr ist."

Karlsbad. Karl Franz Leppa.

Die Sommerdocke

Der Sonntag vor dem Palmsonntag ist der Totensonntag. An diesem Tage gingen im Dorfe Rebosedl bei Laditz in Nordwestböhmen die Schulmädchen mit der Sommerdocke.

Ein buschiges Fichtenbäumchen, etwa ein Meter hoch, wurde mit Bändern, meist alten Haubenbändern, geschmückt und am Stamme des Bäumchens eine schön geputzte Puppe, die Sommerdocke befestigt. Schon um sechs Uhr früh fanden sich die Schulmädchen des Dorfes zusammen und zogen mit der Sommerdocke von Haus zu Haus. Eines der Mädchen trug das Bäumchen, ein zweites den Korb für die Eier und ein drittes das Geldtäschchen. In jedem Hause wurde von den Mädchen das Liedchen gesungen:

Wir treten vor das große Haus,
Da schaut eine schöne Frau heraus.
Sie wird sich wohl bedenken
Und wird uns etwas schenken,
Wir werden es nicht von dannen wegtragen,
Wir werden dem Herrn und der
Frau einen schönen Dank dafür sagen.
Wir wünschen der Frau einen Beutel voll Geld,
Er liegt noch weit im Preußenfeld;
Wir wünschen dem Herrn ein Faß voll Wein,
Es liegt noch weit in Ungarn herein,
Dabei soll er recht lustig sein.

Nach Absingen des Liedes bekamen die Mädchen ein bis zwei Eier oder einige Kreuzer als Geschenk. Dieser schöne Brauch hat in Rebosedl vor etwa 40 Jahren aufgehört.

Graßen. Augustin Galle.

Die Spinne und das Zipperlein

Eine Spinne und das Zipperlein gingen miteinander auf die Wanderschaft. Als es Nacht wurde, ging das Zipperlein zu einem Bauern und die Spinne zum Pfarrer, um zu übernachten. Als der Bauer früh aufstand, tat ihm der Fuß weh. Das wird schon vergehen, dachte er, ging zur Miststelle und lud fest Mist auf. Das Zipperlein aber mußte weichen. Wie die Pfarrköchin früh aufstand, sah sie die Spinnwebe. Sie nahm gleich den Besen und kehrte die Spinne heraus. Als die Spinne und das Zipperlein abends wieder einander begegneten, sagten sie: „Heute werden wir tauschen!" Das Zipperlein ging nun zum Pfarrer und die Spinne zum Bauern. Als der Pfarrer früh wach wurde, spürte er Schmerzen im Fuße und blieb im Bette liegen. Als die Bäuerin früh aufstand, hatte sie keine Zeit nach der Spinne zu sehen und so blieb die Spinne bei den Bauern und das Zipperlein bei dem Pfarrer.

Holleischen. Josef Maschek.

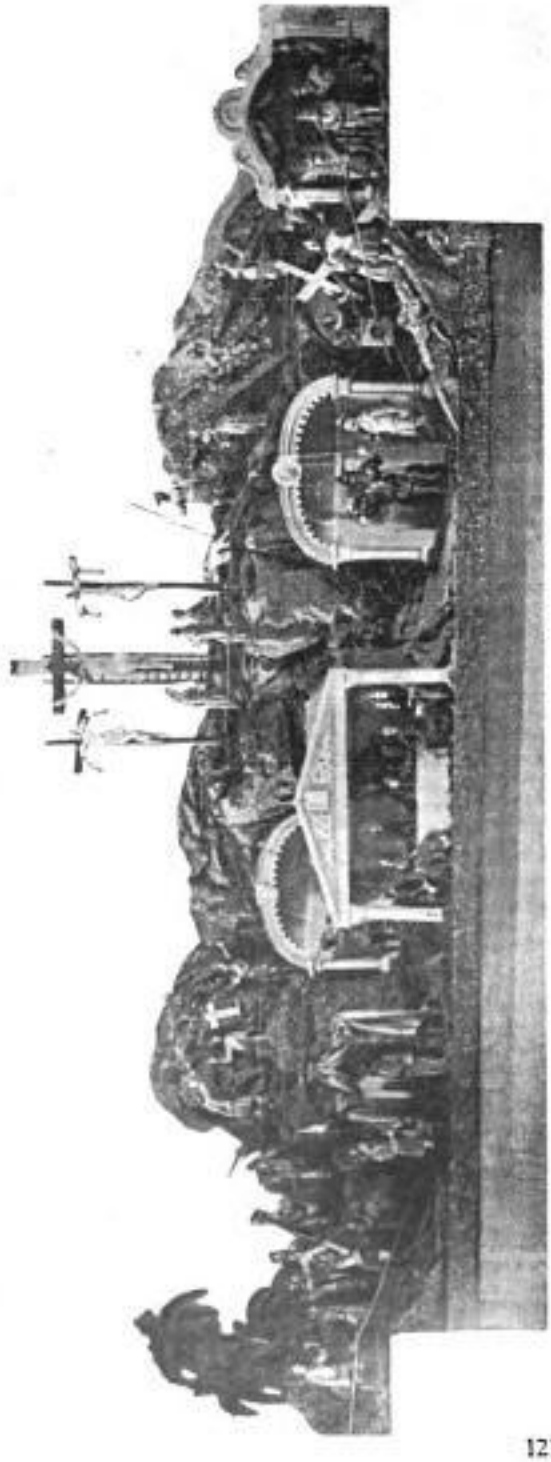
Digitalisiert von Google

Eine Iglauer Fastenkrippe

Unsere Krippe war ursprünglich in der Kalvarienkapelle. Als diese abgebrochen und die Stationen zum Johanniskirchlein verlegt wurden, so übersiedelte auch die Krippe mit und fand über dem Grabmal Aufstellung. Sie enthält, wie das Bild zeigt, alle jene Begebenheiten, wie sie uns aus der Leidensgeschichte bekannt sind, und zwar vom Abendmahl bis zur glorreichen Auferstehung. Das Gelände ist aus Felsenpapier gemacht; die Figuren sind aus Holz geschnitzt und ähnlich der auf den Weihnachtskrippen.

Znaim.

Ignaz Göth.



Das Pflockschlagen

Das Pflockschlagen nehmen die Burschen in der Nacht vom Samstag auf den zweiten Sonntag vor Ostern (schwarzer Sonntag) vor. Die Pflöcke werden vor die Türen oder Fenster jener Häuser geschlagen, in welchen sich ledige Mädchen befinden. Das Pflockschlagen ist gewöhnlich eine Ehre für ein Mädchen; je mehr Pflöcke es hat, um so stolzer und freudiger kann es sein. Obwohl die Pflöcke Ehrenzeichen sind, stehen doch die Mädchen zeitlich auf und bemühen sich, die Pflöcke herauszuziehen, was aber selten gelingt. Geht der Pflock nicht heraus, so wird die Säge geholt und der Widerspenstige kurzerhand abgeschnitten. Der Bursch schlägt dem Mädchen aber nicht nur einen Pflock, er stellt ihm auch an einen gewählten Platz eine Flasche Osterschnaps: „Pflukbrompei". Wer seiner Angebeteten Pflukbrompei gebracht hat, der trägt ihr am Palmsonntag offen Osterschnaps ins Haus und erhält als Gegengeschenk ein

Digitalisiert von Google

ferdenes Halstüchel und einen „Ustertoma". Der Ustertoma ist ein rundes, hohes Gebäck aus Striezelteig und muß im Backofen gebacken werden. Es müssen viel Weinbeeren (Rosinen) darinnen sein und obenauf viel Labküchn (Lebzelt) und Zucker. Das Gebäck muß auch sehr breit sein (daher der Witz, daß man den Backofen vorn aufreißen muß, damit der Ustertoma hinein- und herausgeht). Damit er auch die nötige Höhe hat, kommen viele Verzierungen und Kringel (Schnacken) darauf.

Spröden Mädchen hängt man in dieser Nacht einen Strohmann an einen Baum vors Haus und dazu ein Pasquill. Dieser Ausdruck wird hier gebracht und Paickeweil gesprochen; auch stellt man eine Flasche mit Mistjauche an einen Ort. Dieser letztgenannte Brauch, eine Art Volksgericht, hatte wiederholt ein gerichtliches Nachspiel.

Mähr.-Rothmühl. Eduard Böhs.

Wandlungen einer Dorflitanei

Viel zu wenig wurde bisher beachtet, daß die Dorflitaneien nichts Starres und Festes sind, sondern sich zugleich mit den Hausbesitzern zu ändern pflegen. Als Beispiel sei die Litanei von dem im Volksmund wegen der ehemaligen Erzeugung von „Betteln" (Perlen) „Bettelhäuser" genannten Dorf Birkenhaid im Bezirk Winterberg (Böhmerwald) mitgeteilt: Sie lautete vor 50 bis 60 Jahren:

's Hanef'n hâbn drei hübschi Ka(r)ln,
Jâ, wenn f' wäs tan (täten, arbeiteten)?
Da Binder is âllweil dahinter.
„Da nei(ne) geht glei(ch)",
Sägt 's Hanfelbuam Wei(b).
Da Mikschei is a kloana Mâ(nn),
Kâmn eahm 's Wei(b) brav â(n).
Da Ernest sägt âllweil „ei, ei!"
Und sitzt han Dorfa hiebei.
Da Lorenz hât a roudi (rote) Näf'n.
Da Franzl-Hannes tuat flautn (flöte) bläfn.
„Hiatzt fuit (fällt) a um",
Sägt da Hänsadum.

Vor 30 bis 40 Jahren hieß es:

Bei 's Hanef'n fangt fi 's Elend â(n).
Da Binder-Michl hängt schö(n) drâ(n).
Han Binder-Towei hâbut f' koa Brout.
Da Hanfbuam-Liebreich fatt (fäuft) fi z'tout,
Da Mikschel-Hannes hât an Koupf wiar a Kugl
Und Hoar (Haare) wiar a Bär am Bugl,
Da Ernest wa (wäre) a brava Mâ(nn),
Aba 's Wei(b) hât d' Hof'n â(n).
's Leopoldn Wei(b) hât a schöni Haub'n,
's Philippn Wei(b) draht fi wiar a Tarbeltaub'n.

Seit ungefähr 10 Jahren ist die folgende Form üblich:

Da Hanef'n-Adolf is a Kro (Krähe),
Da Binder-Franzei rennt eahm nâ(ch),
Da Towei-Hermann is a brava Mâ(nn),
Da Liebreichn-Luisei hât eahm 's Fleisch davo(n),
Da Mikschel schreibt an Bugl af,
Da Heinrich streicht an Butta draf,
Da Leopoldn-Hermann leckt 'n weg,
Und da Philipp hat an Dreck.

Hermannshütte. Günther Tuma.

Schlesische Kulturwoche in Neu-Titschein

Die 7. Schlesische Kulturwoche findet vom 2. bis 6. Juli mit einer reichen Vortragsordnung in Neu-Titschein statt. Verbunden ist damit eine Ausstellung der Werke schlesischer Künstler und die Enthüllung eines Denkmals für Gregor Johann Mendel, den Entdecker der Vererbungslehre.

Digitalisiert von Google

Vom Arbeitsausschuß für das deutsche Volkslied

Das Ministerium für Schulwesen und Volkskultur in Prag hat den a. o. Professor für deutsche Volkskunde Dr. Gustav Jungbauer zum Vorsitzenden und den o. ö. Professor für Musikwissenschaft Dr. Gustav Becking zum Mitglied des deutschen Arbeitsausschusses der Staatsanstalt für das Volkslied ernannt.

Atlas der deutschen Volkskunde

Den ersten Fragebogen beantworteten ferner: OL. V. Körner, Geppersdorf, OL. F. Rosak, Neurothwasser; FM. V. Strelitzky, Eisgrub; Ln. M. Schirmer, Brünn; OL. V. Conlon, Kunzendorf; OL. J. Eberl, Kosolup; OL. E. Haberer, Hackenhäuser; Stadtsekretär A. Wässerle, Deutsch-Proben (für Beneschkau); OL. St. Hof, Gartendorf; OL. G. Mathy, Alt-Jedlisch; JUG. A. Newrzella, Bolatitz; L. J. Schreiber, Parschnitz; OL. G. Parg, Reitzwiesen; SL. A. Gischwind, Pladen; L. i. R. A. Slesina, Hultschin; L. C. Zrouschek, Zeislitz; L. E. Spitzenberger, Kunas; SL. F. Prohaska, Groß-Schönau; Steueroffizial i. R. R. Müller, Klein-Priesen; L. E. Klauhn, Zawada (zugleich für Buslawitz) bei Hultschin; OL. K. Schreiner, Schönbrunn; L. L. Benischek, Bohndorf; Ln. E. Kleiber, Pist bei Hultschin (mit Landwirt A. Seifried); L. J. Lukisch, Hafnerluden; SL. F. Moser, Goldbach; OL. A. Preibisch, Hermsdorf; Landwirt P. Lande, Meronitz; SL. J. Grohmann, Teschenitz; OL i. R. J. Zimmermann, Rosenthal (mit OL. F. Welser); L. W. Matejka, Wistritz; OL. F. Röthke, Wüstrei; SL. F. Posner, Ehlawitz; L. J. Falge, Liboritz; SL. F. Walter, Hohen-Erlitz; OL. A. Panhans, Schönhof; L. F. Machatsch, Hetschgau; L. E. Lielmann, Tschermany (Slowakei); OL. J. Puschmann, Prohorsch; OL. J. Münzel, Schönborn; OL. E. Nessel, Weißkirchen a. d. N.; Ln. H. Proprenter, Glashütten bei Neuern; OL. R. Schürrer, Gehaag; L. A. Meißner, Taßwitz; OL. R. Rosam, Kostelzen; OL. A. Hitschfel, Meistersdorf; OL. E. Brandner, Ober-Schossenreuth; OL. A. Porsch, Salesel; cand. jur. R. Klim, Raschmeritz; SL. F. Zlamal, Petersdorf bei M.-Trübau; OL. R. Schön, Dürrseifen; SL. F. Gobes, Hadruwa; theol. E. Kubella, Köbertwitz; SL. V. Stanzel, Bernhau; OL. W. Guldan, Mirschkau; L. F. Hahn, Schmiedeberg (mit L. R. Müller); cand. med. A. Schikora, Boschialkowitz (zugleich für Ellgoth) bei Hultschin; L. A. Tausch, Mariastock; L. A. Freisleben, Unter-Groschum; Landwirt J. Schaser, Peischdorf; SL. G. Giebisch, Turban; Prof. F. J. Beranek, Neuhaus (für Hosterschlag); OL. J. Roch, Friesedorf; SL. F. Amler, Retschenitz; SL. A. Schmied, Schönau bei M.-Rothwasser; L. Ch. Kramer, Probstau; FL. G. Hübner, Niedergrund bei Warnsdorf; L. E. Franz, Witlitz; cand. arch. ing. E. Mura, Krawarn; OL. i. R. J. Pauschwang, Wichstadtl; OL. W. Dreßler, Stadtwald; SL. R. Härtl, Tutz; Landwirt F. Loh, Schobrowitz; OL. F. Loeder, Huttendorf; OL. W. Prosch, Scheles bei Podersam; SL. E. Fiedler, Hultschin; L. J. Sirsch, Domeschau, cand. med. J. Obrusnik, Strandorf bei Hultschin; Skarkassenbeamter J. Hofmann, Johannisthal (Schlesien); OL. A. Rauscher, Güntersdorf; Bahnbeamter J. Brandstädter, B.-Leipa (für Niederliebich); SL. R. Ploner, Groß-Ehmelischken.

Der zweite Fragebogen, der Ende März von der Hauptstelle in Berlin aufgegeben wurde, aber erst am 8. April der Arbeitsstelle zukam, wurde in der Zeit vom 9. bis 14. April allen Beantwortern des ersten Fragebogens zugesandt.

Die „Deutsche Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowakische Republik" in Prag hat der Arbeitsstelle eine Unterstützung von 2000 K für das Jahr 1931 gewährt.

Einlauf für das Archiv

(Abgeschlossen am 15. April)

Nr. 94. Dr. Rudolf Rubitschek, Gyer: Ausführliche handschriftliche Abhandlung über „Das volkstümliche Reimgebet".

Nr. 95. Rudolf Hruschka, Alt-Hart: 248 Vierzeiler mit 10 Singweisen.

Digitalisiert von Google

Nr. 96. cand. phil. Dr. R. Fietz, Weidenau: Lichtbild des schlesischen Volksforschers Anton Peter.

Nr. 97. Dr. L. Wieder, Schattau: Nachtwächterrufe (Noten von Oberlehrer Mauler, Gnadlersdorf) mit einem vom Nachtwächter Hellner verfaßten Zusatz:

Alle meine Herren, um wäs i Euch bitt',
Vergeßt's auf Euern Nächtwächter nit!
Er hätt' so gern a Trum Wurscht und a Seidl Wei(n).
Nächher kannt er erst no viel besser schrei(n).
Gelobt sei Jesus Christus!
Hat vans g'schläg'n.

Nr. 98. Bruno Hocke, Gartitz: Mehrere Kinderreime.

Nr. 99. Dr. Franz Longin, Prag: Zahlreiche Antworten von Schülern des 3. Jahrgangs der deutschen Lehrerbildungsanstalt in Prag auf unsere Umfragen (vgl. das letzte Heft S. 42).

Nr. 100. Karl M. Klier, Wien: 55 während des Krieges beim IR. 74 (Raaden) aufgezeichnete Soldatenlieder, ferner ein Soldatenlied aus Schattau und ein Weihnachtslied aus Neutitschein, beide seinerzeit mit Singweisen aufgezeichnet von Felix Kojetinsky, Lehrer in Wien.

Nr 101: Dr. Ernst Jungwirth, Römerstadt: Gegen 400 Lieder mit rund 200 Singweisen, ein Krippelspiel und andere Weihnachtsspiele, 674 Kinderreime und Sprüche, mehrere Kühhüterrufe, Rätsel u. a.

Nr. 102. Ignaz Göth, Iglau: Trachtenbilder aus Groß-Schlagendorf und Mühlenbach in der Zips, Bilder zur Iglauer Bauernstube und drei Neujahrssprüche aus Südmähren.

Nr. 103. J. G. John, Gablonz a. d. N. (durch Vermittlung von Bürgermeister Karl R. Fischer): Christkindlspiel mit Singweisen, wie es um 1860 in Gablonz üblich war.

Nr. 104. J. Maschek, Holeischen: Mehrere Märchen, ferner volkstümliche Überlieferungen über die Finger.

Nr. 105. Theodor Chmela, Prag: Volkslied aus Malsching.

Nr. 106. Alfred Karasek-Langer, Brünn: Bruchstück eines Weihnachtsspieles aus Oberstuben (Slowakei).

Nr. 107. Georg Tilscher, Kornitz: Antworten auf 40 Umfragen der ersten zwei Jahrgänge und Mitteilungen zum Volksglauben.

Nr. 108. cand. phil. Franz Böhm, Prag: Christkindlspiel aus der Böhmerwäldlersiedlung Felizienthal in Galizien, mit allen Singweisen.

Nr. 109. Anton Wässerle, Deutsch-Proben: Verzeichnis der Patrone der Handwerker, der Viehpatrone, Krankheitspatrone usw.

Nr. 110. Franz Götz, Poschkau: Zahlreiche Spottreime auf Ortschaften Ostmährens.

Antworten

(Einlauf bis 1. Mai)

98. Umfrage. In Kunarz (Sprachinsel Deutsch-Brodek in Nordmähren) gab es in den 80er Jahren nur Bienenstöcke aus ausgehöhlten Bäumen, die mitunter mit Kalk bestrichen wurden. (Georg Tilscher, der außerdem 40 Umfragen der ersten zwei Jahrgänge beantwortete.)

101. Umfrage. Zum Namen Wagendrüssel sandte Buchwart A. Herr (Warnsdorf) weitere Nachweise.

115. Umfrage. Auch im Schönhengstgau wird am Blasiustage in der Frühmesse vom Priester der Blasiussegen erteilt, durch den man sich das ganze Jahr über gegen Halsschmerzen gefeit glaubt. (R. Vodel, Grünau.)

122. Umfrage. In der Umgebung von Mähr.-Trübau werden derzeit Ostereier mit eingeritzten Sprüchen, Mustern usw. nicht mehr angefertigt, sie waren aber früher üblich, wie die diesbezügliche Sammlung im Holzmeister-Museum in Mähr.-Trübau beweist. (R. Vodel.)

Digitalisiert von Google

133. Umfrage. In Mähr.-Trübau sind zwei Standbilder des heiligen Johann von Nepomuk, eins auf der Brücke in der Gewitschergasse, das andere auf dem Straßenknotenpunkte Herrengasse-Zwittauer Straße, Adlergasse-Brünner Straße. Vor Johanni werden beide Standbilder mit Blumen und Kränzen geschmückt, beim zweiten werden auch Tannenbäumchen aufgestellt. Außerdem werden Laternen angebracht. Mit Einbruch der Dunkelheit sammeln sich dann eine Woche hindurch fromme Leute und besonders gern Kinder vor den Statuen und beten und singen. Auf dem Platze vor der Herrengasse bringt am 15. Mai eine Musikkapelle dem Heiligen ein Ständchen und begleitet den Gesang der Gläubigen. Das Geld für alle Auslagen wie auch für die Erhaltung der Standbilder wird durch eine Sammlung von Haus zu Haus in den Stadtvierteln, in welchen sich die Standbilder befinden, aufgebracht. (R. Ledel.)

139. Umfrage. Hier sind deutsche Spielkarten üblich. Man spielt: Hundertein (um süßen Schnaps), Einundzwanzig, Mariage (Rufmariage, Zwickmariage), Preferanz, Ramscheln, Zwicken, Färbeln, Schnapsen, Achtfarben, Sechsschlagen. Kinder spielen mit Vorliebe Tutak-Turo, Tatsch, Tschoch (diese Namen erhält der Verspieler). (Toni Wässerle, Deutsch-Proben.)

161. Umfrage. In Mähr.-Rotzendorf scheint das Wort Wirt für Bauer früher gebräuchlich gewesen zu sein, auch in Seifersdorf (Schlesien). Es kommt in einer etwa 130 Jahre alten Testamentsabschrift vor, die ich besitze. (cand. med. Hans Englisch.) Nach Stadtarchiv fasc. I. 13 fol. wurden in Deutsch-Proben anno 1599 alle „Wirte" und „Häusler" beauftragt, die von der Stadtvertretung vorgeschriebene Ordnung einzuhalten. (T. Wässerle.)

163. Umfrage. Im nordböhmischen Niederlande werden die Bewohner von Georgswalde, Groß-Schönau, Wolfsberg und Zeidler von den Nachbarn wegen der auffälligen Aussprache des R als „Edelroller" und „Knödelfänger" gehänselt. In diesen Orten wird aber auch das L zum Teil mit ähnlichem, rollendem Anklange ausgesprochen wie das R. (Erna Zimmer, Schönlinde.) Einen „Ratscher" verspottet man auch mit dem Satze: D' Vota ratscht, d' Mutta ratscht (die G'schwista ratschn), nea ich fog grodraus Krautstrunk. (R. Ledel, Grünau.) Als Schulkinder haben wir Gespielen mit einer auffälligen Aussprache des R durch die Worte „Roperradla ratscht" gehänselt. (H. Englisch, Mähr.-Rotzendorf.) Auch hier nennt man solche Leute „Ratscher" oder man sagt, die Zunge hängt ihnen noch. (T. Wässerle.)

164. Umfrage. Weitere Scherznachdichtungen (Blaue Luft, Blunzenduft. Ah' immer Treu und Redlichkeit. Als ich noch ein Knabe war) sandte R. Ledel ein. In Schönlinde (Erna Zimmer) sangen die Schulkinder:

Blaue Luft, Schusterduft,
In der Winde Weh'n.
Immerzu, zerrissene Schuh',
Über Tal und Höh'n.
Heissa, wie die Schuster schlagen
mit der linken Hand —
Unser kleiner Schusterjunge
Hot'n Arsch vabrannt!

Ebenda wurde das Tedeum auf Lobendau bei Hainspach umgedichtet:

Großer Gott von Lobendau,
Herr, wir brauchen weiße Stärke.
E Schächtel blaue hommer neu
Vu dr aldn Stärkefrou.

165. Umfrage. Im Niederlande erzählt man sich gern folgende biblische Rätsel: Wie hieß die hl. Maria mit dem Familiennamen? Bitterlich, weil es in der Bibel heißt: Da weinte Maria bitterlich. Damit ist auch klar, daß die hl. Maria aus Georgswalde stammte, wo der Familienname Bitterlich sehr häufig ist. — Wie hieß der hl. Josef? Flieh, denn es heißt: Josef floh aus Bethlehem. — Wie hieß Adam mit dem Familiennamen? Krause, denn es heißt: Als Gott die Welt erschaffen hatte, sah er mit Krausen (Grausen) in die Tiefe. (Erna Zimmer.) — Warum können alte Weiber nicht in die Hölle kommen? Weil es in der Bibel heißt, daß dort Heulen und Zähneknirschen sein wird. Letzteres können die alten Weiber nicht, weil sie keine Zähne mehr haben. (R. Ledel.) Wer waren die ersten Schnapsfabrikanten?

Digitalisiert von Google

Die Korinther. Denn Paulus schrieb an sie: Schwach ist euer Ruun (Ruhm). — Wer hatte den schönsten Abort? König David. Denn er hatte einen Absalon. — Wer spielt im Himmel die große Trommel? Der hl. Antonius. Denn sie hat nur „an (einen) Ton". (G. Tilscher.) — Welcher Heilige hat vier Füße? Der Heilige Stuhl. (Franz Götz, Poschkau.)

166. Umfrage. Im Niederlande ist es unter den Handwerkern, besonders den Schneidern, noch vielfach üblich, am Thomastage bis Mitternacht zu arbeiten. Man nennt das „thomsen" und glaubt dadurch das ganze künftige Jahr mit viel Arbeit gesegnet zu sein. (Erna Zimmer.) Vom Lucientage heißt es: Luza tut den Tag frutza. (T. Wässerle.)

167. Umfrage. In Deutsch-Proben wurde der Weihnachtsbaum von dem aus Schmiedshau gebürtigen Pfarrer Josephus Steinhübl (gest. 1872) im Jahre 1842 in der Kirche eingeführt und bürgerte sich vom nächsten Jahre an auch in den Familien ein. Bis zu dieser Zeit pflegte man den Fußboden der Stube mit Stroh zu bestreuen und Mispelzweige hinter die Heiligenbilder zu stecken. (T. Wässerle.)

168. Umfrage. Das Gertraudenbüchlein war als Gebetbuch sehr beliebt bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts, wo es vom „Goldenen Himmelschlüssel" Cochems verdrängt wurde. Ich selbst besitze zwei Traudenbüchlein. Das eine wurde 1701 zu Olmütz gedruckt, doch fehlt das Titelblatt. Dieses lautet beim zweiten: „Hoch-Nützliches und sehr Trost-Geistreiches Tractätlein von dem Mündlichen Gebett Mehrentheils auß den Offenbahrungen der heiligen Gertrudis und Mechtildis außgezogen. Und deren Gebett-Buch. Zu sonderlichen Nutzen allen Frommen eyffrigen Gottseeligen hinzugesetzt. Gedruckt zu Ollmütz Bey Anna Elisabetha Rosenburgin, im Jahr 1718." Jedes der mit Bildern geschmückten Bücher umfaßt 500 Seiten. Viele Leute, so auch meine Großmutter, wußten früher alle darin enthaltenen Gebete auswendig. (T. Wässerle.)

169. Umfrage. Bei Augenkrankheiten hilft die hl. Agatha. (T. Wässerle, der zugleich ein Verzeichnis aller Patrone einsandte.)

170. Umfrage. Im Bezirk Römerstadt beginnt das alte Bauerngerät bereits der modernen Ware zu weichen. Das Joch wird durch das Zieh- oder Zugblatt verdrängt, der „Brachreißer" durch den Kultivator; mit der Handdreschmaschine, der hölzernen Putzmühle, dem Pflug mit drei Stelzen, dem „Erdäpfelausreißer" u. a. verschwindet viel, das wenigstens im Bilde festgehalten werden soll. (H. Englisch.) Im Schönhengstgau verwenden die Landwirte meist noch handgearbeitetes Ackergerät und Geschirr. Den Geschirren fehlt aber der früher übliche reiche Zierat. Die großen und hohen, oft kunstvoll gearbeiteten Kummete sieht man schon sehr selten. (K. Ledel.)

171. Umfrage. Der richtige Wortlaut der die Neutitscheiner kennzeichnenden Redensart ist: Neunundneunzig Juden und ein Zigeuner machen noch kan Neutitscheiner. (Ing. Gustav Stumpf, Brünn.) Um Odrau sagt man: Neunzig Juden und neun Zigeuner machen noch kein' Neutitscheiner. (K. Ledel.)

172. Umfrage. Die Mundart Südböhmens kennt den 1., 3. und 4. Fall. (Th. Chmela, Prag.) In Kunarz gebraucht man bei den männlichen und weiblichen Hauptwörtern alle vier Fälle, bei den sächlichen bloß den 1., 3. und 4. Fall. (G. Tilscher, der noch weitere Angaben über die Eigentümlichkeiten seiner Heimatmundart mitteilt, z. B. daß das Umstandswort „gern", wohl in Anlehnung an tschechisches „Já jsem rád", als Eigenschaftswort gebraucht wird: Ich bin garn (= froh). — In Südmähren wird vornehmlich der 1., 3. und 4. Fall der Hauptwörter gebraucht; der 2. Fall kommt nur in der volkstümlichen Namengebung vor: 's Hanfals Buš (Der Buš des Hanfal). (F. J. Beranek, Neuhaus.)

173. Umfrage. Die Nachdichtungen zu modernen Schlagern, die oft nur ein Wort oder eine Zeile, mitunter aber auch den ganzen Kehrreim oder das ganze Lied betreffen, sind meist, den Vorbildern entsprechend, pornographischer Art. Es sei bloß auf die Parodien zu „Ausgerechnet Bananen", „Was machst du mit dem Knie, lieber Hans?", „Du brauchst mich nicht zu grüßen" oder „Ich küsse Ihre Hand, Madam" hingewiesen. Eine mit den Worten „Schöner Hopfenbauer" beginnende Umdichtung des „Gigolo" hörte ich im Vorjahr im Saazer Land; sie hatte die Hopfenkrise zum Gegenstand. Natürlich haben auch die Tschechen ähnliche Umdich-

Digitalisiert von Google

tungen der internationalen Schlager, wie etwa die bekannte: Marion, až vyhraju milion, koupim ti žebirko čokolády Orion ... (F. J. Beranek, Neuhaus.) Zum „Gigolo" gibt es auch eine den Zeitverhältnissen entsprechende „Junglehrerparodie", verfaßt von Karl Hieke, Lehrer in Schwaden a. d. Elbe. (W. Seidel, Aussig a. d. E.).

174. Umfrage. In Ottau (Südböhmen) hörte ich 1919 bei einer Tanzmusik singen. Während einer größeren Pause stellten sich in der Mitte des Tanzsaales die Mädchen im Kreise auf und gaben sich kreuzweise die Hände. Dann sangen sie das Wilhelminenlied (Weint mit mir, ihr nächtlich stillen Haine). Die Burschen standen außerhalb des Kreises und hörten zu. In Malschjing soll der Brauch mit dem „Polstertanz" verbunden sein. Die Paare stellen sich im Kreis auf, ein Bursch nimmt einen Polster und geht in die Mitte des Kreises. Die Paare bewegen sich dann um ihn herum und singen dabei:

Halt'n ma 's Dirnei,
Aba nit in d' Seit'n,
Daß 's nit krump und buglat wird.
Das war (wäre) a Schand' vor'n Leut'n.

Nun wirft der Bursch den Polster vor ein Mädchen, sie knien darauf nieder und küssen sich. Der Bursch tritt aus, das Mädchen bleibt im Kreis und alles wiederholt sich. (Th. Chmela.) Der Brauch wird in der hiesigen Gegend „Roia" (Reigen) genannt. Meistens tanzen ihn nur Mädchen, die mit um die Hüften geschlungenen Armen einen Kreis bilden. Musik und Gesang wechseln ab. Während des Gesanges wiegt sich der ganze „Roia" nach dem Takte in den Hüften. (Eduard Höml, Bischofteinitz). In der Iglauer Sprachinsel wird nach den Rundtänzen ein „Radl" gemacht. Außen gehen die Burschen, die Arme um die Schultern der Nachbarn. Der erste hält einen Doppelkiter. Die Burschen singen ein Lied oder Vierzeiler; die Musik übernimmt die Melodie und dabei tanzen die Mädchen links, bzw. rechts herum. Die Burschen tun dies im selben Rhythmus. In Luppau bei Znaim bilden Mädchen und Burschen einen Kreis. In der Mitte steht Wein. Beim Spiel der Musik drehen sie sich im Kreise, einmal links, einmal rechts; dann singen sie ein Lied und trinken schließlich. (Ignaz Göth, Iglau-Znaim.) Das Singen in den Pausen der Tanzmusik ist in Poschkau sehr beliebt. In der Mitte des Tanzsaals versammeln sich die Mädchen, zu denen sich auch zuweilen Burschen gesellen, um verschiedene Lieder zu singen. Am liebsten halten sie sich um die Hüften, auch um den Hals, und gehen singend zu dreien, vieren und auch mehr, im Kreise herum. Die Musik wartet gewöhnlich so lange, bis die Sänger ihr Lied beendet haben. (Franz Goß.) Beim Singen bei Tanzunterhaltungen sitzen die Mädchen, abgesondert von den Frauen, auf den Bänken an den Saalwänden oder stehen auch mitten im Saale bei einander. Ihr Aufstellen in einem Kreis ist unbekannt. (R. Pedel.)

175. Umfrage. Die Soldaten aus Südböhmen pflegten „geweihte" Medaillen und Skapuliere als Schutzmittel zu tragen. (Th. Chmela.) In Südmähren gab es meist die von der Kirche geweihten und ausgeteilten Medaillons, die man am Halse trug. Vielfach nahm man Heiligenbilder, Rosenkränze, Gebetbücher, verschiedene Dinge mit Hufeisen, in der Uhr Heiligenbildchen, solche auch bei Photographien von Frau und Kindern; man hatte ferner kleine Antoniusfigürchen in Blechkapseln oder man nähte sich ein Kreuz auf die Mappe oder steckte Kreuze ein. In Znaim waren aus Aluminium geflochtene Glücksringe mit der Aufschrift „Kriegsglück 1915" (1916 usw.) käuflich zu haben. (J. Göth.)

176. Umfrage. Das Todaustragen, bei dem Mädchen eine Puppe von Haus zu Haus tragen und singen, ist noch in Mikulau bei Mies üblich. (R. Glücklhorn.)

177. Umfrage. Das augenscheinlich im schlesischen Ostböhmen abgekommene Saatreiten wird in Nordmähren und Schlesien noch gepflegt. In Weidenau stellt sich der Zug bei der Pfarrkirche auf. Er besteht oft aus 60 bis 80 Personen mit einem bis drei Geistlichen, Messner, Ministranten, Kreuz- und Fahnenträgern und Musikanten, alle auf Pferden, die mit Bändern geschmückt sind. Der Zug umreitet unter Gesang und Gebet im weiten Kreise die Felder der Stadt und der angrenzenden Dörfer. Bei einigen am Wege liegenden größeren Kapellen wird eine Andacht verrichtet und es wird bei dem Umzug auch in einem Wirtshause eingekehrt. Nach der

Digitalisiert von Google

Rückkehr — unser Bild zeigt die heimkehrenden Saatreiter am Ringplatz in Weidenau — findet eine Andacht in der Pfarrkirche statt. Ebenso ist das Saatreiten in Hennersdorf (Schlesien) üblich und findet seit neuester Zeit auch in Freiwaldau statt. Ihm entspricht auf den umliegenden Dörfern ein Saatengang unter Führung eines Geistlichen. (Oskar Bernerth, Sternberg.) In Kornitz wurde das Saatreiten im Jahre 1930 eingeführt. Es wird so begangen, wie es in einem Hefte der „Deutschmährischen Heimat" beschrieben war. (G. Tilscher.) Hier stirbt der Brauch langsam ab. Während der letzten zwölf Jahre sah ich das Saatreiten nur zweimal, und zwar in Bodenstadt und in Fünfzighuben. Dagegen wird das Saatreiten in Nordmähren, besonders in Stadt Liebau und Umgebung, und im Kuhländchen noch immer gern geübt. (Franz Götz, Poschkau.) Aufnahmen von Saatreitern aus dem Kuhländchen besitzt das deutsche Volksliedarchiv in Prag. (Nachlaß J. Götz.)

178. Umfrage. In der Iglauer Sprachinsel (böhmischer Teil) ißt man erst die Hauptspeise, dann die Suppe. (A. Glücklhorn.)

179. Umfrage. In Südböhmen kennt man Fleischwürste, Leberwürste und Blutwürste (Plunzen). (Th. Chmela.) Um Bischofteinitz gibt es die Wurstarten: Leberwurst, Blutwurst oder Graupenwurst, Preßwurst oder Sausack. (E. Höni.) Ebenfalls Leber-, Blut- und Preßwürste stellt man beim Hausschlachten in der Mieser Gegend her (A. Glücklhorn), in Neurohlau bei Karlsbad (A. Baumann) und im nordböhmischen Niederlande (Erna Zimmer) dagegen nur Leber- und Blutwürste. Im Schönhengstgau macht man neben Leber-, Graupen- und Preßwürsten zuweilen auch Semmelwürste. (R. Ledel) Zu denselben Würsten kommen in Kornitz noch die Fleischwürste (Klobaße), während man in Kunarz neben den altüblichen Graupenwürsten erst in neuerer Zeit auch Leberwürste erzeugt. (G. Tilscher.) Um Iglau macht man Leberwürste, Blutwürste, die Semmel, Blut, Würfelspeck und Gewürze enthalten, Graupenwürste (Blut und Graupen), Fleischwürste, die gesalzt werden, ferner Preßwürste und vereinzelt auch Klobaße und Bratwürsteln. (J. Göth.) In Poschkau kennt man Leberwürste, Blutwürste, Preßwürste, Klobaße, Räucherwürste, Plunzen, Netzwürste und Graupenwürste. (Franz Götz.)

180. Umfrage. Gehschulen kannte man schon im Mittelalter, wie der Holzschnitt, entnommen dem „Trostspiegel" von Franciscus Petrarca (Ausgabe von 1551 S. LXI, von 1572 dieselbe Seite, von 1620 S. 104) beweist, der eine Kinderstube des 16. Jahrhunderts vorführt. Sie sind auch heute noch auf dem Lande zu finden. In Malsching werden sie Gehwagen genannt. Ein solcher Wagen sieht wie ein Stockerl aus, dessen Sitzfläche ein so großes Loch hat, daß man das Kind hineinstellen kann. Er ist dreibeinig und hat an den Beinen Räder. (Th. Chmela.) Im südlichen Böhmerwald kennt man auch Gehschulen, die mit Stricken an der Stubendecke befestigt sind. — In Poschkau gibt es eine Gehschule, die der Besitzer im Dorfe, aber auch an Bekannte in Nachbardörfern verborgt. Sie besteht aus zwei Kreisringen; der untere, mit einem Durchmesser von 60—70 Zentimeter, hat drei Rollrädchen; der kleinere obere Ring — das Gestell ist aus Holz — ist durch Seitenstäbe, die rund

Digitalisiert von Google

gedreht sind, verbunden. Manche Leute verwenden auch Wäschekörbe als Gehschulen. (J. Götz.) Gehschulen trifft man auch in Oberitalien, wie das 1917 oder 1918 in der Gegend von Conegliano aufgenommene, von Prof. Dr. L. Franz, der selbst auch auf dem Bilde erscheint, zur Verfügung gestellte Bildchen zeigt.

Umfragen

181. Nach Mitteilung von Th. Ghmela lautet ein Spottreim auf das Dorf Buggaus in Südböhmen: In Buggaus if's goar aus, treibn neun Baur(n) oa(n) Schouf (Schaf) aus. Wer kennt ähnliche Neunzeichnungen der Armut eines Dorfes?

182. Findet sich der Unfug der Kettenbriefe auch bei der Landbevölkerung?

183. Nach Mitteilung von Erna Zimmer besteht in Altehrenberg bei Naumburg und in Schönbüchel bei Schönlinde noch ein in die Zeit, in der die Besitzer abwechselnd die Ortsnachtwache besorgten, zurückreichender Brauch. Der „Spieß", eine alte Hellebarde, wird jeden Tag in ein anderes Haus getragen, zugleich mit einem Einschreibbüchel, worin der Empfang des Spießes zu bestätigen ist. Wer den Spieß bekommt, wäre verpflichtet, in der folgenden Nacht zu wachen, was aber längst nicht mehr geschieht. Wo hat sich der gleiche Nachtwächterbrauch erhalten?

184. Ist es noch irgendwo üblich, daß am Morgen der beiden Pfingsttage die Knechte durch das Dorf ziehen und mit langen Peitschen knallen? Erfolgt das Peitschenknallen nach einem bestimmten Rhythmus? Werden dabei Reime oder Redensarten gebraucht?

185. Wie entsteht nach dem Volksglauben die Gelbsucht und wie heilt man sie?

186. Wird die Pfeife oder Zigarette (Zigarre) bevorzugt? Gibt es noch bodenständige Erzeuger von Holzpfeifen? Welche Holzart wird dabei am meisten verwendet?

Digitalisiert von Google

187. Wo gibt es noch Fastenkrippen?

188. Welche jüdischen Gebräuche, Gewohnheiten und Ansichten sind dem Durchschnitt des Volkes bekannt?

189. Welche jüdischen Wörter sind in der Umgangssprache, besonders der Städte, zu finden (z. B. meschugge, Pomm, Exes u. a.)?

190. Welche Rolle spielen die Juden im Aberglauben (beim Wegzaubern von Krankheiten, als Glücksbringer usw.)?

Schrifttum.

Karl Franz Leppa und Josef Mühlberger, Ringendes Volkstum. Vom sudetendeutschen Wesen. Mit einem Geleitwort von Admiral von Trotha. Verlag Adam Kraft, Karlsbad-Drahowitz. Geh. 5 M. 50, geb. 7 M. 50.

Das mit 15 Kunstbeilagen und einer Zeittafel ausgestattete Buch ist schlechthin das Lesebuch der Sudetendeutschen und über die Sudetendeutschen, über deren wechselvolle Geschichte, geistige und kulturelle Entwicklung und über deren Leistungen es berichtet. Auch die führenden Männer auf dem Gebiet der Kunst und Wissenschaft der Gegenwart kommen zum Wort. Wegweisend sind insbesondere die Ausführungen von Josef Nadler „Was wir sind und sein sollen", der sich vor allem mit den verhängnisvollen Schattenseiten der ostmitteldeutschen Wesensart, dem Hang zum Grübeln, dem Schuß Leichtsinn und der Freude am Wort, beschäftigt und eine Umstellung der Ostmitteldeutschen fordert. „Unsere fränkischen und bayrischen Heimatgenossen haben vieles vor uns voraus. Es ist kein Zufall, daß Stifter und Postl bayrischen Stammes sind."

Die alte Bergstadt Mies, in Holzschnitten von Albert Gröschl. „Westböhmische Städtemappen", herausgegeben und eingeleitet von Dr. Alois Bergmann. Selbstverlag der „Westböhmischen Zeitschrift für Heimatforschung", früher „Der Pilsner Kreis". Staab 1931.

Diese prächtige Bildermappe mit den ausgewählten 11 Holzschnitten stellt sich rechtzeitig zur Feier des 800jährigen Bestandes der Bergstadt Mies ein.

Josef Blau, Geschichte der Burg Bayreck. Verlag der Buchdruckerei A. Weiner. Neuern 1931.

Die Schrift stellt alle auf die Entstehung und Geschichte der Burg und auf ihre Besitzer bezüglichen Tatsachen auf Grund gründlicher Forschungen zusammen und räumt mit manchen bisher fortgeschleppten Irrtümern auf. Angeschlossen sind alle bisher bekannt gewordenen „Bayrecker Sagen".

Walter Kuhn, Bevölkerungsstatistik des Deutschtums in Galizien. Verlag von Julius Springer, Wien 1930. Preis geh. 6 M.

Diese als 7. Band der „Schriften des Institutes für Statistik der Minderheitsvölker an der Universität Wien" erschienene Arbeit ist eine Ergänzung zu dem verdienstvollen Werk „Die jungen deutschen Sprachinseln in Galizien". Mit beiden Büchern hat sich Kuhn nicht allein als der derzeit beste Kenner des Deutschtums in Galizien, sondern auch als ein gründlicher, vielseitiger Forscher erwiesen, der für die gesamte Sprachinselforschung Weg und Methode vorzeichnet. Auch diese statistischen Angaben bezeugen, daß von allen deutschen Siedlern Galiziens die 1805 und 1848 aus dem Böhmerwald und Egerland Eingewanderten ihr Deutschtum am besten erhalten haben.

Karl Prause, Deutsche Grußformeln in neuhochdeutscher Zeit. Preis geh. 15 M. — Karl Ulbrich, Die Freimaurer im deutschen Volksglauben. Preis geh. 6 M. — Gotthard Riemer, Das Geld. Ein Beitrag zur Volkskunde. Preis geh. 12 M. 60. (19., 20. und 21. Heft von „Wort und Brauch".) Verlag von M. & H. Marcus, Breslau 1930.

Digitalisiert von Google

Alle drei Bücher sind fleißige und verläßliche Stoffsammlungen. Im ersten Buch ist auch das sudetendeutsche Gebiet mit Ausnahme Nordböhmens vertreten. Für Südböhmen und Südmähren lieferten die von der Kanzlei des bayrisch-österreichischen Wörterbuchs in Wien versandten Fragebogen Prauses viel Stoff, Beiträge steuerte auch unser Mitarbeiter H. Haßmann für das Egerland bei. Zum Abschnitt „Der Gruß im Volksglauben und in der Sage", bzw. zu den „Formeln beim Niesen" wäre auch auf die Sagen zu verweisen, in welchen das Niesen einer unsichtbaren armen Seele den Zweck hat, ein „Helf Gott" des Menschen zu veranlassen, mit dem die Erlösung gegeben ist. An Druckfehlern wären richtigzustellen: S. 80 Freiwaldau (Schlesien, statt Mähren), S. 169 für Plattetschlag: winsch bestn (nicht beste) awadig (Appetit), S. 316 Petschau, statt Petschen. — Im zweiten Buch wird ein durch zwanzig Jahre gesammelter Stoff vorgelegt und untersucht. Das räumliche Verbreitungsgebiet des Freimaurerglaubens beschränkt sich auf Mittel- und Norddeutschland. Für seinen Ursprung stellt der Verfasser drei Gruppen fest. Die erste knüpft an beobachtete Eigentümlichkeiten der Freimaurer und erlauschte Vorgänge in der Loge an, die sich das Volk in seiner Weise zurechtlegt; die zweite beruht auf der Übertragung alter Vorstellungen und Sagen auf die Freimaurer; die dritte ist aus irrigen Deutungen von krankhaften Erregungszuständen, Geistesstörungen und plötzlichen Todesfällen entstanden. — Das dritte Buch zeigt, welchen großen Niederschlag das Geld in den kurzen Jahrhunderten seit der völligen Vorherrschaft der Geldwirtschaft (Ende des 15. Jahrhunderts) im Volksglauben und Volksbrauch hinterlassen hat, wobei allerdings in jedem einzelnen Falle erst zu untersuchen ist, ob das Geld selbst oder das Metall den Ausgang für den Glauben oder Brauch bildet, was auch von seiten des Verfassers gewissenhaft geschieht. Zum Legen von Geldstücken beim Hausbau (S. 25) vgl. auch den Jahrgang 1930 unserer Zeitschrift, S. 218.

Karl M. Klier, Neue Anleitung zum Schwegeln (Seitenpfeifen). Mit 16 Notenbeispielen, 6 Grifftabellen und einer Tafel. Verlag Eichendorff-Haus, Wien 1931. Preis 1 Sch. 40 (1 M.).

Die zuerst in der Zeitschrift „Das deutsche Volkslied" gedruckte und 1923 als Heftchen erschienene Anleitung hat großen praktischen Erfolg gehabt. Die erste Auflage von 1000 Stück war bald vergriffen und der darin empfohlene Drechsler und Erzeuger von Seitenpfeifen A. Ganslmayer in Haiden bei Aichl hat seitdem über 2000 Instrumente abgesetzt. Es ist daher zu hoffen, daß auch die neue verbesserte Anleitung von gleichem Erfolg begleitet sein wird.

Der große Brockhaus. Handbuch des Wissens in zwanzig Bänden. 15. Auflage. 7. Band (Gas—Gyß). Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig 1930. 796 S. Preis in Ganzleinen 26 M., bei Rückgabe eines alten Lexikons 26 M. 50.

Auch dieser Band bringt zahlreiche umfangreiche Artikel, so die folgenden Stichwörter mit ihren Zusammensetzungen: Gas, Geburt, Gehirn, Geld, Gelenk, Gemeinde, General, Geographie, Geologie, Gericht, Germanen, Geschütz, Gewerbe, Glas, Gold, Goethe, Gotik, Griechenland, Großbritannien u. a. Von volkskundlichen Stichwörtern sind zu nennen: Gaunersprachen, Gebildbrote, Geheimsprachen, Geisterglaube, Gemeinschaftskultur, Gesta Romanorum, Gesundbeten, Gewandhaus, Gewitterläuten, Glockensagen, Glückshaube, Geiger von Gmünd, Gottesurteil, Gregoriusfest, Otto von Greyerz (Schweizer Mundart- und Volksliedforscher), Gugel u. a. Von Sudetendeutschen führt der Band an: Friedrich Freiherr von Georgi, General, geb. 1825 Prag; Franz Anton Ritter von Gerstner, Ingenieur, geb. 1793 Prag; Anton Gindely, Historiker, geb. 1829 Prag; Wilhelm Julius Gintl, Mathematiker und Physiker, geb. 1804 Prag, und sein Sohn Wilhelm Gintl, Chemiker, geb. 1843 Wien, gest. 1908 Prag; Friedrich Karl Ginzel, Astronom, geb. 1850 Reichenberg; Karl Giskra, Staatsmann, geb. 1820 Mähr.-Trübau; Eduard Glaser, Forschungsreisender, geb. 1855 Deutsch-Rust bei Poderiam; Julius Glaser, Jurist und Staatsmann, geb. 1831 Postelberg; Theodor Gomperz, klassischer Philolog, geb. 1832 Brünn; Artur von Görgey, General, geb. 1818 Toporetz (Zips); Leo Greiner, Schriftsteller, geb. 1876 Brünn; Karl Grobben, Zoolog, geb. 1854 Brünn; Gustav Groß, Politiker, geb. 1856

Digitalisiert von Google

Reichenberg; Wenzel Gruber, Anatom, geb. 1814 Krukanitz i. B.; Alfred Grünfeld, Pianist, geb. 1852 Prag, und dessen Bruder Heinrich Grünfeld, Violincellist, geb. 1855 Prag; Karl Grünhut, Rechtsgelehrter, geb. 1844 St. Georgen bei Preßburg; Josef Gruntzel, Nationalökonom, geb. 1866 Alt-Paka; Anton Günther, katholischer Philosoph und Theolog, geb. 1783 Lindenau i. B.; Eugen Gura, Sänger, geb. 1842 Pressern bei Saaz; Adalbert Gyrowetz, Tondichter, geb. 1763 Budweis. — Zur „Giovinezza", der italienischen Faschistenhymne, wäre zu bemerken, daß die Weise einem deutschen Volkslied der Schweiz („Die Mädchen von Emmental") entlehnt ist. Bei der nächsten Auflage wären fälschlich für ein Volk oder eine Sprache verwendete Landesbezeichnungen zu beseitigen, so etwa, wenn es von Göding heißt, daß es (1921) 13.200 „mährische" Einwohner hatte, oder wenn bei den Werken des Geologen Gorjanović-Kramberger „jugoslawisch" steht, da es wohl eine serbische oder kroatische, aber keine jugoslawische Sprache gibt, ebensowenig wie eine tschechoslowakische oder mährische. Bei Jaroslav Goll soll es richtig heißen „Professor an der tschechischen Universität", statt „Professor an der Universität", da es in Prag auch eine deutsche Universität gibt. Diese Kleinigkeiten besagen allerdings nichts gegenüber der Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit, mit der auch dieser Band verfaßt wurde, den wiederum ausgezeichnete Abbildungen und Farbtafeln von einer geradezu erstaunlichen Naturtreue zieren.

Wiener Zeitschrift für Volkskunde. 35. Jahrgang, 6. Heft: Hofrat Dr. M. Haberlandts 70. Geburtstag; J. Manninen, Kugelklapper und Hillebille; G. Mayer-Pitsch, Weihnachtsbräuche in Knittelfeld und Umgebung und Wetterglaube u. a. Aus den Besprechungen: K. Horak über G. Jungbauer, Volkslieder aus dem Böhmerwald; G. Jungbauer über W. Kuhn, Die jungen deutschen Sprachinseln in Galizien; W. Kuhn über E. Fausel, Das Zipser Deutschtum. — 36. Jahrgang, 1./2. Heft: G. Graber, Deutsche Einflüsse in Brauchtum, Sitte und Sage der Kärntner Slowenen; F. Wirleitner, Sympathiemittel der volkstümlichen Viehdoktorei in den österreichischen Alpenländern u. a. Aus den Besprechungen: K. Horak über O. Fladerer, Die sudetendeutschen Volkstänze. 3. und 4. Teil. (Darnach ist der „Nordböhmische", dessen Zusammenfassung und Neubearbeitung von Fritz Hugo Hoffmann stammt und seit 1920 durch Wandervögel und Singwochenteilnehmer verbreitet wurde, nicht als echter Volkstanz anzusehen.)

Das deutsche Volkslied (Wien). 32. Jahrgang, 8. Heft: R. Zoder, Vom österreichischen Soldatenlied; J. Lanz, Von deutschböhmischen Siedlern in Ostgalizien (Lieder mit Singweisen); Sepp Piller, Volkslied und Volksmusik aus Slawonien u. a. — 9./10. Heft: J. Lanz, Christkindchenspiel aus Neudorf und Kranzberg in Ostgalizien; K. Horak und A. Pöschl, Volkslieder aus der Kremnitz-Probener Sprachinsel (drei geistliche Lieder und ein Neujahrswunsch); Franz Gutwillinger, Wanderlied des Petrus und Pilatus (aus Pulgram in Südmähren) u. a. — 33. Jahrgang, 1./2. Heft: V. Schirmunski, Alte und neue Volkslieder aus der bayrischen Kolonie Jamburg am Dnjepr (mit dem Schlußteil im 3. Heft zusammen 35 Lieder). Aus den Besprechungen: R. Zoder über L. Hoidu, Deutsche Volkstänze aus dem Böhmerwald. — 3. Heft: K. Liebleitner, Singen und Jauchzen im Jogtland; K. Klier, Gereimte Brandbriefe aus Niederösterreich. Aus den Besprechungen: K. Klier über O. Fladerer, Die sudetendeutschen Volkstänze. 3. und 4. Teil.

Deutschungarische Heimatblätter (Budapest). 3. Jahrgang, 1. Heft: J. Greb, Die Sprachprobe in dem Rechenbuch des J. Bubenka und deren Mundart (das Buch wurde 1689 in Leutschau gedruckt); R. Schilling, Deutsche Ansiedlung im Komitat Neutra unter Josef II.; R. Hartmann, Die „Falsche Braut" in der schwäbischen Türkei. — 2. Heft: A. Gárdonyi, Die ersten Ansiedler der Stadt Ofen nach der Türkenherrschaft (darunter ein Kaufmann Andreas Sigl aus Iglau); R. Hartmann, Der „Pfingstlimmel" in deutschungarischen Siedlungen.

Sudeta. Zeitschrift für Vor- und Frühgeschichte (Reichenberg). Im Schlußheft 1930 berichtet K. Brdlik über vor- und frühgeschichtliche Funde aus dem südlichen Böhmerwald, die ihn und Univ.-Prof. Franz (Prag) zu größeren Grabungen 1930 und 1931 veranlaßt haben. Die alte Meinung von der Siedlungsleere des Böhmerwaldes in vorgeschichtlicher Zeit ist damit erledigt. — Im

Digitalisiert von Google

gleichen Heft erzählt A. Neubauer von einer kleinen Grabung am Tuffelfelsen bei Wallern, auf dem sich im hohen Mittelalter ein Wartturm befand, der wahrscheinlich mit dem „Goldenen Steig" in Zusammenhang stand.

Der Hochwart (Eisenach). Diese seit Beginn 1931 erscheinende, durch die Buchhandlung Rudolf Schneider in Friedland i. B. zu beziehende „Monatsschrift für geistigen Austausch und schöpferischen Aufbau, für sachliche Verständigung und seelische Vertiefung" überrascht durch ihre gediegenen Beiträge, die sich auf Tatsachen aufbauen und die sonst so beliebte Phrase nicht kennen. Im 4. Heft fordert Fr. V. Aschenbrenner (Prag) in seinem Aufsatz „Deutschland und die anderen Völker" eine neue und richtigere Einstellung der Deutschen zu den anderen Völkern und meint in bezug auf die Tschechen: „Es wäre sicherlich kein müßiges Beginnen, beispielsweise deutsch-tschechische Studiengesellschaften ins Leben zu rufen, die sich u. a. um die Heranziehung tschechischer Studenten an deutsche Hochschulen — vor allem Philosophen, Juristen und Staatswissenschaftler — um Professorenaustausch, um Übersetzungen guter und wertvoller deutscher Werke ins Tschechische, um lebendige deutsch-tschechische Wechselbeziehungen zu kümmern hätten. Auch die Herausgabe einer Revue in tschechischer Sprache, die den Tschechen deutsche Gedankengänge und Leistungen nahe bringen könnte, wäre eine wichtige Aufgabe des deutschen Außenamtes und anderer kulturpolitischer Faktoren."

Deutsche Hefte für Volks- und Kulturbodenforschung (Leipzig). Diese neue, sechsmal jährlich erscheinende Zeitschrift (Jahresbezug 12 Mark), die zahlreiche Kartenbeigaben bietet und mit einer Bibliographie des Schrifttums zur Erforschung des grenz- und auslanddeutschen Volks- und Kulturbodens verbunden ist, verspricht unter der weitblickenden Leitung von W. Volz und H. Schwalm, ihre Aufgabe, Wegbereiter einer einheitlichen und umfassenden Deutschtumsforschung zu sein, voll zu erfüllen. Das 1. Heft eröffnet ein Aufsatz von E. Lehmann „Zur Volkskunde der deutschen Stämme und Schläge", der die Wichtigkeit der volkskundlichen Stammesforschung betont, im 2. Heft beginnt ein längerer Beitrag von J. Pfitzner über „Die Besiedlung der Sudeten bis zum Ausgang des Mittelalters", der seinen Abschluß im 3. Heft finden wird, das außer anderen Aufsätzen auch einen von Th. Mayer über „Aufgaben der Siedlungsgeschichte in den Sudetenländern" enthalten wird.

Zur Beachtung

Neuen Abnehmern wird der Jahrgang 1930 der Zeitschrift zu dem ermäßigten Preise von 25 Ktsch., in Halbleinen gebunden 35 Ktsch., nachgeliefert. Mittellose Gemeindebüchereien können den gleichen Jahrgang unentgeltlich erhalten, wenn sie ein diesbezügliches Ansuchen (ungestempelt) an den staatlichen Büchereiinstruktor Dr. Anton Moucha in Prag III., Maltézské nám. 1, richten.

Das 6. Heft des 1. Jahrganges (1928) ist vollständig vergriffen. Es wird um 10 Ktsch. von der Verwaltung der Zeitschrift zurückgekauft. Das 1.—5. Heft kann um den Preis von 20 Ktsch. bezogen werden. Preis des II. Jahrganges (1929) 25 Ktsch., in Halbleinen gebunden 35 Ktsch. Alle Preise gelten nur für das Inland, wenn die Bestellung unmittelbar bei der Verwaltung der Zeitschrift erfolgt. Für das Ausland und für den Buchhandel gelten die am Umschlag angeführten Preise auch für ältere Jahrgänge.

Probehefte zur Werbung neuer Abnehmer stehen jederzeit zur Verfügung.

Nachforderungen nicht erhaltener Hefte sind postfrei, wenn auf dem Briefumschlag der Vermerk „Postfreie Zeitungsbeschwerde" steht.

Die Bezieher in Deutschland und Österreich werden darauf aufmerksam gemacht, daß beim Postscheckamt Leipzig das Konto Nr. 28.668 und beim Österreichischen Postsparkassenamt in Wien das Konto Nr. 103.119 für unsere Zeitschrift eröffnet wurde.

Das 4. Heft erscheint im September, das 5. und 6. Heft als Doppelheft im November. Beiträge hiezu erbittet die Schriftleitung bis 1. September, bzw. 1. November.

Digitalisiert von Google

Unser zweites Beiheft

Gustav Jungbauer:

Geschichte der deutschen Volkskunde.

Im Buchhandel durch die Univ.-Buchhandlung J. G. Calve in Prag I., Malé nám. 12.

Preis für das Inland 27 Ktsch., für das Ausland 3.60 Mark.

Schon seit langem war das Bedürfnis nach einer übersichtlichen Geschichte der deutschen Volkskunde vorhanden. Eine solche benötigt nicht allein der volkskundliche Forscher, sondern auch der Lehrer in der Schule. Eine solche verdient auch ihren festen Platz in jeder deutschen Bücherei. Sie zeigt, wie sich die deutsche Volkskunde aus kleinen Anfängen, in welchen die bloße Beschreibung der Erscheinungen üblich war, zur Wissenschaft emporgearbeitet hat, die den Kräften nachforscht, aus denen das ganze Leben und Schaffen eines Volkes erwächst. Sie zeigt zugleich, wie diese Kräfte für die Gesundung und Stärkung des Volkstums nutzbar gemacht werden können. Sie bietet aber auch eine Geschichte des deutschen Volkes selbst, wobei der Blick allerdings nicht auf Fürstenhäuser und herrschende Schichten, sondern auf die Masse des Volkes eingestellt ist.

Das 196 Seiten umfassende Buch gliedert sich in die folgenden Abschnitte:

Einleitung. Der Name Volkskunde (Folklore).

Die germanische Vorzeit. Die „Germania" des Tacitus.

Werden und Wandel der volkskundlichen Erscheinungen.

Heidentum und Christentum. Karl der Große.

Die Besiedlung des Ostens.

Die ersten Anfänge der volkskundlichen Forschung.

Humanismus und Hexenwahn.

Reformation und Religionskriege. Der Bauernstand.

Die Auferstehung des Volksliedes.

Herder und seine Zeit. Die Aufklärung.

Romantik und Freiheitskriege.

Die Erweiterung des Stoffkreises.

Die Brüder Grimm.

W. H. Riehl und die Zeit bis 1890. Der Arbeiterstand.

Die Volkskunde als Wissenschaft.

Von 1890 bis zum Weltkrieg.

Die Nachkriegszeit. Volkskundliche Auswirkungen der neuen Staatsgrenzen.

Volkskunde und Schule (Volksbildung).

Angeschlossen ist ein Personen- und Sachverzeichnis.

Unsere Abnehmer erhalten, wenn sie das Buch **unmittelbar** bei der Verwaltung der Zeitschrift (Prag XII., Chodská 2a) **bestellen**, dasselbe zu einem Vorzugspreis von 18 Ktsch. für das Inland und 2 Mark 50 für das Ausland postfrei zugesandt.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII., Chodská 2a.
Druck von Heinr. Mercy Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die Post- und Telegraphendirektion in Prag. Erlaß Nr. 1806/VII/1928.

Digitalisiert von Google

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgeber und Leiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII. Chodská 2a

4. Jahrgang 1931 **4. Heft**

Deutsche Lieder beim JR. 74

Von **Karl M. Klier**

Das vormalige Infanterie-Regiment Nr. 74 ergänzte sich aus Deutschen des Riesengebirges (Trautenauer Kreis) und Tschechen (Jičíner Kreis). Als ich zu Beginn des Jahres 1915 von meinem zuständigen Regiment Deutschmeister in Wien zu ihm versetzt wurde, lag das Ersatzbataillon in Kaaden. Hier hatte ich schon Gelegenheit, viele Soldatenlieder zu hören; andere Mannschaftsteile lernte ich kennen, als ich mit einer Marschkompagnie zunächst in den Etappenraum bei Adelsberg (Krain), dann an die Isonzofront abging; verhältnismäßig am wenigsten gesungen wurde während des Vormarsches durch Serbien, den ich mit dem III. Bataillon des JR. 74 von Belgrad bis vor Ipek an der damals serbisch-montenegrinischen Grenze mitmachte. Eine kleine Sammlung der bei diesen Gelegenheiten gehörten Lieder, alle beim JR. 74 von Leutnant Karl W i h a n und mir aufgezeichnet, mögen nun einen kleinen Querschnitt durch das Liedgut jener Zeit geben.

Wie damals plötzlich alte Kugelsegen wieder auftauchten und gerade so und mit denselben Worten, wie zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges den Träger schützen sollten, ebenso tauchten aus irgend welchen Winkeln des Volksgedächtnisses alle die alten Kriegs- und Soldatenlieder auf und wurden auf denkbar einfache Weise, durch Einsetzen anderer Personen- und Ortsnamen für den weiteren Gebrauch zurechtgemodelt. Statt „bei der Festung Königgrätz" wurde gesungen „bei der Festung Przemysl", aus „bei Sedan auf der Höhe" wird „bei Sarajevo auf der Höhe", aus einem allgemein gehaltenen „Schützenlied" wird ein „Schönburglied" — nach dem Korpskommandanten; anstatt „Kaiser Franz will abermal" heißt es „Kaiser Karl will abermal". Ganz ähnlich wird ja auch aus Rußland berichtet, daß anstatt „Zu Petersburg am Zarenhof" jetzt gesungen wird „Zu Leningrad am Sowjethof".

Merkwürdig wird dem Fernstehenden erscheinen, daß eine so bewegte Zeit, wie die von 1914—18 keine oder nur unbedeutende neue historische Lieder hervorbrachte. Wer aber die Verhältnisse aus eigener Erfahrung kennt, wird sich darüber nicht wundern. In Kriegen früherer Jahrzehnte marschierten die Truppen oft wochenlang in bequemen, vorbereiteten Etappen vom Hinterland an ihre Bestimmungsorte, z. B. über den Loibl, durch Oberkrain nach Oberitalien. Die Verluste waren, gegen Weltkriegsziffern, gering und der Stand der Truppe wenig verändert: die gleichen

Digitalisiert von Google

Leute waren ausmarschiert, hatten Kämpfe mitgemacht, waren heimgezogen. Jeder Mann kannte den obersten Führer persönlich, wußte von ihm Geschichten zu erzählen. Im Weltkrieg dagegen war der Führer zum hohen Kanzleibeamten geworden, der Menschenverbrauch ungeheuer. Von Belgrad bis Ipek hatten z. B. die Truppen des JR. 74 fast den gesamten Stand verloren und durch Ersatz wieder aufgefüllt. Die Führer Köveß und Mackensen hatten die Leute überhaupt nicht zu Gesicht bekommen. Nicht einmal ein so balladenhaft-romantisches Unternehmen wie der Donauübergang bei Belgrad im Herbst 1915 fand im Soldatenvolke seinen Sänger. Von allen 55 Aufzeichnungen nimmt einzig ein „Karpathenlied" auf Kampfhandlungen der altösterreichischen Armee Bezug, und das nur ganz allgemein.

Verzeichnis der vorzugsweise benutzten Werke

Jungbauer, Bibl.: Dr. Gustav Jungbauer, Bibliographie des deutschen Volksliedes in Böhmen. — Daß dieses Werk mit dem Ende des Jahres 1912 abgeschlossen wurde und die Aufzeichnung der Soldatenlieder 1915 begann, ist für den Vergleich besonders wertvoll; die dazwischenliegende geringe Zeitspanne wird im Liedbestand wohl keine bedeutenderen Veränderungen verursacht haben.

Soldaten-Liederbuch JR. 75: Ein anonymes Büchlein mit 30 deutschen und 35 tschechischen Liedern, meist mit Melodien; viele davon in beiden Sprachen. Der Titel lautet: Soldaten-Liederbuch. Selbstverlag. K. u. k. Hofbuchdruckerei A. Landfras Sohn in Neuhaus. — Aus dem Anhang geht hervor, daß es 1912 im Verlag des 75. Infanterie-Regimentes zu Neuhaus (Südböhmen) erschien. Ein für Altösterreich sehr bezeichnendes Büchlein!

Paumgartner: Soldaten-Liederbuch, herausgegeben vom k. u. k. Kriegsministerium (Musikhistorische Zentrale). 1. Band. 100 deutsche Soldatenlieder. Wien o. J. (1918). — Quellenwerk mit einigen Nachweisen.

Angenetter-Blümml: Lieder der Einser Schützen. Wien 1924. Gute Literaturnachweise. Das Regiment ergänzte sich aus Wien.

Kutscher: Das richtige Soldatenlied. Verse und Singweisen, im Felde gesammelt von Artur Kutscher. Berlin 1917. — Der Verfasser, ein Münchner Universitätsprofessor, sammelte im Felde bei seinem Reserve-JR. Nr. 92.

Weltkriegs-Liedersammlung. Mit Unterstützung der Weltkriegsbücherei Stuttgart, der Deutschen Bücherei Leipzig und zahlreicher Kriegsteilnehmer bearbeitet und ausgewählt. Verlag „Der Deutschmeister", Dresden 1926. — Nur Texte, darunter viele Kunstdichtungen 1914—18; dadurch wertvoll, aber leider ohne genauere Nachweise.

Es wurden also für Böhmen, Altösterreich und das Deutsche Reich je zwei Werke herangezogen und damit so ziemlich das Auslangen gefunden. Erschöpfende Nachweise zu bieten, war nicht beabsichtigt.

Einteilung der Lieder

Die Lieder wurden in drei Gruppen geteilt: in Volkslieder, in Kunst- und volkstümliche Lieder, die bereits vor dem Kriege nachweisbar sind.

Digitalisiert von Google

und in Kriegslieder, das sind solche, die aller Wahrscheinlichkeit nach in den Jahren 1914 bis 1918 entstanden sind. — Unter der ersten Gruppe, den Volksliedern, trifft man viele alte Bekannte, die im ganzen deutschen Sprachgebiet gesungen werden (Des Morgens zwischen drei und vieren, Musketier sind lustge Brüder, Was blinkt so freundlich . . .), andere sind schon in den früher üblichen Schulliederbüchern enthalten (Prinz Eugen). Ein einziges Lied findet sich vor, das offenbar beim Regiment entstanden ist und nur hier gesungen wurde (In unserm schönen Reichenberg). Diese Gruppe, durchwegs Marsch- und Reservistenlieder, wurde am meisten von den älteren Jahrgängen gepflegt und weiter überliefert. — Die vor dem Krieg entstandenen Kunstlieder zeigen starken Einfluß durch gedruckte Bücher, sei es durch Sammlungen von völkischen Vereinen (Bundesliederbuch), sei es durch Schulbücher. Dadurch wurden diese Lieder vor dem Zersingen geschützt und fast unverändert dem Aufzeichner vorgesungen. So ist auch der volkskundliche Wert hier geringer, obwohl aus dem Vorhandenen manche bemerkenswerte Beobachtung gezogen werden kann. An der Spitze stehen der Zahl nach Lieder aus der Zeit der Befreiungskriege (8 von 31). Auch zahlreiche volkstümliche Gesänge ohne unmittelbaren soldatischen Einschlag finden sich, mit Beziehung auf die Heimat, auf die Liebe. Der Einfluß Wiens zeigt sich bloß in zwei Stücken, dem unterlegten Text zum Radetzkymarsch und dem alten „I bitt, Herr Hauptmann". An geistlichen Liedern ist nur „Ich bete an die Macht der Liebe" vorhanden, das auch in vielen reichsdeutschen Soldatenliederbüchern abgedruckt ist. An modernen, schlagerartigen Liedern wurde mit Begeisterung gesungen: „Es war ein Knab gezogen" und das damals von allen Werkeln gespielte „Seemannslos". — Die zahlenmäßig geringste Gruppe ist die dritte der Kriegslieder. Hier können wir eine Beobachtung machen, die auch für vergangene Zeiten ähnlicher Stimmung Geltung hat: durch die hochgehende Begeisterung veranlaßt, erscheinen Dichtungen von Berufenen und Unberufenen, die der augenblicklichen Lage entsprechen, vorübergehend von der Masse auch aufgegriffen werden, später aber in Vergessenheit geraten und dann nur mehr ein Gegenstand literarhistorischer Darstellungen und Untersuchungen bleiben — man denke an die Dichtung von 1809, Castelli, Collin usw., 1813, 1848, 1870 . . . Nur verhältnismäßig ganz Weniges vermag volkstümlich zu werden und Jahrzehnte zu überdauern. Gesänge, wie der

Für die Böhmische Landwehr

1. Die Pflicht gebeut! Wohlan zum Streit!
Es ruft das Vaterland!
Zum Kampf und Tod sind wir bereit;
Schon hebt sich jede Hand!
Nun zeigt, daß unsrer Ahnen Blut
Noch in den Adern fließt;
Und daß der Böhmen alter Muth
Noch nicht erloschen ist.

Digitalisiert von Google

(Folgen fünf Gegensätze. Fliegendes Blatt: „Kriegsgesänge für das Heer und die Wehrmänner Österreichs. Gewidmet diesen tapfern Vertheidigern 1809. Wien bey Anton Strauß. Musik besonders als Klavierauszug[1].)
sind ebenso vergessen, wie der Versuch, späterhin ähnliche Gedichte mit Hilfe von bekannten Melodien, besonders aus Opern, volkstümlich zu machen. Einen solchen machte der Oberlieutnant im Infanterie-Regimente Baron Palombini Nr. 36 (das Jungbunzlauer Regiment) Gottfried Uhlig in seinen „Soldaten-Liedern", 1839 in Prag bei Johann Spurny gedruckt. Von heute noch bekannten Liedern finden wir nur „Vater, ich rufe dich", „Du Schwert an meiner Linken" und „Die Feldflasche"[2]. Sonst finden sich Gedichte, größtenteils von verschollenen Verfassern, die zu Weisen aus Norma, Fra Diavolo, Zampa, Robert dem Teufel usw. gesungen werden sollten. Begründet wird dies damit, daß „die wenigen vorhandenen Soldatenlieder eher den militärischen Geist darniederdrücken, statt ihn zu heben, oder oft ins Triviale fallen". Damit sind zweifellos die altüberlieferten Soldaten-Volkslieder gemeint, wie sie in unserer I. Gruppe anzutreffen sind. Allerdings fällt auch Uhlig mitunter unbewußt ins Triviale oder Komische; z. B. heißt Nr. 6 bei ihm:

Auf der Wache

Brüder, welch ein Augenschmaus,
Wenn wir Wache stehen
Und vorbei am Schilderhaus
Schöne Mädchen gehen . . .

(Gedicht von Dietrich.)

Die Musik dazu ist der Oper „Die Puritaner" entnommen . . .[3].

Aus unserer Reihe von Kriegsliedern 1914—18 verdienen zwei hervorgehoben zu werden: „Deutschlands Fahnenlied", das der im Alter von fünfzig Jahren freiwillig eingerückte Richard Dehmel im Herbst 1914 verfaßte (Erstdruck in der „Kölnischen Zeitung") und das mit der Weise eines unbekannten Komponisten beim JR. 74 gesungen wurde, und das „Karpathenlied". Einige Texte dieser Gruppe konnten nirgends nachgewiesen werden, was bei der Flut an derartigen Dingen nicht erstaunlich sein dürfte.*)

Gruppe I: Volkslieder

1. Bald scheiden wir aus diesem Kreise — 6 Gesätze.
Und legen ab den Ehrenrock. — Reservistenlied.

Jungbauer, Bibl. Nr. 1342.
Soldaten-Liederbuch JR. 75, S. 45 (7 Ges. 1 bis 6 entsprechen unserer Fassung. Ohne Weise).

---

[1] Wiener Stadtbibl. Nr. 19.753 A.
[2] Vgl. Sudetend. Ztschr. f. Vlde. II. S. 181.
[3] Exemplar der Prager U.-Bibl.
*) Der volle Wortlaut aller Lieder sowie die Singweisen sind vom Verfasser dem Deutschen Volksliedausschuß (vgl. unser letztes Heft S. 126, Einlauf für das Archiv Nr. 100) übermittelt worden.

Digitalisiert von Google

Baumgartner S. 54, 139 (aus den Alpenländern); Weise im geraden Takt.
Kutscher S. 13.
Vgl. Musikbeispiele, Nr. 1.

2. **Des Morgens zwischen drei und vieren,** 3 Gesätze.
Da müssen wir Soldaten marschieren. Marschlied.
Jungbauer, Bibl. Nr. 1355.
Kutscher S. 23.

3. **Drum, Brüder, haben wir kein Brot,** 4 Gesätze.
Dann schlagen wir die Russen tot. Marschlied.
Baumgartner S. 98, 141. Kutscher S. 16. — Ditfurth, Histor. Volkslieder des Bayrischen Heeres, Nr. 33 (aus Franken, 1840 aufgez.). Danach z. B. im Wandervogel-Liederbuch von Fischer und vor dem Krieg viel gesungen.
Ein Musterbeispiel für die Wandlungsfähigkeit eines historischen Liedes. Zu Beginn des Liedes werden Russen, Serben, Franzosen erwähnt (Weltkrieg 1914), in der Mitte Radetzky und die Schlacht bei Santa Lucia (italienischer Krieg 1848), am Schluß Napoleon (bei Ditfurth heißt die Überschrift „Landsturm 1813"). Dazu kommt noch, daß die Weise von dem Lied „Lilge, du allerschönste Stadt" (Belagerung durch Eugen 1708) herstammt, vgl. Ditfurth, Histor. Lieder des Österreichischen Heeres S. 17, 100, 105.

4. **Drunten im Holsteiner Wald,** 3 Gesätze.
Ei, da ist es wunderschön. Marschlied.
Jungbauer, Bibl. Nr. 380.
Kutscher S. 32.

5. **Es war amal a Müllerin,** 2 Gesätze (Bruchstück).
Ein wunderschönes Weib. Marschlied.
Jungbauer, Bibl. Nr. 136.
Kutscher S. 44.
An das Lied ist folgender Kehrreim angehängt:

Und a jedes junge Madel hat die Stube ganz allein,
Die Stube ganz allein die ganze Nacht.
Und die eine hat sie groß und die andre hat sie klein,
Die Stube ganz allein die ganze Nacht.

Zu Lied und Kehrreim: Angenetter-Blümml S. 52, 144.

6. **Frühmorgens, wenn das Jagdhorn schallt,** 3 Gesätze.
Zieht der Jäger in den grünen Wald. Marschlied.
Angenetter-Blümml S. 57, 145. — Zeitschrift „Das deutsche Volkslied" XV (1913), S. 29 aus Oberösterreich. — Kutscher S. 59.
Die Bezeichnung „Standesamt" im 3. Gesätz zeigt reichsdeutschen Einfluß.

7. **Heimat, o Heimat, ich muß dich verlassen,** 4 Gesätze.
Frankreich läßt uns keine, keine, keine Ruh. Marschlied.
Kutscher S. 61. — Scheint von dem Deutschen Heer übernommen zu sein.

Digitalisiert von Google

8. **In unserm schönen Reichenberg,** 4 Gesätze.
Da liegt die M. G. A. Marschlied.
(MGA. = Maschinen-Gewehr-Abteilung.)
Offenbar beim Regiment entstanden.
Vgl. Musikbeispiele, Nr. 2.

9. **Kein besser Leben ist** 5 Gesätze.
Auf dieser Welt zu denken. Marschlied.
Jungbauer, Bibl. Nr. 1345.
Paumgartner S. 32, 138.
Kutscher S. 82.

10. **Musketier sind lustige Brüder,** 4 Gesätze.
Haben frohen Mut. Marschlied.
Jungbauer, Bibl. Nr. 1333.
Angenetter-Blümml S. 85, 153.
Kutscher S. 60.
Schon die Bezeichnung „Musketier" zeigt den Einfluß der reichsdeutschen Überlieferung, ebenso die alleinige Erwähnung Frankreichs und die zweijährige Dienstzeit (Altösterreich dreijährig).

11. **O Straßburg, o Straßburg,** 7 Gesätze.
Du wunderschöne Stadt. Marschlied.
Jungbauer, Bibl. Nr. 1352.
Kutscher S. 113.

12. **Prinz Eugen, der edle Ritter.** 4 Gesätze.
Jungbauer, Bibl. Nr. 1377. Marschlied.
Soldaten-Liederbuch JR. 75, S. 13 (deutsch und tschechisch).
Das Lied stand außerdem in den meisten Schulliederbüchern.

13. **Schatz, mein Schatz, reise nicht so weit von hier.** 7 Gesätze.
Jungbauer, Bibl. Nr. 253. Marschlied.
Paumgartner S. 16, 137.
Kutscher S. 116.

14. **So leb denn wohl, wir müssen Abschied nehmen,** 5 Gesätze.
Die Kugel wird ins Flintenrohr gesteckt. Marschlied.
Paumgartner S. 68, 140.
Angenetter-Blümml S. 86, 154.
Kutscher S. 31.

15. **Was blinkt so freundlich in der Ferne?** 4 Gesätze.
Das liebe, teure Vaterhaus. Reservistenlied.
Jungbauer, Bibl. Nr. 1342.
Angenetter-Blümml, S. 108, 159.
Kutscher S. 135.

Gesätz 4: Ich hab gedient, das ist gewiß,
Zwei Jahr' als östreich'scher Infanterist,
Und mache auch, wenn ich noch kann,
Die Übung mit als Landwehrmann.

Zeigt reichsdeutschen Einfluß (hier dreijährige Dienstzeit, Bezeichnung „Reserviſt", bzw. „Ersatzreserviſt").

Digitalisiert von Google

16. **Was hab ich denn meinem Feinsliebchen getan?** 4 Gesätze.
Es geht ja vorüber und schaut mich nicht an. Marschlied.
Jungbauer, Bibl. Nr. 221.

17. **Wenn die Soldaten durch die Stadt marschieren,** 5 Gesätze.
Öffnen die Mädchen Fenster und die Türen. Marschlied.
Soldaten-Liederbuch JR. 75, S. 4 (deutsch und tschechisch).
Angenetter-Blümml S. 113, 160.
Kutscher S. 136.

18. **Wenn wir marschieren,** 4 Gesätze.
Marschieren wir zum Tor hinaus. Marschlied.
Angenetter-Blümml S. 116, 161.
Kutscher S. 140.

19. **Wohlan, die Zeit ist kommen,** 3 Gesätze.
Mein Pferd, das muß gesattelt sein. Marschlied.
Kutscher S. 147.

Gruppe II: Kunstlieder, volkstümliche Lieder,

bereits vor dem Krieg entstanden.

1. **Das schönste Leben auf der Welt** 3 Gesätze zu
Führt der Soldat, zieht er ins Feld. 8 Zeilen.
Verfasser und Komponist unbekannt; um 1860 (Hoffmann-Prahl Nr. 167).
Kutscher S. 19.
Weltkriegs-Liedersammlung S. 18.
Die Stelle „mit Gott für Vaterland und König" beweist reichsdeutsche Einwirkung.

2. **Das Volk steht auf, der Sturm bricht los,** 4 Gesätze.
Wer legt noch die Hände jetzt feig in den Schoß?
Verf. Theodor Körner 1813. Volksweise.
Jungbauer, Bibl. Nr. 1582. Zur Weise Friedländer, Kommersbuch (4), S. 189.

3. **Der Landsturm! Der Landsturm!** 5 Gesätze.
Wer hat das schöne Wort erdacht?
Verf. Friedrich Rückert 1813.
Weltkriegs-Liedersammlung S. 104.

4. **Du Schwert an meiner Linken,** 12 Gesätze.
Was soll dein freundlich Blinken?
Verf. Theodor Körner 1813. Weise von K. M. v. Weber 1814.
Jungbauer, Bibl. Nr. 1627.

5. **Ei Mädchen vom Lande, wie bist du so schön,** 3 Gesätze.
So hab ich im Städtchen noch keine gesehn.
Verf. J. W. L. Gleim 1794. Volksweise (John Meier, Kunstlieder im Volksmunde Nr. 66).
Weltkriegs-Liedersammlung S. 364.

Digitalisiert von Google

6. **Es ritten drei Uhlanen** 5 Gesätze zu
Wohl übern grünen Rhein. 12 Zeilen.
Verf. u. Komponist unbekannt. Stammt dem Wortlaut nach aus der Zeit 1870/71; aus dem Reiche übernommen.

7. **Es war ein Knab gezogen** 5 Gesätze.
Weit in die Welt hinaus.
Verf.? Weise von Eugen Süß (Dr. W. Werckmeister, Vaterländisches Volkslied S. 263).

8. **Frisch auf, zum fröhlichen Jagen,** 5 Gesätze.
Es ist nun an der Zeit.
Verf. Friedrich Fouqué 1813.
Weltkriegs-Liedersammlung S. 132.

9. **Hinaus in die Ferne mit lautem Hörnerklang,** 4 Gesätze.
Die Stimme erhebet zu freudigem Gesang.
Verf. u. Komponist A. Methfessel 1813.
Jungbauer, Bibl. Nr. 1714.
Angenetter-Blümml S. 60, 146.

10. **Horch, was kommt von draußen rein,** 5 Gesätze.
Holla hi, holla ho.
Verfasser unbekannt. Nach 1800.
Jungbauer, Bibl. Nr. 1719.

11. **Ich bete an die Macht der Liebe,** 3 Gesätze.
Die sich in Jesu offenbart.
Verfasser Gerhard Tersteegen. Weise D. St. Bortnianskys.
Weltkriegs-Liedersammlung S. 636.

12. **I bitt, Herr Hauptmann, bitt gar schön,** 6 Gesätze.
Gehn S', lassen S' mich auf Urlaub gehn.
Verfasser Josef Nuessl, Wien, nach 1850.
Soldaten-Liederbuch IR. 75 (deutsch und tschechisch) S. 37.
Angenetter-Blümml S. 61, 146.
Kutscher S. 65.
Der ursprüngliche Wortlaut bezog sich auf das Wiener Regiment Deutschmeister. Er wurde auf fliegenden Blättern aus Wien und Steyr (bei Michael Haas) verbreitet. Die Weise ist im geraden (Thierer. Heimatsang Nr. 95; John, Erzgebirge Nr. 196) und im ungeraden Takt anzutreffen (Marriage, Badische Pfalz Nr. 258; Moll, Tyroler Bauerntänze II: Urlauber-Walzer).
Zum Text sei folgende Stelle erwähnt:

Zum Rapport: Herr Hauptmann, bitte,
Gern auf Urlaub möcht' ich gehn.
Ja, den Urlaub sollst du haben,
Doch kehr' wieder als braver Soldat ...

(Mussolini, Mein Kriegstagebuch, Übersetzung von Corti, S. 122. — Im April 1916 von italienischen Soldaten gesungen.)

13. **Ich hatt einen Kameraden,** 3 Gesätze.
Einen bessern findst du nit.
Verfasser Ludwig Uhland 1809. Weise von Friedr. Silcher.

Digitalisiert von Google

Jungbauer, Bibl. Nr. 1736.
Soldaten-Liederbuch JR. 75, S. 26 (deutsch u. tschechisch).
Kutscher S. 72.

14. **Ich hatt einen Kameraden,** 3 Gesätze.
mit Kehrreim Gloria, Viktoria.
Baumgartner S. 3; 137.
Kutscher S. 155. Literatur: Künzig, Lieder der Badischen Soldaten S. 201.

15. **Im schönsten Wiesengrunde** 3 Gesätze.
Ist meiner Heimat Haus.
Verfasser W. Ganzhorn, um 1850. Volksweise.
Jungbauer, Bibl. Nr. 1759.

16. **Kameraden, halts enk fest zusamm,**
Wir ziehn hinaus in Gottes Nam'.
Text zum Radetzky-Marsch. Komp. von Johann Strauß Vater.
Weltkriegs-Liedersammlung S. 581.
Dieter, Soldaten-Liederbuch, Salzburg 1897.
Kutscher S. 171.

17. **Morgenrot, Morgenrot,** 4 Gesätze.
Leuchtest mir zum frühen Tod.
Verfasser W. Hauff 1824. Volksweise.
Jungbauer, Bibl. Nr. 1818.
Soldaten-Liederbuch JR. 75, S. 40 (deutsch u. tschechisch).
Angenetter-Blümml, S. 84, 152.

18. **Muß i denn, muß i denn zum Städtele naus,** 3 Gesätze.
Städtele naus und du, mein Schatz, bleibst hier.
1. Ges. Volkslied, 2. u. 3. Verf. H. Wagner 1824.
Jungbauer, Bibl. Nr. 1820.
Soldaten-Liederbuch JR. 75, S. 41 (deutsch u. tschechisch).

19. **Nun ade, du mein lieb Heimatland,** 3 Gesätze.
Lieb Heimatland, ade!
Verfasser A. Tisselhof 1851. Volksweise.
Jungbauer, Bibl. Nr. 1832.

20. **O Deutschland hoch in Ehren,** 3 Gesätze.
Du heilges Land der Treu.
Verfasser L. Bauer 1859. Weise H. A. Pierson.
Jungbauer, Bibl. Nr. 1838.
Kutscher S. 108.

21. **Schon glänzt des Mondes Licht** 4 Gesätze.
Am Himmelsbogen.
Nach dem italienischen Lied „Santa Lucia".

22. **Steh ich in finstrer Mitternacht** 6 Gesätze.
So einsam auf der stillen Wacht.
Verfasser W. Hauff 1824. Volksweise.
Jungbauer, Bibl. Nr. 1875.

Digitalisiert von Google

Soldaten-Liederbuch JR. 75, S. 39 (deutsch u. tschechisch).
Angenetter-Blümml S. 94, 156.
Kutscher S. 127.

23. **Stimmt an mit hellem hohen Klang,** 5 Gesätze.
Stimmt an das Lied der Lieder.
Verfasser M. Claudius 1772. Weise A. Methfessel 1818.
Jungbauer, Bibl. 1878.

24. **Stürmisch die Nacht und die See geht hoch,** 2 Gesätze.
Tapfer noch kämpft das Schiff.
„Seemanns-Los".
Weltkriegs-Liedersammlung S. 304. Verf. nicht genannt, Komp. von H. W. Petrie-Martell.

25. **Vater, ich rufe dich!** 6 Gesätze.
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze.
Verfasser Theodor Körner 1813. Weise von Himmel.
Soldaten-Liederbuch JR. 75, S. 12 (deutsch u. tschechisch).
Dieses Lied wurde während des Weltkrieges beim Abmarsch der 74er-Marschkompagnien am Ringplatz zu Kaaden (nebst dem Kde domov muj) von der Musik gespielt.

26. **Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!** 5 Gesätze.
Es reitet der Herr Feldmarschall im fliegenden Braus.
Verfasser E. M. Arndt 1813. Volksweise.
Weltkriegs-Liedersammlung S. 311.

27. **Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?** 3 Gesätze.
Hör's näher und näher brausen.
Verfasser Th. Körner 1813. Weise von K. M. v. Weber.
Jungbauer, Bibl. Nr. 1919.

28. **Weh, daß wir scheiden müssen!** 3 Gesätze.
Laß dich noch einmal küssen.
Verfasser Gottfried Kinkel. Volksweise.
Angenetter-Blümml. S. 110, 159.

29. **Wie ein stolzer Adler** 5 Gesätze.
Schwingt sich auf das Lied.
4. und 5. Gesätz Parodie (Unsere Katz hat Junge; An der blauen Donau).
Verfasser Heinr. Schütz. Weise von Ludwig Spohr.
Angenetter-Blümml. S. 119, 162.
Kutscher S. 140.

30. **Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd,** 4 Gesätze.
Ins Feld, in die Freiheit gezogen.
Verfasser Fr. Schiller. Weise von J. Zahn.
Jungbauer, Bibl. Nr. 1969.

31. **Zu Mantua in Banden der treue Hofer war,** 5 Gesätze.
Zu Mantua dem Tode (!) führt ihn der Feinde Schar.
Verfasser J. Mosen 1831. Weise von L. Knebelsberger.
Jungbauer, Bibl. Nr. 1979.
Soldaten-Liederbuch JR. 75, S. 17 (deutsch u. tschechisch).

Digitalisiert von Google

Gruppe III: Kriegslieder 1914—1918

1. **Auf denn zum heilgen Krieg,** 3 Gesätze zu
Frisch auf zum Kampf und Sieg. 7 Zeilen.
Weltkriegs-Liedersammlung S. 94. 3 Ges.
Kein Verfasser genannt. Weise dort: Heil dir im Siegerkranz.

2. **Deutsche in der Welt voran,** 3 Gesätze zu
Daß sie deutsches Wesen achte. 5 Zeilen.
?

3. **Es zieht eine Fahne vor uns her, herrliche Fahne!** 3 Gesätze zu
Es geht ein Glanz von Gewehr zu Gewehr, Glanz um die Fahne. 8 Zeilen.
Weltkriegs-Liedersammlung S. 57. 3 Ges.
Verfasser Richard Dehmel.

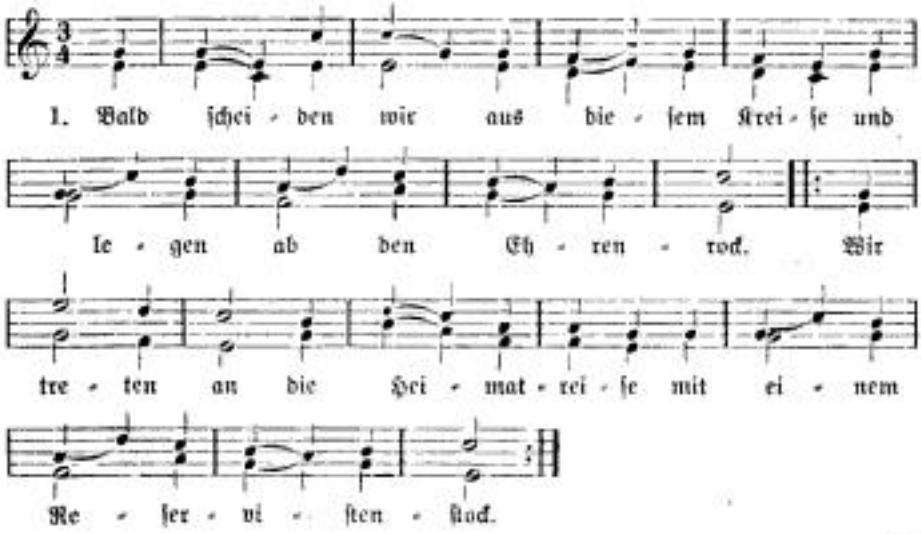
4. **Mein Schatz, es ist schon lange her,** 2 Gesätze zu
Seit Abschied wir genommen. 10 Zeilen.
(Karpathenlied.)
Vgl. Musikbeispiele Nr. 3.

5. **Wir traben durch die stille Welt.** 3 Gesätze zu
Wohin? Wohin? Ins Feld, ins Feld. 6 Zeilen.
Weltkriegs-Liedersammlung S. 337. 3 Ges.
Verfasser Paul Warncke. — Die beim JR. 74 aufgezeichnete Weise ist typisch kunstmäßig in Moll.

Anhang:
Einige Texte zu militärischen Signalen

Vgl. Musikbeispiele Nr. 4. — Literatur für Österreich: Angenetter-Blümml S. 124 f., 163; für das Deutsche Reich: J. Volte. Ztschr. f. Volkskde. Neue Folge II (1930) S.

Musikbeispiele:
Nr. 1. Reservistenlied



Digitalisiert von Google

2. Geschlossen geht es aus dem Tore
Zum letztenmal vergnügt hinaus;
Die Mütze sitzt uns auf dem Ohre
Und keine Waffe schmückt uns aus.

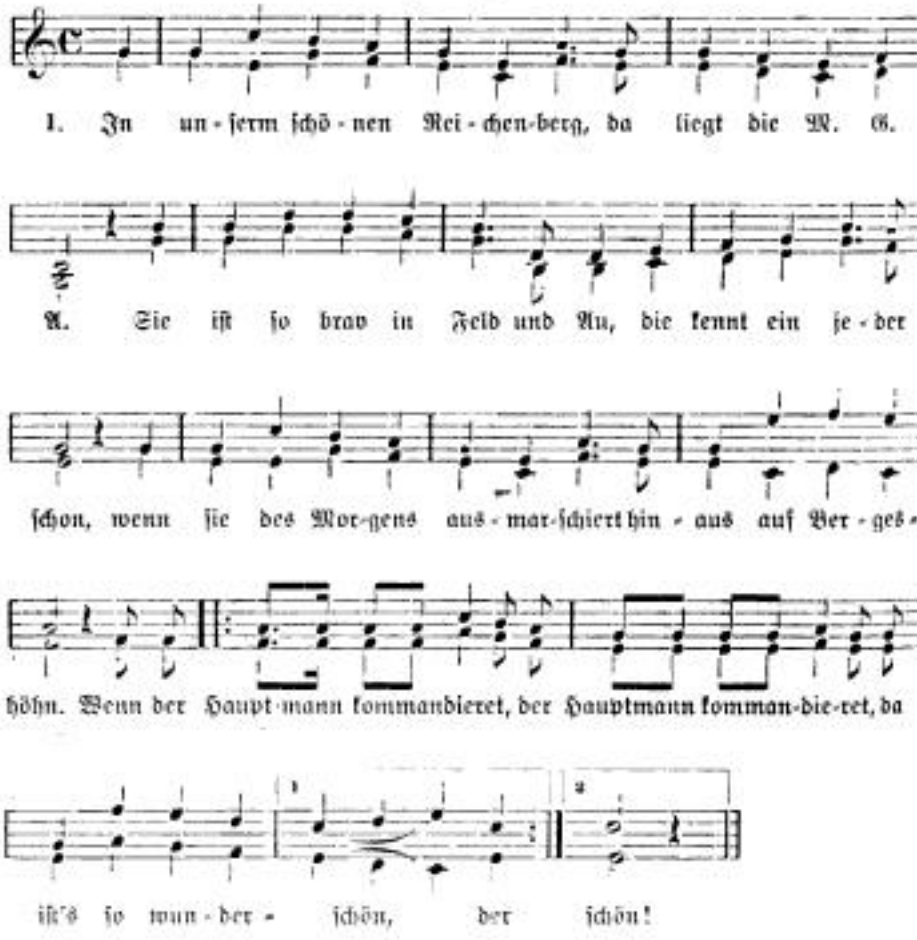
3. Leb wohl, du liebe Kompagnie,
Leb wohl, mein altes Regiment.
Das Herz uns jetzt zur Heimat ziehet,
Denn unsre Dienstzeit ist zu End.

4. Nun lebet wohl, ihr hübschen Mädchen,
Lebt alle, alle herzlich wohl!
Leb wohl, du altes, schönes Städtchen,
Von dir ziehen wir sehr trübevoll.

5. Seid guten Muts, ihr Kameraden,
Die ihr noch länger dienen müßt!
Zu euch wird man ja auch bald sagen:
Seht dort den jungen Reservist!

6. Doch dien' ich meinem Kaiser fort
Zu Haus als treuer Reservist.
Will zeigen stets durch Tat und Wort,
Was echte Kaisertreue ist.

Nr. 2. Reichenberger MGA.-Lied[1])



[1]) M. G. A. = Maschinen-Gewehr-Abteilung.

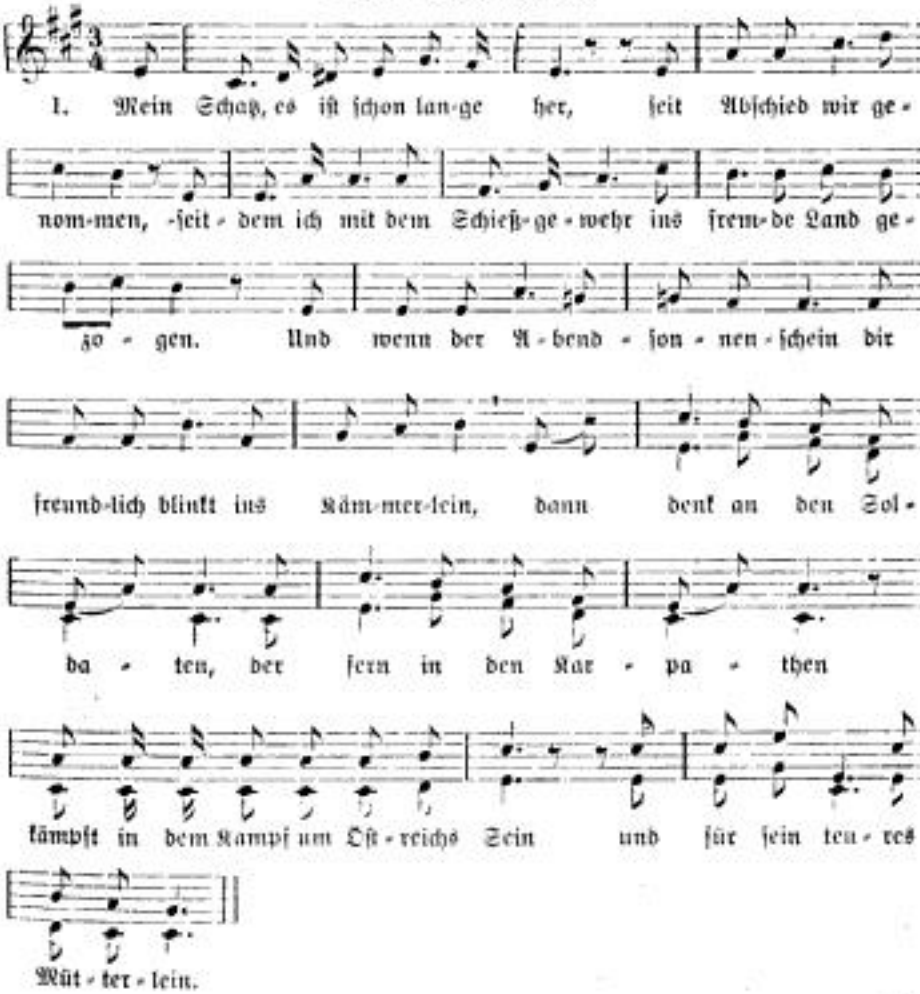
Digitalisiert von Google

2. Da steht so manches Mägdelein
Und schaut mit frohem Sinn,
Denn in der schönen M. G. A.
Ist auch ihr Liebster drin.
Den ehrt sie sehr, dem ist sie treu,
Dem ist sie gar so gut.
Nichts Schönres gibts, sie bleibt dabei,
Als das Maschinisten-Blut!

3. Im Volksgarten ists wunderschön,
Das muß ein jeder sagen.
Da kann man viel Maschinisten sehn
Mit Sternlein auf dem Kragen,
Ein hübsches Mägdelein am Arm,
Ein freundliches Gesicht dazu;
Dann ziehen beide fröhlich
Dem stillen Plätzchen zu.

4. O du mein schönes Reichenberg,
Dir bin ich gar so gut,
Und wenn ich einst von dannen zieh',
Dann schwenk' ich meinen Hut.
Mit Stolz blick' ich auf dieser Welt
Auf die M. G. A. mit voller Freud',
Denn unser Hauptmann hat,
Fürwahr nur brave Leut!

Nr. 3. Karpathenlied

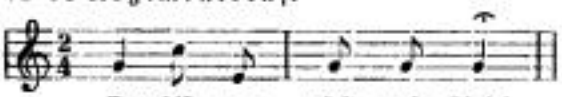


Digitalisiert von Google

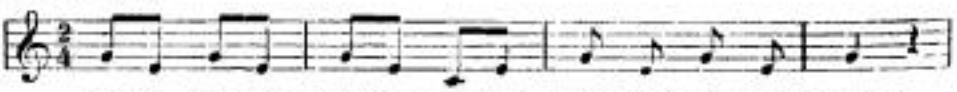
2. Mein Schatz, siehst du ein kühles Grab,
An dem die Weiber klagen,
So trockne dir die Tränen ab,
Denn Leid muß man still ertragen.
Und wenn der holde Friede bricht (?)
Es auf den Zweigen grünt und blüht,
Dann denk an den Soldaten . . .

Nr. 4. Texte zu militärischen Signalen

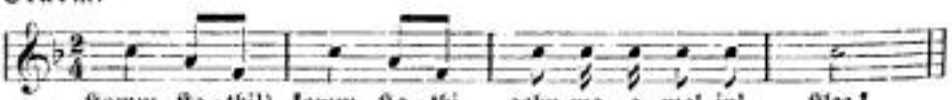
74-er Regimentsruf:



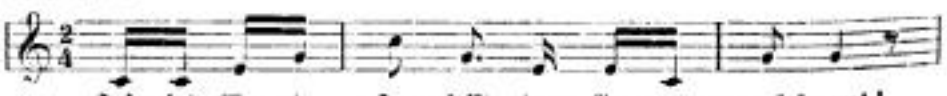
Kavallerie:

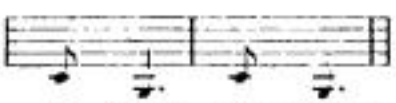


Sturm:



General:





K. R. Fischer und A. Wesselski — Ehrendoktoren

Mit Befriedigung können wir die hohe Auszeichnung, welche diesen zwei Männern gerade in dem Jahre, in welchem sie ihr 60. Geburtsfest feierten, durch die Verleihung des Ehrendoktorates von seiten der Philosophischen Fakultät der Deutschen Universität in Prag zuteil wurde, auch als eine Anerkennung ihrer Leistungen auf volkskundlichem Gebiete ansehen.

[1]) Katharina. [2]) Jesus, Maria und Josef.

Digitalisiert von Google

Karl R. Fiſcher wurde am 16. Juli 1871 zu Wieſenthal a. R. geboren, beſuchte die Lehrerbildungsanſtalt in Leitmeritz und wirkte ſeit

Karl R. Fiſcher

1899 als Lehrer in Gablonz a. R., wo ihn das Vertrauen ſeiner Mitbürger im Jahre 1918 auf die verantwortungsvolle Stelle des Bürgermeiſters berief, die er bis heute einnimmt. Damit eröffnete ſich ihm ein weites Wirkungsfeld, auf dem er ſich in der fruchtbarſten Weiſe in Wort, Schrift

Digitalisiert von Google

und Werk betätigte. Neben der Förderung des heimischen Gewerbes und insbesondere der Glasindustrie, die in der Fachschule für Kunstgewerbe in Gablonz a. N. eine wegweisende Anstalt besitzen, neben der Förderung der Stadt Gablonz selbst, die unter Fischers Leitung zu einem vorbildlichen Gemeinwesen aufblühte, bekundete Fischer jederzeit Sinn und Verständnis für Kunst und Wissenschaft. Er ist Gründer und Obmann der G. Leutelt-Gesellschaft, ihm verdanken viele heimische Dichter, Maler und Bildhauer tatkräftigste Unterstützung, unter ihm hob sich das Gablonzer Theater, wurde das Städtische Museum ausgestaltet und die Stadtbücherei in einer musterhaften Weise ausgebaut. Mit besonderer Liebe und Umsicht ist Fischer auf dem Gebiete der Volksbildung tätig. Vor allem fanden die volkstümlichen Hochschulkurse an ihm einen wertvollen Mitarbeiter. Auf seine Veranlassung finden jedes zweite Jahr in Gablonz Hochschulwochen statt, durch die sich ein engeres Band zwischen dieser geistig regen Stadt und den deutschen Hochschulen Prags gebildet hat, deren Studentenfürsorge in Gablonz auf stete Unterstützung rechnen kann.

Die wissenschaftlichen Arbeiten Fischers gehören teils der geschichtlichen, teils der volks- und heimatkundlichen Forschung an. Namentlich für die Geschichte der böhmischen Glasindustrie hat er wertvolle Beiträge geliefert, die in verschiedenen Zeitschriften erschienen sind. Einer Familie, die in der Entwicklung der nordböhmischen Glaserzeugung eine große Rolle gespielt hat, ist die Monographie gewidmet: Die Schürer von Waldheim. Beiträge zur Geschichte eines Glasmachergeschlechtes. Prag 1924. Zahlreich sind die volkskundlichen Veröffentlichungen Fischers; sie werden in der eben im Druck befindlichen 2. Auflage von Hauffens „Bibliographie der deutschen Volkskunde in Böhmen" angeführt. Hier sei bloß das Hauptwerk genannt, die ausgezeichnete Schrift: Doktor Kittel, der nordböhmische Faust. Gablonz 1924.

Albert Wesselski wurde am 3. September 1871 in Wien geboren, besuchte von 1888 an die Universität und von 1892 an die Technische Hochschule in Wien. Zuerst wirkte er als Ingenieur im steiermärkischen Landesdienste, fand aber darin wenig Befriedigung und wandte sich der Journalistik und wissenschaftlicher Tätigkeit zu. Er war als Schriftleiter von Zeitungen in Tetschen a. E., Salzburg, Innsbruck und Prag tätig und ist seit 1918 Hauptschriftleiter der Deutschen Zeitung Bohemia. Seine umfassende wissenschaftliche Arbeit liegt hauptsächlich auf dem Gebiete der vergleichenden Literaturkunde mit besonderer Bevorzugung der vergleichenden Motivforschung beim Märchen, Schwank und Sage. Wesselski, der sich auch als Übersetzer und Herausgeber von Werken, die sich stets durch gründliche wissenschaftliche Einleitungen und Anmerkungen auszeichnen, hohe Verdienste erworben hat, hat neben vielen Aufsätzen in Zeitschriften bisher eine lange Reihe von Büchern veröffentlicht, von welchen wir bloß die folgenden hervorheben: Heinrich Bebels Schwänke (2 Bände, 1907). Mönchslatein (1909). Narren, Gaukler und Volkslieblinge (5 Bände, 1910, 1911, 1920). Italienischer Volks- und Herrenwitz (1912). Deutsche Schwänke (1914). Das lachende Buch (1915). Flämische Volkslieder (1917). Die Legende um Dante (1921). Dante-Novellen (1924). Märchen des Mittel-

Digitalisiert von Google

alters (1925). Erlesenes (1928). Angelo Polizianos Tagebuch (1929). Von Aufsätzen in Zeitschriften seien bloß aus den letzten Jahren erwähnt: Christus und Buddha als Schlangenbeschwörer (Hochschulwissen 1927). Der

Albert Wesselski

Müller von Sanssouci (Mitteilungen des Vereins für Geschichte Berlins 1927). Der Gott außer Funktion (Archiv orientální 1929, wo noch weitere Beiträge erschienen sind). Der säugende Finger und Das Totbeten in unserer Zeitschrift, endlich die gehaltvolle Untersuchung „Der Knabenkönig und das kluge Mädchen", die als 1. Beiheft unserer Zeitschrift erschienen ist.

Fischer und Wesselski sind korrespondierende Mitglieder der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowakische

Digitalisiert von Google

Republik. Mit der Verleihung des Ehrendoktorates an diese zwei Männer hat die Deutsche Universität in Prag zugleich zwei für das geistige und kulturelle Leben wichtige Berufskreise geehrt, den Journalisten, der zuweilen entscheidend in die Entwicklung eingreift, und den Lehrer, der die Grundlagen für die gesamte Volksbildung schafft und der auf sudetendeutschem Boden stets bewiesen hat, daß er über sein engeres Berufsleben hinaus auch an allen Fragen der Öffentlichkeit, der Kunst und Wissenschaft und nicht zuletzt auch der Volkskunde regsten Anteil nimmt.

Die ungetreue Schwester

Märchen aus Glaserhau in der Kremnitzer Sprachinsel, Slowakei, aufgezeichnet von Alfred **Karasek-Langer.**

Es waren einmal zwei arme Leute und haben zwei Kinder gehabt, und da war nichts zu essen und zu beißen. Jetzt haben die Eltern gesagt: „Liebe Kinder, probierts weiter, wo vielleicht wird euch der liebe Gott was geben zu essen! Zu Haus haben wir nichts und weniger könnts ihr nicht kriegen!" Die Kinder waren Mädel und Bub, nahmen sich ihr Pinkel (= Bündel) zusammen, ihre Kleider, und machen sich eine Reise, gehen halt weg von zu Hause. Sie sind gegangen durch einen großen Wald, sind nicht ganz durchgegangen, und wie sie sind kommen zur Nacht, da war schon sehr dunkel, haben sie gesehen eine Rauberhöhle, sie haben gedacht, das ist ein Dorf. No jetzt haben sie gesehen, das ist eine Rauberhöhle: „No, was jetzt machen? Jetzt ist Nacht, wir werden auf einen Baum heraufkriechen!" Auf dem Baum ist das Mädel eingeschlafen, der Bursch hat gewartet, hat nicht können schlafen, was sich dort tut. In der Nacht kommen die Räuber, es waren zwölf, und sie sagen zueinander: „No, jetzt machen wir gut zu und schauen wir sich um, daß uns niemand zuschaut! Sieben Jahre gehen wir weg und bis sieben Jahre darf uns niemand da was wegtragen!" Bevor sie sind weggegangen, haben sie mit einer Ruten auf die Tür hingehaut, und wie der hat hingehaut, ist die Tür zugegangen. Dann haben sie die Rute vergraben im Laub.

Wie sie schon waren weg, hat der Bub die Schwester aufgeweckt, er hat gesagt, sie werden dort hingehen und was holen. Der Bub hat gewußt, wo die Rute ist, hat sie genommen, auf die Tür gehaut und die ist aufgegangen. Die Rute haben sie mit hinein genommen. Jetzt haben sie sich dort schon umgeschaut, es waren viele Zimmer, Fleisch, Geld und alles mögliche von allem. Dort waren ein paar Kufen voll Fleisch und der Bub war froh: „Jetzt wird es uns schon gut sein, bis sieben Jahre, bis die da sein, die können jetzt nicht herein!" Sie haben dort gegessen und gelebt. Wie es halt schon war, der Bub nimmt sich ein Gewehr und geht auf die Jagd. Er ist herumspaziert im Wald, probieren, welcher Säbel gut ist, was gut schneidet.

Dann ist er halt mehrmal gegangen auf die Jagd und hat Wild gebracht. Auf einmal begegnet ihm ein Bär auf einer Wiesen und er will schießen auf den Bär. Der sagt aber: „Du mein Knecht (= Bursch) nicht

Digitalisiert von Google

schießen auf mich, ich werde dir einmal eine Hilfe geben!" Er geht zu ihm und der Bär gibt ihm ein Pfeifel: „Wenn du wirst pfeifen mit dem, auch wenn du bist verschlossen und es ist eine Eisentür, so komm ich durchgebrochen und werd dir helfen!" So ist er wieder weiter. Er hat aber seiner Schwester nichts gesagt, daß er hat so ein Pfeifel. Später geht er wieder, begegnet ihm ein Wolf. Der sagt: „Mein Knecht, nicht schieß auf mich, ich werde dir einmal eine Hilfe sein!" und er gibt ihm wieder so ein Pfeifel. Der hat sich das wieder ins Sackel gesteckt und dann ist er halt noch so rumgegangen und geht wieder nach Haus. Jetzt hat er schon zwei gehabt. Seine Schwester hat schon alles hergerichtet gehabt und da haben sie halt gegessen. Später geht er wieder auf die Jagd und da begegnet ihm ein Wildschwein. Das hat er wieder wollen schießen, das hat wieder so, nämlich wie die andern zwei, gesagt: „Tu nicht schießen, ich werde dir einmal eine Hilfe sein!" und gibt ihm wieder ein Pfeifel. Seiner Schwester hat er aber nichts gesagt auch davon.

Über die Zeit ist zugekommen, daß die Räuber sind zurückgekommen. Der Bursch hat schon mit seiner Schwester sich besprochen: „Du, jetzt können sie nicht rein, jetzt haben wir die Rute. Jetzt müssen sie sich ein Loch graben und ich werd die Köpfen weghauen, und du wirst sie nehmen und in die Kufen, wo das Fleisch drinnen war, hineinhauen!" No, und so haben sie es auch gemacht. Wie die Räuber gekommen sind, haben sie ein Loch gemacht und haben müssen dort hinein und der Meister ist auf zuletzt geblieben. Allen hat der können die Köpfe weghauen, dem Meister schon nicht. Den hat er nur ein bissel da (zeigt auf das Hinterhaupt) abgeköpft und die Schwester war so stark und hat ihn auch dort hineingeworfen in die Kufen, aber sie hat eine Spalte offen gelassen, daß er hat atmen können. Jetzt war aber der Bruder schon müde vom Köpfen und hat sich ein bißl abgerastet. Die Schwester ist schon hingegangen und der Räuber hat gesagt: „Beim neunten Baum ist so ein Kräutig, und von dort wirst du es nehmen und mir am Kopf geben, und da wird es schon gut!" Das war a fescher Kerl, der Räuber, und da hat die Schwester schon mit ihm verkehrt, dem Bruder hat sie nichts gesagt.

No, den zweiten Tag geht der Bruder auf die Jagd. Jetzt haben die zwei sich besprochen. Sie hat ihm zuerst zu essen gegeben und dann haben sie besprochen, sie soll gehen zu dem und dem Baum, dort ist so ein Kräutig, und von dem soll sie bringen und kochen und ein Bad machen. Und soll sagen zu dem Bruder: „Du bist schon schmutzig, heut kannst du dich ein bissel baden!" Aber der Bruder war nicht so neugierig zum Baden: „Aber ich wasch mich ja jede Früh, was soll ich mich abbaden!" Den ersten Tag hat er sich nicht gebadet. Den andern Tag hat sie wieder ein Bad gemacht. Jetzt hat sie gesagt, es graust ihr schon, er wird sich doch baden. Nun der liebe Bruder hat sich einmal zusammengepackt und geht ins Bad und die Schwester geht den Räubermeister herauslassen. Der kommt über den Bruder: „No, jetzt hab ich dich, was meine Brüder hat umgebracht!" Der hat sich aber nicht können wehren, das war so ein Bad, das schwach macht. Jetzt sagt der Räuber: „Ich geb dir noch eine halbe Stunde frei, jetzt kannst machen, was du willst", er hat ihn noch nicht gleich hingemacht.

Digitalisiert von Google

„jetzt kannst pfeifen, spielen, was du willst!“ Der Bruder sagt: „Ach, zu Haus hab ich einmal Lämmer geweidet, da hab ich mir so ein Pfeifel gemacht, das soll man mir herbringen und ich will darauf pfeifen.“ Die Schwester ist schon geloffen und hat ihm das gebracht, und er hat sich diese drei Pfeifel alle drei zusammen im Mund genommen und macht einen Pfiff. Da sind diese drei Wilde gekommen geloffen und haben den Räuber gepackt und gehalten. Das Schwein ist gleich geloffen um solche Kräuter, und das haben sie ihm gehalten unter die Nase, und der Mensch ist gleich so geworden, wie er früher war. Wie er gesund war, den Räubermeister haben die Tiere gleich zerrissen gehabt, da haben sie ihn gefragt: „Was soll man mit der Schwester machen?“ Sagt er: „Die Schwester werdet ihr nicht umbringen, aber ich werd ihr so ein Urteil geben, wird sie das aushalten, gut, so nicht, wird sie halt dort sterben!“ Hat er sie in den Koffer hinein, wo die Räuber drinnen waren, und hat gesagt: „Wenn du das hast aufgegessen, werd ich dich abholen!“ Er hat ihr soviel Luft gelassen, daß sie nicht erstickt.

No, jetzt hat er sich zusammen mit diese drei Viecher satt gegessen, nach dem sind sie gereist weg. Hat er gehabt einen Säbel mit. So sind sie durch den Wald durchgekommen und sind vorm Wald hingekommen, und dort waren Erdäpfel, und hat er geschaut, dort war auch eine weite Stadt. Da sind schon diese Viecher gangen Erdäpfel auswühlen und Holz nehmen, und haben sich Erdäpfel gebraten und gegessen, und sind in die Stadt. Aber sie haben schwarze Fahnen in der Stadt gesehen und haben sich gewundert, was das Neues ist. No, sind sie hin in die Stadt und haben gefragt, was sie dort haben eine Traurigkeit. Da hat man ihnen gesagt: da ist ein Drache mit sechs Köpfen, der zieht sich das Wasser zu, und da haben sie kein Wasser. Und wenn sie ihm keinen Menschen zu fressen geben, bekommen sie kein Wasser. Dann sagte ihnen der Bursch, man soll ihm das zeigen, vielleicht wird er sie behelfen. Und da hat man ihm gezeigt das Loch, wo der sich schon drinnen tut aufhalten, der Drache, und er ist hingegangen mit die drei Viecher und ist hinein in das Loch. Wie der hat gehört, daß schon jemand dort rumrampelt, sagte der Drach: „No kommt schon wer, ich wart schon lang auf dich!“ Der Bursch ist hinein in das Loch mit die drei Viecher und hat dem Drachen die Hand gegeben. Der Drach hat ihm aber die Hand sehr zusammengequetscht. Die Viecher haben ihn aber gehalten und er hat dem Drachen die drei Köpfe abgehauen.

Dann sind sie hinein ins Dorf und man hat sie gerufen in den Pfarrhof, aber diese Viecher hat man nicht wollen hereinlassen in die Pfarrei. Er hat gesagt, wenn die Viecher nicht reinkommen, so kommt er auch nicht, so hat man sie mitgenommen. Man hat ihm geben wollen Geld, aber er hat selbst genug gehabt. Dann hat er zu essen und zu trinken bekommen, auch die Viecher, ein jedes seine Portion hat gegessen wie er. Wie sie fattgegessen waren und getrunken: „No gut, gehen wir weiter!“ Geld hat er nicht wollen nehmen, no, ist er so gereist.

Endlich trifft er wieder so a Traurigkeit. Da sehen sie, daß die Fahnen sind ausgesteckt schwarz und da fragt er, was das Neues ist. Ein Drach mit zwölf Köpfen und die ziehn das Wasser zu, daß man nirgend nichts hat.

Digitalisiert von Google

da muß man dem Drach geben Menschen zum Essen. No, ihm soll man das zeigen, wo ist das. Sagt man ihm, wo der Drach ist, man wird ihm schon das Loch zeigen in der Erden, wo der drinnen steckt. Aber er soll nicht hin, er wird ihn auch fressen, der Drach. Man soll ihm nur das zeigen! So hat man ihm das Loch gezeigt und er ist schon hin mit seine Viecher, in das Loch hinein. Dem Drach dort hat er aber nicht mehr die Hand gereicht, die Viecher haben ihn gleich gepackt von der Seiten und er hat angefangen, die Köpfe abzuhaun. Das Schwein hat sie schon zerbissen, daß sie nichts haben können anwachsen mehr. Wie er fertig war, ist er heraus. Jetzt hat man ihn gerufen in ein besseres Lokal, hat ihm Geld gegeben, so viel er hat wollen, er hat aber sehr wenig genommen, hat nicht brauchen, genug gehabt. Dort haben sie wieder eine Mahlzeit gemacht, ein Gegesse und Getrinke, und das Wasser ist geflossen aus allen Quellen.

No, jetzt gehen sie wieder ein Stückl Weg, jetzt kommt aber der Königskutscher mit der Königstochter und so schwarz angezogen, schwarz gekleidet und schwarz alles. Der fragt: „Was ist denn los, was seid ihr so traurig!" Die Königstochter: „Heut ist mein letztes Ende, wir haben einen Drach mit 18 Köpfe, der tut uns alles Wasser wegnehmen aus der Stadt, und damit wir nicht kein Wasser haben, muß ihm jeder eine Person dorthin schicken, daß er hat zu fressen. Jetzt ist auf mir das Los!" Da sagt er zu ihr: „Sie geben mir einen halben Ring und vom Sacktüchel die Hälfte, jetzt geh ich mich lassen an ihrer Stelle fressen und sie fahren zu Haus!" No, jetzt sind die dort hingegangen zu dem Loch und der Kutscher ist zu Haus gefahren. Aber was macht der Kutscher, wie er ist zurückgefahren? Es ist dort eine große Brücke, hoch, nur Wasser war keines, solang der Drach sich hat aufgehalten. Der Kutscher sagt zur Königstochter, wenn sie nicht sagt, er hat sie erlöst, so schmeißt er sie hinein in die trockene Bach. Sie hat sich beschworen, sie wird sagen, er hat sie erlöst, und so sind sie nach Haus gefahren, die Königstochter nicht so freudig. Da haben sie gleich angestellt ein Gastmahl zum Unterhalten, und jetzt werden sie heiraten, wenn er sie hat erlöst, und die haben zu Haus die Hochzeit fertig gemacht. Der Bursch ist derweil dorthin mit die Viecher, wo der Drach war, und hat schon den Drach mit die 18 Köpfe umgebracht und sie ihm abgehaut, das Schwein hat sie gleich gefressen.

Wie er fertig war, ist er hinaus aus dem Loch und geht halt schön seinen Weg durch die Stadt, und kommt in ein Wirtshaus mit die drei Viecher hinein. Es war ein kleines Wirtshaus und hat sich dort angeschafft etwas zu essen und trinken, fragt den Gastwirt, was da Neues ist. Der sagt: „Heut ist so viel Neues, der Kutscher hat die Königstochter erlöst vom Tode und jetzt haben sie die Hochzeit!" Die Königstochter aber hat sich wenig drinnen unterhalten, die ist mehrstenteils gegangen am Gang, ob der nicht zukommt, was sie hat wirklich befreit. Sie hat keine Freude dabei gehabt und gedacht, er wird schon kommen. Da hat der einen Zettel geschrieben und hat den Bären geschickt mit dem Zettel in den Königshof. Dort ist doch Wache und man läßt niemand herein gehen, aber das Wild ist über die Mauer gesprungen. Die Königstochter hat das gesehen vom Gang, ist gleich heruntergesprungen vom Gang zu dem Bär, hat ihm den

Digitalisiert von Google

Zettel genommen und gelesen, was dort ist. Da war geschrieben, sie soll sofort kommen in den Wirtshaus. No, beim ersten Mal ist sie nicht gegangen, da wartet er ein bissel. Dann schickt er den Wolf mit dem Zettel, sie soll sofort kommen in den Wirtshaus, da geht sie noch nicht. Natürlich hat sie schon spekuliert, was sie schon soll tun, aber hat sich noch nicht bewilligt. Dann wartet er noch eine Zeit und hat das Schwein geschickt mit dem Zettel. Wie sie schon hat das Schwein gesehen kommen, ist sie schon geloffen, hat sich selbst eingespannt ein Paar Pferde, und das Schwein hat sich aufgesetzt am Kutschbock, und sie sind gefahren zusammen in den Wirtshaus.

No jetzt haben sie sich, die Königstochter, der Bursch und die Viecher, wie sie beisammen sind gewest, schon besprochen, wie das ist, was sie machen. Hat sie ihm erzählen müssen, wie sich das hat zugetragen, daß der Kutscher sie hat können machen zu seiner Frau. Dann, weil er hat es jetzt gewußt von der Brücke und dem Schmeißen in die Bach, so hat sich der Bursch einen Zorn gekriegt. Dann ist er schon dort hin, in den Saal, wo die Hochzeit war, geht hinein und stellt sich vor. Die Königstochter hat sich neben ihn gestellt, er zeigt die Sachen heraus, zuerst hat er die Erlaubnis verlangt, und dann hat er verlangt, daß sie soll herzeigen den Ring und das Sacktuch. Da war die Hälfte auf dem und die Hälfte auf dem, und da war nichts vom Kutscher erlöst, sondern von ihm. „Jetzt was machen wir mit dem Kutscher?" Da haben sie ihn wollen zuerst verbrennen, aber dann hat man ihn gerädert und auf jeder Hand und jeden Fuß ein Paar Pferde angespannt und zerrissen. Und nachdem waren die zwei zusammen, die Königstochter mit dem, was die drei Viecher mit hatte, und er ist jetzt König geworden und sie haben die Hochzeit vollendet.

Jetzt haben sie so dort weiter gelebt, er war dort als Prinz, und mit die Viecher ist er immer im Garten gegangen spazieren. Durch diese Zeit hat man ihn aber gefragt, ob er niemand hat zu Haus, keine Eltern oder keine Geschwister. Keine Eltern hat er mehr nicht, die werden schon sein gestorben, aber die Schwester, die hat er. Sie ist in so eine Qual gegeben, ob sie noch wird leben, gut, wenn nicht, so muß sie dort bleiben. So sind sie mit vier Pferden gefahren und seine Frau, die Prinzessin, hat schöne Kleider genommen für seine Schwester mit. Sind sie schon gefahren die Schwester abzuholen, von die Koffer hinaus. Wie sie sind hingekommen, da war aber die Schwester schon ganz wild, so hat sie ausgeschaut von die Leiber, was sie hat gehabt zur Nahrung, und hat schon von ihrer Hand abgegessen gehabt das Fleisch. No, jetzt hat man sie heraus, a Bad gemacht, sie abgewaschen und reine Kleider gegeben, ihre Kleider waren schon abgefault. No, haben sie ihr doch Essen gegeben, haben sich aufgesetzt: „Jetzt fahren wir nach Haus in Königshof!"

Also dort hat man ihr gesagt: „Du brauchst nichts anderes arbeiten, du wirst die Betten machen, Zimmer reinigen, viel arbeiten brauchst du nicht!" Eine Zeit hat sie das gemacht gut und der Bruder ist herausgegangen, herumspazieren mit die Viecher, hat auch manchmal seine Frau nicht mitgenommen, ist allein mit die Viecher herumgegangen und war so kurzsichtig. Wo er sich am Abend hat niedergelegt, hat er sich im Bett so

Digitalisiert von Google

hereingeworfen. Auf einmal, a Zeit war das gut, ſtellt die Schweſter ihm ein Meſſer durch eine Leintuch. Wie er ſich hat ſo hereingeworfen, hat ſich ihm das Meſſer hinten herein und vorn heraus. Die Viecher ſein gleich hin, das Meſſer herausgeriſſen, und der Bär hat das zugehalten, die Löcher mit ſeiner Patzen, und das Schwein iſt ſchon geloffen, hat ſolche Kräuter gebracht, gleich war das verheilt. No, jetzt ſagen dieſe Viecher zu ihm, wie er geſund ſchon war: „Was ſollen wir jetzt mit deiner Schweſter machen? Zwei Mal haben wir dir geholfen, das dritte Mal können wir dir nicht helfen!" Sagt er: „Jetzt werd ich mit ihr Ordnung treffen!" Der laßt von Holz aufſtellen ſo ein Kaſtel, und dort hinein die Schweſter, und das hat man eingebuttert mit Petreol (= Petroleum), und die Schweſter war drinnen, iſt angezündet worden.

No, jetzt war die Schweſter weg, jetzt iſt er mit die Viecher am dritten Tag wieder gegangen hinaus, ſpazieren aus dem Garten, und auf einmal ſagen die Viecher zu ihm: „Lieber Freund, ſo lang haben wir miteinander geweſen, ſo lang haben wir dir geholfen, jetzt tu uns entweder die Köpfe abhacken oder ſonſt werden wir dich töten!" Ihm war leid, ſie zu töten, ihm war es zu ſchwer. „No, wenn du nicht willſt, ſo werden wir halt dich!" Da hat er doch nicht wollen ſich töten laſſen und hat ihnen die Köpfe weggehackt, hat genommen eine Schaufel und ſchaufelt, unten im Garten hat er ein Loch gegraben und hat ſie ſchon beerdigt. Nachdem, daß er ſie beerdigt hat, ſchaut er ſich um im Kaſtell, da ſieht er drei weiße Buben oben. Das waren drei verwunſchene Leute, und er hat ſie erlöſt, und nachdem hat er dort gelebt bis er iſt geſtorben.

Erzählt von dem etwa 60 Jahre alten Bauern Georg Derer, Glaſerhau Nr. 217.

Von Waſſermännern und Feuermännern

Von **Oberlehrer Franz Götz**, Poſchkau

Die Waſſermänner hielten ſich hauptſächlich in den großen Teichen um Poſchkau, namentlich in dem ſogenannten Breiten Teiche, dem Gerohrteiche und den nördlich davon liegenden Teichen zwiſchen Hermsdorf, früher Hermersdorf genannt, und der noch heute beſtehenden Bleiche auf.

Die alten Leute erzählen, daß ſich die Waſſermänner oft Frauen aus dem Dorfe holten und mit ihnen nicht ſelten auch ihre Kinder fortſchleppten. Erkenntlich waren die Waſſermänner meiſtens daran, daß ſie den unterſten Saum ihres Kleides naß hatten. Es lebte hier eine Frau, die mit dem Waſſermann vier Kinder hatte. Er hatte oft am Ufer des Teiches vielfarbige Schnüre ausgeſpannt; wenn man näher kam, um ſie zu holen, verwandelten ſie ſich in ſpinnwebeartige Fäden, auf denen Waſſertropfen hingen. Die Waſſermänner waren eine Art Zwerge, die ſich in verſchiedene Perſonen verwandeln konnten. Sie führten den Vorübergehenden ſo manchen Schabernack auf. Es kam zuweilen auch vor, daß ſie als Wohltäter auftraten. Oft führten ſie die betrunkenen Leute nach Hauſe. Als einmal Anton Schmidt, der Urgroßvater des Jordan Johann (Haus Nr. 22) betrunken in der Nacht aus Bodenſtadt ging und nicht mehr weiter konnte, da trug ihn

Digitalisiert von Google

ein Wassermann bis zum Brechhaus beim Tiergarten auf dem Rücken und ließ ihn dann weiter laufen. Dieser lief dann voll Angst bis nach Hause, ohne sich umzusehen.

Im Wassertümpel bei der Brücke, die von der Bezirksstraße nach Fünfzighuben führt, hielt sich ein Wassermann auf, den immer eine Frau auf dem Rücken tragen mußte. Er hatte einen großen Kopf und trug stets eine grüne Hose und einen grünen Hut. (Erzählt von Jordan Hans.)

Einmal fuhr ein Fuhrmann auf der Straße nach Bodenstadt. Da lief ihm ein Wassermann nach und wollte sich aufsetzen. Der Fuhrmann schlug mit der Peitsche auf ihn los. Voller Zorn rief er ihm nach, daß er in einer Pferdelacke ertrinken werde. Als dann nächsten Sonntag der Fuhrmann in die Kirche zeitlich früh ging, so erschien wieder der Wassermann und drückte ihn in eine Pferdelacke, wo er ertrinken mußte. (Jahn Johann.)

Oft sahen die Leute am Ufer des Breiten Teiches verschiedene Blumen, Wäsche und sonstiges ausgebreitet. Wollten sie sich überzeugen, wessen Wäsche es sei oder die Blumen pflücken, so war alles verschwunden. Dies waren die Wassermänner, die sich so verwandelten, um die Leute zu täuschen. Diese Wassermänner sind verbannte Geister, die oft Leute zum Wasser lockten und sie hineinzogen, wobei viele ertrunken sind.

Wenn man um Mitternacht beim Teiche allein ging, so ist der Wassermann den Leuten „aufgehockt", das heißt, er hat sich ihnen auf die Schulter gesetzt und die Leute mußten ihn tragen. Dabei nahm er die Gestalt eines Hundes an, aber gleich wieder war er ein verkrüppelter Mensch oder nahm sonst eine andere Gestalt an. Da mußten die befallenen Leute folgenden Spruch sagen: „Leck mich am Arsch und ich geh zwischen Stahl und Eisen, ich werde dir Arschlecken gewesen!" Darüber war der Wassermann böse, ist sofort heruntergesprungen und verschwand. Die Leute mußten über diese Last sehr viel schwitzen vor lauter Angst. Das war immer um die zwölfte Stunde zu Mittag oder zu Mitternacht überall bei einem Wasser. (Nach Theresia Schwarz aus Hermsdorf.)

Zu Mittag hat die Magd bei Grohmann Franz (Haus Nr. 2) die Kühe gemolken. Da holte sie der Wassermann vom Melkschemel weg. Als sie von seinem Quartier, dem Wasser, nach Hause gehen wollte, so sagte er zu ihr: „Horch, wie auf Poschkau die Hund heulen!" und da haben gerade die Kirchenglocken geläutet. Die Magd kam aber nicht mehr zurück.

Pulz Franzens Vater (Haus Nr. 20) und Lehnert Josef haben auf dem Stoppelland beim Gerohrteich Schafe gehütet und haben auf dem großen Acker in Fünfzighuben, der heute dem Hornik Franz in Fünfzighuben gehört, eine ganze Reihe schöner seidener Schnüre (Bänder) ausgebreitet gesehen, daneben lagen auch weiße Schnupftüchlein. Lehnert hatte sich eines mitgenommen und zu Hause in die Tischlade aufgehoben. Als er dann in die Kirche gehen und das Tüchlein nehmen wollte, war es verschwunden.

Der Wassermann nimmt oft verschiedene Gestalten an. So geht er als kohlschwarzer Hund an der Seite des Menschen und forscht ihn aus, oder er geht vor ihm nach vorwärts und schaut dabei stets nach rückwärts.

Beim „Pfarrerskreuz" hatte er seine Schnupftüchel gewaschen, war ganz nackt und hatte im Munde eine Pfeife und rauchte. Manchmal war

Digitalisiert von Google

er ganz grün angezogen wie ein Jäger, saß auf dem Wege und hielt eine Reihe buntgefärbter Bänder. Wenn Mädchen vorübergingen, reichte er ihnen dieselben. Griffen sie darnach, so verwandelte sich das Band in einen Frosch, der sofort wegsprang. Gingen die Mädchen beim Breiten Teich vorüber, so hielten sie sich ihre Röcke enge an, weil der Wassermann immer nach ihnen gegriffen hatte und sie ins Wasser ziehen wollte.

Oft hat er schöne Rosen auf dem Teiche schwimmen lassen (Wasserrosen). Wollte sie jemand holen, hat er ihn hineingezogen. Manchmal ist er, als grüner Jäger angezogen, über einen Wassergraben gesprungen und hat dadurch die in der Nähe spielenden Kinder herangelockt. Diese kamen auch und sprangen mit dem Jäger, bis dieser eines von ihnen packte und ins Wasser zog. (Erzählt von der Mutter der 75jährigen Theres Läßler).

Einmal ging Antonia Kretschmer von Winkelsdorf beim Teiche des Schmidt Andreas vorbei. Plötzlich sah sie einen Wassermann, der am Bache allerhand Wäsche aufhängte und ihr zurief: „Komm her!" Sie sprach: „Leck mich am Hintern!" Der Wassermann sprach: „Gingest du nicht zwischen Stahl und Eisen, so möchte ich dir das Hinterlecken geweisen!" (Falzner Josef.)

Auf der Wiese des Herrn Grohmann Franz hatte der Wassermann immer zu Mittag seine Wäsche getrocknet. (Nach Jahn Ernst.)

Früher waren in der Daola, das ist die letzte Talmulde vor Hermsdorf, wenn man von Poschkau geht, Wassermänner. Wenn jemand vorüberging, so haben sie sich aufgehockelt, das heißt, sie haben sich dem Betreffenden auf die Schulter gesetzt. Dort haben sich auch viele Leute verirrt.

Auf der Grenze nach Mittelwald waren auch Wassermänner. Als einmal Josef Hornik von Mittelwald nach Hause fuhr, haben sich ihm die Wassermänner aufgesetzt. Die Pferde konnten nun den Wagen nicht erziehen. Da fing er zu schimpfen an und die Pferde sind dann sofort gegangen. (Nach Hornik Josef.)

Als einst ein Poschkauer Zimmermann von Groß-Dittersdorf über die Daola nach Hause ging, da sprang ihm ein Wassermann auf den Rücken. Am nächsten Tage wiederholte sich dasselbe. Da erfaßte der Zimmermann sein Breitbeil und wollte dem Unholde den Kopf zerspalten. Dabei erschlug er sich aber selbst. (Nach Pulz Amalia.)

Jahn Rudolf aus Hermsdorf ist eines Tages über die Daola nach Poschkau gegangen. Da sah er einen Mann beim Wasser sitzen und dachte, es sei der Wassermann und rief ihm nach: „Wer da?" Er erhielt aber keine Antwort und da wollte er mit dem Gewehr auf ihn schlagen, weil man auf den Wassermann nicht schießen darf. Als er näher kam, sah er, daß es ein alter Herr war. Wenn er geschossen hätte, so würde er ihn erschossen haben.

Ein anderesmal ging er wieder nach Poschkau zur Musik. Als er um 12 Uhr nachts über die Daola nach Hause ging, hörte er ein furchtbares Gekläff eines Hundes, der wie ein Kalb aussah. Seine Zunge und die Augen waren glühend. Er lief über den Weg in den Wald hinein. (Nach Joh. Pollak.)

Digitalisiert von Google

Eine Frau in Poschkau wollte nicht glauben, daß es Wassermänner gäbe. Eines Tages mußte sie recht bald in Leipnik sein, weshalb ihr Mann die Uhr vorschob, damit sie nicht verschlafe. Um drei Uhr stand sie auf und ging gegen Mittelwald zu. Als sie in den Grund kam, kam ihr ein Mann entgegen, sprang ihr auf den Rücken und sie mußte ihn bis nach Mittelwald tragen. In Mittelwald ging sie zu einer Freundin und der Unhold verschwand. Jetzt wußte sie, daß es Wassermänner gäbe und wie schwer ein solcher ist. (Nach Schneider Amalia.)

Einmal ging Olbort Johann nach Mährisch-Weißkirchen. Als er im Grund zum Waldesrande kam, bemerkte er vor sich ein Faß kollern. Dieses kollerte ein Stück des Weges. Dann fiel es in den Bach und zerfiel. Das war der Wassermann.

Eine Magd hatte sonst niemanden in der Welt, als eine alte Muhme, die ein armes Weib war. Eines Tages ging die Magd mit dem Rocken spinnen. Sie hatte sich etwas mehr Flachs mitgenommen, denn sie wollte für die Muhme spinnen. Die Muhme besaß keine Uhr. Die Magd spann halt so lange, bis sie fertig war. Als sie nach Hause ging, sah sie von weitem einen Mann kommen und glaubte, es sei der Nachtwächter „Schramm!"; so hieß nämlich derselbe, und rief ihn. Als der Mann ihre Stimme hörte, rannte er in den Bach. Es war damals Winter und der Bach war zugefroren. Es krachte und die Magd sah, daß der Mann keinen Kopf hatte. Das war der Wassermann. Dies trug sich vor dem Hause Nr. 57 zu, dort, wo die Quelle aus der Erde hervorsprudelt. (Berger Josef.)

Einmal gingen zwei Frauen aus Bodenstadt nach Poschkau. Beim Breiten Teich saß ein Mann, winkte ihnen zu und sagte, sie sollen ihm einen grünen Rosenkranz abkaufen. Sie wollten nicht. Da ließ er sie nicht vorbei. Endlich erfüllten sie ihm den Wunsch und der Wassermann, der es war, ließ sie vorbei.

Der Großvater des Polzer Alois war ein Zimmermann und stammte aus Neueigen. Er arbeitete in Poschkau. Als er eines Tages in der Nacht nach Hause ging, sah er bei einem Kreuzwege drei Männer sitzen, die ihn baten, er solle ihnen den Weg zeigen, weil sie sich verirrt haben. Sie gaben ihm dafür 10 Pfennige. Als sie zu einem Teiche kamen, hörte er ein Geflatter und die drei Männer waren weg. Das schauerte den Großvater; denn diese drei Mäner waren Wassermänner. Am andern Morgen ging er nach Leipnik und kaufte sich etwas für diese 10 Pfennige und bezahlte. Als er dann später in die Tasche griff, waren immer die 10 Pfennige darin. Er erzählte nun den Leuten, woher er das Geld habe und sie sagten ihm, der Wassermann hätte ihm gut den Dienst gezahlt. Sofort warf er das Geldstück weg, aber es war trotzdem noch in seiner Tasche geblieben. Vor Wut steckte er den Rock samt den 10 Pfennigen in den Ofen. Dann erst war er von den 10 Pfennigen befreit. (Nach Polzer Alois.)

Einmal waren zwei Töchter eines Wassermannes bei einer Tanzmusik in Poschkau, dort wo früher die Erbrichterei stand. Sie tanzten schön und waren sehr luftig. Man erkannte sie daran, daß die unteren Fransen ihrer Röcke immer naß waren. Als es 12 Uhr nachts war, sind sie verschwunden und ein Bursche wollte wissen, wohin diese zwei nach Hause gehen werden.

Digitalisiert von Google

Sie riefen ihm zu, er soll sie nach Hause begleiten und so kamen sie bis zum Tümpel auf Schmidt Engelberts Wiese. Dort lauerte schon der alte Wassermann, erfaßte den Jüngling und zog ihn in die Tiefe, wo er ertrank. (Nach Mück Franz.)

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Andere Unholde, die dem abergläubischen Volke viel Angst und Kopfzerbrechen verursachen, sind die sogenannten „Feuermänner". Auch von diesen weiß das Volk die unheimlichsten Geschichten zu erzählen. Sie waren dem Volke nie gut gesinnt und haben ihm viel Schlechtes angetan. Deshalb waren sie sehr gefürchtet.

Die zwei Nachbarn Grohmann Josef und Beier Isidor hatten immer Grenzstreitigkeiten. Weil sie im Leben so uneinig waren, mußten sie nach dem Tode als Feuermänner herumirren. Sie kamen oft auf die Wiese, die zum Hause Nr. 35 gehörte, unter das weidende Vieh und „rempelten" dort die Rinder an. Der Hirt sah nichts, nur die Vorübergehenden. Das hatte sehr oft Theresia Schwarz (Pulz) als sechzehnjähriges Mädel noch in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts aus dem Fenster ihres Elternhauses in Poschkau Nr. 16 gesehen. (Erzählt von Ther. Schwarz.)

Der Nachtwächter Falzner Josef von Poschkau will solche Feuermänner noch im Jahre 1921 beim Niederwalde gesehen haben. In Schmiedsau lebte ein Fuhrmann Jahn Daniel, der öfters nach Poschkau um Klötzer gefahren ist. Einst ist er wieder einmal nach Hause durchgefahren, konnte aber nicht vom Fleck, weil die Feuermänner den Wagen gebremst haben. (Röder Josef.)

Oft geschah es, daß sich der Feuermann jemandem auf den Rücken setzte, wenn er spät in der Nacht nach Hause ging. Wenn ein Geizhals jemandem ein Stück Acker verkaufte, geschah es oft, daß er in der Nacht den Grenzstein zu seinem Vorteile wegsetzte. Derjenige, der das getan hatte, der mußte zur Strafe alle Abende als Feuermann um den versetzten Stein herumlaufen.

Als einmal Schmidt Ignaz von Bodenstadt in der Nacht nach Hause ging, sah er auf dem Fünfzighubner Berg drei Feuermänner herumtanzen. Um sich dieselben von der Nähe anzusehen, ging er hin; da war aber nichts mehr zu sehen. Als er sich entfernte, sah er sie wieder. Dann hörte er schießen. Die Männchen stießen zusammen und verschwanden.

Alte Leute erzählen, daß sich Feuermänner bei der Glashütte und auf dem Lindenauer Berge befunden haben. Im Jahre 1871 hatte man oft ein Licht bei der Windmühle, gleich beim Hause Nr. 31 des Heger Andreas, dann wieder bei der Dorfkirche gesehen.

Einst ging eine Magd spät am Abend um Futter. Als sie fertig war, sah sie in der Ferne Feuermänner. Sie lachte sie aus und lief davon. Bevor sie noch zur Haustür kam, stand schon ein Feuermännchen dort. Sie lief schnell ins Haus, wurde krank und starb bald darauf. (Erzählt von Pulz Amalie.)

Frau Friedrich Anna sah im Jahre 1894 oft Feuermännchen auf der Gemeindewiese, bei der Oberkirche in Bodenstadt und auf dem Milbeser Wege.

Digitalisiert von Google

Einſt gingen zwei Männer aus Groß-Dittersdorf über die Daola bei Hermsdorf nach Poſchkau. Da ſahen ſie am Bache Feuermänner bei einem Feuer ſitzen. Dieſe ließen die zwei Leute nicht früher vorübergehen, als bis ſie ihnen die in Groß-Dittersdorf gekauften Äpfel dort gelaſſen haben. (Pürſchel Joh.)

Einmal ging der alte Nachtwächter und Gemeindebote Mück Franz aus Poſchkau, der in ſeiner freien Zeit Holzfäller war, ziemlich ſpät abend aus dem Oberwalde nach Hauſe. Als er an der am Waldesrande ſtehenden großen Birke vorüberkam, bemerkte er auf derſelben ein Licht, das immer vom Boden bis zum Wipfel ſprang. Je näher er kam, deſto deutlicher erkannte er, daß das Licht eine Geſtalt war. Als er aber bis zu dem Baume kam, um ſich zu überzeugen, was für ein Licht das wäre, iſt die Lichtgeſtalt ganz verſchwunden. (Überliefert von Mück F. ſelbſt.)

Eines Abends ging ein Kvslauer Zimmermann von Poſchkau nach Hauſe. Sooft er bei der „Granz" vorüberging, „huckelte" ihm ein Feuermann auf, das heißt, er ſetzte ſich ihm immer auf die Schulter. Diesmal nahm er ſich vor, ſich von dieſem Plaggeiſte zu befreien. Der Feuermann kam und huckelte ſich wieder auf. Der Zimmermann erfaßte das Beil und wollte den Feuermann hacken. Dabei hackte er ſich aber ſelbſt in den Rücken; denn der Feuermann war, bevor es der Zimmermann bemerkte, heruntergeſprungen und verſchwunden. (Nach Läßler Thereſe.)

Altgermaniſches in den Hochzeitsbräuchen der Wiſchauer Sprachinſel

Von **Dr. Ernſt Hoyer** (Prag)

Es iſt außerordentlich zu begrüßen, wenn die „Sudetendeutſche Zeitſchrift für Volkskunde" dafür ſorgt, daß die in den einzelnen Teilen des deutſchen Siedlungsgebietes der Tſchechoſlowakiſchen Republik heute noch im Schwange ſtehenden Volksbräuche von berufener Hand ſorgſam aufgezeichnet werden. Dadurch wird nicht nur auf das wirkſamſte eingetreten für die Erhaltung dieſer alten, ſchönen und ſinnigen Bräuche, es wird dadurch auch und vor allem der Nachweis ermöglicht, daß dieſe deutſchen „Koloniſten", als ſie vor faſt tauſend Jahren wieder in die von ihnen heute noch bewohnten Gegenden zurückkehrten (vgl. darüber u. a. K. Hampe. Der Zug nach dem Oſten. „Aus Natur und Geiſteswelt", 731. Bd., 1921. S. 11 ff.; Ernſt Hoyer. Das Sprachenrecht des Sachſenſpiegels. Jahrb. d. Vereins f. Geſch. d. Dtſch. i. Bhm., 2. Jg., 1929. S. 5 ff.), ihr altes Recht und ihre angeſtammten Sitten mit ſich brachten und hier durch Hunderte von Jahren lebendig erhielten (vgl. u. a. auch Wilhelm Woſtry, Das Koloniſationsproblem. Mitteilungen d. Vereins f. Geſch. d. Dtſch. in Bhm., 60. Jg., 1.—4. Heft. 1922. beſ. S. 125); ein Zeichen der Kraft und Geſchloſſenheit des Volkskörpers, der da in den Urwäldern und den dünn beſiedelten Sumpf- und Moorgebieten öſtlich der Elbe Ackerbau und Kultur heimiſch werden ließ und Recht und Freiheit den ſchutzlos der Willkür ihrer angeſtammten Herren ausgelieferten Wenden brachte (vgl. Hampe.

Digitalisiert von Google

Der Zug nach dem Osten, S. 26 ff.; Otto Peterka, Rechtsgeschichte der böhmischen Länder, 1. Bd., 1923, S. 60, 61, 65). Es verpflichtet darum in mehr als einer Hinsicht zu ganz besonderem Danke, wenn in dem zuletzt erschienenen Hefte (2./3.) des vierten Jahrganges dieser Zeitschrift (S. 106, 107) Ernst Eßler über die „Hochzeitsbräuche in der Wischauer Sprachinsel" berichtet. Es reiht sich diese Darstellung sehr passend an die beiden bereits (in der 2. und 5. Folge des dritten Jahrganges, S. 65 ff., 205 ff.) erschienenen Arbeiten über südmährische Hochzeitsbräuche von Rudolf Hruschka und Franz Breiner an. War bei diesen die Ausbeute für den Rechtshistoriker eine überraschend große — was JUG. Franziska Munory im 1. Hefte des vierten Jahrganges dieser Zeitschrift (S. 25 ff.) dargetan hat („Altes Rechtsgut in den bäuerlichen Hochzeitsbräuchen Südmährens") — so können wir auch in den in aller Kürze aufgezeichneten Hochzeitsbräuchen der Wischauer Sprachinsel immer wieder Anklänge an jenes Recht feststellen, das nach dem Zeugnisse der „Germania" des Tacitus um die Wende des ersten und zweiten nachchristlichen Jahrhunderts bei den am Rheine wohnenden Germanenstämmen galt. Da wäre der Austausch von Geschenken zwischen Bräutigam und Braut in Gegenwart der Eltern und Verwandten und durch Vermittelung von „Redmou", Brautführer und „Bittdirn" (die offenbar zur „Freundschaft" gehören), wie ihn uns Tacitus, Germania c. 18, berichtet. Oder die Förmlichkeiten beim Ausscheiden des Sohnes aus der Hausgenossenschaft des Vaters, die an die Aufhebung der väterlichen Muntgewalt gemahnt, die bei den Germanen erfolgte, sobald der Hausfohn seinen eigenen Herd gründete (vgl. u. a. Richard Schröder — Eberhard Frh. von Künßberg, Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte, 1. Bd., 6. Aufl., 1919, S. 72). Und dann das an den alten Frauenraub und seine Sühnung (vgl. Schröder — Frh. v. Künßberg, Lehrb. d. dtsch. R.-G., 1. Bd., S. 74) gemahnende Spannen der „Leine", welche den Hochzeitszug aufhält, bis der Weg zur Kirche erkauft ist (vgl. Grimm RA. I. [1922], S. 600 f.).

Das sind gewiß vollgültige Beweise dafür, wie kräftig das deutsche Volkstum in der Wischauer Sprachinsel verwurzelt ist und wie es all' die Springfluten überdauert hat, welche im Laufe der Jahrhunderte über diese „Insel" dahinrauschten.

Wenn die Rechtswissenschaft historischer Richtung das aufzeigt, so stützt sie sich dabei auf Ergebnisse volkskundlicher Forschung. Es sei deshalb auch gerne anerkannt, daß Franz J. Beranek im Rechte ist, wenn er im nämlichen (2./3.) Hefte des vierten Jahrgangs dieser Zeitschrift (S. 120) sagt, daß „von allen Wissenschaften, welche als ‚nationale' bezeichnet werden", „die Volkskunde zweifellos die nationalste" ist.

Das Kukuser Heimatmuseum

Von **Josef Butzke**, Prag-Siebojed

Das in einer Besprechung des Riesengebirgsmuseums in Hohenelbe (1. Jahrg., 2. H., unserer Zeitschrift) bezeichnete Gebiet Ostböhmens umfaßt in seinem südlichsten Teile, dem deutschen Vorland, einen Landschaftsteil,

Digitalisiert von Google

der im Norden gegen das Gebirge durch den Höhenzug des Königreich-Waldes geschieden ist. Im Westen, Süden und Osten scheidet die Sprachgrenze. Im Westen die erste Durchdringung des deutschen Elbetal in dem tschechischen Streifen Tremeschna-Königinhof, dann am flachen Südabhang des Switschinrückens bis zum östlichen Übergang bei Jaroměř-Skalitz in das satte Innerböhmen.

Die 42 deutschen Gemeinden des politischen Bezirkes Königinhof erfüllen diese Elbtallandschaft. Ihre fruchtbare Erde gab mehr als nur

Reichsgraf Franz Anton von Sporck.

gerade zum Leben notwendig war. Es reichte noch auf eine reichlich goldgestickte Festtagstracht, auf ein stattliches Haus und buntbemalte Truhen, manchmal auch auf ein schönes Bild oder Schnitzwerk.

Im 18. Jahrhundert waren es besonders die beiden grundherrlichen Obrigkeiten, der Reichsgraf von Sporck in Kukus und die Niederlassung der Jesuiten in Schurz, denen es ermöglicht war, ihre großzügigen künstlerischen Absichten zu verwirklichen. Sie haben mit ihren Bauten und Bildwerken, ihrem Baumschmuck die wesentlichen Linien in das Bild unserer Heimat gezeichnet. Während um Schurz ein Kreis von heimischen Künstlern sich scharte, die ihre Anregungen von Wien-Österreich bezogen (die Schurzer Jesuiten kamen von St. Anna in Wien) und so eine süddeutsche Barocke uns vermittelten, waren es in Kukus-Bad die bedeutenden Künstler Böhmens, Mathias Braun und Peter Brandl, die der Graf

Digitalisiert von Google

Sporck mit der Verwirklichung seiner universalen Ideen betraute[1]). Beide Kulturkreise reichen in ihren Ausläufern und Nachwirkungen bis in die jüngste Zeit.

Eine so mannigfache künstlerische und kulturelle Entwicklung der Vergangenheit in den unseren Tagen verbliebenen Resten festzuhalten und der Gegenwart vor Augen zu führen, sind die Aufgaben des jüngst in Kukus gegründeten Heimatmuseums.

Der Volkskunde, die hier zunächst interessiert, sind drei Räume gewidmet. Der Bestand an Truhen, Almern, Tüchern, Trachten und Geschirr ist

Bauernstube.

so groß, daß nur ein ausgewählter Teil aufgestellt werden konnte, dies zu Gunsten einer Aufstellung, die auch das ursprüngliche Raumbild (Bauernstube, -Küche) vor Augen führen sollte. Ein Anfüllen der Räume hätte diese Absicht nicht erkennen lassen. Trachtenbilder und Darstellungen aus dem Bauern- und Handwerkerleben ergänzen das gegenständlich Vorgeführte. Wenn auch ein in Arbeit befindliches topographisches Verzeichnis der Volkskunstdenkmäler wird beendet sein, wird ein wesentlich vollständiges Bild der volkskundlichen Entwicklung des Museumsgebietes gegeben sein. Der im Ort und in der Umgebung heimisch gewesenen Seiden-

[1]) Literatur: G. Pazaurek, Franz Anton Reichsgraf von Sporck ein Mäzen der Barockzeit und seine Lieblingsschöpfung Kukus. H. W. Hiersemann, Leipzig 1901. H. Benedikt, Franz Anton Reichsgraf v. Sporck. Manz-Wien 1926. Über Schurz siehe einiges in: Die Pfarrkirche in Dubenetz, Ostböhmische Heimat 1930, S. 243 bis 246.

Digitalisiert von Google

und Leinenweberei gilt eine Webkammer. Ein Seidenwebstuhl und die verschiedensten Werkzeuge zur Flachsbearbeitung sind hier aufgestellt.

In einem bürgerlichen Zimmer wurden ein Spinett, eine Biedermeierkommode und viele Kleinkunstsachen des vorigen Jahrhunderts ausgestellt. Hier verdienen die Porträtbilder zweier Ruhs, der gleichnamigen Malerfamilie aus dem benachbarten Littitsch entstammend, die im 18. Jahrhundert in Wien, Trautenau und Breslau ihre Kunst ausübten, Beachtung. Sie kamen aus dem Kreise der um die Schurzer Jesuitenniederlassung gescharten Künstler. An ihre Malweise hat glücklich im vorigen

Himmelbett u. a.

Jahrhundert der gleichfalls in Littitsch geborene A. Fiedler angeknüpft. Von ihm sind hier die Porträtbilder seiner Eltern zu sehen. Er war an der Wiener Akademie gebildet und wußte die Vorzüge der Malweise des 18. Jahrhunderts mit einer glücklichen Neigung für volkstümliche Stoffkreise zu verschmelzen. Fiedler hat uns in seiner Bauernstube mit Trachtenbildern und Bildern aus dem Handwerksleben manch Wertvolles aus dem Volksleben überliefert.

In zwei weiteren Räumen sind die zahlreichen Bodenfunde, historische Karten unserer Landschaft, in der Eisenkammer Schlösser, Waffen und manch anderes untergebracht. Ein Raum für Plastiken birgt neben Schnitzbildern von Volkskünstlern auch einige Schnitzwerke, die zweifellos der von Braun gescharten Künstlergruppe entstammen.

Digitalisiert von Google

Die wertvollsten Bestände dankt das Museum der Sammelfreude des Herrn Carl Jeschke, der als Gründer und Gönner des Werkes seine sämtlichen Sammlungen überließ. Die Sporckſammlung wurde im größten Raume untergebracht, der der Glanzzeit von Kukus gewidmet ist.

Zahlreiche Stiche veranschaulichen die bauliche Entwicklung des Schlössels und der Stiftsanlage, ein großer Folioſtich „Kuckus-Bad" 1724 das Hof- und Jagdleben des damals beliebten Badeortes. Von des Grafen Hofkupferſtecher Michael Rentz, der dauernd in Kukus wohnte, von J. D. Montalegre, Johann Balzer, der für Pelzels Werke der „Abbildungen Böhmiſcher Gelehrten und Künſtler" die Porträte ſtach, A. Birkhart und A. Wortmann und vielen anderen werden Bilder gezeigt. Die reiche Phantaſie Rentz' können wir in den 50 Bildern der Totentanzfolge in zahlreichen Buchilluſtrationen und Einzelſtichen bewundern.

Zwei Gemälde Franz Anton von Sporck', eine Reihe aus ſeiner Druckerei hervorgegangener Werke, die faſt vollſtändige Sporckliteratur ermöglichen ein klares Bild vom Weſen und Werk dieſer ſo vielſeitigen Perſönlichkeit[1]).

Vom Bildſchnitzer Rint, der, obwohl Ausläufer jener großen Kunſtepoche von Kukus, ſeinem Lebenswerk doch wieder eine eigene Note zu geben wußte, ſind mit viel Eifer einige Werke und viele Abbildungen ſeiner beſten Stücke zuſammengetragen. Rint iſt ein gebürtiger Kukuſer, genoß ſeine Ausbildung auf der Münchner Kunſtakademie und ließ ſich nach längeren Studienreiſen in Linz dauernd nieder, wo er als Hofbildſchnitzer ſtarb. Seine bedeutendſten Werke befinden ſich in der Kunſtkammer des Stiftes Kremsmünſter, in den Muſeen von Linz und Wien, ſowie in Privatbeſitz.

Von der Herrſchaft Schurz ſind Jeſuitenbriefe, Grundbücher, Robot- und Zunftdokumente zu ſehen.

Auch ſind einige Wiegendrucke der Buchdruckkunſt ausgeſtellt.

In der Aufgabe, die Kenntnis der Heimat und die Liebe zu ihr zu fördern, ſehen wir nicht nur Berechtigung, ſondern die Notwendigkeit der Schaffung von Heimatmuſeen. Sie mögen in lebendiger Fühlung mit den Poſitiven des Volkes die hohen Werte, die aus dem Boden der Heimat für das Gefühlsleben des Menſchen erwachſen, verwerten, und unſerer entwurzelten Zeit Wege weiſen zu einer neuen, edleren Lebensform.

---

[1]) Der gelehrte Graf war auch ein humorvoller Mann. Im Jahre 1724 machte er für ſeinen zahmen Hirſch „Nickel", der ihm von einem Schmied bei dem Dorfe Liebthal erſchoſſen worden war, die Grabſchrift (vgl. Sächſ. Cur.-Cabinet I. 287):

Hier liegt ein zahmer Hirſch. Er war des Herren Freude,
Er ſtarb durch Hinterliſt auf einer grünen Heide.
Wer dieſes Grabmal nicht mit ſeinen Tränen netzt,
Dem werd' ein Hirſchgeweih von Weibern aufgeſetzt.

Digitalisiert von Google

Kleine Mitteilungen

Ein Arbeitslosenlied

Das folgende Lied wurde am Dotterwieser Kirchenfest (28. Juni 1931) von einem Arbeitslosen, einem gewissen Franz Baumgartl aus Frühbuß, gesungen, um die Mildtätigkeit der Vorübergehenden zu wecken. Er behauptet, es selbst gedichtet zu haben. Singweise wie „Sprach der Knabe zu dem Bächlein".

1. Ganz verlassen von der Heimat,
Steh' allein auf dieser Welt.
Arbeitslosigkeit und Elend
Treibt uns weiter durch die Welt.

2. Habt Erbarmen, liebe Leute,
Nehmet unser Elend an!
Denn wer weiß, wer weiß, wie weiter
Unser Elend enden kann.

3. Edlen Dank für Eure Gaben!
Gott der Herr wird Euch es lohn',
Denn Ihr habt noch eine Heimat,
Und ein Heim, worin Ihr wohnt.

4. Lebt denn wohl, wir müssen scheiden
Müssen zieh'n von Land zu Land,
Denn wir haben keine Heimat,
Leben nur von milder Hand.

Dotterwies. Fr. Böhm.

Der „Donnerkeil" im Volksglauben

Neben der Straße, die von der Neumühle nach Fichtau führt, befindet sich rechter Hand nächst des Dorfes Böhmisch-Bernschlag (Gerichtsbezirk Neubistritz, Südböhmen) ein alter schätzungsweise ¾ Meter hoher Gedenkstein, dessen Vorderseite folgende Inschrift aufweist:

Die Inschrift bietet mir Gelegenheit zu einigen Bemerkungen. Es wird hier berichtet, daß an dieser Stelle Tams (= Thomas?) Mach „durch den Donnerkeil verschieden" ist, d. h. vom Blitz erschlagen wurde.

Im allgemeinen versteht man unter einem „Donnerkeil" ein fingerförmiges Gebilde aus Stein, das nichts anderes als der Rest eines Belemniten ist. Aber auch neolithische Steinhämmer, die überdies in der Volksmedizin eine große Rolle spielen, werden vom Volke mit diesem Namen bezeichnet.

Aus dieser Inschrift geht nun hervor, daß man in früheren Zeiten an folgende Vorstellung glaubte: Nicht die Wirkungen des Blitzstrahles, wie wir heute wissen, rufen den Tod hervor, sondern der „Donnerkeil", der in Form des Blitzes vom Himmel herunterfährt und „erschlägt". Die biblische Redewendung „vom Blitz erschlagen" mag auf jene Vorstellung zurückgehen.*)

Brünn-Czernowitz. Hans Freising.

Der Skorpion

Den Skorpion nennt man in der Iglauer Sprachinsel (Pattersdorf) auch „Bär". Eine alte Frau wußte von ihm zu erzählen: Er lebt am liebsten in den Häusern, und zwar unter dem Fußboden. Dort hat er auch sein Nest. Er hat sehr viele Junge, so daß sie kaum in einer Brotschüssel Platz fänden. Diese jungen Skorpione verzehren sich gegenseitig, so daß zuletzt nur ein einziges Tier übrigbleibt, das dann recht groß ist. Wenn man einen Skorpion findet, soll man ihn in Spiritus werfen. Die Flüssigkeit ist ein gutes Mittel gegen den Stich des Skorpions selbst. Die Flüssigkeit streicht man auf die Wunde. Auch zur Heilung von Wunden, die sich Tiere zuziehen, wird sie gebraucht.

Milikau bei Mies. Adolf Glückhorn.

*) Zu Donnerkeil-Blitz vgl. Grimm WB. II. 1244 f. Anm. d. Schriftleitung.

Digitalisiert von Google

Zur hl. Kümmernis

Der Schriftleitung kam aus Steiermark das folgende, mit vollem Namen gezeichnete Schreiben zu, dem zwei Bilder (Der Gekreuzigte a. d. Handschrift des Jahres 1070 und Il volto santo di Lucca) beilagen:

„Verschiedentlich brachten Sie einiges über die „Kümmernis", aber ganz unrichtige Erklärungen dazu. Seit 30 Jahren bin ich dieser „hl. Kümmernis" nachgegangen und ich glaube, diese Angelegenheit nach jeder Richtung endgültig gelöst zu haben. Ohne Klischee umfaßt die Arbeit zirka einen Druckbogen. Das Manuskript aber gebe ich niemandem heraus; falls ich es bis zu meinem Tode nirgends im Drucke unterbringen kann, wird es nach meinem Tode laut Testament verbrannt, da ich nicht will, daß sich jemand auf meine jahrelangen Mühen groß machen kann; ich bin hochbetagter katholischer Weltpriester aus dem Egerlande. Die Beilage können Sie behalten, aber Nachdruck ist verboten."

H. Cysarz über die Prager Germanistik

In einer Abhandlung „Literaturwissenschaft als Forschung und Lehre", erschienen in der Zeitschrift „Forschungen und Fortschritte", schreibt H. Cysarz die treffenden Sätze: „Es bleibt die eine Gunst des Prager Bodens (auf dem ich das dritte Jahr wirke), daß die Geschichtsforschung hier augenscheinlicher als irgendwo Notdurft und Notwendigkeit, minder als irgendwo Luxus und Bureaukratie ist. In Prag ist einerseits eine vorwiegend sprachwissenschaftliche, volks- und heimatkundliche Germanistik vonnöten und vorhanden, Ausgeburt nationalen Schicksals und zumindest als solche vergleichbar mit der Germanistik der Görres und Uhland und Brüder Grimm. Das nämliche Schicksal indes, Schicksal auch Deutschlands als der Walstatt des Streits um Sein oder Nichtsein Europas, gebietet andererseits, die Literarhistorie zur Wissenschaft letzter menschlicher Werte zu machen, zum Forum alleräußerster biologischer, psychologischer, ethischer Energien. Wir müssen keine schöpferischer Geistigkeit in alle Brunnen und in alle Suppen mengen; wir müssen jedem Urteil, jeder Fußnote den Index der Kultur und der Humanität anheften. Und wir müssen eine Historie pflegen, die keinen Tag am Ende, aber jeden Tag am Anfang steht."

Atlas der deutschen Volkskunde

Der 1. Fragebogen wurde ferner beantwortet von H. Lichtblau, Kapellmeister, Herlsdorf; J. Streit, Buchwart, Gablonz a. N. (für Reinowitz); OL. L. Bernt, Schamburg-Giftei (mit dem Ortsgeschichtsausschuß); L. R. Albrecht, Freihöls; L. J. Reinert Schlag (durch den Bezirksbildungsausschuß Gablonz a. N.); SL. R. Klein, Siegertsau; Ln. H. Wenzel, Doberseif; OL. W. Effenberger, Wustung; P. A. Schweidler, Pfarrer, Adelsdorf; A. Riemer, Landwirt, Arnsdorf bei Bullendorf; OL. F. Kaunzner, Tiß; L. H. Fenkl, Elbogen; FL. A. Steiner, Landskron; OL. J. Kirsch, Mönchsdorf; OL. A. Pospischil, Tschimischl; L. H. Weiser, Frankstadt.

Vom 2. Fragebogen, der im April versandt wurde, sind bis 15. Juli 732 Stück beantwortet worden, deren Urschrift an die Zentralstelle in Berlin weitergeleitet wurde. Bis zum 15. September sind weitere 171 Stück eingelaufen. Der 3. Fragebogen gelangt gegen Ende des Jahres zur Versendung.

Antworten

(Einlauf bis 15. September)

96. Mit Fensterschweiß bestreicht man am Morgen, bevor man gegessen hat, die aufgesprungenen Lippen; er hilft auch gegen Schwinden im Gesicht, die entstehen, wenn man von Rindern angehaucht wird. Endlich bestreicht man sich mit Fensterschweiß, wenn man sich mit einer Nadel im Gesicht geritzt hat. (R. Baumann, Elbogen, für Neurohlau, zugleich mit vielen weiteren Antworten, die dem Archiv einverleibt werden).

Digitalisiert von Google

121. Hühnereier als Ostereier sind hier fast nicht gebräuchlich; sondern nur Zuckereierchen und „Möläer" (gemalte Eier). Der Bäcker bäckt sie aus einem Honigteige. Zwei eiförmige Platten (große Achse etwa 12 Zentimeter, kleine 8 Zentimeter, Dicke 2 Zentimeter), von denen die obere durch ein Loch von etwa 3 Zentimeter Durchmesser ein färbiges Bildchen sehen läßt, kleben auf einander. Die obere Platte ist mit Glasurzucker (weiß und rosarot) verschieden verziert. Zwischen beiden Platten steckt oben eine Kunstblume mit Blättern. Von den Jungen, die schmeckostern, bekommt jeder am Ostermontag ein solches Ei. (J. Keßler, Petersdorf bei Hennersdorf in Schlesien, mit zahlreichen anderen Antworten.)

135. Wenn sich die Katze am Besen dehnt und die Krallen schärft, wird der Wind gehen. (J. Keßler, Petersdorf.)

142. Ein Unterschied zwischen Stuhl und Sessel wird hier nicht gemacht. Man gebraucht allgemein die Bezeichnung Schemel statt Stuhl oder Sessel. (J. Bernard, Nieder-Mohrau i. M.) Die Bezeichnung Sessel ist hier zwar bekannt, aber in der Mundart nicht gebräuchlich; man sagt Schemel. Jüngere Leute gebrauchen das Wort Stuhl, wenn sie sich schriftdeutsch ausdrücken wollen. Der kleine Fußschemel selbst heißt „Retsche". (J. Keßler, Petersdorf.)

145. Der Jäger hat Pech, wenn ihm eine alte Frau begegnet, wenn man ihm Glück wünscht oder ihm eine Katze über den Weg läuft. Will er Glück haben, so muß er vor dem Fortgehen der Frau an die Geschlechtsteile fühlen. Glück bringt ihm auch, wenn ihm ein junges Mädchen begegnet. (J. Keßler, Petersdorf.)

152. Das Grübchen im Kinn gilt als ein Schönheitszeichen, wird aber nicht künstlich gemacht. (J. Bernard, Nieder-Mohrau.) Wer Grübchen im Kinn oder in den Wangen hat, den hat „die" Pate geküßt, bevor sie mit ihm zur Taufe ging. (J. Keßler, Petersdorf.)

155. Alte Leute glauben, daß man Heilmittel nur in ungerader Zahl gebrauchen soll, z. B. 3 oder 5 oder 7 Stück Kamillen bei kleinen Kindern. (J. Bernard, Nieder-Mohrau.)

156. Als Pestheiliger wird hier der hl. Rochus verehrt, der auch Kirchenpatron ist. Nach der Sage hatte die Pest einmal bereits das ganze Nieder- und Mitteldorf ergriffen. Da errichtete man im Oberdorfe ein Bild des hl. Rochus und dieser Teil blieb von der Pest verschont. (J. Keßler, Petersdorf.)

161. Heute noch bezeichnen die Inwohner und Ausgedinger den Bauer und Hausbesitzer als den Hauswirt. (F. Götz, Poschkau.)

164. Weitere Scherzumdichtungen von Schulliedern sandten mehrere Mitarbeiter ein. In Nieder-Mohrau (J. Bernard) lautet z. B. die Umdichtung der „Blauen Luft":

Blaue Luft, Blumenduft: Leberwürscht und Kraut
essen gern die feinen Herrn und die Fräulein auch.

Auch Nachdichtungen zu Kirchenliedern sind häufig. So war nach Mitteilung von E. Böhs in Mähr.-Rothmühl um 1850 in Mähr.-Schönberg eine Nachdichtung zu dem Kirchenliede „Wir werfen uns darnieder" bekannt, deren 1. Gesätz lautete:

Wir werfen uns darnieder
Im Wirtshaus auf die Bank.
Der Wein stärkt unsre Glieder,
Vom Wasser wird man krank.
Wir opfern nicht mehr Kälber,
Wie Aaron hat getan;
Wir fressen sie lieber selber,
Da sind wir besser dran.

165. Zu den biblischen Rätseln, von welchen die bereits angeführten allgemein verbreitet sind, teilten weitere E. Böhs in Mähr.-Rothmühl und M. Schnelle in Meißen (Sachsen) mit. Bemerkenswert ist, daß man in Sachsen bei der Frage „Woher stammte Judas, der Verräter?" den Ort Eich im sächsischen Vogtlande bei Lengenfeld nennt.

167. Der Weihnachtsbaum ist hier schon seit Menschengedenken üblich. (F. Götz, Poschkau.) Auch hier besteht er schon so lange, daß sich selbst 90jährige Leute nicht an seine Einführung erinnern können. (J. Bernard, Nieder-Mohrau.) Hier wurde er vor etwa 60 Jahren eingeführt. (J. Keßler, Petersdorf.)

Digitalisiert von Google

173. Nach Mitteilung von R. Baumann lautet in Neurohlau die Scherznachdichtung zum Gigololied:

Kluina Gigolo, graußa Gigolo,
kaffts mar a weng wos o!
Schoubandla, Zwirn u Kneppla (oder: Butter, Quark u Kas).
Kinna howe a,
oins, zwaa, dra.
Uins is daba, haut a Kreppl a.

175. Als Schutzmittel trugen die Soldaten Medaillen mit den Bildern von Jesus, Maria u. a. oder auch einen Knopf oder ein Stück Strick von einem Gehängten (J. Bernard, Nieder-Mohrau), dann Rosenkränze, Medaillons, Anhängsel mit den Bildern der Angehörigen oder Kapseln mit einigen Haaren (J. Keßler, Petersdorf). Zu Schutzmitteln im allgemeinen führt A. Wässerle (Deutsch-Proben) an, daß in seiner Heimat gern Glücksringe und auch Zauberringe getragen werden. Die letzten sind zuweilen Siegelringe, die sich in der Familie auf den ältesten Sohn vererben. Gibt z. B. eine Kuh blutige Milch, so wird sie durch einen solchen Zauberring gemolken.

177. Das Saatreiten findet zuweilen noch in der Umgebung statt. (J. Bernard, Nieder-Mohrau.) Hier ist es noch immer üblich. Die Reiter reiten früh gegen ½6 Uhr dreimal um die Kirche, dann nach Johannesthal, dort dreimal um die Mariensäule, hierauf zurück nach Petersdorf bis ins Oberdorf, von wo sie wieder zur Kirche zurückkehren und dreimal um sie reiten. Nachmittags wiederholt sich dasselbe. Die Saatreiter in Johannesthal reiten zuerst nach Hennersdorf und dann nach Petersdorf, ebenfalls früh und nachmittags. Auch in Hennersdorf ist der Brauch noch vorhanden. Die dortigen Saatreiter besuchen Johannesthal. Zum Schlusse findet ein Saatenreitersegen und abends meist ein Saatenreiterkränzchen statt. Wenn auch die Saatreiter an der Spitze ein Kreuz und im Zuge eine Auferstehungsstatue und zwei rote Fähnchen tragen und religiöse Lieder singen, so ist doch die Andacht nicht so groß und es handelt sich mehr um ein Vergnügen als um einen frommen Brauch, zumal die Pausen in den Wirtshäusern oft sehr lange dauern. (J. Keßler.) Hier findet die Saatenweihe am 25. April statt. Der Geistliche weiht, begleitet von den Gläubigen, außerhalb der Stadt die Saat ein. (A. Wässerle, Deutsch-Proben.)

178. Hier wird zuerst die Hauptspeise, dann erst die Suppe gegessen, z. B. Mohnnudeln und nachher Einbrennsuppe. (A. Wässerle, Deutsch-Proben.)

179. Hier gibt es nur Leber-, Graupen- und Preßwürste. (J. Bernard, Nieder-Mohrau.) In Petersdorf in Schlesien kennt man außer diesen auch Blutwürste. (J. Keßler.) In Deutsch-Proben (A. Wässerle) erzeugt man Graupen-, Blut- und Stangelwürste und aus Fleisch die „Schbatebjoscht" (Schwartenwurst oder auch Preßwurst).

181. Spottreime zur Kennzeichnung der Armut bestimmter Ortschaften sandten ein Th. Chmela (Prag) für südböhmische Orte und A. Wässerle (Deutsch-Proben) für zehn Orte der Slowakei.

182. Mit Ausnahme von Petersdorf in Schlesien (J. Keßler), wo Kettenbriefe nur während des Krieges vorkamen, finden sie sich in den meisten Gegenden, so in Südböhmen (Th. Chmela), in Westböhmen (A. Gücklhorn für Milikau bei Mies). F. Götz in Poschkau nahm einen solchen „Glückskette" überschriebenen Brief im Schuljahr 1930/31 einem Schulkind ab. Dieser hat folgenden Inhalt: „Mache neun Kopien dieses Schreibens und sende sie an Dir bekannte Personen, denen Du Gutes wünschst. Diese Kette wurde im Kriege von einem amerikanischen Hauptmann des Inf.-Rgt. 411 begonnen und soll die Reise um die Erde machen. Sende die Kopien möglich 24 Stunden nach der Aufforderung weiter, unterbreche die Kette nicht, sonst wird Dir ein Unglück zustoßen. Noch im Verlaufe der nächsten Tage wird Dir unerwartetes Glück zukommen. Zähle die Tage, dann wirst Du Dich freuen. Behandle dieses Schreiben nicht als Witz. Sende die Kopien weiter, sonst wirst Du nicht glücklich sein. N. L. Etzel verdankt sein Vermögen oben angegebenen Pflichten. N. L. Papare erfüllte sofort nach Erhalt dieses Schreibens die Regel und gewann das Los der großen Staatslotterie. V. Monaki Frs. 60.000. Vonstej gewann am 7. Tage das große Los von Minkinger in der Lotterie, Fr. de Laare, der die Kette nicht ernst nahm, erlitt im Verlaufe von 8 Tagen den totalen Verlust seines Ver-

Digitalisiert von Google

mögens. A. Danis aus Lissabon erkrankte aus diesem Grunde schwer und starb nach Empfang der Mitteilung in der Zeit von 3 Tagen den 12. März 1921. Nicht an den Absender retournieren. Dieses Schreiben durchlief folgende Kette." (Nun folgt eine ganze Reihe von Namen.)

183. In Kutscherau bei Wischau bestand noch vor 20 Jahren der Nachtwächterbrauch, daß die Hausbesitzer der Reihe nach im Sommer die Nachtwache halten mußten, meist zu zweit. Wer Wache halten sollte, bekam einen dicken Stock in das Haus zugestellt. So wanderte der Stock von Haus zu Haus. (J. Bernard, Nieder-Mohrau.) Ebenso wachen in Koslau und in dem vor 30 Jahren noch deutschen, jetzt tschechischen Ungersdorf bei Poschkau alle Tage je zwei andere Personen. (F. Götz.) In gleicher Weise wird in Kunarz in der Sprachinsel Deutsch-Brodek-Wachtl die Nachtwache der Reihe nach gehalten. Zwei Nachbarn wachen immer zusammen. Die Stunden werden auf einer Metallpfeife gepfiffen, die im Gasthause erliegt und hier von den jeweiligen Wächtern geholt und am Morgen wieder zurückgebracht wird. (G. Tilscher, Kornitz.) Daß jede Nacht zwei Nachbarn im Dorfe Wache hielten, war noch vor etwa 15 Jahren in Milikau bei Mies üblich. Das Nachtwächterhorn wurde dabei von den alten Wächtern den neuen weitergegeben. (A. Gückhorn.)

185. Gelbsucht heilt man, indem man in einen goldenen Kelch schaut oder „Saitlinge" in ein Mullsäckchen bindet und mehrere Stunden lang auf der Brust trägt (Th. Chmela für Ottau in Südböhmen), indem man den Kranken anspuckt und anschreit: „Pfui, du hast ja Gelbsucht!" (A. Gückhorn für Milikau bei Mies), indem man dem Kranken überraschend ins Gesicht spuckt (G. Tilscher, Kornitz). Oder man muß, ohne zu reden, die Stube betreten, dem Kranken ins Gesicht spucken und wieder, ohne zu reden, hinausgehen. (J. Keßler, Petersdorf.)

186. Nach übereinstimmenden Mitteilungen bevorzugen die alten Leute die Pfeife, die jungen die Zigarette, die besonders nach dem Kriege sehr beliebt geworden ist. Die Erfahrungen der tschechoslowakischen Tabakfabriken besagen dasselbe und einen gewaltigen Rückgang des Verbrauchs von Zigarren in den letzten zehn Jahren, der die Entlassung zahlreicher Arbeiter aus den Tabakfabriken zur Folge hatte. Aus diesem Anlaß richtete die Tagung des Verbandes der Angestellten der tschechoslowakischen Tabakregie zu Pfingsten d. J. die Aufforderung an die Raucher, mehr Zigarren zu rauchen. Wenn deren Verbrauch wieder auf den Stand des Jahres 1921 gebracht werden könnte, so müßten 12.000 Arbeiter und Arbeiterinnen in den Fabriken neu eingestellt werden. — Bodenständige Pfeifenmacher gab es noch in der letzten Zeit und gibt es in manchen Gegenden noch heute. In Priesern bei Rosenberg im Böhmerwald verwendete ein dortiger Pfeifenmacher Weichselholz für das Rohr und „Birkenlader" für den Kopf der Pfeife (Th. Chmela); in Kornitz nahm ein Pfeifenschneider, der noch vor 25 Jahren dort lebte, am liebsten das Holz von Erlenstöcken. Für einfache Pfeifen Erlenholz, für bessere Birkenholz und für die viel verlangten besten Pfeifensorten das aus Amerika bezogene Bruyèreholz verwenden die heute noch tätigen Pfeifenschneider Otto, Emil und Oskar Streit in Reihwiesen und Metzner und Pawlitschka in Zuckmantel in Schlesien. (O. Bernerth, Sternberg.)

188. Von jüdischen Gebräuchen ist dem Durchschnitt des Volkes bekannt der Schabesbrauch, die Osterbräuche, die Laubhütte. Hier herrscht auch der Glaube, daß in das Osterbrot der Juden das Blut eines unschuldigen Christenkindes beigemischt werde. (A. Wässerle, Deutsch-Proben.)

189. Von jüdischen Wörtern finden sich in der Umgangssprache: meschugge und Gyesjüd (F. Götz, Poschkau), meschugge und koscher (J. Keßler, Petersdorf), meschugge, Kejwach (Kieppach), Bschores, Gieras, kapores, koscher (A. Gückhorn, Milikau bei Mies). Viel größer ist der jüdische Wortschatz bei den Deutschen in der Slowakei, von wo A. Wässerle allein 35 Ausdrücke mitteilt.

190. Die Rolle der Juden im Aberglauben verschiebt sich von Westen nach Osten beträchtlich. In Nordmähren schreckt man Kinder, die nicht folgen wollen, mit dem Juden. (J. Bernard, Nieder-Mohrau.) In der Slowakei galten sie früher als Glücksbringer. Konnte jemand einem Juden unbemerkt ein Quästchen von seinem Zitzes entwenden, so sollte dies ihm Glück bringen. Jüdische Ärzte wurden mit Vorliebe in Anspruch genommen, da sie nach der Volksmeinung von ihren Ahnen her magisch begabt sein sollten. (A. Wässerle, Deutsch-Proben.) Nach

Digitalisiert von Google

Mitteilung der Frau Berta Stankiewicz in Prag VIII bringt bei der Eröffnung eines neuen Geschäftes eine hübsche Jüdin Glück, wenn sie als erste Käuferin das Geschäft betritt. (A. Glückhorn.)

Umfragen

191. Welche Ansicht hat das Volk von den Freimaurern?

192. Gibt es noch, besonders in Mähren und in der Slowakei, Erinnerungen an die Tempelherren und Templersagen?

193. Kommt die Tödin außer in der Schweiz, der Gottschee, Kärnten und der Kremnitz-Probener Sprachinsel noch sonst irgendwo als Sagengestalt, als Unheilverkünderin, Kinderschreck usw. vor? Wird der Ausdruck „du Tödin" noch irgendwo als Schimpfwort und verächtlicher Ausdruck gebraucht?

194. Wo findet man im Volke noch den Glauben, daß das Unwetter durch den im Berge hausenden Lindwurm, der von einem Schwarzkünstler (Lotterpfaffen) herausgebetet wurde, verursacht wird? Wo wird das Wort Lotterpfaff als verächtlicher Ausdruck für einen Bettler, einen kleinen, unansehnlichen Mann oder sonst wen, aber nicht in Beziehung zum priesterlichen Amte gebraucht?

195. Ein „Sauschneider" (Kastrierer) im südlichen Böhmerwald pflegt nach verrichteter Arbeit seinen Hut auf die wunde Stelle zu legen und dann laut zu beten. Wo ist dasselbe üblich?

196. Bekannt ist der Scherz, daß ein Mann, nach seinem Beruf und dem seiner Vorfahren befragt, zur Antwort gab: „Mein Großvater war Bauer, mein Vater Landwirt und ich bin Ökonom." Wo ist heute tatsächlich eine Bedeutungsentwertung der Worte Bauer und Landwirt festzustellen?

197. Engländer und Amerikaner unterscheiden sich durch die Art, wie sie essen. Jene schneiden einen Bissen ab und führen ihn gleich zum Munde, diese schneiden erst das ganze Fleisch in Stücke, legen dann das Messer weg und essen allein mit der Gabel. Ist die zweite Art des Essens auch heute noch überall bei der Landbevölkerung üblich?

198. Was für Verbotzeichen stellt man auf Wegen, Grundstücken usw. auf?

199. Welche Fangart bevorzugt man beim Aal (Angel, Reuse, Stechen)?

200. Wie weit läßt sich nach dem tschechischen Sprachgebiet zu die Verbreitung des Umgebindehauses verfolgen? Kommt es dort in häufigerer Anzahl vor? Wo erscheint es im Böhmerwald? Treten hier Häuser mit Umgebinde im Obergeschoß auf?*)

Schrifttum.

Schwarz E. Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle. Verlag von R. Oldenbourg. München 1931. 522 S. Mit 13 Abbildungen im Text, einer Grundkarte und 10 z. T. mehrfarbigen Deckblättern. Preis geheftet 36 Mark.

Das als 2. Folge, 2. Band der „Forschungen zum Deutschtum der Ostmarken" mit Unterstützung der Wenzel-Heckmann-Stiftung, der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft, der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowakische Republik und der Stiftung für deutsche Volks- und Kulturbodenforschung in Leipzig erschienene Werk stellt eine Glanzleistung der wissenschaftlichen Forschung auf sudetendeutschem Boden dar. Der aus der gediegenen Schule Primus Lessiaks hervorgegangene Verfasser hat es ausgezeichnet verstanden, den riesigen Stoff zu bewältigen, indem er räumliche Betrachtung mit geschichtlicher Vertiefung verband, indem er nicht einseitig vom sprachlichen oder geschichtlichen Standpunkt, wie die meisten seiner Vorgänger, an seine Aufgabe ging, sondern zu

*) Frage Nr. 192 stellt Pfarrer Dr. A. Jacobs in Luxemburg, Nr. 193 und 194 A. Karasek-Langer (Brünn-Wien), Nr. 200 Martin Schuelle in Weißen (Sachsen), Goldgrund 16, der Auslagen, z. B. für Lichtbildaufnahmen, gerne vergütet.

Digitalisiert von Google

gleicher Zeit mit den Mitteln der modernen Sprachwissenschaft und Geschichtswissenschaft arbeitete. Dadurch ist sein Werk, in dem naturgemäß die deutschen und tschechischen Ortsnamen im Mittelpunkt stehen, auch für die sudetendeutsche Siedlungsgeschichte von grundlegender Bedeutung geworden. Dies beweisen schlagend die zwei Beispiele namenkundlicher Betrachtungsweise, welche „Die slawische Besiedlung des Egerer Bezirkes auf Grund der Ortsnamen" und „Die Bildung der Schönhengster Sprachinsel im Lichte der Ortsnamen und Mundarten" behandeln. Diese Abschnitte gehören dem 2. Teile des Buches „Ortsnamen als Geschichtsquelle" an, während der 1. Teil „Bildung und Veränderung der Ortsnamen" mit seiner philologischen Behandlung des Stoffes die Grundlage für die geschichtliche Verwertung im 2. Teile bietet. Die der Grundkarte beigegebenen Deckblätter ermöglichen eine rasche Übersicht über die Ortsnamen auf —dorf und —ing, über deutsche Rodungsnamen, über die in der Neuhaus-Neubistritzer Sprachhalbinsel so häufigen genitivischen Ortsnamen, ferner über die tschechischen Ortsnamen bis 1230, über die deutschen Ortsnamen bis 1300 u. a.

Schneeweis E. Feste und Volksbräuche der Lausitzer Wenden. Veröffentlichungen des Slawischen Instituts der Universität Berlin. Verlag Markus und Petters. Leipzig 1931. 260 S. mit 14 Bildtafeln. Preis geh. 10 Mark.

Das Buch bringt die erste wissenschaftliche Bearbeitung des wendischen Brauchtums. Der Verfasser hat nicht bloß die gesamte gedruckte Literatur verarbeitet, sondern auch viel neues, bei wiederholten Bereisungen der Lausitz von ihm selbst erhobenes Material beigebracht. Genau berücksichtigt ist die Terminologie, denn aus ihr läßt sich vieles bezüglich der Herkunft der Bräuche herauslesen. Das Buch enthält eine Fülle neuer Deutungen, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann. Hervorgehoben sei bloß die S. 122—132 sehr überzeugend entwickelte Hypothese von Neumondfesten bei den heidnischen Slawen. Das streng wissenschaftlich gehaltene Buch ist jedem Volkskundler aufs wärmste zu empfehlen.

Dr. Schmid Hans. Sprachinsel und Volkstumsentwicklung. Die Wandlung volkskundlichen Bestandes in der deutschen Sprachinsel Machliniec in Ostgalizien. Mit einem Vorwort und Anmerkungen von Dr. G. Jungbauer. Verlag Aschendorff. Münster i. W. 1931. Mit 8 Planskizzen. 1 Karte und 4 Bildtafeln. XVI und 141 S. Preis geh. 5 Mark 50, geb. 6 Mark 50.

Das als 46. Heft der von Georg Schreiber herausgegebenen Sammlung „Deutschtum und Ausland" erschienene Buch ist aus einer Prager Dissertation erwachsen. Der aus dem Egerland stammende Verfasser hat die von 1823—1830 durch Auswanderer aus der Plan-Tachauer Gegend begründete Sprachinsel Machliniec östlich von der Stadt Stryj wiederholt besucht und nicht allein die Geschichte und Entwicklung dieser fernen Siedlung verfolgt, sondern insbesondere die volkskundlichen Verhältnisse und Beziehungen zur alten Heimat erforscht. Gerade die volkskundliche Untersuchung hat ergeben, daß die aus dem geschlossenen deutschen Sprachgebiet in die Sprachinseln des Ostens vorgeschobenen Siedler zu einer neuen Erscheinungsart des deutschen Menschen werden, daß der Vorgang der Siedlung, die östliche Landschaft, das Verhältnis zum Umvolk und andere Umstände auf sie einen Einfluß ausüben und sie geistig und seelisch wandeln. Der Vergleich zwischen dem Volksgut der alten und der neuen Heimat war in diesem Falle dadurch sehr erleichtert, weil das Egerland und besonders die Plan-Tachauer Gegend über ein reiches volkskundliches Schrifttum verfügt.

Rubitschek R. „Tief drin im Böhmerwald. Das Heimatlied der Böhmerwäldler. Verlag A. H. Payer, Pilsen 1931. 22 S. Preis 10 Ktsch.

Die mit großer Liebe zur Sache geschriebene Untersuchung verfolgt die Entstehung und Verbreitung des Böhmerwaldliedes und teilt die ältere, mehr bodenständige sowie die jüngere oder steirische Weise mit. Ein Bild des Glasarbeiters Andreas Hartauer (1839—1915), auf den das Lied zurückgeht, ist dem empfehlenswerten Büchlein beigegeben.

Digitalisiert von Google

Festschrift der Bergstadt Mies 1931 zur 800-Jahrfeier. 11.—13. Juli 1931, herausgegeben vom Festschriftausschusse. Mies 1931. 192 S. und Anzeigenteil. Preis einschließlich Porto 15 Ktsch.

Die von G. Schmidt (Mies 63) geleitete Festschrift bringt in drei Abschnitten Beiträge zur Geschichte, Volks- und Heimatkunde und Wirtschaftsgeschichte. Von den volkskundlichen Beiträgen sind die von J. Hanika hervorzuheben, der in dem Aufsatz „Vorstadtpoesie" Vierzeiler mitteilt, die J. Peschek im Jahre 1907 für den deutschböhmischen Volksliedausschuß in Mies-Vorstadt aufgezeichnet hatte, und in der Skizze „Von unseren Trachten" die im Mieser Gebiet noch erhaltene weibliche Volkstracht bespricht.

König A. Alt-Reichenberg. Zeitgeschichtliche Streifbilder. 2. Auflage. Selbstverlag Reichenberg, 1931. 47 S. Preis 7 Ktsch.

In bunten Bildern zieht hier das alte Reichenberg der Leinweber und Tuchmacher vor unsern Augen vorbei, deren Leben und Treiben, Sitten und Bräuche liebevoll geschildert werden, wobei auch der Volksgesang nicht vergessen und ein besonderer Abschnitt dem „Mailieder-Singen" gewidmet wird.

Jahrbuch des Deutschen Vereines für Familienkunde für die Tschechoslowakische Republik. Geleitet von Dr. H. F. Zimmermann. 1. Jahrgang 1930. Prag 1931.

Das neue Jahrbuch erfreut durch seine wissenschaftlichen Beiträge über „Familienkunde und Vererbung" von A. Tschermak-Seysenegg, „Neue Ziele der Rassenkunde unter besonderer Berücksichtigung der Forschung in den Sudetenländern" von B. Brandt, „Die Grundlagen der Eugenik" von F. Breinl, „Arzt und Familienforschung" von W. Koerting u. a. Auch die tschechische Familienforschung wird entsprechend berücksichtigt, ebenso das für die Familienforschung so wichtige Archivwesen.

Volkskundliche Bibliographie für die Jahre 1925 und 1926. Im Auftrage des Verbandes Deutscher Vereine für Volkskunde mit Unterstützung von E. Hoffmann-Krayer, herausgegeben von Paul Geiger. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig 1931. 593 S. Preis 39 Mark, für Mitglieder des Verbandes 26 Mark.

Auch dieser Band des unentbehrlich gewordenen Hilfsbuches überrascht durch seine Reichhaltigkeit. Trotzdem die erotische Völkerkunde und Orts- und Flurnamen diesmal ausgeschieden wurden, umfaßt der Band etwa ein Drittel mehr Nummern als der vorhergehende. Bei einem derartigen Umfange sind Versehen und Druckfehler unvermeidlich. So soll es, um einiges aus den sudetendeutschen Arbeiten richtigzustellen, heißen: Nr. 4618 Hilgart (statt Hilpert), Reichenberg (statt Reichenau), Nr. 5006 Sternberg (statt Sternburg), Nr. 5216 Kreibich (statt Kreibisch), Nr. 5334 Karbitz (statt Korbitz), Nr. 5442 und auf S. 508 Hofer (statt Heser), Nr. 5462 und auf S. 556 Waltenberger (statt Waltenburger), Nr. 5489 Goth (statt Goth), Nr. 7467 Schluckenau (statt Schluckenau). Ansonsten ist das sudetendeutsche Gebiet bis auf die kleinsten Veröffentlichungen erfaßt.

Peßler W. Deutsche Volkstumsgeographie. Verlag G. Westermann. Braunschweig, Berlin und Hamburg, 1931. 108 S. und 21 Karten. Preis geh. 7 Mark.

Dieses neue Werk des Vorkämpfers der geographischen Methode in der Volkskunde gliedert sich in die vier Abschnitte: Volkstumsgeographie, Das Deutschtum im Gegensatz zum Undeutschen, Des Deutschtums innere Gliederung, Verzeichnis der volkstumsgeographischen Karten des Deutschtums. Eine genaue Grenzbegehung des deutschen Volksbodens bildet den Hauptteil des zweiten Abschnittes, eine weiterweisende Besprechung der im Schlußteil verzeichneten Karten den vorwiegenden Inhalt des dritten Abschnittes. Mag man sich zu der mehr oder minder einseitigen und vielfach an Äußerlichkeiten haftenden, nicht in die Tiefe dringenden geographischen Methode wie immer verhalten, das vorliegende Buch Peßlers, bei dem

Digitalisiert von Google

besonders die Vertreter der Stammesforschung Lücken finden werden, ist entschieden als eine treffliche und anregungsreiche Leistung zu werten.

Kriß R. Volkskundliches aus altbayrischen Gnadenstätten. Beiträge zu einer Geographie des Wallfahrtsbrauchtums. Verlag Dr. Benno Filser. Augsburg 1930. 380 S. Mit mehreren Karten und 112 Abbildungen. Preis geh. 28, geb. 30 Mark.

Das in der von J. M. Ritz und Spamer geleiteten, im Auftrage der deutschen Volkskunstkommission herausgegebenen Sammlung „Das Volkswerk, Beiträge zur Volkskunstforschung und Volkskunde" erschienene Werk ist sowohl wegen seines gediegenen, einzigartigen Inhaltes wie auch wegen der prächtigen Ausstattung geradezu als musterhaft zu bezeichnen. Da liegt keine Arbeit vom grünen Schreibtisch allein vor, der Verfasser hat vielmehr fast den ganzen Stoff auf fortwährenden Wanderungen von einer Wallfahrtskirche zur anderen in ganz Bayern und im angrenzenden Österreich selbst gesammelt. Daraus ergibt sich nicht allein die Verläßlichkeit aller Angaben, sondern auch die frische Unmittelbarkeit der Darstellung. Die religiöse Volkskunde, die erst in den Nachkriegsjahren sich reger entwickelt hat, hat mit diesem Buch ein vorbildliches Werk erhalten, das in anderen Ländern Nachahmung verdient. Besonders lehrreich sind die Tabellen zur Verbreitung der außergewöhnlichen Opfergaben, der Legendenmotive und des Quellenkultes, die eine rasche Übersicht über das im Textteile Dargestellte gestatten.

Stückrath O. Nassauisches Kinderleben in Sitte und Brauch, Kinderlied und Kinderspiel. II. Band. 1. Lieferung des Volksliedausschusses für das Land Nassau. Wiesbaden-Biebrich 1931. 80 S. Preis 4 Mark, durch den Buchhandel 5 Mark.

Mit diesem Werk, bei dem fünf Lieferungen vorgesehen sind, legt O. Stückrath eine kleine Auswahl aus seiner 25 Jahre umfassenden Sammeltätigkeit vor. Auch der genaueste Kenner des Volkslebens muß staunen über den Reichtum und die Vielseitigkeit des aufgebrachten Stoffes wie auch über die geschickte und übersichtliche Anordnung. Der 1. Abschnitt „Die werdende Mutter und das Ungeborene" enthält z. B. die folgenden Punkte: Volksmeinung über Kinderlosigkeit und Kindersegen. Der Wunsch nach dem Kind. Die Zahl der zu erwartenden Kinder. Scherzhafte Orakel, die Kinderzahl betreffend. Das Kind wird angemeldet. Voraussagungen über das zu erwartende Kind. Vorschriften, die das Wohl des Kindes bezwecken. Das Versehen. Vorschriften, die das Wohl der werdenden Mutter bezwecken. Vorzeichen einer schlechten Geburt u. a. Lieder, denen die Singweisen beigegeben sind. Spiele und Volksglaube und Volksbrauch verbinden sich so zu einer Einheit, die das volkskundliche Gesamtbild des Kinderlebens nach allen Seiten hin anschaulich beleuchtet.

Zoder R. und Klier K. M. 30 neue Volkslieder aus dem Burgenlande. Aus dem Liederschatze des Burgenländischen Volkslied-Arbeitsausschusses. Verlag des Deutschen Volksgesang-Vereines in Wien. 1931. 48 S. Preis 1 S. 20.

Das Heft, das dem Burgenland anläßlich der zehnjährigen Zugehörigkeit zum deutschen Mutterland Österreich als Festgabe zugedacht ist, bringt eine Auswahl aus einer Fülle von Volksliedern, die der Arbeitsausschuß Burgenland 1929 und 1930 gesammelt hat. Sie bekundet deutlich die volkskundliche und damit auch kulturelle Zusammengehörigkeit dieses Gebietes mit den österreichischen Alpenländern, mit dem es Vierzeiler, Wildschützenlieder und anderes Liedgut gemeinsam hat.

Sturm P. Weihnachten im deutschen Spiel. Hirten- und Krippenspiele aus 5 Jahrhunderten. Mit Liedern und Sätzen für Gesang, Chor und Instrumente von P. Rickstat, W. Rein, H. Stephani, P. Sturm. Verlag Franz Tafel, Karlsruhe. 1932. 96 S. Text- und Notenbuch 3 Mark 20. 1 Hauptbuch und 8 Rollenhefte 15 Mark.

Digitalisiert von Google

Diese von einem gediegenen Kenner der Volksdichtung herrührende Bearbeitung verdient besondere Empfehlung. Von P. Sturm sind soeben im gleichen Verlag auch die 3. Auflage seines Erbauungsbuches „Sonnenland. Gedanken und Gedichte" und das Buch „Lach auf! Lustige und nachdenkliche Geschichten und Plaudereien" erschienen, das neben ergötzlichen Tiergeschichten für Kinder auch scharfe Satiren, z. B. auf den hl. Bürokratius oder auf den Reichsfahnenstreit, enthält.

Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. (Vgl. die Anzeigen im 1., 3. und 5. Heft 1928, im 4./5. Heft 1929, im 3. und 5. Heft 1930.)

Pünktlich erscheinen allmonatlich die Lieferungen dieses Riesenwerkes. Seit der letzten Anzeige liegen die 6.—13. Lieferung des III. Bandes, womit dieser abgeschlossen ist, und die 1. Lieferung des IV. Bandes vor. Besonders umfangreich sind die Artikel: Geschlechtsverkehr, Gevatter (Pate), Gewitter, Gott, Gottesurteil, Grab, Grenze, Gürtel, Haar, Hagel, Hahn, Hand, Handwerker, hängen, Harn, Hase, Hasel, Hebamme, Heiden, heilig, Hemd, Herd, Herz, Hexe (mit 1297 Belegstellen), Himmel, Hinrichtung, Hirn, Hirsch, Hirte, Hochzeit. Zu mehreren Artikeln erbringen unsere Umfragen neuen Stoff. Zu „Geschlechtsverkehr" ist zu bemerken, daß man von einer weißen Leber wohl häufiger bei Frauen als bei Männern spricht. Eine solche besaß z. B. nach der Volksmeinung die „Weiße Frau" von Murau in Steiermark Anna Neumann von Wasserleonburg, die sechsmal verheiratet war (vgl. unsere Zeitschrift II. S. 89). Bei „Haberfeldtreiben" fehlt: G. Cueri, Bauernerotik und Bauernfehme in Oberbayern. München 1911. Daß dieser Brauch ursprünglich ein „dämonenvertreibender Lärmumzug" war, ist kaum anzunehmen.

Meiche A. Beiträge zur Geschichte der heimischen Bienenzucht, namentlich im Gebiete der Sächsischen Schweiz. Sebnitz 1931. 34 S.

Dieser bei der Vertreterversammlung des Landesverbandes der sächsischen Bienenzüchtervereine in Sebnitz am 11. Juli 1931 gehaltene Vortrag geht besonders den Ortsnamen nach, die auf die Bienenzucht hinweisen, wie z. B. Mittweida in Sachsen oder Zeidler in Böhmen, übersieht aber auch nicht die große Rolle, welche die Biene im Volksglauben spielt.

Winkler W. Statistisches Handbuch der europäischen Nationalitäten. Verlag W. Braumüller, Wien 1931. XII und 248 S. Preis geh. 8 Mark 20, geb. 10 Mark.

Mit diesem Werke hat der verdiente Vorstand des Instituts für Statistik der Minderheitsvölker an der Universität Wien ein Handbuch geschaffen, das nicht allein der Staatsmann und Politiker, sondern auch der volkskundliche Forscher benötigt, da es genauen Aufschluß gibt über die nationale Verteilung innerhalb der europäischen Staaten, die Siedlungsweise, Altersgliederung, Konfessionsgliederung der Völker, ihre natürliche Bevölkerungsbewegung und ihre Wanderbewegung. In dem Abschnitt „Die Tschechoslowakei" wird wiederholt die Unrichtigkeit der amtlichen Volkszählungsergebnisse vom 15. Feber 1921 nachgewiesen.

Jahrbuch 1930 der Luxemburgischen Sprachgesellschaft (Gesellschaft für Sprach- und Dialektforschung). Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig 1930. 176 S. Preis 6 Mark.

Unter den Beiträgen in deutscher Sprache sind namentlich die von A. Jacoby herauszuheben: Beiträge zur Luxemburger Volkskunde. Vom Scheuermännchen. Der Bleimantel. Die Aufgaben der Luxemburger Volkskunde.

Jaloziecky J. Das geistige Leben der Ukraine in Vergangenheit und Gegenwart. 28./29. Heft von „Deutschtum und Ausland". Verlag Aschendorff, Münster i. W. 1930. 219 S.

Im Vereine mit mehreren Mitarbeitern gibt der Verfasser ein Gesamtbild über die Geschichte und das geistige Leben der Ukraine. Die ukrainische Volkskunde behandelt J. Kuziela, der betont, daß die Beschäftigung mit der Volkskunde sogar durch die Auflösung der ukrainischen Abteilung der Geographischen Gesellschaft in Kiew und das berüchtigte Verbot der ukrainischen Sprache und Literatur durch die

Digitalisiert von Google

russische Regierung vom Jahre 1876 nicht gänzlich unterbrochen wurde, da gerade das wissenschaftliche Studium des ukrainischen Volkstums der nationalbewußten ukrainischen Intelligenz die einzige Möglichkeit gab, mit dem Volke in Berührung zu bleiben und längere Zeit allein — nachher auch mit Hilfe des ethnographisch gefärbten Theaters — die ukrainische Öffentlichkeit in ihren Emanzipationsbestrebungen zu stärken.

Der Große Brockhaus. Handbuch des Wissens in zwanzig Bänden. 15. Auflage. 8. Band (H—Hz.) Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig 1931. 796 S. Preis in Ganzleinen 26 Mark, bei Rückgabe eines alten Lexikons 23 Mark 50.

Auch dieser sorgfältig gearbeitete Band bringt neben einer Fülle von Wissensschätzen und größeren Artikeln wie Haar, Hafen, Handel, Handwerk, Harn, Haus, Heer, Herz, Holz, Hunde u. a. und den Zusammensetzungen wie etwa Holzfärbung, Holzschneidekunst usw. eine Reihe von volkskundlichen Stichwörtern, z. B.: Haberfeldtreiben, Sekte der Habaner, Haberlandt A. und M., Hakenkreuz, Hänsel und Gretel, Hausmarke, Hausnamen, Heilige, Heimatkunst, Here, Hildebrand R., Hochzeitsbräuche, Hoffmann von Fallersleben, Hoffmann-Krayer E. u. a.

Von Sudetendeutschen führt der Band an: A. E. Haas, Physiker, geb. Brünn, 1884; R. Haas, Schriftsteller, Mies, 1877; J. E. Habert, Kirchenmusiker, Oberplan, 1833; E. Hadina, Schriftsteller, Wien, 1885, jetzt in Troppau; K. Halir, Geiger, Hohenelbe, 1859; A. Hammerschmidt, prot. Kirchenmusiker, Brüx, 1611 oder 1612; A. Hanak, Bildhauer, Brünn, 1875; J. Handl, genannt Gallus, Komponist, gest. Prag 1825; J. Hardtmuth, Begründer der Bleistiftfabrik in Budweis, geb. Asparn, 1758; H. J. F. Hartl, Geodät, Brünn, 1840; M. Hartmann, Schriftsteller, Duschnik i. B., 1821; L. Ritter von Hasner, Staatsmann, Prag, 1818; A. Hauffen, Germanist, 1863—1930; A. Hauschner, Schriftstellerin, geb. Prag 1852; F. Ritter von Hebra, Dermatolog, Brünn, 1816; J. A. Freiherr von Helfert, Staatsmann und Historiker, Prag, 1820; K. B. Heller, Naturforscher, Myslibořitz i. M., 1824; E. Herbst, Jurist und Politiker, seit 1858 Univ.-Prof. in Prag; H. Herkner, Nationalökonom, Reichenberg, 1863; K. Herloßsohn, Schriftsteller, Prag, 1804; K. Hilgenreiner, Univ.-Prof. in Prag und Politiker, geb. Friedberg (Hessen), 1867; F. Ritter von Höfer, General, Komotau, 1861; H. Edler von Höfer, Geolog, Elbogen, 1843; Kl. M. Hoffbauer, Heiliger, Taßwitz i. M., 1751; J. Hoffmann, Baumeister, Pirnitz i. M., 1870; E. Ritter von Hofmann, Mediziner, Prag, 1837; F. Hofmeister, Chemiker, Prag, 1850; R. Hohlbaum, Schriftsteller, Jägerndorf, 1886; L. Ritter von Höhnel, Seeoffizier und Forschungsreisender, Preßburg, 1857; A. Hölzel, Maler, Olmütz, 1853; C. Horn, Musiker, Reichenberg, 1860; J. N. Hummel, Klaviervirtuos und Komponist, Preßburg, 1778; F. Hueppe, Hygieniker, seit 1889 Univ.-Prof in Prag, geb. Heddesdorf (Rheinprovinz) 1852; M. Freiherr von Hussarek, Staatsmann, Preßburg, 1865; E. Husserl, Philosoph, Proßnitz i. M., 1859.

•

Zeitschrift für Volkskunde (Berlin). 40. Jahrgang. Neue Folge, Bd. II. Heft 3: R. Kriß, Votive und Weihegaben des italienischen Volkes; A. Marmorstein, Der Nikolsburger Geist (nach einem 1785 in Brünn und 1920 in London neu gedruckten Büchlein in hebräischer Sprache), u. a. Besprechungen von: L. Otto-Hanika, Sudetendeutsche Volksrätsel; G. Jungbauer, Volkslieder aus dem Böhmerwalde, und E. Volkmann, Die Sudetendeutschen.

Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde (Bremen). 8. Jahrgang, 3./4. Heft: Hermann Kügler, Zur Geschichte der Weihnachtsfeier in Berlin (eine stoffreiche Abhandlung); W. Krogmann, Die Grundform der Schwanenrittersage; M. Bringemeier, Produktive Gemeinschaft im Volk u. a. — 9. Jahrgang, 1./2. Heft: R. Hünnerkopf, Zur altgermanischen Namengebung; H. Tardel, Bremen im Volksreim und Volkslied; W. Mitzka, Norddeutsche Bootsarten u. a.

Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde (Wuppertal-Elberfeld). 27. Jahrgang, 3./4. Heft: G. Heußen, Till Eulenspiegel in westfälischen Volkserzählungen; O. Runkel, Volkstümliche Spiele Westerwälder Kinder (Schluß); P. van Beeck, Wesensart der Westfalen nach Werner

Digitalisiert von Google

Volevinck; S. M. Th. Voelker, Die Pflanze im volkstümlichen Glauben des Sauerlandes u. a.

Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde (Leipzig). 5. Jahrgang, 6. Heft: R. Irmscher, Aberglauben in Großbothen; M. Militzer, Aus der Werkstatt Oberlausitzer Pflanzennamen; Horst Becker, Bänkelsänger; M. Freytag, Aus der Trachtenkunde u. a. — 6. Jahrgang, 1. und 2. Heft: G. Fischer, Über handwerkliches Brauchtum; F. Karg, Sprachgeographie u. a. — 2. Heft: Horst Becker, Der Gedanke des Bauopfers u. a. — 4. Heft: A. Jolles, Geschlechtswechsel in Literatur und Volkskunde.

Hessische Blätter für Volkskunde (Gießen). 29. Band (1930): W. Schoof, Zur Entstehungsgeschichte der Grimm'schen Märchen; F. Stroh, Stil der Volkssprache; T. Sokolskaja, Alte deutsche Volkslieder in der oberhessischen Sprachinsel Below jesch (Nord-Ukraine) u. a. Aus der Bücherschau: E. Kagarow über P. Bogatyrev, Actes magiques, rites et croyances en Russie subcarpathique; A. Götze über G. Jungbauer, Volkslieder aus dem Böhmerwalde.

Oberschlesische Volkskunde (Beuthen). 1. Jahrgang, 5./10. Heft: F. Pardollek, Volkslieder des Oberglogauer Landes (die meisten Lieder sind auch in den deutschen Sprachinseln Galiziens daheim) und Kinderlied und Kinderspiel in Oberglogau; E. Borzutzki, Zur Volksheilkunde des Beuthener Landes. 11/12. Heft: W. Krause, Zur Speicherforschung; A. Maruschke, Christkindelspiele in der Neustädter Gegend u. a. 2. Jahrgang, 1/4. Heft: A. Perlick, Die Zwiespältigkeit im Blute des Oberschlesiers; W. Krause, Zur Flurnamenforschung; E. Stephan, Zwei Kinderspiele aus Schönau; R. Stupik, Sagen aus Ostoberschlesien u. a. 5/10. Heft: P. Frangke, Vorweihnachtsstimmung auf dem Lande; R. Stupik, Weihnachten in Sussieß u. a.

Schaffen und Schauen (Kattowitz). 7. Jahrgang, 5. Heft: Alfred Karasek-Langer, Drimlein und Schleier in Wilmesau. Ein Beitrag zur Trachtengeographie des beskidischen Raumes. Ferner vom gleichen Verfasser: Der Bär, der Lis (Fuchs) und der Hase (Märchen aus der Wilmesauer Sprachinsel) und Sternsinger- und Kolendalieder aus der Bielitz-Bialaer Sprachinsel.

Heimatgaue (Linz). 12. Jahrgang, 1. Heft: E. Haller, Oberösterreichische Passionsspiele; G. Gugenbauer, Linzer Witz vor 200 Jahren; F. Angerer, Vom Volkscharakter des unteren Mühlviertels; A. Depiny, Von Tracht und Trachtenpflege u. a.

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde (Bühl, Baden). 4. Jahrgang, 2. Heft: E. Fehrle, Grundfragen der Volkskunde (mit sehr vernünftigen und klaren Gedanken, zum Teil Widerlegung der Ansichten H. Naumanns); W. Schuhmacher, Zeitgemäße Volkskunde (mit der Forderung nach Berücksichtigung der Volkskunde an den Hochschulen); J. Künzig, Die Legende von den drei Jungfrauen am Oberrhein (eine sehr gründliche Untersuchung); R. Stroppel, Die Jungfrau Maria als „Kaiserin" u. a. — 3. Jahrgang, 1. Heft: E. Fehrle, Sonnwendholen (mit 3 Bildern); R. Hindringer, Der Schimmel als Heiligen-Attribut; F. Herrgott, Die Sagen vom „Goldenen Kalb"; R. Hünnerkopf, Fastnachtsitzen (mit Behandlung der Gleitbräuche; vgl. dazu auch G. Jungbauer, Märchen aus Turkestan und Tibet. Jena 1923. S. 195); L. Mackensen, Die Ballade von der Rabenmutter u. a.

Die Singgemeinde (Kassel). 7. Jahrgang, 3. Heft: Fritz Reusch, Volksliedpflege in der neuen Lehrerbildung (Volksliedkunde als Gegenwartskunde) u. a. — 4. Heft: A. Seifert, Die Volkslieder des Egerlandes und der Tudelsack u. a. — 6. Heft: K. Schulz, Evangelische Kirchen- und Volksmusik im Ostland u. a.

Blätter für Volkstanzgruppen (Wien). Die 2. Folge 1931 berichtet über den unter verschiedenen Namen (Judenpolka, Winker, Klatschpolka u. a., im Polnischen Strachak, auch bei den Tschechen bekannt) vorkommenden Spitzhuttanz und bringt die in Wallsee von M. Horak aufgezeichnete Weise einer Schusterpolka.

Die christliche Kunst. Im 27. Jahrgang (Jänner 1931) dieser Monatsschrift veröffentlicht Dr. Walter Brent eine mit zahlreichen Bildern versehene Abhandlung „Alte Andachtsbilder", die vor dem Erscheinen des großen Werkes von A. Spamer geschrieben wurde. Sie bietet eine gute Übersicht über die Geschichte und Entwicklung des kleinen Andachtsbildes vom 14. Jahrhundert bis zur Gegenwart.

Digitalisiert von Google

Schweizerisches Archiv für Volkskunde (Basel). 30. Jahrgang. 4. Heft: E. Hoffmann-Krayer, Individuelle Triebkräfte im Volksleben (weist gegenüber der Behauptung Naumanns von der „individualismuslosen" Gemeinschaft darauf hin, daß es ausgeprägte, schöpferische Individuen auch in der Unterschicht gibt). 31. Jahrgang, 1. und 2. Heft: J. Bertrand, Le Théâtre populaire en Valais. Das 2. Heft enthält ferner den 1585 Nummern umfassenden „Fragebogen über die schweizerische Volkskunde".

Der Auslanddeutsche (Stuttgart). 14. Jahrgang. 1. Märzheft: G. Haas, Zur Geschichte der deutschen Industrie in der Tschechoslowakei; 1. Aprilheft: H. Härlen, Das Deutschtum in Krakau. — 2. Aprilheft: K. Goßner, Deutsche Volksbräuche in Liebling (Banat). — 2. Juliheft: A. Eichler, Die letzten Deutschen von Zyrardow (in Polen, wo Hielle und Dittrich aus Schönlinde 1857 die Leinenerzeugung begründeten und ein Unternehmen schufen, das vor dem Kriege 9000 Arbeiter beschäftigte). — 1. Augustheft: E. Lendl, Deutsche Kolonisten in Oberslawonien. — 1. Septemberheft: K. Hoffmann, Die Bedeutung des deutschen Arztes für das deutsche Volkstum im Banat.

Karpathenland (Reichenberg). 3. Jahrgang. 4. Heft: W. Kuhn, Das Deutschtum der Kremnitzer Gegend in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts; J. Greb, Bibliographie der Zipser Volkskunde u. a.; 4. Jahrgang. 1. Heft: J. Hanika, Beiträge zur Namenkunde der Hänergemeinden; T. Wäßerle, Sagen aus Deutsch-Proben; A. Tamko, Volksdichtungen aus Kuneschhau; J. Wollner, Die hl. drei Könige in Blaufuß; J. Striez, Hochzeitsbräuche aus Glaserhau; J. Hajnal, Schwurformeln aus Deutsch-Litta; T. Wäßerle, Eine Brautausstattung in alter Zeit; K. Zeisel, Deutsch-Probener Volkssprüche und Sprichwörter. — 2. Heft: K. Horak, Wochentagslieder aus Münnichwies; K. Zeisel, Eine alte Bauernhochzeit in Zeche.

Das Kuhländchen (Neutitschein). 12. Jahrgang. 9. Heft: H. Schubert, Alte Weihnachtslieder aus Odrau; St. Weigel, Das Haus und seine Aufschriften im Kuhländchen. — 10. Heft: Fortsetzung dieses Beitrages aus dem Nachlaß Weigels u. a. Mit der 11./12. Folge hat die Zeitschrift ihr Erscheinen eingestellt.

Mitteilungsblatt des Heimat- und Familienkundlichen Vereins im Odergebirge (Neueigen). Von dem seit Mai d. J. erscheinenden Blatt liegen bisher drei Folgen vor, in welchen u. a. fortlaufend über die Flurnamensammlung berichtet wird. Auch die Vorgeschichte wird von dem Verein, der unter der umsichtigen Leitung des Oberlehrers F. E. Rößner steht, entsprechend berücksichtigt.

Südmährens Deutsche Jugend (Znaim). 5. Jahrgang. 4. Heft: Das Bauernhaus um 1850. Die einstige Bauerntracht in Grusbach. Sagen u. a. — 5. Heft: Sagen und Auszählreime. — 6. Heft: Kinderspiele und Auszählreime. — 7. Heft: Volkskundliches aus Nikolsburg.

Deutschmährisch-schlesische Heimat (Brünn). Auch das 11./12. Heft des 16. Jahrgangs und das 1./2. Heft des 17. Jahrgangs sind vorwiegend der Sprachinsel Wischau gewidmet und bringen Beiträge über die Flurnamen, das Brauchtum, die Kleidung, das Bauernhaus, das Volkslied usw. Eine übersichtliche Zusammenstellung des Schrifttums über die Sprachinsel von H. Freising ist dem 2. Heft beigegeben. — 3./4. Heft: F. Bürger, Verlebendigte Trachten. — 7./8. Heft: E. W. Braun, Ein altes marianisches Gnadenbild in Goldenstein u. a.

Mitteilungen zur Volks- und Heimatkunde des Schönhengster Landes (Mähr.-Trübau). 26. Jahrgang. 4. Heft: K. Vilek, Der Gemeindehaushalt Brüsau im 18. Jahrhundert bis 1786; A. Jenisch, Ein sonderbarer Rechtsfall des Erbgerichtes in Langenlutsch. — 27. Jahrgang: K. Ledel, Volkskundliches; G. Tilscher, Dorforiginale von Kunarz u. a.

Ostböhmische Heimat (Trautenau). 5. Jahrgang. 9. Heft bis 6. Jahrgang. 6. Heft: Weitere Fortsetzungen der Beiträge F. Meißners, Bilderschatz der heimischen Mundart, und H. Herrmanns, Weihnachtsspiele im Braunauer Ländchen (hier Schluß im 2. Heft 1931); ferner im 10. Heft 1930: J. Meißner, Der Feuermann (Sagen), im 3. und 4. Heft 1931: A. Kahler, Giebelinschriften in Weckersdorf bei Braunau, im 6. Heft: R. Fischer, Die ostböhmischen Bauern im Knüttelkriege (Aufruhr 1775).

Digitalisiert von Google

Mitteilungen des Nordböhmischen Vereines für Heimatforschung und Wanderpflege (Böhm.-Leipa). 53. Jahrgang. 4. Heft: Florian Holfeld, Eine Schluckenauer Ortssage und ihr geschichtlicher Hintergrund; R. Lichtenfeld, Verschollene Gedenksteine u. a.

Beiträge zur Heimatkunde des Aussig-Karbitzer Bezirkes (Aussig). 10. Jahrgang. 4. Heft: H. R. Kreibich, Über die Radzeiner Adalbertsage u. a. — 11. Jahrgang. 1. Heft: H. R. Kreibich, De Bauernhurt. Ein altes mundartliches Lied. — 2. Heft: H. Lipfer, Zur Flurnamensammlung im Aussiger Bezirke u. a.

Unser Egerland (Eger). 34. Jahrgang. 10./11. Heft: R. Krauß, Professor G. Schmidt zum 65. Geburtstag (mit einem Verzeichnis der Schriften). 12. Heft: R. Pichert, Der Bauernaufstand im Stift Tepler Gebiet im Jahre 1680. — 35. Jahrgang. 1. und 2./3. Heft: R. Siegl, Verzeichnis von Besitzern Alt Egerer Häuser. — 4. Heft: R. Siegl, Das Egerer Frontleichnamsspiel. — 5./6. Heft: G. Schmidt, Volkskundliches aus einem Mieser Ratsmanual des 18. Jahrhunderts. — 7. Heft: G. Schmidt, Die ehemalige Papiermühle bei Mies.

Westböhmische Zeitschrift für Heimatforschung, früher Der Pilsner Kreis (Staab). 2. Jahrgang. 6. Heft: L. Walch, Die Flurnamen des Bezirkes Tachau-Pfraumberg u. a. — 3. Jahrgang. 1. Heft: J. Maschek, Verschwindendes Volkstum der Holeischner Gegend u. a. — 2. Heft: J. Micko, Höflichkeit vor 300 Jahren u. a. — 3./4. Heft: R. Storch, Die alten Mieser Frontleichnamspflanzen; L. Ehlardi, Der Klausner von St. Apollonia und seine „Wutsteine". — 5. Heft: F. Andreß, Robot für Chotieschau u. a.

Waldheimat (Budweis). 7. Jahrgang. 12. Heft: R. Reimark, Allerlei Besuche im Böhmerwald-Bauernhaus während des Jahres (Händler, Bettler usw.), mit Zeichnungen von F. Schuster; E. F. Raffelsberger, Hinterglasmalereien; R. Rubitschek, Der „Arme Böhmerwald" (Volksdichtung); R. Paschek, Der Johannestrunk. — 8. Jahrgang. 1. Heft: A. Welzinger, R. F. Leppa; M. Harant, Hochzeitsbräuche in der Gegend von Neubistritz. 2., 3. und 5. Heft: S. Skalitzky, Ein Jahr im Waldland (Bräuche). — 2. Heft: H. Micko, Sagen aus dem südlichen Böhmerwald; J. Rammel, Heimische Krippenkunst. 3. Heft: J. Blau, Die Sage von den umgesiedelten Polen (Kritik des Aufsatzes „Aus dem Tauser Land" im 2. Heft). 4. Heft: G. Tuma, Ostermond im Böhmerwald; F. Fischer, Alte Haus Apothek für Leut und Vieh von 1760 u. a. — 6. Heft: A. Garvio, „Brüderlein fein . . ." (über den 1782 im tschechischen Wällischbirken bei Prachatitz als Sohn eines deutschen Kantors und Schullehrers geborenen Tondichter Josef Drechsler). — 8. und 9. Heft: † J. Thür, Pflanzen der Heimat im Volksmund (wörtlich nach Handschriften von † L. Thür, dem Vater des Verfassers). — 9. Heft: E. F. Raffelsberger, Kunst am Wege (mit Abbildungen von Kapellen und Wegsäulen).

Natur und Heimat (Tetschen a. E.). 1. Jahrg., 4. Heft: Eingang des Aufsatzes von A. Gücklhorn, Die Pflanzen im Volksleben des Mieser Landes. — 2. Jahrgang. 1. Heft: R. Prinz, Von der unbekannten blauen Blume u. a. — 2. Heft: R. Richter, Volkstümliche Pflanzennamen im Böhmischen Niederlande. — 3. Heft: V. Kindermann, Der Färberwaid im böhmischen Elbtal (mit Bild einer alten Waidmühle).

Winkelried (Gossengrün). Das 10. und 11. Heft des 9. Jahrganges bringt einen beachtenswerten Aufsatz von R. Vatant über den Böhmerwald.

Sudetendeutsche Familienforschung (Aussig). 3. Jahrg., 2. Heft: F. Andreß, Eine Kirchensitzordnung für die Pfarrkirche zu Tobrzan aus dem Jahre 1684 u. a. — 3. Heft: R. Hruschka, Familiennamen aus dem Pfarrsprengel Neustift im Gerichtsbezirke Zlabings von 1580 bis 1880, F. Meißner, Familiennamen in Niederlangenau u. a. — 4. Heft: F. J. Umlauft, Über die Veranstaltung von Familientagen; R. Hruschka, Familiennamen aus dem Pfarrsprengel Alt-Hart von 1641—1890; E. Reintger, Die mütterlichen Ahnen E. G. Kolbenheyers.

Národopisný věstník československý (Prag). Diese von J. Polívka im Vereine mit J. Horák und R. Chotek geleitete, führende Zeitschrift der slawischen Volkskunde in der Tschechoslowakei bringt auch im letzten Doppelheft (1./2. Heft des 24. Jahrganges) eine Reihe wertvoller Beiträge, so von V. Tille Bemerkungen zu dem auch in Zeitungen der Gegenwart erscheinenden Stoff von dem Räuber im einsamen Forsthaus, in dem gewöhnlich nur ein Kind oder Mäd-

Digitalisiert von Google

chen daheim ist, und zu dem Märchenmotiv von der magischen Flucht, von J. Janko eine etymologische und ethnographische Untersuchung über die Herkunft der „Dalken" genannten Mehlspreise, von J. Soukup über abergläubische Dreikönigsbräuche im 15. Jahrhundert, von K. B. Adámek über die als fliegende Blätter verbreiteten und meist auf Jahrmärkten oder in Wallfahrtsorten verkauften volkstümlichen Lieder, von L. Niederle über die Anfänge der slawischen Besiedlung Karpathenrußlands, von D. Stránská in einer sehr eingehenden vergleichenden Abhandlung über die landwirtschaftlichen Volksbräuche, von verschiedenen Verfassern über die tschechoslowakische Volkskeramik, darunter von K. Cernohorský über die Erzeugung von Fayence in Wischau i. M., wo sich 1687 Josef Eckart, der sich in seinem Gesuche „Meister des Wiederthaufferischen Geschier von Skalitz" nennt, niederlassen wollte u. a. Das Heft enthält endlich ausführliche Besprechungen der „Sudetendeutschen Volksrätsel" von L. Otto-Hanika und des 1. Heftes 1931 unserer Zeitschrift von J. Horák.

Urteile über unser 2. Beiheft: G. Jungbauer, Geschichte der deutschen Volkskunde:

... Das Buch, das anscheinend aus einem rein praktischen Bedürfnis heraus erwachsen ist und gewiß auch einem solchen dienen soll, ist, sehr frisch und lebendig geschrieben, recht brauchbar und dürfte nicht etwa nur Studierenden oder Lehrern eine willkommene Gabe sein. (Dr. A. Wrede in der „Kölnischen Zeitung".)

... Der Verfasser hat mit dieser Gesamtschau allen Freunden der Volkskunde, besonders Lehrern und Studenten, einen wertvollen Dienst erwiesen. (A. Zirkler in der „Sächsischen Schulzeitung".)

Zur Beachtung

Neuen Abnehmern wird der Jahrgang 1930 der Zeitschrift zu dem ermäßigten Preise von 25 Ktsch., in Halbleinen gebunden 35 Ktsch., nachgeliefert. Mittellose Gemeindebüchereien können den gleichen Jahrgang unentgeltlich erhalten, wenn sie **bis zum 31. Oktober** ein diesbezügliches Ansuchen (ungestempelt) an den staatlichen Büchereiinstruktor Dr. Anton Moucha in Prag III., Maltézské nám. 1, richten.

Das 6. Heft des I. Jahrganges (1928) ist vollständig vergriffen. Es wird um 10 Ktsch. von der Verwaltung der Zeitschrift zurückgekauft. Das 1.—5. Heft kann um den Preis von 20 Ktsch. bezogen werden. Preis des II. Jahrganges (1929) 25 Ktsch., in Halbleinen gebunden 35 Ktsch. Alle Preise gelten nur für das Inland, wenn die Bestellung unmittelbar bei der Verwaltung der Zeitschrift erfolgt. Für das Ausland und für den Buchhandel gelten die am Umschlag angeführten Preise auch für ältere Jahrgänge.

Probehefte zur Werbung neuer Abnehmer stehen jederzeit zur Verfügung.

Nachforderungen nicht erhaltener Hefte sind postfrei, wenn auf dem Briefumschlag der Vermerk „Postfreie Zeitungsbeschwerde" steht.

Die Bezieher in Deutschland und Österreich werden darauf aufmerksam gemacht, daß beim Postscheckamt Leipzig das Konto Nr. 28.668 und beim Österreichischen Postsparkassenamt in Wien das Konto Nr. 103.119 für unsere Zeitschrift eröffnet wurde.

Das 5. und 6. Heft erscheint als Doppelheft zu Beginn Dezember. Beiträge hiezu erbittet die Schriftleitung bis 15. November.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII., Chodská 2a.
Druck von Heinr. Mercy Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die Post- und Telegraphendirektion in Prag, Erlaß Nr. 1806/VII/1928.

Digitalisiert von Google

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgeber und Leiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII. Chodská 2a

4. Jahrgang 1931 **5./6. Heft**

Deutscher, tschechischer Städtebau und Prag

Von Dr. **Kurt Klaudy**, Wien

Ich bin mir des Befremdlichen in der Überschrift dieser Studie wohl bewußt — sowohl dem Unterfangen nach, etwas Neues auf diesem Gebiete beibringen zu wollen, als in der Aufstellung einer Polarität, die der bisherigen Betrachtungsweise völlig widerspricht. Gerade für Böhmen sind wir in der glücklichen Lage, reiche Vorarbeiten auf historischem und topographischem Gebiet[1]), endlich eine scheinbar erschöpfende monographische Behandlung[2]) und Erledigung des städtebaulichen Fragenkomplexes aus jüngster Zeit zu besitzen. Wie ähnliche Arbeiten über Stadtbauforschung erlangt die Arbeit A. Hoenigs, von der die Rede ist, jedoch den Schein der Endgültigkeit nur durch radikale Beschränkung des Arbeitsgebietes, womit man sich nicht mehr zufrieden geben kann[3]). Insbesondere entspricht sie nicht dem gegenwärtigen Stand der Nachbarwissenschaften und einer verbindenden Gesamtauffassung der Siedlungsvorgänge. Dies liegt an Mängeln, die die gesamte deutsche Forschung über Städtebau in eine arge Sackgasse gebracht haben.

Die Forschung zum Städtebau, deren unbestrittene Leistung es bisher war, die Planbilder der Städte systematisch bearbeitet zu haben, hat sich zwangsläufig von Anfang an auch mit pragmatischer Städtebaugeschichte, mit Untersuchungen der Wandlungen und Wanderungen, mit Entwicklung solcher Typen befaßt. Abgesehen vom systematisch-deskriptiven Teil dieser Arbeiten setzt dies zweifellos eine richtige Begriffserkenntnis nach Umfang und Inhalt voraus. Beides aber scheint heute einer gewissen Revision zu bedürfen.

Den Umfang gab seit jeher ausschließlich der rechtsgeschichtliche Stadtbegriff an[4]), wenn man sich auch manchmal bewußt war, daß die Stadt eigentlich als Siedlung in Rede stehe[5]). Daß eine derartige Umgrenzung durch einen, dem Siedlungsbegriff heterogenen und zu ihm ganz beziehungslosen Begriff, den des „Stadtrechtes" früher oder später zu Irrtümern führen mußte, liegt auf der Hand. Zudem ergab sich ein circulus vitiosus auch insofern, als z. B. der Rechtshistoriker Zycha in kritischen Fällen zur genaueren Determination seines Begriffes Eigenschaften des Siedlungsbegriffes heranziehen mußte[6]), den umgekehrt alle Stadtbauforscher, wie auch Hoenig, durch den rechtshistorischen Begriff bestimmen.

Der Inhalt des Begriffes ist übrigens noch stärker aus historischen Unmöglichkeiten aufgebaut. Für die Entstehung des Planbildes — und

Digitalisiert von Google

bei der anerkannten, durch Jahrhunderte erkennbaren Konstanz eines einmal festgelegten Grundrisses für den ganzen Bereich des Siedlungswesens von der kleinsten dörflichen bis zur ausgesprochen städtischen Anlage kommt es für pragmatische Beurteilung nur auf solche Anfangspunkte an — ist theoretisch wie erfahrungsgemäß die Begabung mit einem bestimmten Recht ebenso irrelevant[7]), wie die Ummauerung, welche bis vor kurzem als notwendige Bedingung für das „Städtische" angesehen wurde, weder hinreichende noch notwendige Bedingung hiefür ist[8]). Alles übrige, der ganze, von uns gewissermaßen a priori an die wissenschaftliche Materie herangetragene Begriff des „Städtischen", erweist sich bei einiger Einarbeitung schon gar als Anachronismus, als unberechtigte Rückverlegung später erworbener Eigenschaften der Stadt in ihr Anfangsstadium; weder die städtische geschlossene Bauweise[9]), noch die Hausgestalt[10]) oder das Baumaterial[11]), in den meisten Fällen aber auch nicht die geringste Unterscheidung der Lebensgewohnheiten oder sozialer Sonderart dürfen in die mittelalterliche Gründungszeit hineingedacht[12]) werden. Dorf und Stadt fließen ineinander über, decken sich vielfach völlig. Es ist gar nicht zu verwundern, wenn in den Selbstbezeichnungen[13]) der Urkunden beide Begriffe synonym gebraucht werden und selbst in wichtigen organisatorisch eingreifenden Verordnungen nicht völlig feststehen.

Es ist hier nicht der Platz, sich mit der Methodik allgemein weiter auseinanderzusetzen. Auf die Ansicht über den böhmischen Städtebau muß jedoch etwas näher eingegangen werden. Daß Hoenig dem allgemeinen Fehler der Übernahme des Stadtbegriffes im rechtsgeschichtlichen Sinne nicht entging, beraubte ihn einer Möglichkeit zu tieferem Verständnis, hätte aber keine ausgesprochenen Fehler ergeben in jedem anderen Lande außer in Böhmen. Denn hier erscheint jede Feststellung sofort mit dem hart umkämpften Nationalitätenprinzip verquickt und damit einer neuen subjektiven Fehlerquelle unterworfen[14]). Da nämlich das Stadtrecht eine über jeden Zweifel erhaben rein deutsche Erscheinung ist, in der das slawische Element nicht einmal in Spuren vertreten erscheint, ergab sich für ihn zwangsläufig die Folgerung, das ganze böhmische Städtewesen sei deutsch, deutsch *auch im siedlungskundlichen Sinn*[15]), mit der einzigen Einschränkung, die Unfähigkeit des Lokators oder das Nachgeben gegenüber bestehenden Siedlungen mit sich bringen.

Es übersteigt den Rahmen dieser kleinen Studie, Richtigstellungen im einzelnen vorzunehmen. Von Bedeutung für das Folgende ist nur die These, die unbewiesen hingenommen werden muß: Nur das Stadtrechtswesen, die organisatorisch-soziale Umschichtung, ist deutsch. Hinter dieser Kulturströmung, die in der Siedlungsforschung keineswegs etwas Einzigartiges darstellt, sondern im Bereich der deutschen Kolonisation mehr als ein Seitenstück hat, ist nicht überall eine *körperliche Volksbewegung* zu suchen[16]). Die Entscheidung, ob eine neue Stadt auch in *diesem* Sinne deutsch ist, entzieht sich daher zumeist überhaupt der Beurteilung des Rechtshistorikers. Diese Entscheidung ist jedoch sowohl von größter Bedeutung als auch verhältnismäßig leicht für eine siedlungskundliche

Digitalisiert von Google

Arbeit, die im Bereich ihrer eigenen Erfahrung bleibt und sich von vorgefaßten Meinungen fern hält.

Städtebau im siedlungsgeschichtlichen Sinn gab es bereits in der vorkolonisatorischen Zeit. Wir kennen die den Slawen eigentümlichen Formen[17]), wie die deutschen der Spätzeit. In jedem einzelnen Falle sind beide Komponenten zu trennen. So auch in Prag.

1.

Das Prager Stadtrecht ist auf keinen Anfangspunkt zurückzuführen. Da die Stadt[18]) überdies grundrißlich des einheitlichen Gusses entbehrt, in der scheinbaren Regellosigkeit der Straßenführung ihrer Altstadt zudem ein Analogon zu jenen westdeutschen Städten, über deren allmähliche Entstehung man hinreichend unterrichtet ist, zu bieten scheint, so wurde sie unbestritten unter die „gewordenen Städte" eingereiht. Nun fordert eine solche Vorstellung (ihre Berechtigung sei hier keiner Kritik unterzogen), für welche man keinen Typus, kein Vorbild zu suchen braucht, um so nachhaltiger eine individuelle Entstehungs- und Wachstumsgeschichte heraus. Ein derartiger Versuch liegt von A. Hoenig in ausführlicher Weise vor[19]). Er muß als topographisch fast restlos geglückt bezeichnet werden. Insbesondere ist es sowohl methodisch richtig, bei einer Stadt, deren Größe eine Folge ihres Handels ist, die „Urstraßen" als das Gerippe des Gesamtorganismus aufzusuchen, als überzeugend, jene drei Linienzüge[20]), die von außen her kommend geradeaus der Altstadt zustreben und auch in ihr ungebrochen einem gemeinsamen Vereinigungspunkt (dem Beginne der überlieferten Furt über die Moldau bei St. Valentin) zustreben, als solche anzusprechen.

Für unsere Suche nach jenen Komponenten hat er bereits einen Beitrag geliefert mit der Vermutung, jenes auffallende, strahlige Gebilde um den Bethlehemsplatz wäre ein alter slawischer Siedlungskern[21]), was im Prinzip unbedingt zu unterschreiben ist. Die knotenförmige Gestalt mit einem kleinen runden Platz in der Mitte, vor allem die Radialstraßen als Folge einer alten typischen Sektorentrennung der einzelnen Glieder, zeigen sich so verwandt mit den in der Umgebung Prags feststellbaren Gestalten der Dörfer, daß wir auch hierin ein solches erblicken dürfen[22]).

Ich habe weiters die durch eine große Zahl analoger Gestalten in anderen tschechischen Städten[23]) begründete Vermutung, daß auch der Altstädter Ring und seine Umgebung ein slawischer Siedlungskern ist. Einerseits fehlt jede Nachricht für die gewollte Anlage dieses nach westeuropäischen Begriffen sehr bedeutenden Platzes[24]) als Marktstätte, anderseits gäbe es siedlungsgeschichtlich weder im deutschen Städtebau, der übrigens von Hoenig wegen der wohl sicher vordeutschen Entstehungszeit des Platzes zu Unrecht herangezogen wird, Analoges, noch auch im slawischen Siedlungswesen, das, wie unzweifelhaft feststeht, keine sozial-städtischen Züge entwickelt hatte[25]).

Für eine Gestaltbildung als slawischer Siedlungskern dagegen sprechen jene typischen, der Erscheinung wie der Größe nach (was bei den außergewöhnlichen Ausmaßen vielleicht am überzeugendsten wirkt) völlig

Digitalisiert von Google

entsprechende Dorfanlagen im westlichen Zentralböhmen in breiter Schicht, aber mehr oder weniger modifiziert fast überall im tschechoslawischen Siedlungsraum. Diese Platzdörfer, wie ich sie nenne [trotzdem einzelne Siedlungsforscher mit diesem Namen andere Dorfgestalten bezeichnen[26]], sind dem Prinzip nach Rundlinge mit unverhältnismäßig größerem, sich bis zu völlig rechtwinkliger Regelmäßigkeit steigerndem Freiraum in der Mitte[27]. Eine Unterscheidung vom Rundlingsbegriff der Literatur[28], — der in Wirklichkeit freilich nur *einen* Grenzfall darstellt, von wo aus alle Stadien der Verwässerung des *Typus* bis zum Haufendorf überleiten, — bedeutet die größere Aufgeschlossenheit der Dorfanlage nach außen durch eine ganze Anzahl von Zugängen, mit Vorliebe in den Ecken in der Richtung der Platzdiagonale einmündend, genau wie am Altstädter Ring. Bei Rundling wie Platzdorf ist die Umbauung des Zentralplatzes bloß einfach. Die Gasse als Aufschließung einer Siedlungsfläche zu verwenden, ist ganz ungebräuchlich. Ein Wachstum erscheint ausgeschlossen, wodurch die Vermutung, es handle sich um einmalige Anlagen [Kolonialdorf[29]] stark an Wahrscheinlichkeit gewinnt. Die stark schwankende Größe solcher Dörfer wird durch die Abmessungen des Platzes allein bestimmt, spätere Bevölkerungszunahme scheint nur durch spaltungsähnliche Absonderung von Tochtersiedlungen paralysiert worden zu sein[30].

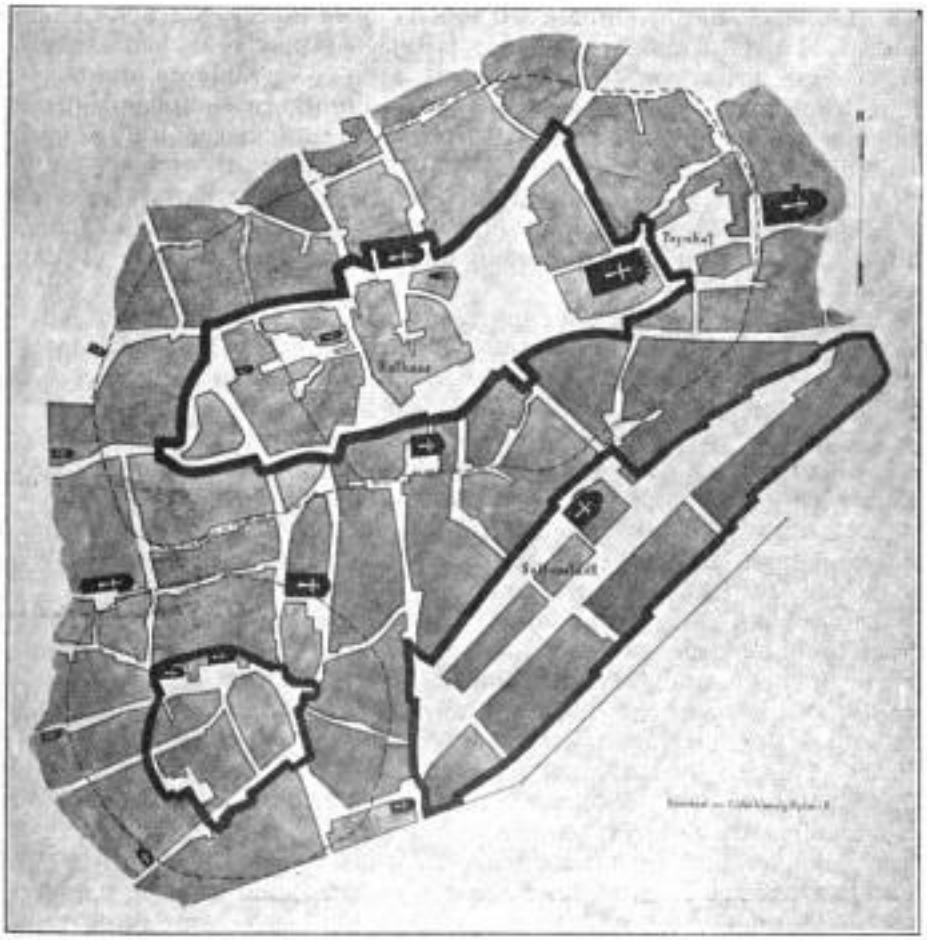
Alle diese Merkmale zeigt die Umbauung des Altstädter Ringes auch. Unmotiviert gekrümmte Gassen im heutigen Planbilde geben die Grenzen des ganz seicht umbauten Raumbildes, der Zusammenfluß von Außenstraßen vor ihrem Eintritt in die Siedlung, für zugangsarme Siedlungsformen charakteristisch[31], die ungefähre Lage der äußeren Eckpunkte an. Die Kirche, wie der Rathauskomplex liegen auf der gemeinsamen Platzfläche, genau die auch anderwärts übliche Lösung. Auch die gegenseitige Stellung des ersterwähnten slawischen Siedlungskernes zu unserem „Platzdorf" ist bezeichnend. Müßte man sie aus der Kenntnis der Flurgewohnheiten der in Rede stehenden Typen rekonstruieren, man würde zur selben Diagonallage kommen, die sie tatsächlich aufweisen.

Die siedlungskundliche Analyse des Planbildes müßte auch im Viehmarkt (Karlsplatz), jenem Unikum an Platzgröße, den Freiraum eines solchen ehemaligen Platzdorfes erblicken, das erst bei der karolinischen Stadterweiterung an Prag angeschlossen wurde, wenn auch jede historische Beglaubigung, die wir 1348 eigentlich verlangen müßten, dafür fehlt[32]. In diesem Falle würden die im Gebiete des Städtebaues im engeren Sinn ganz vereinzelt dastehenden gewaltigen Dimensionen hinreichend erklärt: denn so wenig glaubhaft es klingt, in den Platzdörfern Böhmens gibt es in fast städtisch geschlossener Aufmachung Riesenplätze von rechteckiger Gestalt[33], die dem Prager Viehmarkt gleichkommen, ihn sogar übertreffen.

Ich kann mir wohl denken, welche Zumutung solch ein Ineinandersehen von Dorfformen mit großen, scheinbar rein städtischen Schöpfungen bedeutet. Man wird einwenden, daß auch bei völliger Gleichheit des Grundrißbildes, bei ähnlicher Art der Umbauung, die Verschiedenheit der räumlichen Erscheinung eine genetische Beziehung nicht gestatte. Ich weiß, daß der Freiraum des Rundlings wie des Platzdorfes als Anger vorgestellt

Digitalisiert von Google

wird, deſſen Größe nicht zuletzt durch Teiche und dergleichen bedingt ſein ſoll. Ich habe gerade dieſe Frage an Hand der Militäraufnahmen 1 : 25.000 für Böhmen überprüft und muß feſtſtellen, daß eine willkürliche, oft beträchtlich geneigte Hanglage jeden Gedanken an eine Bedingtheit der Größe des Platzes durch Waſſerflächen ausſchließt. Geſtalt und Größe



Die beſprochenen Plätze ſind durch ſchwarze Umrandung hervorgehoben. Sie wurde im Südoſten der Gallusſtadt irrtümlich an der äußeren Siedlungsgrenze gemacht.

— — — — — — Ausdehnung der ſlaviſchen Siedlungskerne.

—.—.—.—.— Grenze der ebenfalls möglichen kleineren Platzſiedlung, für welche nur die vom Rathausblock nach Nordoſten liegenden Baublöcke als ſpätere Einbauten anzuſehen wären.

bleiben damit wohl ſoziologiſchen oder organiſatoriſchen Gründen allein zur Erklärung überlaſſen, ſie ſtellen aber gerade darum nichts dar, was mit dem dörflichen Charakter ſteht und fällt.

Digitalisiert von Google

Aus historischen Gründen ist zu diesen slawischen Kernen des ältesten Stadtgebietes noch ein solcher auf der Kleinseite unter der Burg hinzuzudenken. Er mußte der neuen Stadtanlage Przemysl Ottokars II. weichen.

2.

Außer den slawischen Siedlungen bestehen seit relativ früher Zeit die vici Teutonicorum[34]) zumindest seit dem 11. Jahrhundert am Pořič lokalisierbar. Die Mehrzahl „vici" sowie die kleinen Knoten in jener Gegend lassen eine Reihe von kleinen Haufen- oder Weiheranlagen annehmen. Wir kennen keine Siedlungsgestalt, die aus deutschen Kaufmannsniederlassungen typisch geworden wäre. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist es überhaupt nicht zu einer derartigen Typenbildung gekommen. Es wäre der in der ganzen Städtebaugeschichte äußerst seltene Fall, für welchen eine tatsächliche allmähliche Entstehung, ein gesetzloses Werden denkbar ist. Auch in Prag läßt das heutige Straßenbild nichts Überzeugendes mehr für ihre Gestalt erschließen.

Das gleiche gilt für die Ansiedlung der Juden, vielleicht im allgemeinen für Judenstädte überhaupt. Für die älteste Topographie Prags ist nur wahrscheinlich, daß sie sich an derselben Stelle wie in historischer Zeit, der nördlichen Handelsstraße folgend, schon ursprünglich befunden habe[35]).

Damit ist das Siedlungsbild um 1200 etwa gerundet. Es reichte sicherlich in annähernd geschlossener Weise mithin bedeutend über jene Linie hinaus, die Hoenig durch gewisse Analogien zu deutschen gewordenen Städten und unter der Annahme einer Entstehung des Altstädter Ringes vor den Toren der Stadt als alte befestigte Umgrenzung[36]) entgegen dem Schweigen der Quellen deuten will.

Daß der Altstädter Ring schon frühzeitig als Marktplatz der Gesamtstadt benützt wurde, ist die Ansicht der meisten Ortskundigen[37]). Hoenig allein ist der Meinung, der erste Markt, dessen Anlage durch die Nachricht bei Hajek[38]) in das Jahr 795 verlegt wird, sei am ehemaligen Tummelplatz unterhalb des Vereinigungspunktes der Urstraßen bei St. Valentin zu suchen. Dagegen sprechen nicht nur historische Gründe. Vor allem die bei Durcharbeitung der Siedlungsformen gewonnene Erfahrung, daß die Tschechoslowaken bewußt den Kampf mit Überschwemmungsgefahr oder dem Sumpfgelände in unmittelbarer Nähe von größeren Flüssen mieden und sich stets erst in gewissem Abstand von ihnen ansiedelten[39]); daß aber jene Gefahrmomente[40]) auch bei der Moldau bestanden, dafür ist die heute stark landeinwärts gerückte Vereinigung der Urstraßen (d. h. der Beginn der Furt) Beweis genug.

Lag alles bisher Besprochene noch stark im Dunkeln, so ist die Entstehung einer weiteren Keimzelle bereits fast geschichtlich verfolgbar. Es ist die sogenannte Gallusstadt, unmittelbar an den alten Strahlenkern einerseits, an die zum Zentrum gewordene Platzsiedlung anderseits anschließend. Die heutigen Einbauten an der Rotzengasse, die den Eindruck mehrerer Parallelstraßen erwecken, lösen sich bereits in den älteren Stadtansichten auf. Die einstige Freiheit und Einheitlichkeit des langgestreckten Platzraumes, auf dem nur der Kircheneinbau ursprünglich beabsichtigt erscheint,

Digitalisiert von Google

ist über jeden Zweifel erhaben[41]). Die Zugänge lagen an den Längsenden und sind einerseits an die alte ost-westliche Urstraße, anderseits an die nord-südliche bzw. dem Strahlenkern angeschlossen. Ein Zugang an der Längsseite gegen den Altstadt-Ring — mindestens — muß ursprünglich sein, dagegen sind diejenigen an der anderen Langseite (von Zycha angenommen), schon durch die bald darauf erfolgte Ummauerung sehr unwahrscheinlich.

Im ganzen ist die Gestalt durchaus bekannt. Sie entspricht zahlreichen Koloniftensiedlungen, dörflichen und städtischen Charakters zu Beginn der Besiedlung Schlesiens wie Böhmens von Westen aus. Dem Prinzip nach stehen, um nur die aus Hoenigs Zusammenstellung bekannten zu nennen, die Anlagen von Rakonitz, Plan, Taus, Winterberg und Schlackenwerth[42]) recht nahe, unmittelbar zusammen zu sehen sind jedoch etwa Neumarkt und Falkenberg in Schlesien[43]). Stammvater dieses Typus ist die Straßensiedlung, die wohl mit Recht als Derivat fränkischer Kolonisationstätigkeit[44]) gilt. Geographisch weist sie in so früher Zeit nach Westen.

Geschichtlich ist auch die zweite Tat des deutschen Städtebaus in Prag: die Gründung der neuen Stadt auf der Kleinseite. Es ist zum erstenmal eine Gründung in landläufigem Sinn, d. h. eine Anlage, bei welcher die Verleihung eines Stadtrechtes mit körperlicher Anlage der Siedlung Hand in Hand geht. Die urkundliche Erwähnung der volklichen Fremdheit der neuen Siedler[45]) — sicherlich Deutsche — nimmt jeden Zweifel, welche Komponente am Werk ist, wofür auch die Gestalt allein Beweis genug wäre. Bringt man die etappenweise an den Bildern[46]) der Kleinseite nachweisbare Verkümmerung der Südwestecke bzw. der dort zu vermutenden Straßen in Anschlag, so verbleibt ein ganz regelmäßiger lang-rechteckiger Platz mit Straßenzügen, die an den Langseiten vorbeistreichend die Ecken im rechten Winkel zueinander verlassen, mit flachen Baublöcken an allen vier Seiten, so daß zu den Platzseiten parallele, die Fläche erschließende Gassen essentielle Bedeutung gewinnen — mithin ein Schema, das durchaus als koloniale Schöpfung der ostdeutschen Rückwanderung anzusprechen ist. Jene Stadtformen als Vergleich heranzuziehen, liegt um so näher, als Przemysl Ottokar II. eben vom preußischen Kreuzzug zurückgekehrt, sicherlich noch voll lebendiger Eindrücken vom neuen Gründungsfieber[47]) im Osten an die Prager Neuanlage herantrat (1257).

Die weiteren planbildenden Schicksale Prags sind genügend bekannt. Das nächste große Ereignis ist die Erweiterung durch Karl IV. Es scheint eine durchaus planmäßige, mit dem Jahre 1348 festgelegte Stadterweiterung zu sein. Kern und Achse des neuen Viertels bildete der Roßmarkt (Wenzelsplatz), ein Straßenmarkt, der als „süddeutscher Typus" in der Literatur bekannt ist, mit gegenständig abzweigenden Querstraßen, soweit keine ältere Verbauung dem Schematismus Einhalt gebot. Die Gründung der Neustadt fällt jedoch zeitlich wesentlich aus jenem Abschnitt heraus, der als „Gründungszeit" der Städte für eine Geschichte des Städtebaues in erster Linie wichtig ist.

Digitalisiert von Google

Die Früchte einer derartigen Studie liegen in der für die allgemeine Siedlungskunde, namentlich die tschechische so überaus wichtigen Gelegenheit zu einer relativen Chronologie, zum Teil sogar einer absoluten Datierung, die bisher nicht glücken wollte. Denn an Hand der immerhin reichen historischen Daten und der Rekonstruierbarkeit des städtischen Wachstums auf Grund der bekannten allgemeinen Entwicklung Prags lassen sich die festgestellten Kerne durch termini ante et post wenigstens einigermaßen festlegen, was alles bei kleinen Siedlungen auf die äußersten Schwierigkeiten stößt. Was die tschechischen Kerne anlangt, ergibt sich die beste Datierungsmöglichkeit durch Zusammenhalt mit den Urstraßen.

Nach dem allgemeinen Bild der frühslawischen Kulturlandschaft[15]) sollte man der nach Norden führenden Handelsstraße das höchste Alter zubilligen. Jedoch wird auch die west-östliche Durchzugslinie für jene Zeit bereits bestehend gedacht werden müssen[48]), in der Prag als Handelsstadt eine Rolle zu spielen beginnt; ja gerade sie muß doch als Voraussetzung hiefür gelten[50]). Nun liegt der Umschwung vom lokalen Siedlungsgebilde zur Handelsstadt von weittragender Bedeutung wohl zweifellos zwischen dem Bericht des sächsischen Annalisten[51]) und dem des Juden Ibrahim, also um die Wende des 9. und 10. Jahrhunderts. Hiedurch erscheinen jene beiden Urstraßen hinreichend absolut datiert. Relativ jünger sollte die Südstraße sein. Hingegen bleiben wir ihr gegenüber ganz auf die Beurteilung des zentral- und südböhmischen Landesausbaues angewiesen, d. h. ganz im Hypothetischen. Immerhin ist ein Vorhandensein zu Ibrahims Zeit auch für sie absolut möglich, im Hinblick auf die ganz klare Führung durch die gewiß früh verbauten Teile gegen St. Valentin zu sogar wahrscheinlich.

Nun müßte die ganze bisher gesammelte Erfahrung über die zentralen Dorfformen, die für jene Zeit als slawisch zu gelten haben, vor allem die überall feststellbare Tendenz nach Abgeschlossenheit und Abseitigkeit vom Durchzugsverkehr ein Irrtum sein, wollte man annehmen, jene beiden[52]) festgestellten Kerne wären n a c h den Urstraßen entstanden. Dann hätten sie sich ihnen geradezu in den Weg gelegt, sich von ihnen durchschneiden lassen, zu einer Zeit, als sie sicher noch nicht im städtischen Gesamtbild aufgegangen waren.

Dies ist im Laufe der Jahrhunderte verhältnismäßig selten geschehen, für jene frühe Zeit erscheint es ganz unglaubwürdig. Ja, es muß sogar einige Zeit für eine gewisse Umstellung der Lebensformen in diesen Siedlungen in Anschlag gebracht werden, von einer rein ländlichen, der zumindest die Anlage des ersten Kernes entspricht, zu einer dem bürgerlichen Leben etwas angenäherten, die die Voraussetzung für jene ungewohnte Durchschneidung bildet.

Relativ zu einander kann wohl dasselbe Verhältnis angenommen werden, das in der Chronologie der Dorfformen allgemein gilt: der Platzdorfkern ist die spätere, um so mehr, als für ihn eine Entstehung als städtische Nachbildung eines ländlichen Typus immerhin möglich ist.

Digitalisiert von Google

Jedenfalls liefert auch diese Seite einen sehr frühen terminus ante. Eine nähere Bestimmung, wann der Altstädter Ring zum Handelszentrum der Stadt wurde[52]), erfließt aus der zeitlichen Festlegung des Prager Brückenbaues[54]). Denn nur nachdem die Verlegung des Schwerpunktes von St. Valentin hierher erfolgt war, ist die neue Überquerungsstelle der Moldau verständlich. Die Mitte des 11. Jahrhunderts wird allgemein hiefür in Anschlag gebracht. Auch dieser terminus ante besitzt noch außerordentliche Tragweite für die allgemeine Siedlungsforschung. Wird doch die Entstehung des Platzdorf-Typus dieser Art von den meisten Forschern erst in die Blütezeit der slawischen Innenkolonisation, in das 11. bis 12. Jahrhundert gesetzt![55])

Nachdem aber jedenfalls mancherlei Gründe für relativ späte Ansetzung der Entstehungszeit sprechen, so drängt sich für den Prager Boden wiederum der Rückschluß auf eine späte Datierung, etwa in das 10. Jahrhundert auf, jedenfalls nicht wesentlich früher als Ibrahim ibn Jakúb Prag besuchte, und damit, wie schon gestreift, die begründete Vermutung, daß die ganze Anlage mit der Dorfform nur die Gestalt gemein hat, der Bestimmung nach jedoch bereits kommerziell ist. Wir hätten es dann mit einer Anlage zu tun, die siedlungskundlich unbedingt bereits unter Städtebau im engeren Sinne fällt.

Die vici Teutonicorum der Quellen zeitlich festzulegen, gelingt nur schwer und auch nur so weit, als wir sie nach Poříč lokalisieren. Hier ist eine deutsche Gemeinde bald nach der Mitte des 12. Jahrhunderts bezeugt. Da wir mit einer deutschen Kolonie aber bereits 100 Jahre früher zu rechnen haben[56]), verschiebt sich der terminus mindestens bis in diese Zeit, ja aus der Unmöglichkeit einer anderen Lokalisierung muß die Wohnstätte der deutschen Kaufleute zu Ibrahims Zeit[57]) ebenfalls bereits am Poříč angenommen werden, was durch das Alter der Handelsstraße, an welche sie sich hält, bestärkt wird. Ein terminus post ist ebensowenig vorhanden wie bei den slawischen Kernen. Die bestenfalls aus dem Poříčer Siedlungsbild herauslesbaren weilerförmigen Knoten deuten jedenfalls auf die Zeit vor der Ausbildung kolonialer Siedlungstypen, also vor die Jahrtausendwende, im übrigen aber gerade deswegen weder auf eine bestimmte Gegend noch Epoche.

Dagegen ist die Gallusstadt geschichtlich wie siedlungskundlich klar faßbar. Terminus ante wäre die Ummauerung der Altstadt, welche in die Jahre 1235—50 fällt, terminus post mindestens die Entstehungszeit der beiden slawischen Kerne, an welche sie sich schmiegt — wenn wir die Anlage nicht auch in den historischen Quellen nebenher erfühlen könnten. Direkte Quellen sind kaum vorhanden; nach Tomek hätte sich der Vorgang durch Lokation abgespielt[58]). Die völlig eindeutige Grundgestalt sowie die topographische Sachlage zu dieser Zeit läßt es auch siedlungsgeschichtlich annehmen. Ob es sich aber dabei um eine Neugründung wie bei anderen Städten handelt, scheint zweifelhaft. Weit eher dürfte es die Verlegung der alten Wohnsitze der Prager Deutschen sein[59]), die, nach Zycha, vom Marktplatz und Theinhof angelockt, der Stadt nähergerückt wären und schließlich in den Mauerbereich einbezogen wurden. Wenn die neue Anlage

Digitalisiert von Google

damals wirklich als eigenes, selbständiges Gebilde geführt wurde, so spricht es entweder dafür, daß die Annahme eines gesamtstädtischen deutschen Stadtrechtes im gebräuchlichen Sinne für die zwanziger Jahre des Jahrhunderts[80]) nicht ganz haltbar ist, oder, was wahrscheinlicher ist, die Gallusstadt ist als Anlage älter, etwa in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts entstanden, zu welcher Zeit eine Selbständigkeit gegenüber der Altstadt durchaus verständlich ist, und die Nachricht über den Lokator Eberhard ist nicht als körperliche Gründung, sondern als eine Art Umorganisation zu verstehen.

Daß die Entstehung der Siedlung und die Ummauerung gleichzeitig erfolgte, oder jene gar als Ausfüllung des Mauernzuges aufzufassen wäre, wie Hoenig meint[81]), scheint bei unserer Auffassung der Siedlungsgestalt ausgeschlossen. Die Begrenzung der Siedlung gegen Südosten wäre unbeeinflußt genau in der gleichen Weise durchgeführt worden und die Mauer tat daher nichts anderes als sich der vollzogenen Sachlage anzupassen.

Die nächste städtebauliche Leistung Prags, die Neugründung der Kleinseite (1257) und alle folgenden Veränderungen bedürfen keiner Datierung, sie sind quellenmäßig belegt.

Der deutsche Städtebau auf dem Boden Prags, gegenüber der slavischen Tradition von außen her bestimmt, also variabel, unterliegt aus diesem Grunde dem Wechsel der Kulturwellen. Sind seine einzelnen Verkörperungen unter der Deckschicht der heutigen Großstadt auch wesentlich verschwommener als bei Städteanlagen für sich, so kann immerhin mit ziemlicher Sicherheit herausgelesen werden, daß zwei verschiedene Einflußwellen einander ablösten. Die erste, die in der Gallusstadt ihren Niederschlag fand, ist ausgesprochen westlich eingestellt. Nur muß man, wie schon gesagt, weniger die unmittelbaren Nachbarn etwa Bayern oder die Oberpfalz heranziehen, sondern entsprechend der rein kolonialen Gestaltgebung die gleichen Wurzeln heranziehen wie im übrigen frühen Kolonisationsraum des Ostens, das Straßenplatz-Planbild der Franken oder seine thüringische Modifikation. Das Waldbild des beginnenden 13. Jahrhunderts mit seiner Kontaktwirkungen trotz der vereinzelten Handelsstraßen verhindernden tiefen Abschließung längs der Gebirge gegen fast alle Himmelsrichtungen gibt die Erklärung zu jener westlichen Beeinflussung auf größere Entfernung; und ebenso für die Umkehrung der Einflußrichtung, sobald die Besiedlung der Sudeten ein Bindeglied zwischen Böhmen und dem deutschen Osten schuf, die politische Betätigung Przemysl Ottokars II. im Gebiet des jungen ostdeutschen Städtewesens die tatsächliche Verbindung herstellte. Die Neugründung auf der Kleinseite ist ihr erster Niederschlag, eine große Zahl böhmischer Neustädte ihre weitere Folge. Prag ist von der Mitte des Jahrhunderts an nur mehr ein Teil Gesamtböhmens.

Anmerkungen

[80]) Vor allem: A. Zycha: Über den Ursprung der Städte in Böhmen und die Städtepolitik der Przemysliden, Prag 1914. — W. Friedrich: Historische Geographie Böhmens bis zum Beginn der deutschen Kolonisation. Abhandlungen der k. k. geogr. Gesellsch. in Wien IX., Wien 1911. — Lippert: Sozialgeschichte Böhmens in vor-

Digitalisiert von Google

hussitischer Zeit, Wien 1898; ferner die Literaturangaben bei Th. Mayer und J. Pfitzner: Deutsche Hefte für Volks- und Kulturbodenforschung, Hft. 3, 1930/31, Berlin.

[7]) A. Hoenig: Deutscher Städtebau in Böhmen, Berlin 1921.

[8]) Nach Fertigstellung dieser Studie bekam ich die ausgezeichnete Abhandlung Th. Mayers: Aufgaben der Siedlungsgeschichte in den Sudetenländern, Deutsche Hefte für Volks- und Kulturbodenforschung 1930/31, Heft 3, in die Hand. Abgesehen von der im Sinne Hoenigs gelegenen Verkehrung der genealogischen Stellung der böhmischen Stadtanlagen im Konkreten enthält er im Wesentlichen die gleiche notwendigerweise zu fordernde Umstellung der Städtebauforschung auf allgemein siedlungsgeschichtliche Grundlage und ist mir daher eine wertvolle Bestätigung. Wenn er im übrigen den Stadtplänen als Quellenmaterial skeptisch gegenübersteht, so kann ich dem nicht beistimmen. Zu Irrtümern führt nur unrichtige Behandlung des Stoffes, dieser selbst ist ebenso aufschlußreich wie etwa die Denkmäler der Kunstgeschichte.

[9]) Zycha erkennt diesen Sachverhalt sehr richtig: a. a. O. S. 8.

[10]) In der Theorie auch Hoenig, a. a. O. S. 3.

[11]) Zycha, a. a. O. S. 18: „Für die Stadt als solche läßt sich ... nur das Kriterium einer gewissen Territorialisierung des bürgerlichen Rechtes auf dem Boden einer geschlossenen ... Siedlung aufstellen" (!).

[12]) Die Rechte wechseln häufig. Ganze Gebiete gründen ihre Städte auf „deutsches Recht" allein wie die ländlichen Siedlungen auch. Eines verschwimmt in das andere. Vgl. Tzschoppe-Stenzel: Urkundensammlung zur Geschichte der Städte in Schlesien, Hamburg 1832, u. a.

[13]) Für Böhmen: Zycha: a. a. O. S. 18 und besonders S. 87 ff.

[14]) Diese fehlt einerseits vielen Städten heute noch, tritt bei den meisten erst innerhalb der bildlich verfolgbaren Zeit zu Tage, kommt anderseits bei gewissen Torformen (Rhein, Mosel) durchgängig vor.

[15]) Hier muß ich mich auf eine eigene ungedruckte Arbeit über die städtischen Lauben des Mittelalters berufen, worin die Identität gewisser Stadthausformen des endenden 13. Jahrhundert mit solchen vom flachen Lande nachgewiesen wird.

[16]) In jedem Falle Holz, mit größter Wahrscheinlichkeit nur Block- oder Schrotholzbau.

[17]) W. Sombart, der im übrigen logisch von einer Diskrepanz zwischen Dorf und Stadt ausgeht, muß daher in: Der moderne Kapitalismus, I. Bd., S. 135, notgedrungen feststellen: „Man kann zweifelhaft sein, ob es überhaupt Städte (im ökonomischen Sinne) während des europäischen Mittelalters gegeben habe ..." Vgl. auch H. Jecht: Studien zur gesellschaftlichen Struktur der mittelalterlichen Städte, Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgesch. XIX. 1926, S. 57: „Wenn ‚Stadt' der Sitz von Gewerbe und Handel ist, dessen Bewohner in ihrem Unterhalt ganz oder überwiegend auf die Erzeugnisse fremder landwirtschaftlicher Arbeit angewiesen sind ... so ist ein großer, wahrscheinlich sogar der größte Teil der mittelalterlichen Städte wirtschaftlich Dörfer gewesen."

[18]) Civitas, villa forensis, oppidum ... für Böhmen s. hiezu Zycha a. a. O. S. 17, 18.

[19]) Hiezu die eigentümliche Stellung von B. Bretholz zu den beiden Komponenten im Städtischen und Zychas Replik a. a. O. S. 12 ff.

[20]) Vgl. die Schlußbemerkung S. 118: „Alle Städte im Lande wurden ursprünglich von Deutschen angelegt, erbaut und bewohnt; die Stadtformen ... sind als nicht autochthon erkannt worden. Ihre Herkunft ist deutscher Art."

[21]) Die Verbreitung deutscher Rechts- und Siedlungsformen in Ungarn (G. Prinz), die gleiche Verpflanzung aus zweiter Hand in Polen weit nach Osten hin, die Wanderung der deutschen Stadttypen im gleichen Gebiet usw.

[22]) Hier und im folgenden wird ihre Ursprungsfrage in keiner Weise angeschnitten. Für unsere Polarität wäre sie ganz nebensächlich. Denn damals muß die Rundlingsgestalt als slawische Eigentümlichkeit gelten. Gute Zusammenstellung der verschiedenen Theorien bei B. Zaborski: Über Dorfformen in Polen und ihre Verbreitung, Breslau 1930, S. 40 ff.

Digitalisiert von Google

[18]) Literatur vor allem V. Tomek: Geschichte der Stadt Prag, 1856. Derselbe: Mapy staré Prahy k letům 1200, 1348 a 1419, 1892. — A. Zycha: Prag, ein Beitrag zur Rechtsgeschichte Böhmens im Beginn der Kolonisationszeit, Prag 1912. — Josef Teige: Základy starého místopisu Pražského. Prag 1910.

[19]) A. a. O. S. 75 ff.

[20]) 1. Karpfengasse—alte Niklasg.—Ring—Zeltnerg. — 2. St.-Valentins.—Marienplatz—Husg.—Brennteg.—Karlsplatz—Wyschehrad. — 3. Josefstädterstr.—Stockhausg.—Kastulusg. — Bereits 10 Jahre vorher hatte W. Friedrich a. a. O., S. 126, aus gleichen Erwägungen die Urstraßen aufgesucht: Die ostwestliche Straße (Zwittauerweg) bestimmt er genau wie später Hoenig, nur entsprechend seiner Annahme, der Altstädterring wäre seit jeher das Zentrum der Stadt gewesen, nur bis zu diesem. Auch die Südstraße (Linzerweg) stimmt überein, nur im letzten Teil durch die Aegidistraße zum Altstädterring abgelenkt, was einem späteren städtischen Stadium entspricht. Die nördliche Urstraße (Meißnerweg) läßt er über die Porièrstraße in die Zeltnerg. einmünden. Hier verdient Hoenigs Annahme unbedingt den Vorzug. — Friedrich wird von Hoenig nicht zitiert und fehlt in seinem Literaturverzeichnis.

[21]) a. a. O., S. 81.

[22]) Blätter 3952/53 und 4052/53 der Militärsektionen 1 : 25.000. Z. B. Jenstyn, Zlenec, Doubek, Tuklat.

[23]) Böhmischbrod, Nachod, Budin, Tachau . . ., um nur die bei Hoenig veröffentlichten Grundrisse anzuführen.

[24]) 150×200 m, da der kleine Ring erst später durch den eingebauten Rathausblock abgetrennt wurde. Der Freiraum der Siedlung erstreckte sich jedoch wahrscheinlich noch über die anschließenden Einbauten. Ausmaße daher etwa 500×150.

[25]) Vgl. Zycha a. a. O. S. 11 ff.

[26]) Übereinstimmend gebraucht bei W. Gley: Die Besiedlung der Mittelmark von der slawischen Einwanderung bis 1624. Stuttgart 1926, S. 22. Daselbst auch die gegenteiligen Verwendungen.

[27]) Beisp. Honositz, Milit.-Sekt. Bl. 4149.

[28]) R. Mielke: Die Herkunft des Runddorfes, Zeitschr. f. Ethnologie 1920/22. LII., S. 273.

[29]) Für Böhmen: W. Friedrich a. a. O. S. 142.

[30]) Ganz besonders instruktive derartige Gebilde in der Gegend von Kladrau z. B. Milit.-Sekt. Bl. 4149. Weschoř, Elhotten . . .

[31]) Von Gley a. a. O. in der Mittelmark an Straßendörfern festgestellt, in Böhmen natürlich außerordentlich häufig, z. B. im erwähnten Honositz.

[32]) Nach Zycha fehlen Nachrichten über vorhandene Dörfer auf dem Boden der Stadterweiterung von 1348. Da aber eine ganze Reihe solcher älterer Siedlungsanfänge (Friedrich a. a. O. S. 125 ff, von Hoenig im Prager Plan eingezeichnet) sicher vorhanden war, kommt dem erwähnten negativen Urteil keine Bedeutung zu.

[33]) 650×130 (Milit.-Sekt. Bl. 4150), Přeheischen; in unmittelbarer Nähe Prags Hostomic, 510×130 (Bl. 4052) u. a. m. Vgl. Prager Viehmarkt: 500×130, inkl. dem eingebauten Block 620×130 m.

[34]) Zweite Hälfte des 11. Jhdts. vici teutonicorum; J. Čelakovský: Jura municip. I. Priv. Prag. Nr. 1, p. 2.

[35]) Friedrich a. a. O. S. 127.

[36]) Hauptsächlich von dem im Planbild scheinbar nahegelegten ringförmigen Straßenzug verführt. Dieser ergibt sich jedoch auch bei unserer Annahme ganz natürlich.

[37]) Zuletzt bei Friedrich a. a. O. S. 127 ausgesprochen und mit Ibrahim ibn Jakubs Markt zusammengebracht.

[38]) Kronyka Czeska des Hajek von Libočan, Prag 1541, eine Quelle von sehr zweifelhaftem Wert.

[39]) Besonders deutlich im Elbetal, oberem Marchtal und mährischem Odertal.

[40]) Vgl. hiezu die Zusammenstellung der Sumpf- und Überschwemmungsgebiete für Böhmen bei Friedrich a. a. O. S. 59 ff. Er gibt die Überschwemmungsbreite bei Prag mit 3 km an.

Digitalisiert von Google

[41]) Vgl. dazu die axonometrische Stadtansicht vom Ende des 17. Jhdt. bei J. Teige a. a. O.

[42]) Der Widerspruch zu der bekannten, durch den historischen Sachverhalt (Winterberg gehört bayrischen Grafen) gestützten Zuweisung an das Gebiet bayrisch-süddeutscher Stadtformen ist nur scheinbar, kann freilich in dieser Kürze nicht aufgeklärt werden.

[43]) Stadtpläne veröffentlicht in A. Meurer: Der mittelalterliche Stadtgrundrisse im nördlichen Deutschland, Berlin 1912.

[44]) Zuletzt ausgesprochen bei R. Mielke: Siedlungskunde des deutschen Volkes, München 1927, S. 129.

[45]) Populit Bohemos et locavit alienigenas.

[46]) Sehr reichhaltiges Material im städtischen Museum von Prag.

[47]) Eine sehr aufschlußreiche Einzeluntersuchung aus dem Bereich des Breslauer Bistums gibt J. Pfitzner: Die Besiedlung der Sudeten bis zum Ausgang des Mittelalters. Deutsche Hefte f. Volks- u. Kulturbodenforschung, a. a. O. S. 172.

[48]) W. Friedrichs Ansicht über die Ausmaße der böhmischen Urlandschaft und demgemäß auch über die weitere Ausbreitung der Slawen sind durch die seither vorgeschrittenen prähistorischen Forschungen zu korrigieren. Vgl. hiezu auch J. Pfitzners Literaturzusammenstellung und Bericht hierüber, a. a. O. Heft 2, S. 71.

[49]) Ibrahim erwähnt 965 in erster Linie die Ostvölker als Handelsleute, die von Krakau kommen; Lippert nimmt gar eine Verknotung von 6 Straßen in Prag für die Frühzeit an.

[50]) W. Friedrich a. a. O. S. 93: „Nicht die Stadt als Handelsmittelpunkt ist wohl zuerst dagewesen und hat die Wege an sich gezogen, sondern die Verkehrslinien haben in ihrem Kreuzungspunkt die Stadt erstehen lassen."

[51]) Tomek I. S. 50, Fußnoten. Widukind 432 zum Jahre 928. Urbs Prag lokal erwähnt, aber ohne besondere Kennzeichnung als Handelsstadt.

[52]) Zu diesen beiden kommt, wie bereits bemerkt, in gleicher Weise der Viehmarkt hinzu. Die Nachricht des Cosmas über einen bedeutenden Markt zwischen Wyschehrad und der Stadt an der Wyschehrader Straße kann nur auf ihn bezogen werden.

[53]) Tomek a. a. O. Prag, Seite 27, erklärt ihn für die ursprüngliche Marktstätte überhaupt.

[54]) Im 11. Jahrh. Holzbrücke, 1150 zerstört und in Stein erneuert. Vergl. auch Lippert a. a. O. II., S. 193.

[55]) Für Böhmen: Friedrich a. a. O. S. 138 ff.

[56]) Zycha a. a. O. S. 33.

[57]) Nach Bretholzs Meinung wäre die Nichterwähnung der Deutschen bei Ibrahim aus der Selbstverständlichkeit ihrer Aufzählung zu erklären. Jedenfalls folge aus der Wenzelslegende um 980 der Besuch Prags durch deutsche Kaufleute zu jener Zeit. B. Bretholz: Geschichte Böhmens und Mährens bis zum Aussterben der Przemysliden. München 1912. S. 360.

[58]) Zycha a. a. O. Prag. S. 211.

[59]) Die Lösung der Beziehungen der Deutschen zu ihrer alten Gemeindekirche St. Peter am Poříč in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrh. ist sowohl hiefür wie für die Datierung der Gallusstadt Beleg. Vergl. Lippert a. a. O. II. S. 140.

[60]) Zycha a. a. O. Ursprung, S. 33.

[61]) a. a. O. S. 85, 86.

Um die Geburt des Kindes

Volksglaube und Volksbrauch im mittleren Böhmerwalde

Von **Günther Tuma**, Hermannshütte

Der Stoff zu den nachfolgenden Ausführungen wurde im Dorfe Birkenhaid bei Obermoldau (Bezirk Winterberg) gesammelt. Man vgl. dazu insbesondere J. Schramek, Der Böhmerwaldbauer, S. 179 ff.

Digitalisiert von Google

(12. Bd. der Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde, Prag 1915) und den Artikel „Geburt" im Hw. Aberglaube, Bd. III.

Schon während der Schwangerschaft werden alle möglichen Vorsichtsmaßregeln getroffen. So darf die junge Frau niemals heiß essen oder mit der Hand ins Mehl greifen, denn da bekäme das Kindlein den „Mehlhund" (weißbelegte Zunge und Mundhöhle). Auch Salz und Sauerkraut darf sie nicht mit der Hand berühren, denn das hätte arge Blasen im Munde zur Folge, die dem jungen Wesen das Trinken erschweren würden. Sie darf nicht in Lauge oder Kalk greifen, sonst wären später Hände und Füße des Kindlein ganz zersprungen, von tiefen „Schrunden" (Rissen) durchfurcht oder ganz „spehr" (vertrocknet). Niemals wird sich die Schwangere unterstehen, Schweinefleisch zu sich zu nehmen, denn dies würde das kleine Körperchen mit schwierigen Ausschlagbeulen bedecken. Dasselbe würde eintreten, wenn sie Speck oder Erbsen essen wollte. Geht sie im Freien, so wird sie niemals über eine Wagendeichsel steigen oder darunter durchkriechen, sonst müßte sie das Kind ein volles Jahr unter dem Herzen tragen. Einen Toten darf sie nicht anschauen, denn dadurch kann sie verhindern, daß ihr Neugeborenes einst ganz blaß sein wird.

Mit Bangen erwarten die werdenden Mütter die Mettennacht. Ist sie finster, so sind schwere Entbindungen zu erwarten. Den schwersten Tag einer jungen Frau bezeichnet man im Böhmerwalde mit „Ousa ei(n)schlogn" (Ofen einschlagen). Alle, welche die Wöchnerin besuchen, gehen ins „Weisat". Dabei bringen die Verwandten allerlei Geschenke mit (Hühner, Butter, Eier, Bettüberzüge, früher gaben reichere Leute auch Goldstücke).

Es darf sich aber niemand einbilden, daß mit der Geburt des Kindes der Aberglauben etwas zurücktreten würde. Weit gefehlt! Nun ist man daran, das Kind gesund zu erhalten. Gleich nach der Geburt darf die Mutter das Neugeborene nicht berühren, denn sonst würde es ein Muttermal bekommen, und zwar in Form einer Kirsche oder Preiselbeere, einem schweinsschwartenähnlichen Fleck mit Borsten, je nachdem, was die Wöchnerin gerne gegessen hätte. Man soll das Kindlein gleich zu beruhigen suchen, denn wenn es in der Geburtsstunde viel schreit, so schreit es alle Tage. Gleich muß es eine Haube auf den Kopf bekommen, damit es sich nicht verkühlt oder den „Vierzger" (Vierziger, Hautausschlag am Kopfe, der 40 Wochen dauern soll) bekommt. Gewöhnlich gibt man auch ein gelbes Tuch über die Wiege, damit das Kind nicht von Gelbsucht befallen wird. Das Gesicht soll überhaupt immer verdeckt sein, daß es keine Schmerzen in den Augen bekommt. Die Fenster werden verhängt, damit die Wöchnerin nicht verhext wird, sonst wird ihr alles, auch das Essen, „verluagt" (verhext) und sie muß langsam „vergehen" (sterben). Nie darf sie allein im Zimmer sein. Wenn sie sich in der ersten Zeit nach der Geburt des Kindes fürchtet, so soll sie die Ausgangshose des Ehegatten unter den Kopfpolster geben, dann kann er nämlich nicht ausgehen.

Die Taufe des Säuglings ist immer ein kleines Fest, welches meist mit allen Verwandten gefeiert wird. Beim Heimkehren mit dem Täufling von der Kirche steckt man ihm einen „Leerbaumern Ost" (Lärchenbaumast) in

Digitalisiert von Google

den Wickel, damit er einen „bulleten" Kopf (Krauskopf) bekommt. Die Taufpatin darf erst nach der Heimkehr von der Taufe auf die „kleine Seiten" gehen, sonst werden später gar oftmals die Windeln des kleinen Kindes naß sein. Beim ersten Baden nach der Taufe werden vom Kopf die „Kre(i)sn o'g'woschn", das heißt es wird die Stelle des Kopfes, die mit Taufwasser besprengt und mit Chrysam (Kresen) gesalbt wurde, fest abgerieben. In das Badewasser muß in den ersten sechs Wochen dreimal gespuckt werden, damit das Bad auch wirklich wohltut. Beim Herausnehmen aus dem Bade wird dem Säuglinge das Kreuzzeichen gemacht. Das „Wandl" (Wanne) mit dem schmutzigen Badewasser darf nicht über die Türschwelle getragen werden, da das Kind sonst leicht sterben könnte und im Sarge über die Schwelle müßte; das Wasser muß in einen Kübel entleert werden und auf diese Weise ins Freie kommen.

In den ersten sechs Wochen dürfen die Windeln nicht draußen getrocknet werden, da die Kinder sonst Winde bekommen. Dasselbe tritt ein, wenn die Windeln im Laufe des ersten Jahres erst nach zwölf Uhr mittags vom Stricke oder von der Stange genommen werden. Gegen Würmer erhält der Säugling am Freitag Krautwasser, „weil an diesem Tage das Wurmhaus offen ist", wie sich der Wäldler ausdrückt. Bei Erkrankungen im Munde zieht man zur Heilung den Schwanz einer schwarzen Katze durch die Lippen. Wenn ein Kind nach der Geburt rasch wächst, so muß es bald ins Grab hinein. Dasselbe geschieht auch, wenn die oberen Zähne zuerst wachsen. Bei Fraisen kann man folgende Mittel anwenden: Man gibt über die Wiege ein ausgehobenes Fenster, man legt das „Brauttüachl" oder ein Stück davon auf den Kopf oder kocht „Hühnerdarm" (Sternmieren) in süßer Milch und legt den Brei auf den Bauch. „Kinder in Fraisen" sterben, wenn die Nacht vergeht und der Tag beginnt. Stirbt ein kleines Kind, so muß es mit dem Gesichte gegen die Tischwandbilder schauen. Ein ungetauftes Kind soll unter der Friedhofdachtraufe begraben werden. Stirbt ein Säugling unter sechs Wochen, so soll man ihm das Taufkleid mit in das Grab geben.

Jede Wöchnerin soll sich vorsegnen lassen, weil sonst die liebe Frau im Himmel weint und die Kinder nach dem Tode keine Freude hätten. Geht sie ins Freie, so muß sie ein Tüchl aufsetzen. Niemals soll sie nach dem Gebetläuten ausgehen, damit ihr nicht ein anderes Kind in die Wiege gelegt wird, das etwa ganz krüppelhaft oder wasserköpfig ist. Beim Säugling muß sie achten, daß ihm das Gesichtlein nicht angeregnet wird, denn aus jedem Regentröpflein würde eine Sommersprosse entstehen. Wird ein Kind das erstemal geschoren, so soll dies immer ein Mann tun, denn eine Frau würde dem Kleinen den ganzen Haarwuchs zerstören. Wenn man eine leere Wiege bewegt, so „wiegt man dem Kinde den Schlaf aus". Bis zum ersten Lebensjahre dürfen die Fingernägel nicht mit der Schere abgeschnitten werden, sondern man muß sie abbeißen, da die Kinder sonst stehlen würden. Man muß auch verhüten, daß ein Säugling in einen Spiegel schaut, denn sonst wird er recht eitel. Kinder, die im Schlafe lachen, reden mit den Engeln.

Digitalisiert von Google

Der Nachgeburt einer Wöchnerin schreibt man heilbringende Wirkung zu, wenn man damit die Wunden auswäscht. War es eine Erstgeburt, soll man damit sogar ein Muttermal vertreiben können.

Besitzstand eines Bauern aus Westböhmen im 18. Jahrhunderte

Von **Richard Baumann**, Elbogen

Matthias Moder, geboren im September 1739, heiratete am 16. Oktober 1764 die Maria Magdalena Rahm aus Neusattl. Der hierüber ausgestellte Ehevertrag wurde im 4./5. Heft des zweiten Jahrganges dieser Zeitschrift veröffentlicht. Nach dem „Neusattler sterbbuch von 13ten Januar 1794 bis 16ten December 1830", Fol. 1, starb der Genannte am 12. August 1794 an „Abzehrung". Schon aus seinem Testamente, das er 14 Tage vor seinem Tode verfaßte, kann man Einblick gewinnen in den Besitzstand dieses Bauern, noch mehr aber aus dem „Inventarium", das nach dem Tode seines Weibes (17. Juli 1797) aufgestellt wurde.

Der Inhalt dieses Inventars hat folgenden Wortlaut:

„Inventarium

des nachdem am 10ten August 1794 mit letztwilliger Anordnung verstorbenen Mathes Moder seel. und der am 17. July 1797 ohne letztwilliger Anordnung verstorbenen Magdalena Moderin seel. beede aus Neüsattl hinterbliebene Nachlassenschaft welche den 19ten August 1797 in Gegenwart des hierzu beordneten Raths Kanzellisten Franz Anton Korb der beigezogenen Zeüg- und Schätzleüten Johann Pötzl Geschworner und Johann Andres Brautigam dann des Vormunds Anton Zanckl ordnungsmäßig vorgenommen.

Erben befünden sich:

Maria Anna Moderin	9	Jahr
Maria Theresia	18	„
Johann Andres	19	„
Johann Karl	21	„
Anna Rosina verehelicht mit Wenzl Kolb in Altsattl	24	„
Franz Joseph	26	„
Anton verheürathet in Nallesgrün	29	„

Einzeln		Zusammen	
fl	kr	fl	kr

	Einzeln fl	kr	Zusammen fl	kr
An Kleidungen				
Die vätterliche Kleidungen sind noch bei Lebszeiten der Mutter unter die Männlichen Kinder vertheilet, somit gänzlich abgetragen worden.				
An Mütterlichen Kleidungen				
1 schwarz Tuchenen Weibsbelz				
1 do Zeüchernen do				
1 braun leedernen do				
1 do. alten				
1 alt Kotonenes Wamsel				
1 übertragenes schwarz zeüchenes Wamsel				
1 Feiglbraun zeüchenes do				
1 grün mit rothen Blumen halbseidene Brust				
1 alt halbseidene geblumte Brust				
1 roth Tuchene Brust				
1 alte blau Tuchene Brust				
1 schwarz Manchestene do.				
1 grau und roth gestreister dürleteinener Rock				
1 braun und roth gestreister do.				
1 braun zeüchener do.				
1 alt roth zeüchener do.				
1 alt röthlicher do.				
1 „ röthlicher do				
1 schwarz zeüchener do				
1 roth zeüchener do				
1 Feiglbraunes do				
1 Tuchener Weibs Mandel				
1 alt paar rothwollene Strümpf				
4 Stuck brustlatzln				
An Weiblichen Weschzeich				
2 sehr übertragene Tüchln				
2 alte Hemether				
1 roth Kotonenes Fürtüchl				
1 braun do do				
1 gestreift halbbaumwollenes Fürtüchl				
1 Blau gedrucktes leines do				
3 Stuck leinerne Hals Tüchln				
An Leinwand				
20 Elln Klare Haußleinwand a 15 kr		5 —		
20 Elln grobe do a 10 kr		3 20		8 20

Digitalisiert von Google

	Einzeln fl	kr	Zusammen fl	kr
An Bethwesen				
1 Oberbethl	1	—		
1 Kopfpölsterl	—	30	1	30
Dann befinden sich 2 Bethln worauf die Kinder Täglich liegen.				
An Gläsern				
2 Bier Gläßer	—	6		
2 Brandweinglaßln	—	2	—	8
An Bildern				
15 Stuck verschiedene auf glas gemahlte Bilder a 7 kr	1	45	1	45
An Schreinerarbeit				
1 Große Laden		45		
1 Andere do		36		
1 etwas schlechtere do		30		
1 Bethstadl		30	2	21
An vorhandenen Getraid Körnern				
5 Strich Korn a 2 fl 30 kr	12	30		
1 Strich Haaber	1	30	14	—
An Vieh				
2 Kühe a 15 fl	30	—		
1 Ochsen	35	—		
1 einjähriges Kalberl	7	—		
2 heurige Kälber a 5 fl	10	—		
2 Schaafe	5	—		
4 Gänßer a 20 kr	1	20		
7 Hühner a 7 kr	—	49	89	9
An zu Conferirenden Heurathsgütern				
Der Sohn Anton Moder hat bereits erhalten und ad				
Mahsam zu ersetzen als Baares Heürathsgut	30	—		
statt der zu empfangenden Kuhe baar	20	—	72	—
Statt der Kleidung	22	—		
Die Anna Rosina verehelichte Kolbin ingleichen Heürathsgut bar erhalten	30	—		
Kleider und Fertigungsstücke	52	—	99	—
die schon empfangene Kuhe	17	—		
Activi Summa			788	13

Digitalisiert von Google

Pahsiva			fl	kr
An bisherigen Gerichts, Stempl und Schreibgebühr . .			5	10
Dem Gerichtsabgeordneten an Reiß und Zehrung . .			1	—
Pahsivi Summa . . .			6	10
Das activum beſaget	788 fl	13 kr		
die Pahsiva hievon abgezogen mit . .	6 fl	10 kr		
Verbleibt an reinen Vermögen . . .	782 fl	3 kr		

Getreülich verfasset, wird anmit beſtättiget.
actum ut Supra.

Franz Anton Korb.
Rathskanzelliſt.
Johann Pötzl, Geſchworner.
Johann Anderes Breitigam als Zeig.
Anton Zanckl als Vormond.

Gegenwärtiges Inventarium iſt zu Gericht angenommen, und in dem unterthänigen Inventariobuch einzuverleiben bewilliget worden.

Im Rathe der Königl. Kreisſtadt Elbogen den 9. September 1797.

Papier-siegel.

Nepomuk Leinmüller.
Bürgermeiſter.
Joseph Anton Schmidt, Uria
Sekretär."

In der linken unteren Ecke der vierten Seite ſteht: „Eingetragen dem unterthänigen Inventariobuch vom Jahre 1796.
Fol.: 46. 47. 48. 49. 50. Präſentirt, den 7. Septem. 1797.
Nr. 47.
per me
Joh. Georg Weitloff.
Grundbuchhalter."

Totenbräuche aus Oſtmähren

Von **Franz Götz**, Poſchkau

Im Dorfe Poſchkau bei Bodenſtadt im Bezirke Mähriſch-Weißkirchen haben ſich bis auf den heutigen Tag verſchiedene recht ſonderbare Bräuche bei einem Todesfalle erhalten, über die der folgende Beitrag berichten ſoll.

Noch ringt der im Sterben liegende Kranke mit dem Tode und ſchon glauben die Angehörigen und Bekannten zu wiſſen, wann der Todesengel ſeine Seele in ein beſſeres Jenſeits entführen wird. Es hat bei ihnen „gelaecht", das heißt, ſie erhielten verſchiedene Zeichen, die ihnen den nahen Tod ihres Lieben verkündeten. Man muß oft ſtaunen, woran dieſe Leute

Digitalisiert von Google

schon das Nahen des Todesengels zu erkennen glauben, was ihnen alles „Zeichen" gibt. Die Kirchturmglocke läutet heute nicht so hell wie sonst, beim Tischler fallen plötzlich Bretter herunter und verkünden, daß jemand bald sterben werde, in der Kirche kracht die Bank, in welcher der Kranke immer gesessen ist, die Uhr bleibt plötzlich stehen, trotzdem sie aufgezogen war, das Uhrgewicht fällt herunter und rollt zu dem Bette des Kranken hin (Hornik Josef in Poschkau, Haus 17, im Jahre 1924). Als Josef Klitsch aus Koslau im Feber 1928 im Sterben lag, wußte seine in Poschkau wohnende Schwester (6 Kilometer entfernt), Frau Püschel Josefa (Haus Nr. 27), ganz genau, daß ihr Bruder heute in der Nacht gestorben war; denn sie fiel aus dem Bette und hörte dabei ein Krachen auf ihrem Boden. Sie ging nachzusehen, bemerkte aber nichts. Als sie aber zurück kam, krachte es wieder. Nun wußte sie genau, daß ihr Bruder gestorben war. Manchmal klopft es plötzlich an die Tür, ein anderesmal fällt ein Messer unversehens auf den Boden und bleibt stecken. Als der Witwer Bernhauer Isidor im Herbste des Jahres 1927 im Sterben lag, so klopfte es in der Todesstunde dreimal an die Fenster der Witwe Frau Marie Hornik (Bernhauer gedachte sie zu heiraten). Träumt jemand von schwarzen Kirschen, so muß ganz bestimmt jemand von der Verwandtschaft sterben, genau so, wenn man von einem offenen Grabe träumt oder eine Sternschnuppe fallen sieht. Fängt plötzlich ein Spielbild an der Wand zu spielen an, so ist es ein untrügliches Zeichen, daß der Bewußte in dieser Stunde gestorben ist.

Bei manchen Leuten „laecht" sogar eine weiße Dame oder irgend eine „weiße Gestalt" gibt das Zeichen, daß der Kranke in dieser Stunde den Geist aufgegeben hat. Bevor Pfalzner Anna, die Tochter eines Bauers, welche sich im Leipniker Krankenhause befand, starb, klopfte es an die Tür ihres Elternhauses in Poschkau dreimal an. Die erschrockene Mutter ging aufzumachen. Da gewahrte sie vor der Tür eine weiße Dame. Die Frau erschrak, betete und die weiße Gestalt verschwand wieder. Nächsten Tag erhielten die Eltern des Kindes die Drahtnachricht von dem Tode der Tochter. Derjenige, der den Klopfer zuerst hört und die Tür aufmachen geht, oder welcher nachschaut und fragt, wer dort sei, der stirbt als nächster in diesem Hause.

Liegt jemand im Sterben, so wird dem Sterbenden eine brennende Kerze in die Hand gegeben. Um die Hände windet man ihm einen Rosenkranz, der aus Holz gearbeitet ist und dessen Kügelchen — hier: die „Poutelen" genannt — nicht auf einem Draht, sondern nur auf einem Wollfaden aufgefädelt sein dürfen. Ein solcher Rosenkranz verfault leichter als ein anderer auf Draht und hält einen weiteren Todesfall vom Hause fern. Die Angehörigen versammeln sich um den Sterbenden und beten. Stirbt er, dann bespritzen ihn alle Anwesenden mit Weihwasser und machen ihm auf Stirn, Mund und Brust je ein Kreuzzeichen. Hierauf läßt man das „Staobglecka (Sterbeglocke) lätn". Dann wird der Tote abgewaschen und die Kleider, die er sich noch bei Lebzeiten gewünscht hatte, werden ihm angezogen. War er verheiratet, so zieht man ihm das „Brautenkleid" an. Alles, was an den Toten erinnert, muß aus dem Hause verschwinden. Der Topf, in dem sich das Wasser befindet, mit dem der Tote gewaschen wurde

Digitalisiert von Google

und ebenso der Kamm, mit dem man den Verblichenen kämmte, auch die Seife und das Handtuch werden an jener Seite des Hauses eingegraben, an der die längste Zeit Schatten ist. Auch die Kleidungsstücke, die er vor seinem Ableben anhatte, werden ihm unter die Füße in den „Throun", den Sarg, gegeben. Der Kopfpolster ist mit Hobelspänen gefüllt, die der Tischler beim Hobeln des Sarges machte. Die übriggebliebenen Hobelspäne dienen zum Ausfüllen des Sarges. Der Strohsack wird verbrannt, während die Pölster und Betten auf den Boden zum Auslüften gegeben werden, falls man das Verbrennen nicht vorzieht.

Bevor noch der Tischler den Sarg fertigstellt, bahrt man den Toten auf ein Brett in einem kühlen Raume auf und deckt ihn mit einem Leichentuche zu, wobei besonders darauf zu achten ist, daß keine Katze in den Raum Zutritt hat, weil es schon oft vorgekommen sein soll, daß dieser ungebetene Gast an dem Toten seinen Hunger stillte. Auf eine Bank oder auf einen Sessel, die der Verstorbene am meisten benützte, werden ein Kreuz und zwei brennende Kerzen aufgestellt; auch ein Gefäß mit Weihwasser ist dort vorbereitet, damit jeder, der den Toten besuchen kommt, denselben besprengen kann. Ist der Aufgebahrte ledig gewesen, so soll jeder Besucher heilige Bildchen bringen, die dem Verblichenen auf den Körper gelegt werden. Hat der Tote die Augen offen, so gibt man ihm Geldstücke darauf, damit sie geschlossen bleiben. Beim offenen Munde wird ihm der Kopf mit einem Tuche zusammengebunden. Alle Verwandten und Bekannten werden zur Leiche, das ist zum Begräbnis, eingeladen, an den Vorbereitungen zum Leichenschmaus wird fieberhaft gearbeitet, nachdem das Totenzimmer frisch „gewaißt", das ist getüncht worden war. War der Tote noch ledig, dann wird das Brautgesinde bestimmt. Im Totenzimmer soll sich kein Spiegel befinden und die Uhr soll stehen bleiben.

Die Einladung zur „Leiche" erfolgt oft auf eine recht sonderbare Weise. So klopft zum Beispiel noch in Gaisdorf (3 Kilometer östlich von Bodenstadt) ein altes Weib mit seinem Stecken an die Fenster der Verwandten und Bekannten des (der) Verstorbenen. Die aus dem Hause tretenden (herausgeklopften) Leute werden sofort vom Todesfall verständigt und zur „Leiche" eingeladen. Die Botin darf das Haus nicht betreten, um nicht den Tod in dasselbe zu verschleppen. Für die Überbringung dieser Botschaft erhält die Frau gewöhnlich ein Geldstück und etwas zu Essen.

Am dritten Tage nach dem Ableben wird der Tote zu Grabe getragen. Von allen Seiten strömen die Verwandten und Bekannten her, um ihm das letzte Geleite zu geben. Bevor noch der Priester und die Sänger kommen, werden die von auswärts Kommenden mit Kuchen und Kaffee bewirtet. Nachher versammeln sich alle, um für den teueren Toten zu beten. Als Herr Alois Pewny im Jahre 1922 gestorben war, so versammelten sich die Leidtragenden in einem Nebenraume des Hauses zum Gebete, der durch einen Hof vom Totenraume getrennt war. Plötzlich verstummten alle ihre Gebete, keiner konnte mehr sprechen. Dieses „Zeichen" wies sie sofort in den Totenraum hin, in dem sie sofort ihre Sprache wiedererlangten; denn man soll nur dort beten, wo der Tote aufgebahrt liegt.

Digitalisiert von Google

Der Priester und die Sänger erscheinen, dem Verstorbenen wird ausgesungen und dann bewegt sich der Leichenzug unter Glockengeläute, bei reicheren Leichen auch mit Musik, auf den Gottesacker, da noch alle Tage vorher der Tote einige Male ausgeläutet wurde. Wenn nun die Träger den Sarg aus dem Hause forttragen, da geht die verbliebene Ehehälfte in den Stall, um das Vieh aufzutreiben und ihm zu sagen, daß zum Beispiel soeben der Herr aus dem Hause fortgetragen wird. Als im Feber des Jahres 1928 Herr Ignaz Schmidt, Ausgedinger im Hause 7 zu Poschkau, der ein großer Bienenzüchter war, starb und aus dem Hause getragen wurde, klopfte seine Frau dreimal auf den Bienenstock und rief aus: „Trauert, eueren Herrn trägt man fort!" Wenn der Verstorbene aus der Stube, in der er aufgebahrt lag, hinausgetragen wird, so kehrt einer der Verwandten oder Angehörigen mit einem Besen dreimal damit gegen die Türe zu.

Ein Lediger (ledige Leich) wird vom Brautgesinde getragen, das sind Burschen, welche mit weißen Schärpen geschmückt sind. Vor der Bahre gehen Trauermädchen, die den Burschen die Kopfbedeckung tragen. Vor diesem Brautgesinde schreitet eine Trauerdame, die eine zerbrochene Kerze trägt. Vor ihr trägt ein kleines Mädchen einen weißen Polster. Während Schärpen und Polster ins Grab geworfen werden, läßt man die Kerze — es ist die Kerze, welche der Verstorbene bei seiner ersten hl. Kommunion hatte — in der Kirche ausbrennen.

Wenn bei dem noch zu Hause aufgebahrten Toten die Kerzen oder das Ollampert nachts auslöschen, so gibt es ebenfalls ein Zeichen, daß man aufstehen soll, um sie wieder anzuzünden. Sind die Träger mit dem Sarge draußen, so werden die Sessel, auf denen der Sarg lag, umgeworfen, damit sie nicht bald wieder eine Leiche tragen müssen.

Während der Leichenschmaus, das „Leichenassen" für die außerhalb des Dorfes wohnenden Leidtragenden stattfindet, bevor der Geistliche mit den Sängern erscheint, wird für die Dorfleute der eigentliche Leichenschmaus erst am Abend abgehalten. Das Leid nach dem Toten muß vertrunken werden, damit die Hinterbliebenen auf andere Gedanken kommen. Da geht es oft sehr lustig zu. Früher wurden den Erschienenen Käse, Brot, Butter, Kaffee, Tee und Semmeln vorgesetzt. Heute erhalten die Leidtragenden neben weißen und schwarzen Kaffee und Kuchen oft noch eine Nudelsuppe, Kraut mit Fleisch, auch Zwiebel- oder Zwetschkentunke und einen recht starken Tee vorgesetzt, wobei auch das Bier nicht fehlen darf. Sind einige Witzbolde beisammen, da werden oft recht derbe Witze zur allgemeinen Belustigung gerissen, es wird gesungen, und ist ein Musikkundiger dabei, der bringt sogar seine „Harmonie" (Ziehharmonika) mit. Bei dieser frohen Stimmung fällt es gewöhnlich niemandem ein, an den Toten zu denken. So sitzt man oft bis früh gemütlich beisammen.

Die Jugend hält gewöhnlich den Leichenschmaus im Gasthaus. Oft spielt dort die Musik zum Tanze auf und es geht bei Bier, Wein und Schnaps und fröhlichen Liedern recht toll zu. Ja, das Leid muß vertrunken werden! War der Verstorbene ein Mitglied der Feuerwehr, dann

Digitalisiert von Google

zahlt die Witwe ein oder zwei Faß Bier nebst anderen Getränken, so daß der Leichenschmaus oft viele Hunderter kostet.

Hat man des Verstorbenen Wünsche, die er bei Lebzeiten hatte, nicht erfüllt, so erscheint dann der Geist des Toten in irgend einer Gestalt und sucht sich seinen Wunsch zu erzwingen. Wünschte sich zum Beispiel jemand noch bei Lebzeiten, daß man ihm am Sterbetage ein Licht anzünden soll und man tut das nicht, so kommt er sich dasselbe in der Nacht selbst holen, ebenso sein „Brautenkleid", das man ihm nicht wunschgemäß angezogen hat. Als der Sohn des verstorbenen Ignaz Schmidt, der Bindermeister Julius Schmidt, einige Tage nach dem Begräbnisse seines Vaters am Abend aus dem Wirtshause beim Kreuze des Ortsfriedhofes vorüberging, da erschien ihm eine weiße Gestalt, der Geist des Vaters, und rief ihm nach: „Wo ist der Binder? Wo ist der Binder? Wo ist der Binder?" Er antwortete: „Hier bin ich!" und die weiße Gestalt verschwand.

Die Leute wissen hier sogar die Anzahl und das Geschlecht der Toten in einem Jahre anzugeben. Sie bestimmen das nach dem Tage im Monate Jänner, an welchem die erste Leiche war. Stirbt z. B. am 7. Jänner ein Mann (Frau, Kind), so sterben in diesem Jahre noch sieben Männer (Frauen, Kinder). Wenn die Geräte des Totengräbers, das sind Schaufeln, Spaten, Bahre u. a. in der Totenkammer klappern, so wird der Totengräber bald eine Beschäftigung erhalten; denn es wird bald jemand sterben. Wenn es in ein frisch geschaufeltes Grab schneit oder regnet, stirbt in Kürze wieder jemand. So schneite es am 9. Jänner 1921 in das Grab des Alois Pewny und am 14. desselben Monates folgte ihm schon sein Schwiegervater Johann Röder im Tode.

Wenn die Leute beim Begräbnisse wenig weinen und die Kirchenglocken nachher hell klingen, so wird bald jemand darnach sterben, bei dem wieder viel geweint werden wird. So weinte bei der Leiche der Ortsarmen und blödsinnigen Läßler Marie fast niemand, dagegen zerfloß die ganze Gemeinde in Tränen bei der nächsten Leiche, der unter den Eisenbahnrädern verunglückten jungen Losert Marie aus dem Hause 67 in Poschkau.

Wenn man in die Christnacht geht und am Wege fällt, so „lebt man das Jahr nicht mehr aus", das heißt, man stirbt noch im selben Jahre[1]). Am Heiligen Abend klopft jemand während des Nachtmahles an die Tür oder an ein Fenster und bittet um Einlaß. Derjenige, der ihm aufmachen geht, wird noch im selben Jahre sterben. Fällt ein Bild von der Wand, ohne daß das Glas zerbricht, so sagt man, daß jemand bald aus diesem Hause sterben werde. Fliegt in ein Zimmer während des Tages ein grauer Schmetterling, so glaubt man, es sei der Tod und jemand werde in dem Hause bald sterben. Wenn jemand im Schlafe jemanden rufen hört und durchs Fenster nachsieht, wer dies sei und dabei niemanden erblickt, so stirbt bald jemand aus diesem Hause. Behält der Verstorbene das linke Auge offen, so stirbt bald jemand aus der Freundschaft. Die Verwandten sollen nie selbst Erde in das Grab werfen; sonst würde man ihnen nach-

[1]) Ich selbst bin, als ich zur Christmette 1928 ging, vor der Kirche infolge Glatteises gestürzt, ohne daß sich an mir der Aberglaube bewahrheitet hätte.

Digitalisiert von Google

sagen, daß sie schon froh seien, daß der Betreffende gestorben ist und daß sie ihn gerne begraben. Regnet es, während man den Toten aus dem Hause hinausträgt, so stirbt bald jemand aus derselben Familie. Stirbt die Hausfrau, so soll man in den Stall gehen, die Kühe von ihrem Standplatze wegtreiben, damit sie nicht an derselben Stelle stehen bleiben und soll ihnen sagen, daß ihre Hausfrau gestorben sei. Unterläßt man dies, so stirbt bald sämtliches Vieh im Stalle nacheinander aus.

Beiträge zu einem „Sudetendeutschen Krippenbüchlein"

Vorwort

Der Wunsch, schon heuer mit einem fertigen Krippenbüchlein vor die Öffentlichkeit zu treten, war noch verfrüht. Deshalb bin ich Herrn Univ.-Prof. Dr. Gustav Jungbauer sehr dankbar, daß er uns Gelegenheit gibt, in seiner Zeitschrift folgende Beiträge der Öffentlichkeit zu übergeben, die im nächsten Jahre ergänzt werden sollen. Die „Arbeitsgemeinschaft der Krippenfreunde" hofft so wieder einen kleinen Baustein zur sudetendeutschen Krippenforschung beizutragen[1]). Frohe Weihnacht allen Krippenbauern und Krippenfreunden!

Jg. Göth.

Krippen in Bensen

Von **Franz Tietze**

Die älteren Krippen der Stadt Bensen verbrannten meist bei einem Brande am 20. Mai 1863. In früherer Zeit, also vor rund 60 Jahren, waren zur Weihnachtszeit fast in jedem Hause Weihnachtskrippen. Sie waren meist sehr einfach gebaut und nahmen die halbe Stube ein. Schon das Holen von Moos und Dornzweigen galt als Feiertag.

Der Krippenbau wird so ausgeführt, daß das Brett des Krippenbodens in die Höhe der Augen kommt. Es wird mit Schlehdornen belegt, um den Berg richtig herzustellen, der dann mit Moos verkleidet wird. Die Figuren und Häuser werden dann aufgestellt. Die Figuren sind meist aus Papier. Bloß eine Krippe, die demnächst im Museum zur Aufstellung gelangt, hat Holzfiguren und Holzhäuschen. Sie stammt noch aus der Zeit vor 1863.

Auf einer Krippe war ein schlafender Hirte, von dem man sagte, daß zu ihm der Engel kam und ihn weckte, wobei er den Reim sang: „Bruder Rüppel, steh' auf, steh' auf, ein Kindlein wurd geboren", worauf sich der Hirte umdrehte und sagte: „Was, e Rind verloren; mir wans schon wieder finden." Der Schneider Hürtel hatte in den 70er Jahren eine bewegliche Krippe gebaut, die sehr schön war; sie wurde an einen Fabrikanten verkauft. Ihr Schicksal ist nicht bekannt.

Herr Franz Tietze ist Krippenbastler und hat schon über 30 Krippen für Krippenfreunde hergestellt. Er selbst besitzt eine bewegliche Krippe. J. G.

[1]) Über die nordböhmischen Weihnachtskrippen vgl. den Beitrag von A. P. Ulbrich (Schluckenau) im Jahrgang 1929 (6. Heft) unserer Zeitschrift.

Digitalisiert von Google

Bewegliche Krippe aus Bensen. Erbauer und Besitzer Franz Tietze, Polizeioberwachtmeister in Bensen. Größe 1 m 20 cm mal 60 cm.

Die Weihnachts- und Fastenkrippe in Niemes

Von **Josef M. Tittel**

Die Stadt Niemes am Fuße des Rollberges ist als Krippenstadt weit und breit bekannt. Schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, wo auch in anderen deutschböhmischen Orten der Hauskrippe eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt wurde, finden sich in Niemes Krippen und eigene Krippenkünstler.

Der um jene Zeit weit über die Ortsgrenzen berühmte Bildhauer Anton Suske (1741—1809) und sein Sohn Franz Suske (1788—1847) schufen Krippenfiguren, die noch heute auf einigen Alt-Niemeser Krippen ihren Ehrenplatz innehaben. Ferner schnitzten der Zimmermann Franz Friedrich und seine Söhne Franz, Josef und Johann in ihren Feierstunden manch originelle Figur. Josef Friedrich (1883—1906) betrieb das Bildhauergewerbe als Hauptberuf. Der Maurer Karl Borhorn und der Tuchmacher Ignaz Linke haben uns ebenfalls recht volkstümliche Krippenfiguren hinterlassen. Der Maler und Photograph Severin Linke (1818 bis 1888) malte wie sein berühmter Zeitgenosse Führich die Krippenfiguren mit Wasserfarben auf Zeichenpapier.

Neben diesen eigenen Erzeugnissen kauften die alten Niemeser auch schöne Tonfiguren, wie solche von den Töpfern in B.-Leipa und dem Krippenbastler Oppitz in Wellnitz um wenige Kreuzer zu erwerben waren. Gemalte Papierfiguren, oft sogar beweglich, lieferte ein Maler namens Stahke aus Oschitz. Eine kunstvoll gemalte Krippe des erst nach seinem

Digitalisiert von Google

Tode berühmt gewordenen Krippenkünstlers Jakob Künzel (1792—1862) kam erst in den letzten Jahren in Niemeser Besitz.

Alle diese alten Krippen waren echte, deutsche Heimatkrippen. Manche waren geradezu typisch für den Ort, seine Bewohner und deren Handwerke. Der Aufbau dieser Krippen war sehr einfach, meist stufenartig. Als Baumaterial wurde selbsthergestelltes Felsenpapier verwendet.

Deutsche bewegliche Papierkrippe des Oskar Prade in Niemes.

Als im böhmischen Niederlande die orientalische Krippe ihren Siegeszug begann, brachten der Landschaftsmaler Franz Berger und der Schnitzer

Krippe aus Niemes. Besitzer Oberlehrer Schwarz. Figuren von Anton Müller, Rumburg.

Digitalisiert von Google

Josef May ihre Arbeiten auch nach Niemes. Bergerlandschaften haben sich bis auf den heutigen Tag viele erhalten. Die Figuren von May lassen deutlich erkennen, daß Josef Führich als Vorbild diente. Neben diesen noch immer als heimisch zu bezeichnenden Künstlern fanden aber auch die neueren Schnitzereien der Gröbner immer mehr Eingang auf der Krippe.

In neuester Zeit erfuhr die Niemeser Krippenbewegung einen neuen Umschwung durch die im böhmischen Niederlande neu aufblühende Schnitzerei. Die gegenwärtig tätigen Schnitzer, wie Müller, Herbrich, Wendler, Thiele, Weber, wie auch Kindermann als Landschaftsmaler und Architekturenbauer, haben alles Alte teils wirklich, teils scheinbar in den Schatten gestellt. So herrscht heute in Niemes durchwegs die orientalische Krippe des Niederlandes. Nur die Art des landschaftlichen Aufbaues läßt noch dem Krippenbauer ein Betätigungsfeld. Drei Herrn (Tille, Wanke und Beckert) der heutigen Krippengemeinde können noch selbstgeschnitzte Figuren auf ihren Krippen zur Aufstellung bringen. Die heutige orientalische Krippe ist meist sehr umfangreich (ein halbes oder ganzes Wohnzimmer) und hügelig, flach. Neben kleineren Felspartien, die meist die Stallhöhle bilden und aus Buchenstöcken hergestellt werden, sind grüne Weideflächen, mannigfach von Wegen durchzogen, aus flachem Steinmoos und gegen den Hintergrund aus gefärbten Sägespänen der Natur trefflich nachgebildet. Eine orientalische Stadt mit flachen Dächern und einigen Kuppeln fehlt auf keiner Krippe. Palmen und Olivenbäume werden teils noch gemalt und ausgeschnitten, vielfach aber auch plastisch verfertigt. Ein Ziehbrunnen oder eine Brunnenruine ist ein beliebtes Schmuckstück, während man fließendes Wasser oder Teiche nicht gern darstellt. Die wachenden Hirten sitzen vor einem Zelte um ein Hirtenfeuer. Alle Krippen haben elektrische Beleuchtung. Manche sind geradezu darauf angewiesen, um durch grelles Licht von der Decke oder durch versteckte farbige Lämpchen den Stall, den Verkündigungsengel, das Hirtenfeuer oder gar den Stern in ein entsprechendes magisches Licht zu kleiden.

Nicht nur die Einheimischen, sondern auch viele Fremde besuchen alljährlich die vielen Krippen und nehmen wahre Weihnachtsfreude oder Anregungen zu eigenem Schaffen mit heim.

Niemes besitzt auch eine Fastenkrippe, welche jedes Jahr an einem öffentlichen Andachtsorte, dem heiligen Grabe, zur Aufstellung gelangt und den Ölberg, Kalvarienberg, das Grab und die Auferstehung veranschaulicht. Auch kleine Fastenkrippen werden um die Fasten und Osterzeit in manchen Familien aufgebaut.

Mögen auch heute eigene Krippenkünstler dem Orte fehlen, so bemühen sich dafür um so eifriger die Mitglieder des Krippen- und Hl. Grabvereines, das Erbe der Väter zu erhalten und auszubauen.

Die Reichenberger Weihnachtskrippen.

Über diese hat Josef Syrowatka in einem ausführlichen Aufsatz, erschienen in der „Deutschen Heimat" (Plan bei Marienbad), berichtet, so daß es hier genügt, daraus einige wichtige Punkte zu betonen.

Digitalisiert von Google

Eine Eigenheit der Reichenberger Krippen ist, daß sie außer den aus Holz geschnitzten Schalmeienbläsern gewöhnlich keine anderen Holzfiguren enthält. Sonst war alles (Personen, Tiere, Bäume usw.) auf einfache oder mehrmals übereinander geklebte Pappe oder auf Preßspan mit Erd-, Leim- oder Ölfarben gemalt. Die einzige Krippe Reichenbergs, die durchwegs mit Holzfiguren ausgestattet war, hatte sich der Tuchmacher Josef Müller, der deswegen „Schnitzmüller" genannt wurde, selbst hergestellt.

Die Krippen haben verschiedene Größen. Kleine Wandkrippen baute man gern auf abenteuerlich geformten Buchenschwämmen auf. Sie wur-

Gruppe aus einer Jakob Ginzel-Krippe.

den auch fertig gekauft, ebenso wie die Kastenkrippen von Puppenzimmergröße. Endlich gab es die großen, mehrere Quadratmeter umfassenden Krippen, die alle Jahre neu aufgestellt wurden, wobei der Besitzer trachtete, die Krippe jedes Jahr anders anzuordnen.

Von den Reichenberger Krippenmalern stellen die zwei berühmtesten scharfe Gegensätze dar. Florian Schäfer (1749—1828) pflegte seine Figuren einzudeutschen, indem er sie in das Kleid seiner Zeit hüllte und so gewissermaßen aus seiner Umwelt nahm. Er begnügte sich ferner nicht mit

Digitalisiert von Google

der einfachen flächenhaften Darstellung, sondern machte seine Figuren beweglich. Ihm steht Jahrzehnte später Jakob Ginzel (1792—1862) gegenüber, der die streng historische Weihnachtskrippe in Reichenberg einführte und die Reichenberger Krippenkunst, künstlerisch gesehen, zu vollendeter Höhe führte. Von ihm, den auch sein Freund und Studiengenosse Joseph Führich hochschätzte, stammen über 1000 Krippenfiguren, darunter viele fein geschaute und ausgeführte Gruppen.

Die Zwittauer Weihnachtskrippe.

(Mitteilung vom Verein der Krippenfreunde für Zwittau und Umgebung.)

Der Brauch, Weihnachtskrippen aufzustellen, reicht in unseren Gegenden ziemlich weit zurück. Die ersten vorliegenden Nachrichten stammen aus dem Ende des 17. Jahrhunderts (um 1680), die uns melden, daß in den Kirchen unserer Orte Krippen zur Weihnachtszeit errichtet wurden. Im 18. Jahrhundert besaßen beispielsweise die zwei Kirchen von Zwittau je eine solche Krippe. Sie dürften recht ansehnlich gewesen sein; denn die Erbauer erhielten jedes Jahr eine eigene Entlohnung für ihre Mühewaltung.

Woher die Zwittauer Krippenkunst kam, ist nicht mit Sicherheit zu ermitteln. Vielleicht weist der Umstand, daß heute noch auf jeder größeren Krippe unserer Gegend der Einsiedler im braunen Franziskaner-Habit mit dem weißen Gürtel in einer Felsengrotte betend oder betrachtend vorkommt, darauf hin, daß einst die Franziskaner aus der benachbarten Stadt Mähr.-Trübau den Krippenbrauch in den Familien unserer Vorfahren förderten.

Aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts werden bereits Namen von einheimischen Krippenkünstlern gemeldet. Ortsansässige Bildhauer und schlichte Handwerker — Tuchmacher, Webermeister — stellten Figuren, Häuser und Landschaftsmalereien für den Bedarf der Krippenbesitzer her. Man findet heute noch manche Überreste der Kunst dieser Leute. Mag auch das kritisch prüfende Auge dem einstigen Künstler dies und jenes an seinen Holzfiguren zu bemängeln finden, eines leuchtet sofort auf: die Innigkeit und Frömmigkeit der dargestellten Personen.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts erlebte die Zwittauer Krippe unstreitig eine neue Blütezeit. Zwei Berufsbildhauer, Thomas Haberhauer und sein Gehilfe Wenzel Goliasch, schufen Krippenfiguren (aus Holz), die auch höheren Anforderungen entsprechen und dabei einst um billiges Geld zu kaufen waren. Diese Figuren zieren heute noch die großen alten Krippen unserer Gegend. Neben diesen beiden Männern betätigten sich noch andere, gewöhnlich dem Handwerk angehörende Personen, die ebenfalls ganz schöne Figuren erzeugten. Unter diesen ist ein gewesener Tuchmachermeister, Anton Haupt, besonders nennenswert.

Die Zeitströmung in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts war der Weihnachtskrippe nicht günstig, so daß der Eifer um Krippenbauen nachließ. Am Ende des Weltkrieges trat ein sichtlicher Umschwung ein. Die Freude an der Krippe und dem Hirtenspiel auf der Bühne erwachte von neuem. Ein eigener Verein der Krippenfreunde für

Digitalisiert von Google

Zwittau und Umgebung trat anläßlich des 700jährigen Krippenjubiläums des hl. Franz von Assisi ins Leben. Am 29. April 1923 wurde die gründende Versammlung abgehalten. Gegenwärtig zählt der Verein 206 Mitglieder.

Die hierortige Bauweise der Krippe unterscheidet sich von der in anderen Orten üblichen und weist einen typischen Ortscharakter auf, wenngleich eine starre Einheitsfront vermieden ist. Etwa in Manneshöhe ist längs der Zimmerwand ein zwei bis fünf und mehr Meter langes und ungefähr 1.20 Meter tiefes Brettergerüst als Grundlage der Krippe errichtet. Zumeist in der Mitte steht der Krippenstall, an dessen (vom Beschauer) linken Seite die Krippenstadt, an dessen rechten das „Feld" ziemlich steil gegen den Hintergrund sich erhebt. Letzterer wird an der Wand durch eine oft sehr schöne und teuere Landschaft, auf Leinwand gemalt, abgeschlossen. In der Ausstattung der Krippe wetteifern die Besitzer, sie scheuen weder Zeit noch Mühe, so daß wohl jede Krippe trotz der typischen Grundform ihre eigene Schönheit und Mannigfaltigkeit aufweist. Die erste Sorge gilt dem Krippenstall. Außer dem aus früherer Zeit stammenden Grottenstall mit den vier bis acht alabastrierten Säulen, welche auf vergoldeten Kapitälern den vorderen Rundbogen des Stalles tragen, finden sich auch neuere Formen, die etwa der Münchner Krippenkunst nachgebildet sind. Die Decke der Grotte samt dem vorderen Rundbogen ist mit goldprangenden Engelsfiguren reichlich ausgestattet. Vor dem Jesukinde, welches von Maria und Josef ehrfurchtsvoll betreut wird, knien oder beugen sich anbetend die „Stallhirten", hinter denen, erst vom „Felde" kommend, die „Geschenkshirten" nahen. Die „Stadt" ist aus schönen Prunkgebäuden errichtet, Nachbildungen berühmter Bauten, Kathedralen, Rathäuser u. ä. Unter diesen gibt es Stücke, die in bezug auf Ebenmaß und künstlerische Zier dem Erbauer alle Ehre machen. Das letzthin erschienene Buch Dr. Ringlers „Deutsche Weihnachtskrippen" (Innsbruck) bringt auf einer ganzseitigen Tafel eine Ansicht der Krippenstadt des Herrn Josef Grolig, Zwittau, Melzgasse 45. Herr Grolig ist Selbstverfertiger der dargestellten Prachtstücke.

Das Feld erstreckt sich ansteigend gegen die „Landschaft" des Hintergrundes. Hier lagern auf hügeligen Triften, die durch zartes Moos oder feine färbige Sägespäne gebildet sind, oder auf Felsgebilden mit spärlichem Graswuchs Gruppen von Schafen mit den dazu gehörenden Hirten. Über den „Wunderhirten" schwebt der Feldengel, der die Botschaft von der Geburt des Jesukindes bringt. Viele Krippen sind elektrisch beleuchtet, wobei die Glühkörper, für das Auge des Beschauers unsichtbar, die hl. Familie sowie das Feld mit mildem färbigem Lichte überstrahlen. Auch ein (elektrisches) Hirtenfeuer fehlt auf manchen Krippen nicht. Machen die Engel mit den vergoldeten Flügeln und der lasierten Gewandung im Lichtschein der Krippe schon großes Aufsehen, so überbieten die hl. drei Könige mit ihrem mächtigen Zuge von Dienern und Reittieren (Pferden, Kamelen und Elefanten) an Glanz und Pracht alles bisher zur Schau Gestellte. Sie behaupten den Vordergrund der Krippe bis zum Feste Maria Lichtmeß.

Es tut der Weihnachtsstimmung des Beschauers keinen Abbruch, wenn viele Krippenbesitzer den Kindern des Hauses und der weiten Umgebung

Digitalisiert von Google

zuliebe einzelne Stücke „beweglich" machen. Ein eigener Mechanismus setzt Holzhacker oder Steinmetze in Bewegung, treibt eine Wasser- und Windmühle an, läßt einen Kuckuck aus dem die Krippe zur Rechten abgrenzenden Walde rufen und setzt einen um die eigene Achse sich drehenden Hirten in die Lage, eine oder gar drei Hirtenweisen aus seiner langen Hirtentrompete („Tute") genannt) im Orgeltone erschallen zu lassen. Ein schönes Bild einer ganzen Zwittauer Krippe bringt die Zeitschrift „Der Krippenfreund", Innsbruck, Oktoberheft 1930. Diese befindet sich im Besitz des Herrn Bernhard Schmeißer, Zwittau, Taststraße 15.

Vereinzelt findet man noch als Erinnerung an die einstige Blütezeit unseres Krippenwesens eine Umwandlung der Krippe in die „ägyptische Reise" und dann vor der Fastenzeit in den „Ölberg". Ja, ein Krippenbesitzer hat noch eine Darstellung der Auferstehung und der Emausjünger. So haben sich einstens unsere Vorfahren einen großen Teil des Kirchenjahres in bildlichen Figuren im häuslichen Kreise vor Augen gehalten.

Erfreulicherweise betätigen sich in den letzten Jahren nicht nur die beiden hierorts ansässigen Berufsbildhauer, die Herren Otto Stiepak und Anton Willimek, sondern auch mehrere Herren, die ähnlich den einstigen Figurenschnitzern einem Arbeitsberufe angehören, auf diesem Gebiete der Volkskunst und setzen so die alte heimatliche Überlieferung fort. In der Weihnachtszeit 1926/27 veranstaltete der Ortsverein der Krippenfreunde in einem Schaufenster des Herrn Tapezierermeisters Karl Hofmann eine Ausstellung von Krippenfiguren und Krippenhäusern. Die zur Schau gestellten Stücke könnten ohne Bedenken neben Erzeugnissen von Meistern des Kunstgewerbes gestellt werden. Außer den genannten betätigen sich mehrere andere Persönlichkeiten auf unserem Gebiete. Der Kürze wegen seien nur folgende genannt, die Herren: Malermeister Karl Langer als Landschaftsmaler und Bildhauer, August Ohner (Friseur) und Johann Siegl (Ober-Wachmann i. R.) als Figurenschnitzer. Der Ortsverein der Krippenfreunde veranstaltete durch drei Jahre Schnitzkurse, welche von den genannten Herren Alois Hanig und Otto Stiepak geleistet wurden. Solche Veranstaltungen erwiesen sich um so dankenswerter, als nur wenige Krippenbesitzer in der Lage sind, größere Geldmittel für ihren Lieblingsgedanken aufzuwenden.

Die Weihnachtskrippe im Sternberger Ländchen

Von **Dr. Dominik Willner**

In dieser Gegend hat die Weihnachtskrippe nur in der Bezirksstadt selbst eine eigene Gestaltung gewonnen. Wenigstens ist nirgends in der Umgebung eine Spur von Weihnachtskrippen zu finden. Und selbst in der Stadt ist sie sozusagen nur noch im letzten Augenblicke gerettet worden. Es konnte eine Aufnahme vorhandener Krippen vor einigen Jahren gemacht werden und sie ergab eine Anzahl von gegen zwanzig. Ursprünglich ist die Zahl eine bedeutend höhere gewesen. Viele sind der Ungunst der Zeit zum Opfer gefallen. Der Mangel religiösen Empfindens und selbst wirtschaftliche Not ließen manches Werk verschwinden und zugrundegehen. Unter den

Digitalisiert von Google

vorhandenen Weihnachtskrippen hat sich der Typ, der sich hier entwickelt hat, ganz gut erhalten und sind Vergleiche mit denen anderer Gegenden möglich.

Die Sternberger Krippenbauer greifen bei der Darstellung ziemlich weit aus. Sie sind nicht zufrieden mit der Geburtsdarstellung Christi, sondern sie trachten die ganze Kindes- und Jugendzeit des Herrn auf ihren Krippen zu zeigen. Es ist da die Herbergssuche Josefs und Marias, die Verkündigung der Geburt, die Geburt selbst, die Beschneidung Christi, die Darstellung im Tempel, selbstverständlich ab 6. Jänner der Königszug, die Flucht nach Ägypten, der zwölfjährige Jesus im Tempel, das Haus in Nazareth, alles umrankt von den Gebilden der Phantasie des Krippenbauers. Den größten Teil nimmt freilich die Darstellung der Geburt des Herrn ein. Die Tempelszene kann mitunter aber so mächtig in das Ganze hineinragen, daß sie einen Großteil der oft bis fünf Meter langen Krippe beherrscht und auf das übrige drückend wirkt. Merkwürdig ist jedenfalls, daß die Geburtsgrotte meist auffallend klein ist und nicht sonderlich im Gesamtbild hervortritt, wie es auf vielen Krippen sonst der Fall ist.

Es kommt aber nicht nur das Neue Testament auf den Krippen zur Geltung. Die Krippen lieben es, den Sündenfall der ersten Menschen zu zeigen, wozu auch der Aufbau eines Paradiesgartens versucht wird. Der theologische Zusammenhang ist gewiß reizend. Sonst kehren aber die üblichen Krippenbilder wieder: der Schafberg (das Hirtenfeld) mit mancherlei Szenen, Wald mit einheimischen und südländischen Bäumen, nicht fehlen darf der Weinberg, der ein unentbehrlicher Bestandteil zu sein scheint. Als Stadt haben wir Jerusalem, Bethlehem und selbst Nazareth. Das Stadtbild ist meist orientalisch und verschmäht manchmal auch die mohammedanischen Zeichen nicht.

Die Krippenarbeiten sind um so besser, je älter sie sind. Das verwendete Material ist Pappe, mitunter zweiseitig bemalt. Wo die Krippen nur bei diesem Material verblieben sind, haben sie recht schöne einheitliche Krippen zustande gebracht. So hat der Meister der Krippe des Rudolf Heger, ein gewisser Franz Maitner, obwohl nur Zimmermann von Beruf, ein wirklich schönes Denkmal hinterlassen, das über 80 Jahre alt ist. Die Arbeiten gehen aber bis ins erste Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts zurück, wie die des Malers Iwan. Wir haben aber auch Arbeiten aus der Familie Dickl, die einst den Maler des Altarblattes der Pfarrkirche — eine ganz vorzügliche Leistung — gestellt hat. Die Sternberger Krippenbauer betätigen sich durchwegs als Krippenmaler, bedingt durch das Material. Die Entwicklung war wohl freilich umgekehrt. Das Malenkönnen führte zur Verwendung der Pappe. Daran hielten dann die Nachfolger alle fest.

Vor gut hundert Jahren mag die Sternberger Weihnachtskrippe eine Blütezeit erlebt haben; denn alle die schönen Darstellungen, die wir noch haben, stammen aus dieser Zeit. Hoffen wir, daß die erwachte Liebe zur Weihnachtskrippe wieder eine neue Blütezeit heraufführe.

✦

Digitalisiert von Google

Odrauer Krippengut[1])

Von Johann Böhm

Durch alle Zeiten bildete eine einfache Volkskunst für viele einen Quell der Freude und der Lebensbereicherung. Die gesamte Bevölkerung nahm Anteil an dem Kunstbestreben einzelner Mitbürger und man schätzte die Werke des kunstreichen Meisters, wie man auch den Erzeugnissen eines Kunstliebhabers die Anerkennung nicht versagte. Erst in der neueren Zeit ist es anders geworden, der Bevölkerung ging das Verständnis für den Kunstwert der Dinge fast gänzlich verloren. Was die Vorfahren in Jahrhunderten an gediegenen und künstlerisch wertvollen Dingen zusammengetragen hatten, das verschacherten die Nachfahren bedenkenlos an zudringliche Händler. Von all dem alten Zinngerät, wovon es Stuben voll gegeben haben soll, sind nur ein großer Willkomm und ein paar Krüge und Becher geblieben, schönes Porzellan und Glas sucht man vergeblich, von schönen alten Möbeln gibt es kaum noch einige beachtenswerte Stücke; man kann dies zwar bedauern, aber nicht mehr ändern.

Erfreulicher ist der Stand der Weihnachtskrippen. Hier ist ein gut Stück alter Volkskunst erhalten geblieben, wenn auch wertvolle Krippen bereits in die weite Welt hinausgewandert sind. Unter anderem wurde in den Neunzigerjahren die größte Odrauer Krippe nach Wien verkauft. Sie war eine Lebensarbeit des Schuhmachers Florian Melzer. Heute ist sie im Besitze des Stiftes Klosterneuburg. In den ersten Nachkriegsjahren ging eine kunstvolle, von Alois Heinz geschnitzte Krippe nach Witkowitz. Trotz dieser Verluste ist noch genug beachtenswertes Krippengut vorhanden. Daß es daneben Krippen gibt, welche die breite Kluft zwischen Wollen und Vollbringen offenbaren, kann die Freude an den wertvollen Krippen nicht schmälern. Dabei ist die Krippenkunst noch heute durchaus lebendig. Mehrere Besitzer zeigen mit Stolz ihre selbst hergestellten Krippen. Immer noch wird Krippenzugehör angefertigt, werden Figuren und Lämmer geschnitzt und Ställe gebaut, ganz abgesehen davon, daß beim Aufstellen der Krippen immer wieder dies und das geändert, gebessert, erweitert und verschönert wird.

Es läßt sich heute nicht feststellen, wie weit das vorhandene ältere Krippenmaterial in die Vergangenheit zurückgeht. Einige Figuren von der Krippe der Frau Josefa Unger tragen auf der Fußplatte eine Jahreszahl (1814, 1818, 1822); so ist nachgewiesen, daß diese Krippe über hundert Jahre alt ist. Es handelt sich hier um kaschierte Figuren. Kopf, Hände und Füße sind geschnitzt, während der Körper von der mit Leim oder Firnisfarbe gesteiften Kleidung gebildet wird. Der Hintergrund zu dieser Krippe besteht aus mehreren romantischen Bildern, die mit Wasserfarben auf große Papierbogen sehr gut gemalt sind. Diese Krippe wird dem späteren Bildhauer Josef Heinz zugeschrieben. Dieser soll als Mechaniker nach Odrau zugewandert sein, wo er in einer der Fabriken Beschäftigung fand. Später widmete er sich der Bildhauerei; er starb im Jahre 1872 im Alter von 75 Jahren. Da er im Jahre 1814 erst 17 Jahre alt war, steigen Zweifel

[1]) Lichtbilder vom Verfasser.

Digitalisiert von Google

auf, ob es sich bei dieser Krippe tatsächlich um eine Arbeit des Josef Heinz handelt. Daneben gibt es in der Stadt noch andere Krippen, deren Bestand auf hundert Jahre oder noch weiter zurückgeht. Die neuesten Krippen sind noch nicht zwanzig Jahre alt, so die Krippe des Fräuleins Johanna Peikert, die von dem Bildhauer Josef Klein geschnitzt ist. Klein stammt aus Bautsch, wo er im Jahre 1849 geboren ist. In seiner Jugend lernte er in Odrau die Weberei. Krippenfiguren, die er in seiner ersten Odrauer Zeit schnitzte, erregten die Aufmerksamkeit und gaben Anlaß zu seiner Ausbildung zum Bildhauer. Nachdem ihn künstlerische Aufträge lange Zeit in Rumänien, Rußland und anderwärts festgehalten hatten, richtete er sich im Jahre 1910 für seinen Lebensabend in Odrau, der Heimat seiner Frau, ein. Nun beschäftigte er sich, zum Teil aus Liebhaberei, zum Teil durch die Kriegsnot gezwungen, abermals mit dem Schnitzen von Krippenfiguren. Jugendarbeiten von Klein gehören zur Krippe des Herrn Johann Mattusch; die betreffenden Figuren sind Ende der Sechzigerjahre und Anfang der Siebzigerjahre entstanden. Eine schöne Klein-Krippe besitzt Frau Amalie Schenk, ein zierliches Kastelkrippel von dem genannten Schnitzer Fräulein Fanny Hubatschek.

Der beste Krippenbauer Odraus war der im Jahre 1880 im Alter von 62 Jahren verstorbene Schuhmacher Florian Melzer. Seine Bedeutung liegt in der Großzügigkeit des Entwurfes, ist doch in seiner schon genannten heute in Klosterneuburg stehenden Hauptkrippe das ganze Leben Jesu von der Geburt bis zur Verklärung dargestellt. Aus der Bibel und an-

Figur von der Krippe des Johann Mattusch in Odrau. Schnitzer: Alois Heinz.

Tiere von der Krippe des Franz Martin in Odrau Schnitzer: Alois Heinz.

deren religiösen Werken holte er die Anregung zu seinen Schöpfungen. Die Krippe nahm drei Seiten der Melzer'schen Stube ein; zum Leiden Christi allein gehörten über 600 Figuren. In den Wirrnissen des Lebens suchte Melzer Zuflucht bei seinen Krippen. Jede freie Stunde, auch die Sonntage,

Digitalisiert von Google

verwendete er für seine Liebhaberei. Das Aufstellen der Krippe war für Melzer fast eine Zeremonie. Bei Eintritt des Advents klopfte er mit einem Stab an die Stubendecke und mahnte die auf dem Boden verwahrten Hirten mit dem Liede: „Auf, auf, ihr Hirten!" sich nun bereit zu halten. Die Woche vor dem heiligen Abend war mit den Aufstellungsarbeiten ausgefüllt. Am heiligen Abend mußte alles fertig sein. Aufgeregt, im feierlichen Anzug, ging Melzer gegen Abend vor seiner Krippe auf und ab. Schlag sechs Uhr legte er das Kindlein in die Krippe: so wurde die Feierlichkeit des Augenblickes besonders betont. Zweiunddreißig Kerzen bestrahlten das Werk, Bibelsprüche schmückten die Träme der Stube. Die Melzer'sche Krippe bildete eine Sehenswürdigkeit der Stadt. Für Melzer war die Krippe nicht Beiwerk, für ihn war sie Lebensinhalt. Angeblich wurde ihm einmal für seine Krippe der Betrag von 100 Gulden geboten, für damalige Zeiten viel Geld; doch konnte sich der Meister zum Verkaufe nicht entschließen. Nach seinem Tode wurde dann die Krippe für 84 Gulden verkauft. In Odrau gibt es noch zwei Krippen, die wenigstens in ihren Hauptteilen Melzer'sche Arbeit sind.

Figur von der Krippe des Frl. Johanna Peikert in Odrau. Schnitzer: Josef Klein.

Zwei schöne Krippen gab es im Schloß, und zwar die des Bildhauers Reymann und die von demselben Schnitzer herrührende Krippe des Kastellans Haas. Auch diese beiden Krippen wurden von jung und alt eifrig besichtigt und die älteren Leute erinnern sich noch lebhaft an die Krippenbesuche im Schloß.

Die Krippe des Kastellans Haas befindet sich heute in der Josefskapelle; die eigentliche Reymann-Krippe soll nach Troppau gegangen sein; von ihrem weiteren Schicksal ist nichts bekannt.

Reymann'sche Figuren gehören zur Krippe des Herrn Mattusch und auch sonst sind da und dort noch einige Figuren von diesem Schnitzer anzutreffen.

Nach der hiesigen Sterbematrik starb der in Troppau gebürtige Bildhauer Anton Reymann im Jahre 1863 im Alter von 56 Jahren. Sein Bruder, der Rentmeister Franz Reymann, verschied im Jahre 1882 im hohen Alter von 79 Jahren. Mit der Annahme, daß der oben angeführte Anton Reymann der Krippenschnitzer sei, steht die Behauptung eines Krippenbesitzers in Widerspruch, daß seine Reymann'schen Figuren zu einer späteren Zeit (in den Siebzigerjahren) entstanden seien.

Mit Odrau im engsten Zusammenhange steht die Künstlerfamilie Heinz. Josef Heinz wurde bereits genannt. Sein Sohn Alois Heinz (1826 bis 1903) verlebte seine Jugend in Odrau. Er erhielt eine künstlerische Ausbildung und nennt sich auf seinen Bildern akademischer Maler. Er besaß

Digitalisiert von Google

dann in Wien eine große Bildhauerwerkstätte, wurde aber mit in den Zusammenbruch der Wiener Weltausstellung hineingerissen. Ende der Siebzigerjahre bis 1893 lebte er dann wieder in Odrau, worauf er nach Troppau übersiedelte. Während seines Odrauer Aufenthaltes beschäftigte sich Alois Heinz auch mit Krippenschnitzen. Sein Sohn Alois ist gleichfalls Bildhauer und lebt noch heute in Neu-Titschein, ein Sohn Rudolfs lebt als Bildhauer in Troppau, wo auch noch ein Enkel, Rudolf Heinz, seine Bildhauerwerkstätte hat. Daß bei solchen Umständen gelegentlich Zweifel auftauchen, welchem Heinz ein bestimmtes Werk zuzuschreiben sei, liegt auf der Hand. Doch ist soviel feststehend, daß die überwiegende Zahl der Krippenfiguren auf den Vater Alois Heinz zurückgeht. Die nach Witkowitz verkaufte Heinz-Krippe des Johann Mendel wurde bereits erwähnt; eine schöne, von Alois Heinz hergestellte Krippe besitzt Herr Franz Martin.

Bei den verschiedenen Krippen entzücken vor allem die Hirtenfiguren durch ihre Mannigfaltigkeit. Schon die Kleidung ist grundverschieden; da gibt es Hirten in Goralen- oder Bauerntracht, andere tragen eine Art Biedermeierkleidung oder erscheinen in orientalischer Tracht. Die Figuren zeigen oft eine Ausführung von hoher künstlerischer Vollendung. Da ist Bewegung und Schwung, da zeigt sich in allen Einzelheiten die Sicherheit des Schnittes. Die Hirten bilden sinnreich zusammengestellte Gruppen. Da ist eine Verkündigungsgruppe, dort steht eine Gruppe erzählender Hirten, der weckt einen schlafenden Kameraden, ein erwachender Hirt macht ein einfältiges Gesicht, der Vater führt das „Jürgla" an der Hand. Es gibt Hirten in liegender und knieender Stellung. Einer trägt ein Schaf auf dem Rücken, einer hält es auf den Händen, ein anderer führt es neben sich her. Da frißt ein Schaf einem Hirten das Brot aus dem Schnappsack. Spielende Hirten erscheinen mit Flöte, Hirtenpfeife, Zugpfeife, Dudelsack oder einer Art Drehorgel, sogar ein Kniegeigenspieler ist da. In langer Reihe marschieren die Hirten mit ihren Geschenken an; sie bringen Schafe, Hühner, Tauben und andere Erzeugnisse ihrer einfachen Wirtschaft. Der trägt die Hühnersteige auf dem Rücken, jener führt sie auf dem Schubkarren. Die Frau schreitet mit dem Milcheimer daher, eine trägt einen Krug auf dem Kopfe, ein hochgewachsener Bauer trägt einen Korb Eier. Der Ziehbrunnen liefert den Hirten das Wasser für ihre Herde. Mit liebevoller Sorgfalt ausgeführte Lämmer und Ziegen erregen unsere Aufmerksamkeit. Da klettert ein Ziegenbock auf einen Felsen, dort kratzt sich ein Zicklein mit dem Hinterfuß hinter dem Ohre.

In der Landschaft gibt es Felsen und Wege und verschiedene Bäume; dahinter stehen Städte mit Mauern, Türmen und Palästen, die wohl als die biblischen Städte zu betrachten sind. Auf diesem Gebiete hat sich die blühende Einbildungskraft der Krippenbauer gründlich ausgelebt.

Zu mancher Krippe gehören verschiedene technische Spielereien. Es dreht sich die Windmühle auf dem Berge, ein Schwan schwimmt über den glatten (Wasser-)Spiegel und trinkt an der Quelle (Krippe des Herrn Martin), da sieht man einen Wasserfall, der Jäger verfolgt das Wild, der Kuckuck ruft auf dem Baume, Holzmacher zersägen einen Holzklotz (Krippe des Herrn Mattusch).

Digitalisiert von Google

Fast jede Krippe hat zwei Besetzungen: die Geburt Christi und die hl. Dreikönige. Die Dreikönige erscheinen in orientalischer Pracht mit Kamelen und Elephanten, schwarzen Dienern und anderem Gefolge.

Die Krippe wird gewöhnlich zu Beginn der Adventzeit aufgestellt; zu Dreikönig wechseln die Figuren und zu Maria Lichtmeß wird die Krippe wieder abgeräumt.

Neben den Figuren heimischer Herkunft gibt es bei den hiesigen Krippen auch Tiroler Figuren, Wagstädter Figuren und allerlei Marktware.

Die Nachfragen über die Herkunft der verschiedenen Krippen und über die bekannteren Krippenschnitzer zeigen deutlich, daß bei der mündlichen Überlieferung gar leicht ein Irrtum unterlaufen kann und daß die Erinnerung flüchtig ist und bald entschwindet. Es erscheint darum von Wichtigkeit, die erlangbaren Angaben in einem Aufsatze festzuhalten[1]).

Die Iglauer Krippe.

Von Ignaz Göth

Die alten Tuchmacher pflegten dies Brauchtum in ganz besonderer Weise. In ihren großen Stuben wurde stets zur Weihnachtszeit eine Krippe aufgebaut, die zuweilen 10 bis 20 Quadratmeter Bodenfläche bedeckte, auf

Motiv aus einer Iglauer Krippe.

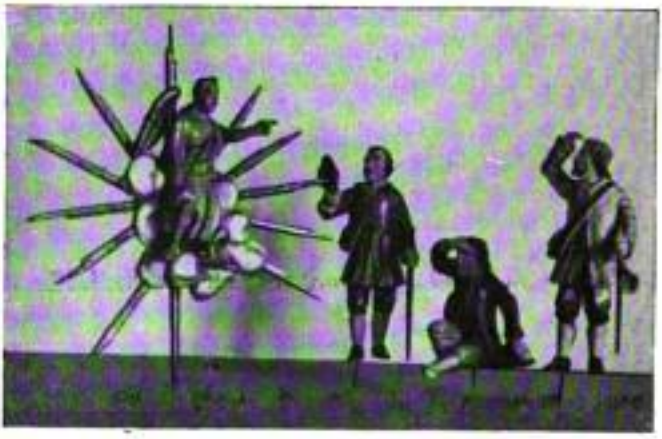
einem Gerüst in Brusthöhe sich entwickelte und oft bis zur Zimmerdecke reichte. Der alte Krippenbauer, geruhsam und besinnlich, wie ihn K. H. Strobl im alten Schwelch verewigt hat, bastelte das ganze Jahr an seiner Krippe. Vom Dezember bis Mitte Feber stand sie im Zimmer und nahm den Ehrenplatz ein. Es brauchte lange Zeit, bis sie eingeräumt

[1]) Weitere Veröffentlichungen über Odrauer Krippengut in der Zeitschrift „Das Kuhländchen" (Neu-Titschein), Band 11, Drei Lichtbilder im Kulturverbandskalender 1931.

Digitalisiert von Google

wurde. Kam die schöne Zeit, dann gab es auf Flur und Hain, in Wald und Heide Sammelobjekte, damit die nächste Weihnacht genug neue Baustoffe finde. Es ist ja heute auch noch so. Die Nachfahren der alten Tuchmacher schaffen bei der Weihnachtskrippe in gleicher Weise.

Das Gerüst, auf dem die Krippe errichtet wird, besteht aus Böcken und Brettern. Kleine Kistchen werden so aufgestellt und verkleidet, daß die natürlichen Erhöhungen herauskommen. Nach rückwärts wird die Krippe durch die „Landschaft" abgeschlossen, das ist ein Bildband, das irgend ein Stück Natur oder eine Phantasielandschaft zeigt, oft dem Wunsche des Krippenbauers aus eigener Anschauung Rechnung trägt und so gemalt ist.



Die „Verwunderung" (Verkündigung). Aus einer alten Iglauer Krippe.

daß ein Bauen nach vorne möglich ist. Der Flußlauf, der sich auf der Landschaft zeigt, fließt nun nach vorne ins Gelände, ebenso setzen sich Hügel, Wiesen und Felder, Waldstreifen und Geländegegenstände fort. Darauf nimmt der Krippenbauer schon Rücksicht und gruppiert sich im großen und ganzen sein Stück Weihnachtsgelände. Er weiß, daß die „Verwunderung", d. i. die Verkündigung der Weihnachtsbotschaft an die Hirten durch die Engel, die „Abweisung", d. i. die Ablehnung der Gastfreundschaft an Maria und Josef, und die „Anbetung" immer aufgestellt werden müssen. Weiden, und zwar eine Rinder- und eine Schafweide, kommen vor, und dann Liebhabereien eines jeden Krippenbauers (Wasserfälle, Mühlen, Felsengebilde, Dorfanlagen, Teiche, Bergwerk, Ackerfeld, Weingärten u. dgl.).

Eine solche Krippe ist dann auch ein Wunderwerk, wie ich schon einmal schrieb.*) Da steht sie, die alte Stadt, auf hohem Berge und schickt ihre Straßen aus nach allen Weltgegenden. Türme und Minaretts, Bollwerke und Mauern zieren sie. Die Wege führen von der Stadt auf Hügel hinan, zu Dörfchen, in Wälder, über Schluchten und Wässerlein; überall stehen die Ansiedlungen der Menschen. Da sieht man eine Ruine, dort

*) Iglauer Krippen, 1925; dzt. vergriffen.

Digitalisiert von Google

stürzt ein Wasserfall zu Tal und treibt eine Brettsäge, da schaut man einen Teich mit Gänsen und Fischern, Schilf faßt ihn ein, eine Wehr hält das glitzernde Wasser auf. Eine Mulde schafft Platz für einen Weingarten. Almhütten scharen sich um Weiden mit ihrem Getier. Ein Dörflein ist zu sehen und schmiegt sich innig an einen Abhang, der auch Weidetieren genügend Futter bietet. Dort, die große Schlucht, führt einen Wildbach ins Tal; vorbei geht es an Meierhof und Ritterburg, an Försterhaus und Ruinen.

Alle Wege sind belebt und alle Menschen, die da eilen, kennen nur ein Ziel, wie die Hirten, denen der Engel verkündet, daß sie eilen mögen, um zum Kripplein zu gelangen. Alle bringen sie ihre Gaben: ein kleines Lämmchen mit blütenweißer Wolle, eine Handvoll Äpfel und Nüsse, ein Tränklein Milch von der Kuh, Fleisch, Brot, Hühner, Eier u. dgl. Die Bäuerin dort in Iglauer Tracht bringt die Gaben selbst, die Magd trägt Obst, durch die Allee vom Schlosse kommt ein Reiter ... alle suchen selbst das Wunderkind auf.

Der Mittelpunkt der ganzen hingezauberten Landschaft ist der Stall; der Ort, der das göttliche Wunder sah. Dort „stehen Eselein und Rind", die „atmitzen" über dem hl. Kind". Josef und Maria halten getreulich Wacht. Der Engel des Herrn schwebt über dem Ganzen und verkündet mit freudigem Schall seinen himmlischen Gruß.

So zieht die Hirtenszene vorüber und es kommt der Dreikönigstag, der Prunktag der Krippe. Da treten die Könige mit großem Gefolge auf, bringen ihre Wundergaben dar und verehren das göttliche Kind. Über dem Stalle glänzt der Stern. Die Stalltiere sind zur Raufe gekehrt, um das Kindlein ist ihnen nicht mehr bange. Die Flucht wird dargestellt: Josef hat die Kuh verkauft, um Wegzehrung zu haben und auf dem Esel führt er nun Mutter und Kind dem unbekannten Lande zu. Ein Engel zeigt den Weg.

*

Der Iglauer Krippenbauer hat nun seine Eigenheiten. Seine Figuren sind nur holzgeschnitzt und staffiert; früher gab es „kachierte" mit Wachsköpfen. Jetzt schnitzt sie meist der „Pirnitzer" Poutny (Sohn). Der Vater hatte sie schon in eigenartiger Weise mit einem Taschenmesser (Taschenfeitel) geschnitzt. Als Vorbilder dienten ihm die gemalten Krippenbogen, die man früher in Iglau zu kaufen bekam und aus denen sich die Buben ihre Krippe zwischen dem Fenster der Stube oder der Küche selbst machten, indem sie die Bilder aufzogen, ausschnitten, auf Hölzchen klebten und nun im Moose, das ja an und für sich im Fenster als Kälteschutz war, aufstellten. Vielfach sind nun Pirnitzer Figuren. In neuester Zeit schnitzt auch Vater Pettan und der Sohn staffiert sie. Liebhaber gibt es jetzt einige für diese Arbeit. Nicht jeder Iglauer Krippenbauer ist in der erfreulichen Lage, „Quais"-Figuren zu besitzen, oder solche vom „Jirgerl" (Klaus Georg), oder vom „Nagerlschmied" (Ambros Köck), die sich alle durch edlen Schnitt und charakteristischen feinen Ausdruck auszeichnen und künstlerischen Wert besitzen. — So ist es auch mit den Bauten. Die Stadt, Kirchen, Dorfhäuschen, Schlösser, Ruinen, Mühlen usf. werden meist selbst aus Pappen-

Digitalisiert von Google

deckel oder Holz erzeugt und kulissenartig dargestellt, so daß bloß nur die Vorderseite bemalt ist. Da wird auf nichts vergessen und mit viel Geduld und Genauigkeit werden solche bauliche Spielereien hergestellt. Jeder Krippenbauer will ja alljährlich wenigstens ein neues Häuschen haben. Hat er eine schöne Abbildung gesehen oder war er in einer fremden Stadt, wo ihm ein Bauwerk besonders gefiel, so ruht er nicht eher, bis er es nachgeahmt hat und er es auf seine Krippe stellen kann. So ist es auch mit alten eigenartigen Häusern in Iglau selbst, die abgerissen werden. Der Krippenbauer macht davon ein Modell und man kann es dann auf der Krippe bewundern. So machen es besonders H. Mimmler (Schlößl) und H. Debich (nordböhmisches Bauernhaus). Am Nikolo- und Weihnachtsmarkt kann man noch allerlei solche Häuschen kaufen. — Die Bäume und Sträucher werden auf verschiedene Art dargestellt. Ältere Anfertigungsarten bevorzugen ausgestanzte und bemalte Bäume; sie sind heute seltener, da sie die Sicht nach rückwärts nehmen. Man hatte früher sogenannte „Federbäumchen", die aus grün gefärbten Gänsekielen und Gänsefedern hergestellt wurden. Jetzt nimmt man vielfach Wacholder oder Zypresse oder Bärlapp und erzielt damit gute Wirkung. Künstlich hergestellte Bäume und Sträucher (Goldregen, Flieder u. a.) weiß besonders Frau Schwarz aus lebendem Material, Seidenpapier und gefärbtem Grieß herzustellen. — Felsen- und Felsengebilde werden meist mit „Felsenpapier" gemacht, das ist braunes Packpapier, dem man durch Bespritzen mit Farbe allerlei Tönung geben kann. Geknittert gibt es dann die Formen, die man braucht. Häufig wird auch Kork- oder Baumrinde verwendet. Die Ränder werden mit Moos oder Gräsern verkleidet. — Die Wege sind gelb gestrichene Brettchen, oder man bestreut die Holzleistchen mit feinem Sand. Als Einzäunung dienen Stangenzäune, geschälte Birkenreiser auf Astgabeln, gemalte Zäune, oder es sind Steinriegel nachgebildet. — Die Wässerlein werden durch lichtblaues zerknittertes Seidenpapier oder durch Staniol sichtbar gemacht. Für Teiche eignen sich Wasserpapiere, Spiegel- oder Glasscheiben. Gemalte Wasserfälle helfen rasch in die Tiefe kommen. Stege und Brücken sind natürlich unerläßlich, ebenso Fischer, Wassergeflügel, Kähne, Schilf und dergleichen. — Wald und Flur beleben die Krippe. Der Wald wird meist durch allerlei Bäumchen oder durch ein Versatzstück hergestellt und mit Jäger, Hund und Wild, Pilzen und Vögeln belebt. Die Fluren sind nötig für die verschiedenen Herden und den Aufenthalt der Hirten. Das gibt liebliche Szenen.

•

Ist alles so recht natürlich aufgebaut, dann wird die Krippe zum Sammelpunkt der ganzen Familie, ja des ganzen Hauses. Freunde und Verwandte kommen zur Besichtigung, und es ist der Stolz des Krippenbauers, wenn er auf alle Einzelheiten und Besonderheiten aufmerksam machen kann. Krippenlieder ertönen und richtige Weihnachtsstimmung hält alle in Bann.

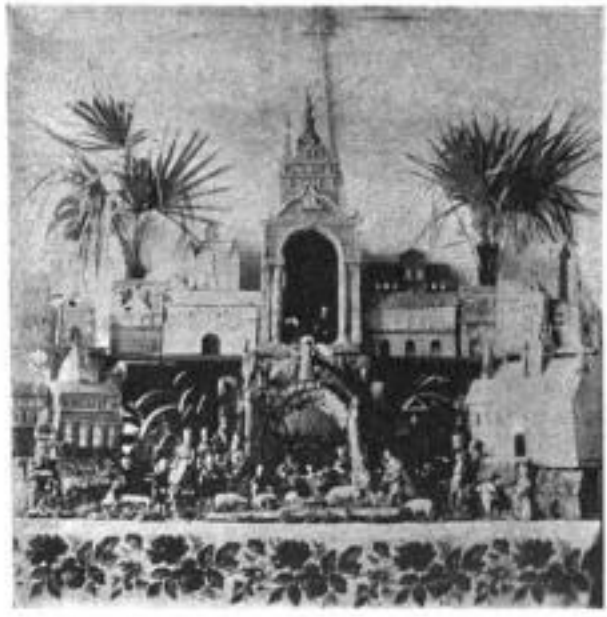
•

Digitalisiert von Google

Zlabingser Weihnachtskrippe

Von **Dr. Theodor Deimel**

Von den vorhandenen drei Weihnachtskrippen zählt die im Bilde festgehaltene wohl zu den originelleren ihrer Art. Sie ist eine Komposition vom bethlehemitischen Stall, einem Teile von Bethlehem und der Stadt Jerusalem. Das übliche Einrichtungsinventar ist durch Einfügung des orientalischen Straßenlebens belebt. Die biblischen Ereignisse der Geburt des Heilandes und der Anbetung durch die hl. drei Könige sind ergänzt



Krippe aus Zlabings.

und zu einem passenden und plastisch sehr wirksamen Abschlusse durch die Angliederung der Darstellung Jesu im Tempel von Jerusalem gebracht. Dementsprechend bildet die Stadt Jerusalem und der Tempel gleichsam die Krönung des Ganzen.

Die Krippe ist das Werk eines Zlabingser Bürgers namens Josef Zivufchka, der 1880 bis 1884 daran gearbeitet und die Anregung hiezu wahrscheinlich durch eine Pilgerreise, die er gemeinsam mit einem Einsiedler, Frater Johann von der Fronleichnamskirche in Zlabings, unternommen hatte, erhalten hatte.

Die Krippe wurde viele Jahre in der hiesigen Pfarrkirche aufgestellt, befindet sich aber derzeit teilweise im städtischen Museum und teilweise in der obenerwähnten Fronleichnamskirche.

Digitalisiert von Google

Dr. J. J. Lorenz, der erste Mundartdichter des Egerlandes

Von Dr. J. Waidhas, Elbogen

Während andere deutsche Stämme schon Mundartdichter aufzuweisen hatten, die weit über die Grenzen ihres Gaues hinaus Bedeutung erlangten, war bei dem durch seine Eigenart, sein zähes Festhalten am Althergebrachten bekannten Stamme der Egerländer bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts jeder Versuch unterblieben, die Mundart in die Dichtung einzuführen. Alte Volkslieder beweisen, daß an und für sich der Egerländer keineswegs arm ist an dichterischer Begabung. Auch Goethe kannte derartige Lieder und hat unter anderen Anregungen den Magistratsrat

J. J. Lorenz.

Sebastian Grüner auch zur Sammlung egerländer Volkslieder veranlaßt. Ein Dichter ist aber dem Egerlande auch jetzt, wo das Interesse für das heimische Volkstum zu erwachen begann, noch nicht erstanden.

In den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts tritt plötzlich ein Mundart-Dichter des Egerlandes auf, der es versteht, in seinen Werken nicht nur den heimischen Dialekt getreulichst wiederzugeben, sondern außerdem auch in den dargestellten Personen echte Egerländer von Schrot und Korn zu zeichnen, mit Fehlern und Schwächen, aber auch all dem, was den Charakter des Egerländers so wertvoll macht, seine offene Gevadheit, sein Beharren auf dem Altüberkommenen, seine innige Heimatliebe. Wie viele Dichter das Egerland heute auch aufweisen mag, die sich der heimischen

Digitalisiert von Google

Mundart bedienen, so gut und echt vieles von ihren Dichtungen ist. Doktor Lorenz ist bisher nicht übertroffen worden.

Das Leben des Egerer Arztes Dr. Johann Jakob Lorenz war eine Folge von unaufhörlichen Schicksalsschlägen und es ist umso erstaunlicher, daß der Dichter trotz aller Enttäuschungen sich wenigstens in der Dichtung seinen Humor bewahren konnte. Lorenz stammte aus ärmlichen Verhältnissen. Sein Vater Christof Lorenz gehörte dem Egerer Bürgerstande an, hatte aber zeitlebens schwer um die Erhaltung seiner Familie zu ringen. Er war zuerst Vorbeter bei St. Niklas in Eger und gab sich, um seine geringen Einkünfte etwas zu verbessern, den Anschein, sich auf den Verkehr mit Geistern zu verstehen, also im Besitze geheimer Kräfte zu stehen. Das abergläubische Volk, auf dessen Unbildung Lorenz spekulierte, gab ihm den Namen „Teufelspachter". Diese außeramtliche Betätigung war die Ursache, daß der Vorbeter Lorenz bald seine Stelle verlor. Er wandte sich nun dem Trödlergewerbe zu und pachtete schließlich ein kleines Anwesen am Egerer Anger. Dort wurde am 28. Oktober 1807 Johann Jakob Lorenz geboren. Des Sohnes frühzeitig sich bemerkbar machende Anlagen veranlaßten den Vater, ihn in das alte, damals sechsklassige Egerer Gymnasium zu schicken, das der Knabe, während seiner Studienzeit auf Freitische bei wohlhabenden Bürgern angewiesen, 1825 absolvierte. Er ging an die Universität in Wien, wo er sich den philosophischen Studien widmete. Seiner eigentlichen Neigung zu den Naturwissenschaften und zur Medizin entsprechend, wohl auch vielleicht deshalb, weil eine freie Entwicklung der philosophischen Disziplin durch das auf allem lastende Metternichsche System gehemmt wurde, wandte sich Lorenz 1827 dem Studium der Heilkunde zu. Die Erteilung von Privatstunden mußte ihm das Studium ermöglichen. 1832 absolvierte er nach andauernden materiellen Kämpfen. Nun aber fehlten ihm völlig die Mittel für die Prüfungstaxen und auch den Lebensunterhalt für die Zeit der Vorbereitung zu den Prüfungen mußte er sich selbst verdienen. Als Erzieher und Hofmeister schlug er sich wohl durchs Dasein, aber es blieb ihm nicht die nötige Zeit zum Studium. Erst 1839 legte er die erste Doktorprüfung ab. Dann kommen lange Jahre, in denen Lorenz sich durchringen muß, ohne zu einer Prüfung zu gelangen. Die Ereignisse des Jahres 1848 rütteln ihn wieder auf, er beteiligt sich an den Studentenunruhen und kehrt dann anfangs der 50er Jahre in seine Heimat zurück, wo er nun mit allen Kräften auf seine zweite Doktorprüfung hinarbeitet. Seine Studien beschränken sich nicht nur auf sein engeres Fach, sondern auch die verwandten Naturwissenschaften beschäftigen ihn sehr. Ausflüge in die engere und weitere Umgebung der Stadt Eger fördern das Entstehen einer schönen Mineraliensammlung, von deren Reichhaltigkeit die Aufzeichnungen des späteren Arztes in seinen „Notationes et elaborationes" Zeugnis geben. Lorenz' Wanderungen brachten ihm aber auch noch andere Schätze ein, deren Vorhandensein sich erst später zeigte; lernte er doch seine Heimat genau kennen, die Sprache des Volkes, seine Sitten und Gebräuche und erweckte das alles sein poetisches Empfinden. In diesen Jahren entstanden des Dichters schönste Dialektdichtungen, „Die Geschichten des alten Hirten" und „Der Beedlmää".

Digitalisiert von Google

Trotz der gründlichsten Studien konnte Lorenz nicht daran denken, sich den Doktorhut zu erringen, da es ihm wieder an den Mitteln mangelte, um die teuere Reise und die hohen Prüfungs- und Promotionstaxen bezahlen zu können. Auch die Bemühungen seiner stets um ihn besorgten Schwester Barbara, den Bruder vorteilhaft zu verheiraten, hatten keinen Erfolg. Als schließlich aber 1854 der Prior des Egerer Dominikanerklosters, P. Amand Müller, Lorenz die nötigen Mittel lieh, legte er seine zweite Prüfung ab und wurde am 28. Juli 1854 zum Dr. med. promoviert. Er eröffnete nun in Eger und Franzensbad seine Praxis.

Zur selben Zeit ließ Dr. Lorenz seine „Sagen aus dem Egerlande" (später „Die Geschichten des alten Hirten" benannt) und den „Beedlmâa" in J. M. Firmenichs Sammlung „Germaniens Völkerstimmen" erscheinen (Berlin 1854).

In den nächsten Jahren entstehen Dr. Lorenz' weitere Dichtungen im Dialekte und auch hochdeutsche Gedichte. Letztere sind zum Teile im „Egerer Anzeiger" erschienen. Alle übrigen Gedichte außer den bei Firmenich abgedruckten enthält der einzige leider von drei Bänden erhaltene „Tom. III. Notationes et elaborationes Doctoris Med. Joh. Jacobi Lorenz. 1856." Der Band zeigt, daß Dr. Lorenz sich auch weiterhin wissenschaftlich betätigte und bringt u. a. einen längeren Aufsatz „Der elektromagnetische Telegraph", der vom 19. Juli 1856 an in Fortsetzungen im „Egerer Anzeiger" erschien.

Die äußeren Lebensumstände des Dichters wollten sich aber nicht bessern. Nach erfolgter Promotion fehlte es wieder an dem Nötigsten, um sich entsprechend einzurichten und standesgemäß auftreten zu können. Eine vorteilhafte Heirat sollte Abhilfe schaffen. Durch Vermittlung eines Freundes kam die Bekanntschaft des Dichters mit Martha Eberl, Tochter eines Magistratsrates, zustande, die schließlich zur Ehe führte. Allein mangelnde Geistesbildung der Frau und vor allem der Umstand, daß infolge des Fehlens einer besonderen ärztlichen Praxis die junge Frau die Kosten des Haushaltes tragen mußte, machten schon anfangs die Ehe zu einer unerquicklichen. Nach zwei Jahren kam es auf Grund eines stillschweigenden Übereinkommens zur Trennung der Ehegatten.

Zu allem Unglück wurde nun der starke, kräftige Dichter von einem schweren Lungenleiden befallen, mußte sich vollständig zurückziehen und lebte mit seiner Schwester in den drückendsten Verhältnissen. Bald nach der am Krankenlager erfolgten Aussöhnung mit seiner Gattin starb Dr. Lorenz am 1. Dezember 1860. Seine Schwester Barbara war gezwungen, den Nachlaß zu verkaufen, so daß des Bruders Aufzeichnungen zum größten Teile verloren gingen. Nur der erwähnte 3. Band seiner „Notationes et elaborationes" ist erhalten, vom Verbleib der ersten zwei Bände ist nichts bekannt.

Ein bitteres Schicksal hat es Dr. Lorenz nicht gegönnt, seine Fähigkeiten voll zu entwickeln und zur Geltung zu bringen, weder in wissenschaftlicher noch in dichterischer Hinsicht. Trotzdem bringen seine wenigen Dichtungen sein reiches Gemüt, seinen Sinn für Humor recht deutlich zum Ausdruck. Lorenz' Heimatliebe, verbunden mit dem Versuche, auf Grund der wissenschaftlichen Studien auch die erdgeschichtlichen Voraussetzungen

Digitalisiert von Google

für die heutige Gestalt des Egerlandes aufzuzeigen, sehen wir in den „Geschichten des alten Hirten" deutlich ausgedrückt. Das interessante Franzensbader Moorgebiet, der erloschene Vulkan Kammerbühl, die Soos, weiters der Dillenberg sind die Orte, an denen die Phantasie des Volkes Zwerge und andere sagenhafte Wesen voraussetzt, auf deren Tätigkeit die Umwandlungen, die im Laufe der Erdgeschichte mit dem Egerlande vor sich gingen, zurückgeführt werden. Auch die Irrlichter im Moorgebiete geben reichlich Stoff für die Bildung von Volkssagen, der „Häimaan" treibt sein Wesen und verscheucht oder lockt an, wer sich in die Nähe wagt. Treuherzig erzählt der alte weißhaarige Hirte mit seinem kalten Pfeifchen bei Lorenz, wie nach der Volksüberlieferung das Egerland früher aussah und wie die Wandlung vor sich ging. Der Alte ist seinem Herrn ein treuer Knecht gewesen, der nun, da er nicht mehr arbeitsfähig ist, das Gnadenbrot auf dem Hofe ißt, dem er sein Leben lang redlich gedient hat. Dabei hütet er die wenigen Schafe. Ein Kenner seiner Heimat wie selten einer. Lorenz' Wanderungen während seiner Studienzeit zeigen hier ihre reifste und schönste Frucht. Besonders schön ist die Sprache. So schildert der Dichter durch den Mund des Hirten Franzensbad einst und jetzt: „Dáu am Saling drunt'n wáiß ih áls Bou nu, daß gáua neks dáu g'ständ'n is áls da Saalingstuak, daneben a hülzana Schupf'm u nu a weng weita r áini a báinzis Wirthshaus. Ma hauts nea r am Schladana Saaling g'háißn. Af dera gánz'n Háid u dáan Saalinger Moda r is glátt udel gout gáua neks g'wákſn, niad amal a Groos, wos's Vöich gáan g'freßn háit, vül wenga ſunſt wos. Dáu wáa r áa Köih-wámpm áa da r ánan, da r áin ſchö ángſt a báng woarn is ban hell-löicht'n Togh. Wamma náa r a weng aini gánga r is van Knüttl-wegh, dáa ſelwa ſchö ſchläat g'nough wáa, ſa wáa latta buad'n-láuſa Sumpf vul Kolmas, Räiarich, Wáſſaſchaa u fua Zeugh. ––

Schöll ma r áſſa ſog'n! Oitza ſtenga Häuſa dáu, wöi d' Schlöſſa, áins ſchenna r áls's ána, as da ganz'n Welt kumma d' Leut háa tauf'nd u tauf'ndweis, reich u vuanam, dans wida g'ſund wáan vö r unnern Saalingwáſſan, döi ſünſt neks áls Köiwámpm g'weſ'n ſann, wal ſie hobm niad o-laffm künna, r an báinzinga Saaling as-g'numma, dáa ſchon imma r in aran Stuak g'ſáßt wáa va ur-ált'n Zeitan. Ih ſogh, dáu wiad nu amál a gráußa Stod dras, nu gráißa áls unna r álta Jaghaſtod ſelwa r is wenn's aſua furt gáit." —

Gleichzeitig mit dieſer Dichtung erſchien bei Firmenich 1854 das Gedicht „Da Beedl-máa". Ein Bettler philoſophiert da über ſeinen „Beruf", der ihm der ſchönſte dünkt zu jeder Jahreszeit. Auch ſeine Kinder ſollen nichts lernen und werden nicht in die Schule geſchickt, denn:

Ih ſogh, a Beedl-máa háut af da Welt nu mid's beſt Leben,
Ea braucht kain Huaf, derf a káa Steua geben,
Ea gräamt ſie ümm neks u háut a káa Sorg.
Das a r Emals wos ſchuldi waa, nimmt a neks af Borg,
Mit ſein „'gelts Gott" zohlt a r áls báua r as; u ih ſchöllt
Nu wos anas áls a Beedl-máa wean af da Welt?
Dáu waa ma!"

Digitalisiert von Google

Die derbe, resolute Bäuerin führt uns das Gedicht „'s Bauanwei am Mark" vor Augen. Die Bäuerin, die auf dem Markte ihre Waren verkaufen will, ereifert sich über die Städterinnen, welche an allem etwas auszusetzen haben, dabei ungeniert alle Ware betasten und von allem kosten wollen:

„Bál ráppt ma döi ins Kraut zussat ümm dráä u käut!
Wal ich ia's niat grod ümmasünst geben kaä, wiad s' fálsch u schreit:
»Ös schnäuzt's enk in d' Händ u gäitts áffa's Kraut damit häa, r ös Säu!«
Sie schnäuzt si' owa grod asua, mi háißt s' denna a dreckats Bauanwei.
An Geest strupfm s' ma van Schmettn oia, d' Butta zwackn s' áä mid
Fingan, kulschwáaz, als wenns Mist glodn häidn u álrid
A n ánara; an Zwárk fressn s' ma brockn-weis weg, dös is grod as,
Sággt ma wos, háißt's: „Dau wiads zougäih ümm ara Bröckl Kas!"

Sie klagt über die Kaufleute in der Stadt, die hohe Preise fordern, als ob die Bauern das Geld haufenweise zu Hause hätten. Sie geht gar nicht gerne in die Stadt. Anders die Männer! Die benützen jede Gelegenheit, um ins Gasthaus zu kommen, wo sie saufen und raufen. Die Frau schildert nun im weiteren drastisch, wie es dabei hergeht. Die Städter seien allerdings kaum besser, obwohl sie sich über die Bauern lustig machten. Die Bauern prahlen gerne mit ihrem Besitz und geraten sich meist dadurch in die Haare:

„Ich" bäigt dar r Ái, „ich ho du' an gräißt'n Huaf unta Enks dreian" —
„Owa ich ho's máist báua Göld unta r Enk álln!"
„Ih", schreit a Ánara, „ih ho du' an gräißtn Ocks'n unta r Enk." —
„U ih ho d' schwast Sau alái."

Neben der Bäuerin, die tüchtig in der Wirtschaft ist, aufs Geld sieht, manchmal vielleicht zu sehr, aber jedenfalls meist den Besitz zusammenhält, sehen wir also den etwas großspurigen Bauern, der im Wirtshause gerne zu viel des Guten tut und dann anderen seine Überlegenheit zeigen will. Im Gedichte „Da Fläichbaua" zeigt uns Dr. Lorenz den konservativen Sinn des Bauern, der von allem Neuen nichts wissen mag, vom „Schtudian" nichts hält, vor allem dann nicht, wenn der „Gschtudiate" ein Einheimischer ist. Der Bauer hält an alten Hausmitteln fest, wenn ihm etwas fehlt und glaubt, daß ihm allein durch „Böißn" geholfen werden könne.

In der Prosadichtung „D' Gaas u da Kiadn-hund" murrt der Kettenhund über sein Dasein und wird von der Gans gründlich zurechtgewiesen. In diesen beiden Gestalten vermutet Justizrat Dr. E. Reichl*) wohl mit

*) „Unsere Landsleute", Egerer Jahrbuch 1898. Dr. Lorenz' Dichtungen erschienen: Die „Sagen aus dem Egerlande" (später „Die Geschichten des alten Hirten" benannt) und „Da Beedlmaa" 1854 bei Firmenich. Die übrigen Dialektdichtungen außer dem „Lied van Bauan mit Chor" veröffentlichte H. Gradl im „Egerer Jahrbuch" 1871, 1877 und als Sonderabdruck bei J. Kobrtsch und Gschihay in Eger 1882 und 1888. In neuerer Zeit erschien dort noch eine 3. Ausgabe. Lorenz' hochdeutsche Dichtungen erschienen vereinzelt zuerst in Zeitschriften und wurden, soweit sie erhalten sind, zum größten Teile von Reg.-Rat Dr. Karl Siegl im „Kalender für das Egerland" 1911 zum Abdrucke gebracht. Das erwähnte „Lied van Bauan mit Chor" ist nur handschriftlich im Tom. III. der „Notationes et elaborationes" überliefert.

Digitalisiert von Google

Recht Knecht und Magd, so daß das Gedicht als eine Art Tierfabel betrachtet werden kann. Die letzte egerländische Dichtung von Lorenz, wenigstens soweit sie bekannt sind, ist das „Lied van Bauan mit Chor", etwas sehr derb geraten und wohl deshalb noch nirgends abgedruckt.

In allen genannten Dichtungen hat Dr. Lorenz ausgezeichnet den egerländerischen Volkston wiedergegeben und lebenswahre Gestalten gezeichnet. Das ist sein Verdienst neueren Mundartdichtern gegenüber, bei denen entweder der Dialekt oder aber die dargestellten Personen Mängel in der Echtheit der Wiedergabe aufweisen. Dr. Lorenz gebührt nicht allein das Verdienst, überhaupt zum erstenmal in der heimischen Mundart geschrieben zu haben, sondern er nimmt unter allen Dialektdichtern des Egerlandes noch heute eine bevorzugte Stellung ein.

Eine Antoniusmonographie als Beitrag zur religiösen Volkskunde

Von **Dr. Eugen Lemberg**, Münster i. W.

Mit der Überwindung der mythologischen Deutungsversuche sind der Volkskunde vielfach neue Wege eröffnet worden. Der große mythologische Bereich hat sich in den Augen des Volkskundlers in verschiedene Gebiete gespalten. So hat sich eine Reihe von mythologisch gedeuteten Objektivationen als aus der Vorstellungswelt der christlichen Kirchen erwachsen gezeigt. Damit ist die religiöse Volkskunde und insbesondere die Erforschung des kirchlich-religiösen Lebens zu einer neuen Bedeutung gelangt. Neue Antriebe erhielt diese kirchlich-religiöse Volkskunde durch die Arbeiten des bekannten katholischen Pfarrers Weigert (vgl. Josef Weigert, Religiöse Volkskunde, 2. u. 3. Aufl., Freiburg 1925), denen auf protestantischer Seite die Schrift von Boette W., Religiöse Volkskunde (Leipzig 1925) gegenübersteht. Einzelne Gebiete, besonders die Sprachinseln des deutschen Ostens, zeigen sich in dieser Art der Volkskunde als besonders fruchtbarer Boden (vgl. die Arbeiten zur religiösen Volkskunde der deutschen Sprachinseln, die gegenwärtig aus dem volkskundlichen Seminar von Prof. Gustav Jungbauer hervorgehen).

Eine starke Verknüpfung mit kulturhistorisch höchst bedeutsamen Entwicklungen erreicht die religiöse Volkskunde dort, wo sie sich mit der Geschichte der Verehrung einzelner besonders volkstümlicher Heiliger befaßt. Es zeigt sich manchmal, daß solche Heilige sogar an Stelle mythologischer Gestalten der germanischen Götterwelt treten, die früher als Mittelpunkte eines reichen Brauchwesens galten. Das ist etwa mit dem hl. Nikolaus der Fall, der lange als Nachfolger Wodans galt, während neuere Arbeiten das Erwachsen der Nikolaus-Bräuche aus orientalischen und südfranzösischen Nikolaus-Legenden erweisen. (Vgl. „Nikolauskult und Nikolausbrauch im Abendlande". Eine kulturgeographisch-volkskundliche Untersuchung. Von Privatdozent Dr. Karl Meisen, Düsseldorf. Im Erscheinen

Digitalisiert von Google

begriffen.)[1]) Wertvolles Material steuert für diese Art der volkskundlichen Forschung besonders die von Georg Schreiber herausgegebene Sammlung „Forschungen zur Volkskunde" bei. Im 4.—5. Heft dieser Sammlung hat Schreiber selbst Grundlinien dieser kulturgeschichtlich gesehenen Erforschung der Verehrung volkstümlicher Heiliger entworfen. In Heft 1—3 der Sammlung hat Beda Kleinschmidt die Verehrung der hl. Anna im Volksleben geschildert. In dem nunmehr erschienenen Hefte 6—8 wendet sich derselbe Verfasser dem hl. Antonius von Padua zu, dessen Jubiläum im heurigen Jahre begangen wird. (Antonius von Padua in Leben und Kunst, Kult und Volkstum, von P. Dr. Beda Kleinschmidt O. F. M. — Forschungen zur Volkskunde, herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. Georg Schreiber, Heft 6—8, 442 Seiten in Quartformat, 13 Tafeln und 388 Textabbildungen. Holzfreies Kunstdruckpapier. Ganzleinenband. Preis RM. 24.—. Druck und Verlag von L. Schwann, Düsseldorf.) — Hier ist nun in einer überaus reichen Ausstattung ein sehr zahlreiches Material zusammengetragen. Die Tatsache, daß der Verfasser ein Ordensbruder des Heiligen ist, hat diesen Reichtum an Material ermöglicht, der durch 13 Tafeln und 388 Textbilder gekennzeichnet wird. Kulturgeschichte und Volkskunde wirken zusammen. Neben den Werken der ersten Künstler erscheinen die Äußerungen der Volksfrömmigkeit in Kunst, Brauchtum, Dichtung und Aberglauben, die sich um die Person eines so ungemein volkstümlichen Heiligen rankt. Es tritt besonders hervor, wie eine solche Heiligengestalt in immer neuen Formen schöpferisch auf die [illegible]tivität des Volkes wirkt und aus einer ganz beschränkten Anzahl von [illegible]gen und Legenden eine unendliche Reihe von Dichtungen und Bräuchen entwickelt, ja Züge und Mächte anderer Heiliger auf sich herüberzieht, wie denn auch der hl. Antonius die Gestalt seines Ordensgründers Franziskus von Assisi beim Volke rasch in den Hintergrund gedrängt hat.

Neben dem Teil des Buches, der das Fortleben des hl. Antonius in der Kunst schildert, und darin besonders durch die Heranziehung der deutschen Barock-Kunst neues Material aufdeckt, zieht besonders der dritte Teil die Aufmerksamkeit des Volkskundlers auf sich. Hier befaßt sich Kleinschmidt mit der volkstümlichen Verehrung des Heiligen und schildert, wie er durch volkstümliche Legendendichtung und Brauchübertragung und ähnliche Vorgänge in das Familienleben und in das Gemeinschaftsleben des Volkes, als Patron in Kriegsgefahr, in Seenot, in Krankheit und materiellen Nöten, als Patron der unfruchtbaren und gebärenden Frauen eingedrungen ist.

Dem Werke hat der Herausgeber Georg Schreiber eine Einleitung vorangesetzt, in der er auf die volkskundliche Bedeutung des hl. Antonius hinweist. Durch ein chronologisches Verzeichnis der Antonius-Literatur, eine Sichtung der Quellen und Biographien, erleichtert das Prachtwerk auch eine weitere volkstümliche Forschung in dieser Richtung.

[1]) In der gleichen Sammlung „Forschungen zur Volkskunde" wird ferner erscheinen: St. Kümmernis und Volto Santo. Studien und Bilder. Von Doktor E. Schnürer und Dr. J. M. Ritz.

Digitalisiert von Google

Die Pflanzen im Volksleben der Sprachinsel Deutsch-Brodek—Wachtl

Von **Georg Tilscher**, Kornitz.

Im Hefte 2/3 des 4. Jahrg. der Sudetendeutschen Zeitschrift für Volkskunde bringt Ad. Gücklhorn einen Aufsatz über die Pflanzen im Volksleben des Mieser Landes. Es dürfte vielleicht von volkskundlichem Interesse sein zu erfahren, wie sich die Beziehungen zu der umgebenden Pflanzenwelt in anderen Volksgebieten gestalten. Dadurch wäre auch Gelegenheit gegeben, Vergleiche anzustellen und aus Gleichheiten, Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten Schlüsse zu ziehen. Diese Erwägungen haben zur vorliegenden Arbeit angeregt.

Die Sprachinsel Deutsch-Brodek—Wachtl[1]) besteht, bzw. bestand aus den Ortschaften Deutsch-Brodek (D. Br.), Döschna, Wachtl (W.), Ölhütten, Runarz (R.) und Schwanenberg. Der letzte Ort, eine deutsche Kolonie, entstanden durch Zerstückelung eines Meierhofes im Jahre 1786, ging, da man nach dem Umsturze die deutsche Schule sperrte, dem Volkstum verloren. Die Sprachinsel liegt etwa 30 Kilometer westlich von Olmütz auf der wenig fruchtbaren Drahaner Hochfläche ziemlich abseits vom Verkehre und zählt beinahe 4000 Seelen. Die Bevölkerung ist arm und erhält sich zumeist durch Landwirtschaft und Heimarbeit. Durch die auch heute noch in größerem oder geringerem Maße bestehende Abgeschlossenheit von der gros[illegible] und infolge des Umstandes, daß weitaus die meisten Bewohner Landwirtschaft betreiben, ist die Bevölkerung hier inniger mit der Natur verwunden als in reinen Industriegebieten. Die Beziehungen zu den Pflanzen sind hier noch vielfältig und oft von altersher überkommen. Sie sollen im folgenden, soweit sie eben erfaßt werden konnten, für die gedachte Untersuchung aufgezeigt werden.

Die Sprachinsler sind Blumenfreunde. Zur Sommerszeit grüßen aus den kleinen Fenstern der meist weißgetünchten Häuser und Häuschen allenthalben bunte Blumen „Richn", in Wachtl „Schmäckn". In „Richnschermrn", Schmäcknplätschlen" (W.), die oft nur ausgeschiedene und entsprechend zugeklopfte Milchgeschirre sind, werden gezogen: „Richndicher Muschkööt" mit langstieligen, zarten, wohlriechenden Blättern und unscheinbaren Blüten, der reich blühende, nicht besonders angenehm duftende „Roßmuschkööt, „Zigeunermädel" (Geranien), Rosmarin[2]), Fuchsien, „Vasalka" (Basilienkraut), Balsamine, „Kötzukraut", „Monatsrieslen", Meerzwiebel, vereinzelt Hortensie, Myrte, Judenbart, Blätterkaktus, Passionsblume, Petunia usw. Die Fensterblumen zieht man zumeist aus Ablegern. Vor dem Einsetzen in die Erde spaltet man sie, klemmt in den Spalt ein Hafer- oder Gerstenkorn, damit sie besser wachsen, und stülpt

[1]) Vgl. J. Blösl, Die Sprachinsel Deutsch-Brodek—Wachtl. 1. Teil. Geschichte. Znaim 1921. 2. Teil. Volkskunde. Landskron 1928.

[2]) Mit Rosmarinzweigen schmücken sich die Hochzeiter. Zur Kirmes tragen die Burschen mit schmalen, bunten Seidenmaschen verzierte Rosmarinstengel, Geschenke ihrer Liebsten, auf den Hüten; in Ermangelung solcher wohl auch bloß unverzierte Wacholderzweiglein.

Digitalisiert von Google

wohl auch ein Glas darüber. Besonders gerne setzt man den Hochzeits- oder Kirmesrosmarin. Sein Anwachsen ist dann eine gute Vorbedeutung. Gedüngt werden die Fensterblumen mit Ziegenlorbeeren. Sie danken durch üppiges Wachstum und reiches Blühen.

Fast bei jedem Hause findet man auch ein Fleckchen im Garten, auf dem Blumen gepflanzt und gepflegt werden. Nie fehlen da die „Därnrieslen", eine rosarote Abart mit kugeligen, halb aufgeblüht, nestartigen Blüten und einem eigentümlichen süßen Dufte und eine reichblühende weiße Art. Redensarten: „Bar bell d' Runsn richn, muß ärscht dörch d' Därnr krichn." Nach einem guten Mahle ist einem manchmal „bi a Riesla än Leib". Von einem gesunden Kinde heißt es: „Es hot Banglen (Wangen) bi (wie) zwai Rieslen." Ein vielgesungenes Lied beginnt: „Von schönen Rosen fallen auch die Blätter ab." Zu den Gartenblumen der Sprachinsel gehören ferner: das Gottesholz; die Pettzeigschnierlen (Runarz), Patrschnierlen (D. Brodek) (Bandgras); die violette Schwertlilie; die dunkelrote „Fölzruus" (Pfingstrose), deren Blütenblätter zu Fronleichnam auf die Wege, die der Priester mit dem Allerheiligsten beschreitet, gestreut werden. Tee daraus ist ein viel verwendetes Mittel bei monatlichen Störungen der Frauen. Die frischen Blütenblätter verhalten sich Laugen gegenüber wie Lakmus und werden der Blaufärbung des Speichels wegen trotz des unangenehmen Geschmackes von den Kindern gekaut. Der Name „Fölz" dürfte eine Abkürzung aus Valtes, Valentin, sein. Auf der Sprachinsel gibt es mehrere Familien mit dem Übernamen „Fölz". Im zeitlichen Frühjahr blühen die gelben „Märznpächr", die weißen, duftenden „Lelgn" (Narzissen), im Sommer dann die gelben Feuerlilien, Tulpen genannt, und im Herbste die bunten „Georginen". Vor 40 Jahren gehörte zum Sonntagsstaate eines jeden Mädchens eine „Rich", in Wachtl „Schmäck", die sie kunstvoll zu winden verstanden[a]). Außer den genannten Blumen wurden hiezu noch verwendet: Nelken, Sommetrieslen (Tagetes), Junfrieslen (chines. Nelken), Faffrminz (Hölskrättich. D. Br.) und Krausaminz — erstere heilt, wie schon der Name sagt, allerlei Halsleiden, von letzterer darf man ohne Wissen des Besitzers nichts abreißen, sonst zieht sie weg — Morchnbleeter (R.) Moargubleeter (D. Br.) Moargamäntsblettr (W.), eine Salbeiart mit zarten, wohlriechenden Blättern, gefüllte Gänsblümchen, Jörgablimlen (R), Prebrlen (D. Brodek) — Aurikel —, Ysop, Saturei (Faffrkraut), Junfr im Grünen, Paaprln (Malven), Astern, Reseda, Goldknopf (voller Hahnenfuß), Strohblumen, Tiegolen (D. Br.), Kapuzinerkresse. „Sunnaruusen" verleihen den Blumenbeeten namentlich an sonnigen Herbsttagen einen eigenen Reiz und werden gerne gepflanzt. Die Samen der Blumen werden zumeist von hausierenden slowakischen „Semenarschn" gekauft. In einem Winkel des Gartens führt der „Parbinkl", Immergrün, ein stilles unbeachtetes Dasein. Man hat ihn nicht gern vor Augen; wehe Erinnerungen knüpfen sich an ihn. Mit seinen dunkelgrünen blätterreichen Zweigen umflicht man nämlich die Särge der Kinder und der jung Verstorbenen. Bei dem einen oder anderen Haus wächst auch der „Liebstöckl". Der stark duftenden

[a]) „Gämmr zu richn!" war ein viel benutzter Annäherungsversuch.

Digitalisiert von Google

Pflanze schreibt man große Heilkraft zu. Sie ist deshalb in dem Blumenbusch, der in der Fronleichnamswoche in der Kirche für das Vieh geweiht wird, stark vertreten. Bei Erkrankungen im Stalle ist ein Abfud hievon das erste Mittel. Aus den hohlen Stengeln verfertigen die Kinder allerhand Spielsachen. Da und dort stehen auch ein Strauch Wermut, „Bermett", dessen bitterer Tee bei Magenverstimmungen getrunken wird und dessen zu Kugeln gerollten Blätter krankem Vieh, besonders Gänsen, eingegeben werden, „Sölbnbleetr" (medizin. Salbei), deren Aufguß man als Gurgelwasser, deren abgebrühte warme Blätter man zu Umschlägen bei Halsschmerzen verwendet. Kamillen „Meetr" (D. Br.), Eibisch und „Gaatl" (D. Br.) Eberraute. Kamillentee wirkt krampfstillend, Eibischtee huststillend. Gaatltee und Gänsblümchenabfud hilft bei Fraisen kleiner Kinder.

An Sonn- und Feiertagen oder bei besonderen Anläßen erhalten, bzw. erhielten die Wandbilder, das Wandkreuz, etwaige Statuen frischen Blumenschmuck, ebenso die Wegkreuze, Bildstöcke und Marienkapellchen, die auf geeigneten, stillen Stellen der Verbindungswege zum Ausruhen und zu besinnlicher Andacht einladen.

Auf Gräber pflanzt man die erwähnten Gartenblumen, besonders gerne die rotgelben Ringelblumen, die sich von selbst vermehren und mit deren Saft man schmiert, wenn ein Glied verrenkt oder eine Ader gezogen ist. Von den Gräberblumen heißt es: Wer eine solche abpflückt und zu ihr riecht, verliert den Geruch.

Einen richtigen Gemüsegarten kennt der Sprachinsler nicht. Er hat beim Hause nur Pflanzbeete, die zur Heranzucht des Rieben-(Wrucken-) und Krautsamens, bzw. der betreffenden Setzlinge dienen. Kraut wird übrigens auf der Sprachinsel nur in Wachtl gebaut. Erst wenn die Pflanzen ausgesetzt sind, etwa Mitte Juni, wird an ihre Stelle Salat gepflanzt. Für den täglichen Küchengebrauch sind da noch 1 oder 2 Stunden „Schnietlich", etwas Schnittpetersilie[4]), Zeller (Sellerie), einige „Zwiebelröhrlen", Knoblauch und Dille „Tell" zum Einsäuren des Krautes und zum Würzen von „Seetlasoppn", Siedlsuppen. Alle anderen Gemüse werden von Grünzeughändlern gekauft, gewöhnlich am Sonntag anläßlich des Kirchganges. Gurken „Onürkn" (N.), Hönürkn (D. Br.) kommen wegen der hohen rauhen Lage auf der Sprachinsel nicht mehr gut fort. Fast in jedem Garten steht aber der eine oder andere Strauch „Krien", Kree (W.). Seine brennend scharfe Wurzel wird in die sonntägliche Milchtunk gerieben, zur Herstellung blasenziehender Pflaster bei entzündlichen Krankheiten und eines bewährten Hustenmittels, bestehend aus geriebenem Kren und Honig, verwendet. Im Sommer packt man Butter zum Versand gerne in Krenblätter. Leider bekommt sie davon einen unangenehmen Geschmack. Von einem energischen Menschen sagt man: „Dar hot Krien ein Leib", von einem gesunden: „Ar is fresch bi Krien." Statt mit Schnittlauch würzt man im Sommer Einbrennsuppen gerne mit den fein geschnittenen Blättern der Gundelrebe „Gundrum".

Der Salat wird mit Salz, Essig und heißem Speck angerichtet und mit

[4]) Der Abfud der Petersilien- und Zellerblätter gilt als harntreibend.

Digitalisiert von Google

saurer Milch, wenns hoch geht, mit „Schmeeta" übergossen. Kraut[b]) wird süß und gesäuert verwendet. Zu letzterem Behufe wird es „eig'schorbt" und in Fässer eingetreten. Aus Sauerkraut wird eine sehr gute Siedlsuppe „Krautsopp" hergestellt. Krautwasser wird gerne getrunken und von armen Leuten zum Kochen von Krautsuppe erbeten. Sehr beliebt ist geröstetes und gesüßtes Kraut als Kuchenfülle (Krautkuchen). Leute, die sich Kraut nicht kaufen können, säuern statt desselben Wasser- oder Stoppelrüben ein. Vom Kraut sagt man: Kraut fellt d' Haut. Wenn jemand ins Licht tritt, heißt es in Wachtl: „Du host Kraut gass'n." „Du berscht's Kraut fett möchn"! ist die spöttische Umschreibung für Unfähigkeit.

Kohl (Keel) kommt nur an Sonntagen auf den Tisch. Da wird gewöhnlich auch ein Stückchen Fleisch gekocht. Die anderen Tage der Woche sind fleischlos. Vom Kohl geht die Sage, er werde um so besser, je öfter er aufgewärmt wird, weil jedesmal Fett hineinkomme.

Die Zwiebeln werden gewöhnlich von hausierenden Slowaken, die sie in langen Zöpfen zum Verkaufe anbieten, erstanden. Ihre Verwendung in der Küche ist bekannt. Zwiebelsaft ist ein bewährtes Hustenmittel. Man bereitet ihn, indem man die Zwiebeln brät und dann ausdrückt. In den 12 Losnächten wird aus dem Verhalten von Salz, das man in 12 Zwiebelschalen gelegt hat, die die Monate des Jahres versinnbildlichen, auf die Witterung in den betreffenden Monaten geschlossen.

Knoblauch (Knobloch) wird namentlich beim Braten und beim Einpökeln des Fleisches gebraucht. Er dient auch zur Herstellung der viel gekochten Knoblauchsuppe. Mitunter wird er roh zum Brot gegessen. Bähschnitten werden mit Knoblauch eingerieben. Bei rheumatischem Zahnschmerz wird er ins Ohr gesteckt. Der Genuß von Knoblauch und Zwiebel gilt als sehr gesund.

Die Gurken werden wie der Salat jedoch ohne Speck zubereitet, oft auch nur geschält und mit Salz bestreut gegessen. Hie und da gezogene „Pluuzr", Kürbis, werden wie Süßkraut verwendet.

Auf Stangen wird noch die Feuerbohne „Fisol" gezogen. Die grünen Schoten werden wie Kohl zubereitet. Die reifen Früchte sind ein beliebtes Spielzeug für die Kinder.

Auf der Sprachinsel stehen die Häuser und Häuschen einzeln, durch Gärten voneinander geschieden. Wegen der hohen Lage kommt Obst hier nicht mehr gut fort, besonders in Wachtl und Ober-Brodek. Die Gärten dienen da hauptsächlich zur Grasnutzung. Ortsübliche Obstarten sind: Schbörza und ruunta Kerschen (Vogelkirschen). Letztere heißen, wenn sie sehr saftig sind, Molnkerschn; dann ung'rische (g'fröppta) Kerschn; doch sehr vereinzelt. In der Küche werden sie zum Füllen von Kuchen und Knödeln, Klieslen (R.), Schleuschken (W.) verwendet. Es heißt, mit großen Herren sei nicht gut Kirschen essen, man bekäme da die Kerne und Stiele ins Gesicht geworfen. Im Kriege wurden Kirschenstengel zur Herstellung eines guten Tees gesammelt. Mit den schlüpfrigen Kirschenkernen schießen

[b]) Zum Abhalten von Wild stellt man in die Kraut- und Rübenfelder mit alten Kleidern behängte Puppen, „Krautscheifr". „Krautscheifr" ist ein beliebtes Spottwort für einen schlappen Menschen.

Digitalisiert von Google

die Kinder aufeinander. Von den Bauern heißt es, daß sie in der Kirschenzeit am frömmsten seien, weil man da allerorten ihre Rosenkränze fände. Wäxln (Weichseln). Durch Einlegen in Branntwein erzeugt man den sogen. Weichselschnaps. Die Blätter werden mit Dille zum Einsäuern der Gurken benützt. Karlatken*), Roß-, Handsflauma, Galflauma, Doranzn, Fleimlen (Gal- und Schwutzfleimlen), Zwetschkolen. Ihre Verwendung ist bekannt. In obstreichen Jahren werden sie zu „Kleedrich" verkocht, bei welchen Anlässen das junge Volk zusammen kommt und allerlei Scherz und Kurzweil treibt. Die zerkochten Zwetschken heißen „Lack". Diese darf nur mit hölzernen Löffeln gegessen werden und wird durch langsames Kochen unter ständigem Umrühren eingedickt. Beliebt ist folgender Neckreim: „Klaina Majdlen sein ni gruß, hön a Perla bi a Nuuß, ai dr Mett än Zbetschkenkarn. Secha Majdlen hö ich (ni) garn."

Äpfel: Schnietr-, Junfr-, Mahl-, Fund-, Bein-, Dadräppl, Kötznkäpp, Klöppräppl(deren Kerne klappern). In Wachtl versteht man unter „Eppl" die Kartoffel, der Apfel ist ein „Pömeppl". Holzäpfel heißen in Runarz „Plantschken" (tschechisch plánë). Redensart: „Saur bi a Plantschka." Die getrockneten Blütenreste heißen „Peepl", die Kernhäuser „Griebes". So heißt auch der Adamsapfel bei Männern. Redensarten: „Du klajnr Peepl!" „Ich pöck dich pän Griebes!" Getrocknete Apfelschnitte heißen „Tschiepken" (R.).

Birnen: Bajz-, Häbr-, Spak-, Kiedrak-, Hoonich-, Bintrperna, Muschk'telkn, Borgperna und Faldpernlen (Holzbirnen) in Wachtl „Orschklammrlich". Die letzten zwei Sorten sind sehr herbe und können erst genossen werden, wenn sie „taig" (edelfaul) sind. In Wachtl haben die Holzbirnen ihren sonderbaren Namen wohl, weil ihr Genuß infolge des großen Gerbstoffgehaltes Stuhlverstopfung herbeiführt. In Obstjahren legen die Kinder im Heu Hamstervorräte von Äpfeln und Birnen an. In der gleichmäßigen Wärme daselbst reifen sie schneller aus wie am Baum. Birnen werden daselbst bald teigig. Dadurch werden vorzeitig abgenommene Früchte genießbar gemacht. Die Quitte ist auf der Sprachinsel unbekannt, die Redensart jedoch: „ar is quittagaal" allgemein gebräuchlich. Auf Äpfel und Birnen bezieht sich folgender Neckreim: „Petr un Paul, d' Äppel sein faul, d' Perna sein fiß, d' Karlen sein hisch (brav), d' Majdlen sein fätt, sie scheifn ins Pätt." (R.) Ein zweitmaliges Blühen eines Baumes im Herbste bedeutet Tod in der betreffenden Familie, ebenso der Traum von einem blühenden Baume. Meinem Vater träumte einmal, daß im Garten seines ehemaligen Meisters ein Apfelbaum in schönster Blüte gestanden sei. Zwei Tage darauf fiel der Mann vom Balken seiner Scheune auf die Tenne und erschlug sich. Mein Vater war gar nicht abergläubisch, aber der Traum im Zusammenhange mit dem unglücklichen Geschehnis ging ihm nimmer aus den Sinn. Die unreifen weißen Samenkerne des Stein- und Kernobstes sind der „Tud". Die Kinder sehen ihn leibhaftig darin und werden so vom Genusse unreifen Obstes abgehalten. Gelüstigen Kindern, die durch Weinen irgend etwas zum Naschen erzwingen wollen,

*) Die durch Schlauchpilze hervorgerufenen „Toschn", „Plauzr" (R) werden von den Kindern gegessen.

Digitalisiert von Google

ruft man zu: „Bellſt än Oppl? Leg dich um Reck un zoppl! Bellſt a Pern? Leg dich um Reck un zwern!"

Nüſſe: Nußbäume gibt es auf der Sprachinſel nur wenig, obwohl ſie, beſonders in Runarz, ganz gut fortkommen. Nüſſe werden alſo faſt ausſchließlich gekauft. Unter den guten Sachen, die der Nickl bringt und das Chriſtkind einlegt, ſind immer Nüſſe. Am hl. Abend und zur Kirmes werden ſie auch von Erwachſenen gerne geknackt. Dann und wann wird wohl auch um Nüſſe gekartelt. In Ermanglung von Nüſſen eſſen die Kinder in der Kirchweih, gemeint iſt die Kaiſerkirchweih, Buchecker, die ſie beim Hüten geſammelt haben. Beim Ernten der Nüſſe wird feſt mit Stangen in den Baum geſchlagen. Nach der herrſchenden Meinung trage dann der Baum im kommenden Jahre reichlich. Der eigentümliche Geruch der Nußblätter vertreibt die Motten und man legt gern welche in die Kleiderkäſten. Im Krieg wurden Nußblätter geraucht. Aus grünen Nüſſen wird Nußſchnaps angeſetzt, der für den Magen gut iſt und die Manneskraft ſtärkt. Es heißt übrigens: „Viele Nüſſe, viele Kinder." Die verholzten jungen Triebe haben ein ſehr lockeres Mark, das leicht durchſtoßen werden kann, und geben deshalb den Knaben die Rohre für die erſten Rauchverſuche aus ſelbſt hergeſtellten Pfeifen. Das Holz von Nußbäumen wird von Tiſchlern, Drechslern und Schnitzern ſehr geſchätzt. Aus Nüſſen machen die Kinder verſchiedene Spielzeuge, beſonders „Wachtln" und „Spinnradeln".

Mitunter kaufen ſich die Kinder als Naſchwerk auch Haſelnüſſe. Bei Steinrücken und an Waldrändern findet man unter anderem Strauchwerk auch Haſelſträucher; doch kommen deren Früchte für die Allgemeinheit nicht in Betracht. Nüſſe für Backwerk zu verwenden war bis in die jüngſte Zeit auf der Sprachinſel unbekannt. Solches gilt nur als Näſcherei für die Kinder und wird für dieſe nur gelegentlich gekauft.[7])

An Gartenzäunen und bei Mauern ſtehen da und dort auch Ribis- und Stachelbeerſträucher, gruſa un klajna Rebieslen (R.), Ribieslapär un Rauchpär (D. Br.). Man verſteht ihre Früchte nicht zu verwerten; ſie ſind nur für die Kinder da, die ſie jedoch ſelten ausreifen laſſen.

Ein faſt in jedem Garten zu findender Strauch iſt der ſchwarze Hollunder. Seine getrockneten Blüten geben einen ſchweißtreibenden Tee. In jüngſter Zeit werden ſie auch ausgebacken und zur Herſtellung von Sodawaſſer verwendet. Die ſchwarzen Beeren legt man in die Hollunderkäſtchen, in denen man im Herbſte Rotkehlchen fängt, als Köder. In D.-Brodek wird aus ihnen unter Zugabe von etwas Mehl, Milch und Obſt „Hollunderkaſch" gekocht, der mit einem Schnettenaufguß kalt genoſſen wird. Aus geraden Aſtſtücken machen die Buben nach Entfernen des Markes Luftpiſtolen (Plätzn) und Spritzen. Durch Eindrücken einer Schuhzwecke in ein Stückchen Hollundermark entſteht ein unterhaltſames Aufſtehmännchen.

Holler, Hollundr (R.), Olpaam (D. Br.). Man pflanzt dieſen Strauch gerne in der Nähe des Hausbrunnens. Die wohlriechenden Blütentrauben

[7]) Die erſten Früchte eines Baumes ſoll nur der Wirt pflücken; ſonſt bleibt der Baum unfruchtbar.

Digitalisiert von Google

gibt man gerne ins Glas. Die Kinder zupfen die Blüten aus und stellen sie als Bäumchen in die Gliedfalten der Daumen oder machen Kränzlein und Leitern daraus und pressen sie in Büchern.

Von Bäumen sieht man in der Nähe der Häuser manchmal auch mächtige Linden und hohe breitausladende Ulmen (Elma). Sie sind aus angeflogenen Samen gewachsen und man läßt sie als Schutz gegen Flugfeuer stehen. Die Lindenblüten geben einen sehr guten heilsamen Tee und sind eine vorzügliche Bienenweide. Die Kinder suchen nach dem Wegtauen des Schnees gern die öligen Samen (Lindnkörnlen) zum Essen.

Entlang dem Bache stehen die buckligen Weiden. Die Blütenzweige der Salweide werden als Palmen am Palmsonntag geweiht und mit aus dem am Charsamstag geweihten Holze gemachten Kreuzlein zum Schutze gegen Hagelschlag in die Felder gesteckt. Auch hinter das Wandkreuz und die Wandbilder werden Palmen gegeben. Das Verschlucken eines geweihten Palmkätzchens schützt vor Fieber (W.). Glatte Weidenzweige dienen zum Herstellen von Pfeifen. Beim Abklopfen der Rinde wird folgendes Verslein gesungen: „Hoppa Klätzla übrs Fläßla, dreh dich roh! dreh dich roh! Dreh dich übrs Saila, döß ich könn gut feiwa!" (R.)

Kastanienbäume (Knerschkapaam) sind meines Wissens auf der Sprachinsel keine. Die Runarzer Knaben suchen anläßlich des Kirchganges deren schönen Früchte (Knerschken) unter einem mächtigen Kastanienbaum in der Altstadt in Konitz und spielen damit. Einem boshaften Hartkopf droht man: „Bört, du Knerschka!"

In den Lichtungen der Bauerwälder wachsen Ebereschen (Abreschn). Auf der hochgelegenen Straße von Wachtl nach D.-Brodek sind sie als Straßenbäume gepflanzt. Die roten Früchte werden zu Büscheln gebunden und auf einer Stange zum „Kaffrloch" hinausgehängt. Nach dem ersten Frost sind sie genießbar. Mit ihnen lockt man im Winter auch die Krametsvögel, Kwietscher (R.), tschech. kvíčala, an, um sie in Dohnen zu fangen. Reiche Früchte deuten auf ein gutes Kornjahr.

Nicht gar zu häufig sind Eschen, die ein geschätztes Werkholz geben, vereinzelt auch Espen, Zitterpappeln. Als der liebe Gott auf Erden wandelte, beugten sich alle Bäume vor ihm; nur die Espe nicht. Zur Strafe müssen ihre Blätter immerfort zittern. Redensart: „Ar zittert bi Aspes Laab". Die Pyramidenpappel sieht man nur sehr selten.

Auf Steinrücken und hohen Rändern wachsen gerne als dichtes Gestrüpp die Hainbuchen (Hojnpuch, R.), die ein sehr hartes, weißes Holz, das besonders von Wagnern gesucht ist, liefern. Redensart: „Dos is a Hojnpüchrnr!", ein fester, unverwüstlicher Mensch.

Die Bächlein, deren klare Wellchen durch einsame Talwiesen eilen, werden gerne von den dunkelblättrigen Erlen, Uhrln (R.) begleitet. Sie geben ein gutes Brennholz. Die Stöcke sind von Pfeifenschneidern sehr begehrt, weil sie poliert eine sehr schöne, den Pfeifen angepaßte Flaserung zeigen.

In lichten Waldbeständen trifft man häufig die Birke. Ihre weiße Rinde und der eigentümliche Fall der zarten Zweige mit den glänzenden, im Herbste goldgelben Blättern macht sie zu einem der lieblichsten Bäume

Digitalisiert von Google

des Waldes. Ihr Holz kann der Wagner sehr gut brauchen und abgeplättelte Birkenstämme künden besser als ein Schild die Nähe seiner Arbeitsstätte. Im balden Frühling, zu Beginn des Safttriebes werden die Birken angebohrt. Der reichlich herausquellende Saft wird getrunken und zum Waschen des Kopfes benutzt. Er fördert den Haarwuchs. Mit Birkenruten gehen die Kinder schmeckostern. Sie zu holen, ist eine der Vorfreuden des Osterfestes. Weniger beliebt sind sie freilich als Zuchtruten. Zur Warnung legt sie wohl auch das Christkind oder der Nickl ein. Ein Stäbchen zum Schlagen heißt scherzweise ungebrannte Asche. Aus Birkenreisig werden Besen gemacht. Mit solchen darf man Tiere, insbesondere Schweine, nicht schlagen, weil sie sonst mager bleiben. Auf der Sprachinsel benützt man mit Vorliebe Besen aus Tannenreisig. Auf solchen trägt man wohl auch kranke Kinder unter Hersagen gewisser Gebete rückwärtsgehend ums Haus, um so die Krankheit hinauszuschaffen und das Kind von ihr zu befreien. Junge Birken stellt man zu beiden Seiten der Fronleichnamsaltäre auf und schmückt sie mit deren grünen Zweigen. Nach Beendigung des Umganges nehmen die Andächtigen Birkenzweige von den Altären mit nach Hause und befestigen sie an einem Dachbalken. Sie schützen das Haus vor Blitzgefahr. Am Vorabend der Walpurgisnacht stellt man Birkenbäumchen vor die Stalltüren.

Die Sprachinsel hat nur Nadelwald (Fichten, Tannen, Kiefern, Lärchen*), Buchen und Eichen kommen nur eingesprengt vor. Früher wurde das Holz verkohlt und auch Wagenschmiere gemacht. Noch heute führt eine Familie in Runarz den Übernamen „Schmier", weil Vorfahren einmal Wagenschmiere gemacht haben. Hirten nennen ihre stark qualmenden Feuer Meiler. Von einem stark rauchenden Kamin sagt man, er meilert. Schlanke Tännlinge geben gute Peitschenstecken und für den täglichen Gebrauch findet man bei den Bauern fast nur solche. Tannen- und Fichtenharz hat eine stark desinfizierende Wirkung und man versteht sehr gute Zugsalben daraus zu kochen. Tannblattern (Tönblottrn), kleine Pusteln auf der glatten Rinde junger Tannen, sind mit klarem flüssigen Harz erfüllt. Das wird von Lungenkranken gesammelt und eingenommen. Die Früchte der Nadelbäume heißen „Zöppn", in Wachtl „Tschunkr".

Von wildwachsenden Sträuchern findet man in der Nähe des Hauses die „Pföffnhittlen" (R.), Paaterkapplen (D. Br.), die gern von den Rotkehlchen verzehrt werden, an Wegen die Mehlbeeren (Mahlapp'len) und Schlehen. Von ersteren singt ein Lied: „Mahlapp'lapaam, Mahlapp'lapaam! bistam bliest du den gör nie?" Leider ist es weiter nicht mehr bekannt. Letztere Früchte (Schlinga, R.) werden nach dem ersten Froste genießbar. Heute versteht man daraus einen guten Wein herzustellen. Ihnen gesellen sich die Hagebuttensträucher zu. Den mit den Kernen genossenen weichen Früchten schreibt man magenreinigende Wirkung zu und sie werden zu diesem Zwecke von Leidenden gesammelt und gegessen. Früher wußte man sie nicht anders zu verwerten. Heute verkocht man sie

*) Kienspäne, Späne aus von Harz durchtränktem Holze, Loutsch (R.), tschechisch louč, werden gern zum Unterzünden verwendet. Hobelspäne waren früher beliebte Weinzeiger.

Digitalisiert von Google

zu der bekannten Hetschepetsch-Marmelade, macht Wein daraus oder trocknet sie für den Winter auf Tee. Die sogenannten Schlafäpfeln bemerkt man wohl, kann sich aber die Entstehung nicht erklären.

Auf sonnigen Halden überziehen die Brombeerensträucher, Kröözpär (D. Br), Krözln (W.), Ramapär (R.) den Boden oder bilden die Maläna-pär (tsch. malina) (D. Br.), Impipär (W.), die Himbeer, kleine Dickichte. Ihre Früchte finden erst in jüngster Zeit Anwert. Früher wußte man mit ihnen nichts anzufangen.

Auf feuchteren Stellen siedelt sich der Faulbaum an. Seine im reifen Zustande kohlschwarzen, glänzenden Beeren erzeugen Durchfall. Von seiner Rinde sagt man, daß sie abführend wirke, wenn man sie, von oben nach unten geschabt, genieße, erbrechend, von unten nach oben geschabt.

Nicht allzuhäufig trifft man den Wacholderstrauch (Kröönapärstrauch, R.) an. Beim Selchen des Fleisches verbrennt man einige Zweige von ihm. Der Rauch verleiht dem Fleisch einen guten Geschmack. Mit Zweiglein von ihm schmückt man zur Kirmes in Ermanglung eines von der Liebsten geschenkten Rosmarins den Hut. Die reifen Beeren sind gut bei allerlei Magenleiden. Mit ihnen wird auch ein guter, mageneinrenkender und herzstärkender Schnaps angesetzt.

Im Walde wachsen ruta und schworza Pär, Erd- und Heidelbeeren. Von ihrer Verwendung gilt das von den Brom- und Himbeeren Gesagte. In die Erdbeeren zu gehen, gehört wohl zu den köstlichsten Freuden der Kinder und heller Jubel herrscht, wenn die Mutter, aus dem Grase kommend, die ersten gefundenen Erdbeeren auf Schmielen, wie die Perlen des Rosenkranzes aufgefädelt, nach Hause bringt. Eine Mutter, der ein kleines Kind gestorben ist, soll vor Johannis (24. Juni) keine Erdbeeren essen; sie ißt sie sonst ihrem Kinde im Himmel weg. Von Erdbeeren wird man aber auch nicht satt, weil einmal ein Knabe dem auf der Erde wandelnden Herrn, da er ihn um einige Beeren bat, die Bitte versagte.

Die Hauptbeschäftigung der Sprachinsler ist der Ackerbau. Jede Familie trachtet nach einem Stücklein Acker, um wenigstens Kartoffeln bauen zu können. Die wichtigsten Feldfrüchte sind Korn, Hafer, Kartoffeln und Rüben (Wrucken). Korn und Hafer, beide Früchte gedeihen sehr gut, verkauft der Bauer auch; Gerste und Weizen baut er nur für den eigenen Gebrauch. Für sie ist die Lage nicht mehr günstig. Von Futterpflanzen sieht man roten Klee, einschürigen gelben Klee, Mischling (Käng) und Wicken, an besonders günstigen Stellen neben den Wasserrüben*) auch Burgunderrüben (Borgienen).

Früher wurde alles Getreide mit der Hand gesäet und es war ein ernster feierlicher Anblick, wenn der Sämann über das Feld schritt. Geschnitten wurde es vor 50 Jahren noch ausschließlich mit der Sichel, später dann mit der Sense. Alles Getreide drosch man mit Flegeln und worfelte es mit Schaufeln. In den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts kamen die ersten Windsegen (Börwr, Föchrlich) und die erste Dresch-

*) Sie werden auch gegessen, eingebrannt oder bloß gekocht oder gebraten. Gedünstet, gesüßt und mit Pfeffer bestreut geben sie eine beliebte Fülle für Knödeln, „Riebnkliesln" (R.).

Digitalisiert von Google

maſchine (mit Handbetrieb) nach Kunarz. Heute arbeitet man auch ſchon auf der Sprachinſel mit allerlei landwirtſchaftlichen Maſchinen; doch hört man im Herbſte noch immer fleißig den hellen Flegelſchlag, da zu kleiner Beſitz die Anſchaffung von Maſchinen nicht lohnt.

Eine unbeſät gebliebene Stelle im Getreidefeld bedeutet ein Grab, ein beim Binden vergeſſenes Gelege eine Wiege. Die Garben werden mit dem „Knebl" geknebelt und dann zu Mandeln zuſammengeſtellt. Iſt das letzte Getreide geſchnitten, flechten die Schnitterinnen aus Getreideähren und Feldblumen einen „Schnieterkrönz" und ſetzen ihn unter Segensſprüchen dem Wirt auf den Kopf. Sie werden dann bewirtet. Der Erntekranz aber bleibt bis zur kommenden Ernte im Vorhauſe (Haus) hängen. In Wachtl richten ſich die Bauern bei der Ausſaat des Kornes nach dem Samenſtand der Brenneſſeln. Haben dieſe die unterſten Samen reich entwickelt, ſäen ſie frühzeitig, bei reicher Samenentwicklung oben ſpät. Hier wird noch gerne zum Eingefrieren geſäet. Da geht das Korn erſt im Frühlinge auf. Als letzter Termin zum Säen gilt der hl. Abend. Was man da vormittags ſäet, reift noch, das am Nachmittag Geſäete entwickelt ſich jedoch nicht mehr. Das Stroh wird als Häckſel, Sied (R.), Gehäck (W.) verfüttert, zum Einſtreuen benützt, zum Füllen der Strohſäcke und Bettladen, zur Anfertigung der „Strohſchaab" zum Decken, zum Verflechten zu Strohſchnüren. Zu dieſem Zwecke werden aus den Halmen die glatten Stücke, Schinlen (R.), Hälmer (W.) herausgeſchnitten. Aus dieſen werden dann die Schnüre zur Anfertigung von Strohtaſchen, Zeekern (Zögern) und Hüten geflochten. Den Toten bettet man auf eine Strohlage auf den Fußboden und deckt ihn mit einem Leintuch zu. Er liegt dann of dr Ströj. Auf einen Seſſel daneben ſtellt man ein Gefäß mit Weihwaſſer und 3 zuſammengebundenen Kornähren zum Beſprengen. Das heiße, aus dem Backofen herausgenommene Brot beſtreicht man, um ihm Glanz zu geben, mit einem naſſen Kornährenbüſchel. Bei einem ausſichtsloſen Beginnen heißt es: „Aus dan Korn bert kaj Brout." Wer inhaltslos ſchwätzt, dreſcht leeres Struh.

Hafer: Er iſt am anſpruchsloſeſten und wird zum Verfüttern und zum Verkaufe angebaut. Von einem übermütigen Menſchen ſagt man: „Dan ſtecht dr Höövr." Abſud von Haferſtroh iſt ein gutes Huſtenmittel. Gerſte: Sie wird wie der Weizen meiſt nur zum Hausgebrauch gebaut. Gerſtenmehl, Gerſtengrieß, Graupen, letztere mit Erbſen gemiſcht als „Scharmeislen" (R.), Scharmeislich (W.) dienen den Menſchen zur Nahrung; Gerſtenſchrot wird verfüttert. Beim Dreſchen ſchickt man gerne Kinder oder andere Unwiſſende um den Gerſtgreeter, wobei ſie von Nachbar zu Nachbar gewieſen werden, bis ſich ihrer jemand erbarmt und ſie aufklärt. Nach der allgemeinen falſchen Meinung darf man die Gerſtgrannen (Greetn) nicht verfüttern. Sie werden auf einen Platz geſchüttet, wohin das Vieh, namentlich die Schweine, nicht kommen.

Erbſen werden ſelten gebaut. Sie haben zu ſehr von unberufenen Gäſten zu leiden. Ebenſo der Mohn.

Auch Lein wird nur noch ſelten und dann ausſchließlich zum Hausgebrauche gebaut. Früher ſpielte er eine wichtige Rolle im Leben der Sprachinſler. Er gedieh gut, gab feine Faſern und wurde mit Fleiß und

Digitalisiert von Google

Liebe betreut. Größere Bauern hatten eigene Dörrhütten, in denen der geriffelte, von den Samenkapseln befreite Flachs gedörrt, gebrochen und gehechelt wurde. Sie standen wegen der Feuersgefahr ein Stück außerhalb des Dorfes. In Runarz und in D.-Brodek stehen noch je eine; doch dienen sie nicht mehr ihrem ehemaligen Zwecke, sondern sind bewohnt. Der Samen wurde in Ölstampfen, sogenannten Ölmühlen, deren es mehrere auf der Sprachinsel gab, ausgepreßt. Das Ölpressen, das gewöhnlich im Spätherbste und in der Fast besorgt wurde, war eine angenehme Abwechslung und es machte besonders der Jugend Vergnügen, auf den Ölstampfen — das Pressen erfolgte durch Treten — herumzuspringen. Das Leinöl[10]) wurde gegessen, die Preßrückstände, Leinkuchen, die die Gestalt von Schüsseln hatten, waren als Milch erzeugendes Kraftfutter für die Kühe sehr begehrt und wurden gerne gekauft. Die Flachsfasern verspann man, am liebsten im geselligen Beisammensein, in den sogenannten Röckengängen. Aus dem Garn wurde auf ganz einfachen Stühlen, wobei das Schiffchen mit der Hand geworfen wurde, klare und grobe Leinwand gewebt.

Jeder Ort hatte am Ufer des Baches oder Teiches seinen Bleichplatz. Hier wurde die fertige Leinwand durch beständiges Feuchthalten über dem Rasen von der Sonne gebleicht. Abends wurde sie dann immer mit einem schweren Stück Holz, dem Waschbleu, gebleut, ausgeklopft und über die Nacht eingewässert. Dadurch erhielt sie im Laufe einer gewissen Zeit jenen schönen silbrigen Glanz, der bei der Leinwand so geschätzt ist. Zu dem Lohne einer Magd gehörte damals auch ein Stück mit Lein besätes Feld. Sie betreute und verarbeitete ihn in ihren Feierstunden und erwirtschaftete sich so im Laufe der Zeit eine schöne Aussteuer. Wäsche und Arbeitskleider waren damals ausschließlich aus Leinwand und sie bildete einen der wichtigsten Bestandteile des Brautschatzes und war der Stolz einer jeden Hausfrau.

Flachs war in jedem Arbeitszustande eine gut bezahlte Ware und es war hauptsächlich der Erlös aus dem Flachse, der es den Bauern ermöglichte, ihre mehr oder weniger stattlichen Häuser zu bauen. Noch vor 30 Jahren wurde in Wachtl viel Flachs gebaut und in geriffeltem Zustande verkauft. Der Siegeszug der Baumwolle drückte schließlich den Preis so herab, daß sich sein Anbau, der viele und geschulte Arbeit verlangt, nicht mehr lohnte. Der sich immer mehr fühlbar machende Mangel an Arbeitskräften auch auf der Sprachinsel war die weitere Ursache, daß man schließlich ganz aufhörte, Lein zu bauen. Ein Stück schöner Dorfromantik ist damit auf immer verschwunden.

Im Getreide wachsen allerlei bunte Blumen und Unkräuter: Kornblumen, Raden, Ritterſporn, Leindotter[11]), Klappertopf, Klöppr (D.-Br.), Klöffr (R. u. W.); Trespe, Traß (R.); Taumelolch, Tochtkraut (R.), Tädich (W.) und viele andere. Vielfach wird Kaffee aus gebranntem Sommerkorn gegessen. Vergißt man zuvor den Taumelolch herauszuklauben, wird man nach dem Genusse betäubt „beſöffn". Von der Trespe heißt es: „Viel Traß.

[10]) Zerstoßener Leinsamen in Milch aufgekocht ist, heiß aufgelegt, ein sehr gutes Mittel zum Reifen und Erweichen von Geschwüren. (Leinkasch.)

[11]) Mariatlör, Steetklöppm (D.-Br.).

Digitalisiert von Google

nischt ein dr Fraß!", aber auch: „Päßr a Maul vuul Traß öls nischt ei dr Fraß!" In manchen Jahren ist in den Kornähren viel Mutterkorn. Man darf es nicht essen, es enthält ein Gift; ist aber in der Hand des erfahrenen Arztes ein wichtiges Heilmittel bei gewissen Zuständen der Frauen.

Die hochgelegene Sprachinsel mit ihrem schottrigen Untergrunde und den kurzen, schmalen Talfurchen ist für den Graswuchs nicht sehr günstig. Der Wiesen sind wenige. Viele von ihnen können nur einmal gemäht werden. Sie sind zumeist im Besitze der Bauern und dienen ausschließlich der Erzeugung von Heu. Die Grasgärten sind Zeiten schlechter Witterung oder dringender Arbeit vorbehalten. Der tägliche Grasbedarf muß in mühseliger Arbeit beschafft werden. Wohl in keiner anderen Gegend können die Frauen so gut mit der Grassichel umgehen wie hier. Das zwischen Steinen oder Gestrüpp wachsende Gras wird „geschneidert", d. h. mit der linken Hand zusammengerafft und dann unter der Hand mit der Sichel abgeschnitten. Wert hat auch das Jätgras und das Gras in den Getreidestoppeln. Es wird durch Einstecken von auf Stangen befestigten Strohwischen vor fremden Zugriffen geschützt. Zum Rupfen bedient man sich auch eines alten, scharfen Löffels, dessen Stiel, damit er nicht drückt, mit Fetzen umwickelt wird. Gegen gewisse Leistungen darf auch in den herrschaftlichen Wäldern Gras gemacht werden. (Grööspaleet-Bollette.) Die Beschaffung des täglichen Futterbedarfes ist der Hauswirtin ständige Sorge und man kann sie mittags und abends schwere Bürden (Piertn) auf dem Rücken schleppen oder auf dem „Tragatsch", Schiebe, führen sehen[12]). Gleich das erste im Frühjahre auf den Feldern erscheinende Gras wird fleißig gerupft, im Bache gewaschen und unter die Sied (R.), Gehäck (W.) gemengt. Zum erstmaligen Graswaschen stellen sich gerne die Burschen ein und bespritzen die jungen Mädchen, damit sie das Jahr über fleißig bleiben, durch ins Wasser geworfene Steine.

Die Frauen der Sprachinsel stehen so in ständiger Beziehung zu der sie umgebenden Pflanzenwelt. Sie kennen jedes einzelne Pflänzchen nach Aussehen und Eigenschaften. Für viele haben sie Namen, von vielen kennen sie ihn nicht mehr. Auf eine diesbezügliche Frage erhält man wohl da die Antwort: „Mei Muttr hot dös noch panännt, öddr ich höös schon vrgaßn." (Blösl, Die Sprachinsel Deutsch-Brodek—Wachtl, 2. Teil, S. 155.)

Außer den vielen von Blösl, auf dessen Buch (2. Teil, S. 147—155) verwiesen sei, angeführten Pflanzen wachsen noch manche andere auf der Sprachinsel. Im Walde begegnet man auf Schritt und Tritt dem Sauerklee (Höfnbruut (R.), der von den Kindern gegessen wird, dem Waldmeister, der im Kriege viel geraucht wurde, an feuchteren Stellen den verschiedenen Farnen, von denen das Engelsüß unter dem Namen Stajnbörzl am bekanntesten ist, weil der Wurzelstock süß schmeckt; im tiefen Wald dem geheimnisvollen Fichtenspargel und den verschiedenen Arten des Wintergrüns, in den Holzschlägen dem Weideröschen, dem heilkräftigen Tausendguldenkraut und der giftigen Tollkirsche, in niederen, sonnigen Waldschonungen dem Sanikl, dessen Tee von Lungenleidenden getrunken wird. Von selteneren

[12]) So zusammengeschleptes Gras wird auch zu Hause gedörrt und heißt zum Unterschied vom Wiesenheu „Dörrich". Arme Leute machen statt Heu Dörrich.

Digitalisiert von Google

Pflanzen findet man auf den Schwabenskowiesen bei Wachtl den Sonnentau und in „Odems Stonnhübl" Allermanns Herrnkraut. Auf Kaminen und Mauern pflanzt man gerne die Hauswurz zum Schutze gegen Blitzgefahr. Bei unseren heidnischen Vorfahren war diese Pflanze dem Donnergotte geweiht. Im Winter legt man zum Schutze gegen die eindringende Kälte Moos in die Fenster, obenauf zur Verzierung gerne die schlangenartigen Zweige des Bärlapps. Mit Moos, Bärlappzweigen, roten Ebereschen und Hagebutten, sowie den weißen Früchten des Schneebeerenstrauches schmückt man auch zu Allerheiligen die Gräber.

In den Wäldern, zwischen denen die Orte der Sprachinsel eingebettet sind, wachsen viele Pilze. Sie werden fleißig gesucht[13]). In früheren Jahren trieben einzelne Familien damit einen lebhaften Handel und hatten über den Sommer ein gutes Auskommen. Sie trugen sie nach Olmütz und Proßnitz. In schwämmereichen Jahren sieht man bei einem Gang durch die Ortschaften auf allen passenden Orten trocknende Schwämme. Die vielen Arten von Pilzen scheidet man in zwei große Gruppen, nämlich in genießbare und giftige. Diesen gibt man den Sammelnamen Krötenschwämme. Zu den eßbaren rechnet man den Herrnpilz, den Tön- oder Stajnpelz, die Hienlichn (Eierschwamm[14]), den Ziegnpöört (Korallenpilz), den Ruttock (Kapuzinerpilz), den Perknschwömp (Pirken- oder Graspilz), den Kiewrschwömp (Maronenpilz), den Puttrmellichschwomp (Ziegnfuß), das Kuhmaul, den Mechlschwömp (Stockpilz), den Maischwömp und den Räska (Reizker), dann noch die Morcheln. Reizker brieten sich die Hirten mitunter auf heißgemachten Steinen. In die Lamellen streuten sie dann Salz. Als besonders giftig gelten die Fliegenpilze und Satanspilze (Juden). Im Herbste zerhackt man Fliegenpilze fein und übergießt sie in einem Schälchen mit etwas gesüßter Milch. Fliegen, die davon saugen, bleiben betäubt liegen und können vernichtet werden. Die Schälchen muß man jedoch so stellen, daß die Katzen nicht dazu können. Wenn sie davon fressen, gehen sie unter fürchterlichen Krämpfen zugrunde. Im trockenen Spätherbste und im Frühjahr stäuben auf Wiesen die vertrockneten Bowiste (Quoarglen [D.-Br.]), Rauchrfaßlen (W.). Dieser Staub darf nicht in die Augen kommen, sonst erblindet man (R.). Die Zunderpilze an den Stämmen der Laubbäume heißen Feirschwömp, weil sie seinerzeit beim Feuerschlagen als Zunder benützt wurden.

Von ausländischen Pflanzen, Früchten und Gewürzen seien erwähnt: der Kaffee, der früher nur auf Hochzeiten und bei Kindstaufen getrunken wurde, der Tee, aus dem der beliebte rumreiche Tschai gekocht wird, der Reis als Suppeneinlage, er wurde früher nur Kranken gekauft, Hirse, die Rosinen, Rosinken, zur Verbesserung der Kuchenfülle und des Baben-, Gugelhupfteiges, Feigen und Johannisbrot als beliebte Mitbringsel für Kinder und in jüngster Zeit Pomeranzen und Limonien (Zitronen). Noch vor 25 Jahren gab es keine Fleischsuppe ohne Söffr (Safran). In derselben

[13]) Jeder Pilz hat einen Bruder. Wenn man also einen Pilz findet, soll man sich nach seinem Bruder umschauen. Der Pilz, den man einmal gesehen hat, wächst nicht mehr. Viel Schwämme, wenig Erdäpfel.

[14]) Den kann man wegen seiner schweren Verdaulichkeit angeblich siebenmal essen, d. h. er geht immer wieder unverdaut ab.

Digitalisiert von Google

wird auch Pfeffer, Neugewürz (Piment), Imbr (Ingwer) und Muschkatblüte mitgekocht. In die Kuchenfülle kommt Pavian, ein sternförmiges Gewürz, Zimmt und Nelken. Vom Pfeffer heißt es, er helfe dem Manne aufs Pferd, dem Weibe in die Erd. In den Marzipanschnitten, die man in den Zuckerbuden auf den Märkten und Fahrten (Wallfahrten) zu kaufen bekommt, sind halbe Mandelkerne eingebacken. Um Ostern herum wird von den Kindern allgemein Süßholz gekaut. Ein womöglich mit Honig gesüßter Abfud von Süßholz, Feigen, Rosinen und Johannisbrot löst hartnäckigen Husten. Senes- und Mutterblätter sind beliebte Abführmittel. Jeder Kaufmann führt sie zugleich mit dem bitteren „Anziges", Enzianwurzel für Magenleiden und krankes Vieh, verzuckertem Kölmes (Kalmus), gut gegen Brustleiden, verzuckerten Orangenschalen, sowie Zipperfamen, Zittwerfamen, der mit „Kledrich" gegen Würmer eingenommen wird.

Als Mastfutter bürgert sich jetzt immer mehr Kukritz (Mais) ein, dessen Mehl von den Ärmsten auch gegessen wird. Es gilt das gewissermaßen als Schande. Die asin Kukritz heißt, sie sind schon tief heruntergekommen. Tafelöl wird bei verschiedenen Beschwerden eingenommen, Baumöl dient zum Schmieren von Maschinen, aber auch zum Bestreichen der Wangen bei Beinhautentzündungen der Kiefer.

Nachgetragen sei noch, daß Pflanzen und ihre Teile beliebte Spielzeuge der Kinder sind und diese es verstehen, sie durch allerlei Kunstkniffe tönend zu machen. Beliebt ist es, geeignete Blätter auf der zu einer Röhre zusammengebogenen Hand durch einen raschen Schlag mit der anderen Handfläche zu zersprengen, was einen lauten Knall erzeugt.

In alten Familienbüchern findet man oft vergilbte Blätter und Blüten. Es sind meist liebevoll bewahrte Andenken an vergangene glückliche Stunden. Ein eigener Zauber geht von ihnen aus und wirkt auch auf den Unbeteiligten. Wie anderswo sind auch auf der Sprachinsel die Blumen zumeist die Verdolmetscherinnen der ersten aufkeimenden zarten Gefühle. Vieles läßt sich da eben am besten „durch die Blume" sagen. In der seligen Pein des Hangen und Bangens werden auch ihre Orakel befragt, als da sind: das Abzupfen von Blütenblättern der Johannisblume, das Aufwerfen der Röhrenblüten derselben und Auffangen mit dem Handrücken zur Feststellung der Zahl der erwartenden Kinder, das Verknüpfen von Grashalmen zu einem geschlossenen Ring, die Saftprobe der Harteiblätter, das Suchen von vierblättrigem Klee und das Schlingen eines sogenannten „Junferknotens". Dieser wird gemacht, indem man im Gedanken an den Gegenstand der Liebe mit der linken Hand den Leittrieb einer jungen Tanne oder Fichte knotet. Das Wachsen des geknoteten Triebes ist ein sicheres Zeichen von Gegenliebe.

Allgemein ist der Glaube an geheimnisvolle Kräfte, die gewissen Pflanzen innewohnen und die wirksam werden, wenn sie unter Erhaltung gewisser Formen und Formeln zu bestimmten Zeiten gepflückt oder verwendet werden. In vielen Erzählungen und Märchen, die bei gemeinsamen Arbeiten auf der Sprachinsel die Zeit kürzen, spielen Wünschelruten, Springwurzeln und sonstige Zauberpflanzen eine Rolle. Mit dem Hinweis darauf sei die Arbeit geschlossen.

Digitalisiert von Google

Der Natterkönig

Märchen aus Zeche in der Deutsch-Probener Sprachinsel (Slowakei), aufgezeichnet von **Richard Zeisel**, Lehrer in Zeche.

Es war einmal ein König und eine Königin, die hatten noch kein Kind, obwohl sie schon eines sehr wünschten. Eines schönen Morgens geht die Königin in den Garten spazieren und da erblickte sie eine Natter, die gegen sie kommt. Sie ist aber nicht erschrocken, blickte sehnsuchtsvoll auf ihr und seufzte: „Ach, mein Gott! Wenn du mir nur so ein Kind schenken wolltest, wie diese Natter da, so möchte ich auch vorlieb nehmen!" Nun gut, nach einem Jahre da kriegte sie ein Söhnlein, aber nicht wie eines Menschen Kind, sondern eine kleine Natter, wie sie es gewunschen hatte. Da die Natter gut gepflegt wurde, und man ihr alles gab, was sie nur wünschte, so wuchs sie von Jahr zu Jahr immer größer, und seine Eltern hatten eine große Freude; denn sie wußten, nun kommt bald die Zeit, wenn der liebe Gott die Strafe für ihren Wunsch, daß ihr Kind eine Natter soll sein, abnimmt und auch sie erlöst wird.

Und als er volle zwanzig Jahre hatte, da bemerkten seine Eltern, daß ihre Natter unruhig wird; sie schmeichelte und streichelte um die Mutter her, platzte mit den Türen, und da sagte der König zu der Königin: „Siehst es, was er treibt, und hörst es, wie er mit den Türen platzt! Er will heiraten." „Ja, ich sehe und höre alles", erwiderte die Königin, „aber welche Jungfrau wird eine Natter heiraten? Jede wird sich vor ihr fürchten." Da rieten sie lange hin und her, und die Natter hörte ihnen verstohlen zu, und ringelte und schlingelte sich vor Freude im Zimmer. Da fiel dem König ein, daß er in einem Dorfe einen Hirten hat, der seine Kühe und Schweine weidet. Dieser Hirt hat drei wunderschöne Töchter. Nun schickt er seine Boten aus, und diese verlangten die älteste Tochter. Diese ist zuerst erschrocken, da ihr aber der Vater drohte, willigte sie ein und geht mit. Im Schlosse wird bald eine große Hochzeit gehalten, aber die Braut war traurig und unzufrieden. Während sich die Gäste am besten unterhalten, schleicht sie sich hinaus in den Wald, wo ihr Vater zu weiden pflegt, und dort lebte eine alte Frau, die ihre Muhme war. Man erzählte ihr, daß diese eine große Zauberin ist. Nun ging sie zu ihr, und fragte sie um Rat, was sie eigentlich tun soll, daß sie die Natter töten könne. Die alte Frau sprach: „Gehe in den Wald, links, dort unter der jungen Tanne ist ein Brünnlein, dort wächst ein Kraut. Dieses pflücke ab, verstecke es dir im Busen, und abends, wenn ihr euch schlafen legt, warte, bis die Natter einschläft, nimm das Kraut, halte es ihr fest unter die Nase, dann muß sie zerplatzen." Die Braut bedankte sich schön für den Rat und eilte fort. Als sie im Walde zum Brünnlein kam, stand dort ein schöner, junger Jägersmann, welcher sie fragte, was sie da solle. Der Jägersmann war aber niemand anders als die Natter, die gleich hinter ihr geschleicht war, und dem sie nun ihr Vorhaben erzählte. Als sie das Kraut fand, und zu sich gesteckt hatte, eilte sie heim, und der Jägersmann begleitete sie noch eine Strecke Weges, dann nahm er Abschied.

Digitalisiert von Google

Als es schon gegen Mitternacht war, ging die junge Braut mit ihrem Natterbräutigam schlafen. Sie konnte kaum erwarten, bis er einschläft — aber er machte sich nur so, als er schliefe — und sie nimmt das Kräutig heraus, hält es ihm unter die Nase. Da auf einmal machte er mit seinem Wedel einen Schlag und schnitt seine Braut um die Mitte entzwei.

Am nächsten Morgen steht der König und die Königin zeitlich auf und eilen das Brautpaar zu begrüßen. Und wie sie die Türe aufmachen, sehen sie im Zimmer viel Blut und die Braut war eine Leiche. Sie wußten aber nicht, warum und wie das geschehen ist, denn die Natter gab kein Zeichen und ringelte sich hinaus.

Nach einer kurzen Zeit fing die Natter wieder unruhig zu werden, platzte wieder mit den Türen, und da wußte es abermals der König, daß er ein Weib will. Da schickte er die Boten zu seinem Hirten und verlangte für seine Natter die zweite Tochter. Der arme Hirt zeigte keine Lust dazu, denn er wußte es gut, wie es seiner ersten Tochter ergangen ist. Da drohte ihm der König mit Gewalt, und wollte er oder wollte er nicht, er mußte auch seine zweite Tochter hergeben. Die machte es aber gerade so wie ihre älteste Schwester, ging zu ihrer alten Muhme um Rat. Diese schickte sie zum selben Brünnlein um das Kraut, und dort verriet sie dem Jägersmann, der wieder niemand anders als ihr Schlangenbräutigam war, das Geheimnis. Nach dem Hochzeitsmorgen fanden sie sie wieder als Leiche in ihrem Blute liegend und der König mit der Königin konnten sich dieses Unglück nicht erklären.

Was war nun wieder zu tun? Er platzte bald wieder mit den Türen, er wollte wieder heiraten. Der Hirt hatte noch eine Tochter, diese war die Jüngste, aber auch die Schönste. Diese wollte jetzt der König für seine Natter haben. Er sandte wieder seine Boten, und diese brachten diese allerschönste Braut nur mit Gewalt, denn der Vater wollte sie nicht hergeben. Bei der Hochzeit war sie sehr traurig, aber sie handelte schon gescheiter wie ihre zwei Schwestern. Sie ging nicht in den Wald hinaus zu ihrer Muhme, sondern vertraute allein auf Gott.

Als das Brautpaar am Morgen aufstand, und der König und die Königin sah, daß alles in der Ordnung ist, da war die Freude groß. Da sahen sie, daß sie eine gescheite Braut bekamen, und liebten sie sehr. Sie lebte mit der Natter ganz einfach wie ein Ehepaar. Nach einigen Monaten war sie in der Hoffnung. Als die Königin das gewahr wird, ließ sie sie in ihr Zimmer kommen und drohte ihr mit dem Tod, wenn sie nicht alles erzählt, wie das gekommen ist. Da erzählte sie: „Mir ist alles streng verboten zu sagen, aber da ihr droht, will ich es euch erzählen. Mein Mann, die Natter, ist in der Nacht ein sehr schöner, junger Mann. Bevor er zu mir schlafen kommt, wirft er das Natterfell ab, und legt es unter das Bett." Nun war die Königin froh, daß sie das wußte, denn sie wollte ihre Natter auch als Mensch sehen, und wußte, was sie tun sollte.

In der Nacht schlich sie sich in das Schlafzimmer der jungen Leute hinein, ergriff, während sie schliefen, das Natterfell, eilte hinaus und verbrannte es. Nun hatte sie eine große Freude, denn endlich hoffte sie, ihre Natter als Mensch zu sehen.

Digitalisiert von Google

Aber was geschah? In der Früh, als der junge Mann erwacht, greift er nach dem Natterfell. O weh! Da war das Fell weg. Da schrie er auf: „Um Gottes Willen, wo ist mein Fell? Ich bin verloren!" Da erzählte ihm sein Weib, was geschehen ist, und weinte bitterlich. Und als er auch schon den Gestank des verbrannten Natterfelles in der Nase spürte, legte er dreimal seine Hand über ihren Leib, und sprach das Los über sie: „Wenn du auch das getan hast, was ich dir verboten habe, verloren bist du nicht, und ich auch nicht, aber ein verwunschenes Kind bin ich, kann nimmer da bleiben und muß in die weite Welt ziehen. Du kriegst drei eiserne Reifen um deinen Leib, diese wird dir niemand lösen können, und du kannst früher nicht entbinden, bis ich meine Hand nicht wieder um deinen Leib lege. Jetzt bekommst ein Paar eiserne Schuhe, wenn du sie zerrissen wirst haben, dann sollst du mich wieder finden. Da hast noch ein blechernes Halbliterkännchen, das sollst du voll mit Tränen weinen." Nun nimmt er von ihr zärtlich Abschied, und geht fort in Gottes Namen, ohne seine Eltern zu sehen.

Sie ist sehr traurig, kann ihn nicht vergessen, und geht auch fort, ihn zu suchen, denn es war die Zeit da zu gebären. Sie wanderte so zwei, drei Jahre, aber kein Mensch, kein Vogel hat ihn je gesehen. Endlich kam sie in einen großen Wald, wo auf einem blumigen Plan ein kleines Häuschen steht. Sie klopft dort an, die Tür geht auf und eine alte Frau steht vor ihr, die sprach: „Wohin und woher meine Tochter?" „Ich suche meinen lieben Mann. Habt ihr ihn vielleicht gesehen?" antwortete sie und beweinte ihr Los. Die Frau hatte ein mitleidiges Herz und sprach: „Ich habe ihn nicht gesehen, aber vielleicht hat ihn mein Sohn, die Sonne, der bald nach Hause kommt, gesehen." Bald darauf kam die Sonne heim, denn der Tag ging zu Ende. Aber auch diese wußte nichts von ihrem Manne, gab ihr aber ein goldenes Überröckel, und schickte sie zu seinem Bruder, zum Monde.

Nun machte sie sich wieder auf den Weg und kam zum Häuschen, wo der Mond wohnte. Sie wurde auch da von seiner Mutter empfangen, bewirtet, und harrte, bis der Mond von seiner Nachtwache heimgekommen ist. Endlich kommt dieser heim, und der fragte sie: „Wohin und woher des Weges, meine gute Frau? Was führt euch zu mir, da noch kein Menschenkind bei mir gewesen ist?" Da antwortete sie: „Mein lieber Mond, du scheinst in der Nacht, kannst mir von meinem Manne nichts sagen? Ich war schon bei deinem Bruder, bei der Sonne, er konnte mir nichts sagen, er schickte mich zu dir und gab mir ein goldenes Geschenk." Und der Mond antwortete: „Ich habe deinen Mann auch nicht gesehen, aber gehe zu meinem Gevatter, zum Winde, vielleicht hat dieser ihn gesehen. Da nimm aber diese goldene Spindel, und zeige sie dem Winde, damit er wisse, daß ich dich schicke."

Nun wanderte sie weiter und weiter, bis sie zum Winde kam. Der sitzt auf einer blumigen Wiese, bläst seine Backen auf und ruft: „Wohin und woher alleine, meine gute Frau?" „Ich suche meinen Mann. Ich war schon bei der Sonne, bei deinem Gevatter, dem Monde, der mir eine goldene Spindel gab, und der schickte mich zu dir, und läßt fragen, ob du ihn vielleicht nicht gesehen hast?" antwortete sie. „Ach, meine liebe Frau",

Digitalisiert von Google

sagte er, „ich wehe zwar über jedes Sträuchlein, aber euren Mann habe ich nirgends gesehen. Geht zu meinem Stiefbruder, zum krummen Wind, der weht in jedem Schlupfwinkel und in jede Ecke, der wird ihn sicher gesehen haben und da nimm dir zum Andenken eine goldene Spule." Nun bedankte sie sich schön und ging fort.

Unterwegs, wie sie so ihren traurigen Gedanken nachhing, bemerkte sie, daß ihre eisernen Schuhe schon ganz zerrissen sind und auch das Kännlein war voll der Tränen. Endlich erreichte sie eine Felsenschlucht, darinnen sauste und brauste der krumme Wind. Er fuhr sie zornig an, aber als er die goldene Spule sah, hielt er mit seinem Brausen inne und antwortete auf ihre Frage: „Ja, ich habe euren Mann gesehen, er ist dort, wo man auch dem Teufel schon gute Nacht sagt. Heute hat er mit einer Zauberin Hochzeit gehalten, und diese fluchte mich häßlich, als ich ihr nach der Trauung den Brautrock in die Höhe hob, daß die Leute sie auslachten. Nun will ich euch helfen und ihr folgt nur meinem Rat. Da habt ihr ein goldenes Werk zum Spinnen; mit diesem setzt euch vor das königliche Schloß und spinnt, bis die Zauberin kommt; die wird es wollen abkaufen. Ihr verkauft es aber ihr nicht, sondern sagt, daß ihr dafür nur eine Nacht bei ihrem Manne schlafen wollt." Nun nahm sie der krumme Wind auf seinen Rücken, denn die Stadt, wo ihr Mann lebte, war noch dreihundert tausend Meilen weit, und flog mit ihr dort hin, und setzte sie dort ab.

Sie ging gleich vor das Schloß und spinnte. Das goldene Werk glitzerte in der Sonne. Bald darauf erscheint die Zauberin, die falsche Braut, und fragte sie, was sie für das goldene Werk verlangt. „Daß ich bei eurem Mann eine Nacht schlafen kann", antwortete sie. Nun gut, das versprach sie ihr, und nahm ihr das goldene Werk ab. Als man sie abends in die Schlafkammer führte, schlief schon der Mann, denn die Zauberin hatte ihm einen Schlaftrunk gegeben. O, wie jammerte und klagte jetzt bis in die Früh das arme Weiblein, es konnte seinen Mann nicht erwecken und am Morgen wurde es aus dem Schlosse gewiesen.

Bald erschien sie wieder vor dem Schlosse und spielte mit der goldenen Spule. Da kam abermals die Zauberin und fragte, was sie für diese Spule wünsche. „Ich will nur eine Nacht bei eurem Manne schlafen", war die Antwort. Nun gut, auch diesmal wurde es ihr erlaubt, aber sie wunderte sich sehr, was diese nur mit ihrem Manne will und gab ihm wieder für die Nacht einen Schlaftrunk ein. Das arme Weiblein jammerte und weinte wieder die ganze Nacht, aber alles war vergebens, ihr lieber Mann hörte sie nicht. Es hörte sie aber doch jemand und das war der treue Diener seines Herrn. Der erzählte ihm am Morgen alles, was er im Zimmer gehört hat. Dieser dachte sich nun: „Jetzt heißt es gut aufpassen!"

Am dritten Morgen ging unser armes Weiblein abermals vor das Schloß und spielte mit der goldenen Spindel. Wieder kommt die Zauberin und fragte sie, was sie für dieses verlange. „Nichts als daß ich noch einmal bei eurem Manne schlafen könnte", war die Antwort. „Gut", antwortete diese, „aber du mußt mir noch etwas geben, ich glaube, du hast auch ein goldenes Oberröckel, nicht?" Nun gab sie ihr auch das noch.

Digitalisiert von Google

Unser Natterkönig, der jetzt schon wußte, daß sein richtiges Weib da ist, war jetzt sehr vorsichtig. Beim Abendessen hat ihm die Zauberin wieder einen Becher mit Schlaftrank bereitet. Er hat es aber so gemacht, als wenn er nichts wüßte. Da stürzte er ihr den Löffel hinunter, und während sie sich darum bückte, tauschte er die Becher um, und da hat sie den Schlaftrank genommen. Bald schlief sie auch ein. Nun ging er in seine Schlafkammer und tat so, als wenn er schliefe. Bald kam sein armes Weiblein, schlief aber bald vor Mattigkeit ein. Da erhob er sich, fährt dreimal mit seiner Hand über ihren Leib, die drei eisernen Reifen springen ab und sie gebärt gleich einen siebenjährigen Sohn. Das war eine große Freude.

Sie machten sich auch gleich auf die Reise, denn vor der Zauberin fürchteten sie sich sehr. Er nahm sein Weib und sein Söhnlein auf das Pferd und ritt mit ihnen davon, denn er wußte, sobald die Zauberin erwacht, wird sie ihnen auch schon auf den Fersen sein. Da er aber dieser von der Zauberei so manches abgucke, nahm er eine Stallbürste und einen Putzfleck mit. Wie sie so reiten, da schaute er sich einmal um und sagte zu seinem Weibe: „Siehst du am Himmel dort dieses schwarze Wölkchen? Das ist sie." Da sprang er rasch vom Pferde, hob ein Holz auf und warf es hinter sich. Da breitete sich dort gleich ein großes Weizenfeld aus, ein Mann mähte und eine Frau nahm die Gelegen ab. Als die Zauberin zu ihnen kam, fragte sie sie gleich: „Habt ihr nicht zwei da vorüber reiten sehen?" „Ja", antworteten sie, „aber es war noch im Frühjahr, als wir den Weizen gemäht haben, seit der Zeit können sie schon sehr weit sein." Als sie das hörte, kehrte sie um. Unsere Leute zogen weiter.

Auf einmal sahen sie sie schon wieder kommen. Als sie schon ganz nahe war, warf er die Stallbürste hinunter, da wuchs ein großer Wald. Bis die Zauberin diesen Wald umkreiste, waren sie schon wieder sehr weit. Aber nicht zu lange hatten sie Ruhe, denn als sie sich umschauten, sahen sie sie schon wieder kommen. Nun warf er den Putzfleck hinunter. Dort wurde ein großer Teich. Als die Zauberin dort ankam, wollte sie den Teich nicht umgehen, sondern legte sich nieder und wollte den Teich austrinken; und als sie so trank und trank, zerplatzte sie. Nun kehrten unsere drei Leute zu ihren Eltern zurück, wo sie mit größter Freude empfangen wurden und lebten dort an ihr seliges Ende.*)

Kleine Mitteilungen

Eine Spottschrift auf Napoleon

Das Südmährische Heimatmuseum in Klentnitz (Gerichtsbezirk Nikolsburg) verwahrt eine Spottschrift auf Napoleon, die Sebastian Grech aus Klentnitz im Jahre 1809 wahrscheinlich selbst verfaßte und eigenhändig auf ein Papierblatt (41×25½ cm) niederschrieb. Die originelle Spottschrift sei hier wiedergegeben:

Evangelium Bonabart am 1ten Kabidtel am 21 wers
Anker zeit als Frangreich und Sbanien in

*) Erzählt im September 1930 von Johanna Schön, Landwirtin in Zeche, 64 Jahre alt, die seit ihrer Geburt im Orte daheim ist und nie in der Fremde war.

Digitalisiert von Google

Krieg Verwiegelt war regnete in Oestreich fer vuele*)
Soltaten, als es die Franzosen vernemen haten
gingen sie zu ihren Meister und Sbrachen Herr
hulf*) uns wur gehen zu grunde als Bonabarde
dieses Vernomen hatte so stug*) er auf einen fer
Hochen Berg, sich umzusehen was da geschach da
setze er sich nider und streckte einen fus nach
Sbanien den antern nach Oestreich aus, und
sbrach Warlich sage ich eich wer meinen Wiellen
nicht Tun wuert*) grosen Schaden leiten den ich
Nene mich Nabollion und bin der zweite Gottes
son auferten, da sbrechen die Hochen Pruster*)
Von Sbannien und Engerland, Rusland und Oestrei
ch, bist du Gottes sohn auferten so must du ge-
Kreiziget werten.

Der Anfang

Freiteich ihr Franzosen Ichr scheist gewis in die hosen
ihr glaubt Nabolion ist Gotteß sohn da seid ubel dar
an Man leid eich schont die dottes Klogen von
Haus Oestreich Kriegt ihr keinen Broken Jötz heist
nicht Bier und Wein Jötz heist beichst aus weit
übern Rein.

Oestreich

Prunz*) Karl ist nicht Gotteß sohn,
Erwurt*) eich zeigen was er kan,
Er würt*) nicht mid Gott zu kaufen,
und von Wien nach Barriß zu laufen
Er stött als wie ein bitter Man,
da seit ihr Franzosen ubeltaran.

Die Bauern*)

Kaisser Franz must dich nicht Krengen,
die Franzosen dun wuer*) aufhengen,
sie haben uns die Hautabgezart,
die Körlen schlagen wuer*) lang und bradt
Ist er gottes sohon auferten,
So mußer gekreiziget werten.

Nabollionß Testamend

Bonabart ist Krang,
Rusland ist sein Krankerwarter,
Engerland gibt im ein,
Bauern*) betten im auf,
Witenberg Kert im aus,
sbanien Christierem ichm,
Oestreich giebt ihm die Letzte Sbung,
die Türken helt in das Lichtem,
Schweten leitten ihm die zugen Klogen,
Sachsen dragen im zu grab,
denemang singt im das Miserry.
Preisen grebtim ein,
Und die Landwer scheist ihm auch
inß Grabhinnein.

Den 2te July 1809.
Sebastian Grech.

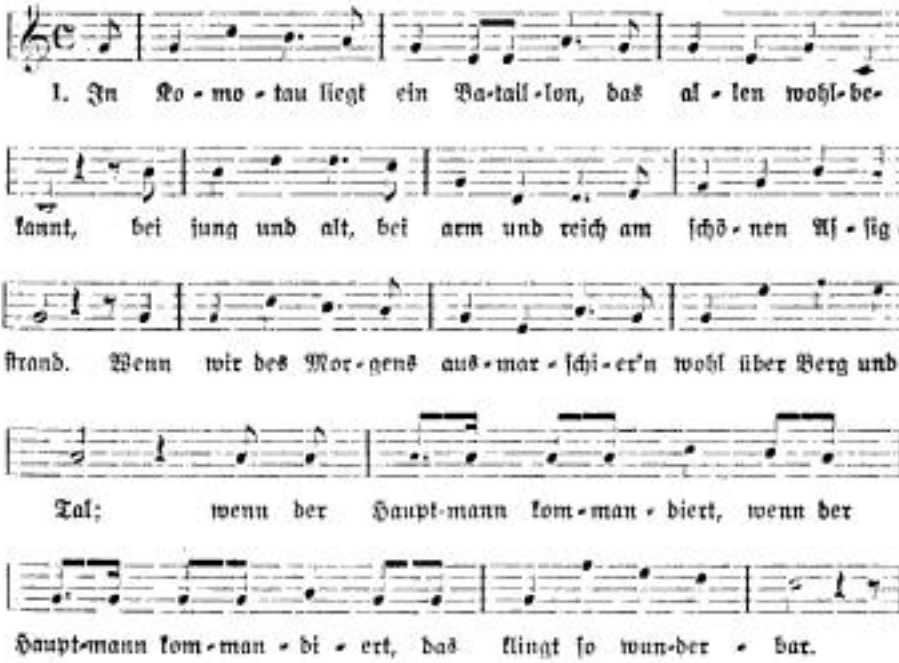
Brünn-Czernowitz. Hans Freising.

* u = i.

Digitalisiert von Google

Komotauer 92er Lied

Zu dem im letzten Heft von K. M. Klier veröffentlichten Reichenberger M.G.A.-Lied lege ich eine Fassung vor, wie ich sie beim IR. 92 im Oktober 1914 vor Schabatz aufgezeichnet habe. Vorsänger war der Infanterist Emil Wöhl. Als Verfasser wurden die Infanteristen Karl Rohlbek und Klein genannt. Wahrscheinlich haben sie das schon bestehende Lied für die 92er Verhältnisse umgedichtet.



2. Da steht so manches Mädchen schon
und schaut mit frohem Sinn,
denn in dem schönen Bataillon
ist auch ihr Liebster drin.
Ihm ist sie treu, ihm ist sie gut,
sie hat ihn herzlich lieb.
[: Nichts Schönres gibts, sie bleibt dabei,:]
als treu Soldatenlieb.

3. Am Katzenhubel[1]) ist es schön
und auch im Hutbergwald[1]),
Da kann man die Soldaten sehn,
obs warm ist oder kalt.
Ein frisches Dirndel in dem Arm,
ein freundlich G'sicht dazu;
[: sie ziehen einsam beide :]
dem Stadtpark abends zu.

4. Ade, mein liebes Komotau!
Dir war ich herzlich gut.
Und wie ich jetzt von dannen zieh',

[1]) Übungsgelände bei Komotau.

Digitalisiert von Google

so schwenk ich meinen Hut.
Und bin in weiter Ferne ich,
noch oft denk' ich an dich.
[: Herr Hauptmann, ich empfehle mich. :]
. . . . . .

Lichtenstadt bei Karlsbad. Hans Kürnberger.

Diebe ausfindig machen

In Pattersdorf (Bezirk Deutschbrod) war der folgende Brauch üblich. Wurde irgendwo gestohlen und wollte man den Dieb ausfindig machen, so hing man den Schlüssel zu der Tür, durch die der Dieb eindrang, an den Finger und betrachte ihn. Man nannte Namen von Personen, die man des Diebstahls verdächtigte. Fiel der Schlüssel vom Finger, so kannte man den Dieb. Oder man nannte Namen und wartete, bis der Schlüssel sich am Finger drehte[1].

Prag. A. Gücklhorn.

Saure Wochen, frohe Feste

Unter dieser Überschrift bieten die empfehlenswerten, von A. Hovorka herausgegebenen „Berichte zur Kultur- und Zeitgeschichte" (Reinhold Verlag, Wien IX., Löblichgasse 3) in Nr. 112—115 des laufenden Jahrgangs eine aufschlußreiche Gegenüberstellung von Äußerungen über das Zeittheater, über Feste und Spiele und insbesondere über Laien- und Volksspiele. Es wird betont, daß auf diesem Gebiet schon starke Ansätze zu einer Neuorientierung vorhanden sind, die größtenteils an uraltes Traditionsgut irgendwie anschließen, daß es aber noch stark an einer Durchsäuerung der Massen, des Volkes mit heiligem Festspielgeist mangelt, weil auch hier eine Rentabilisierung und Industrialisierung einer Massenverseuchung Vorschub geleistet hat.

Zum angeführten Gegenstand äußerte sich Leo Weismantel, der Vertreter einer jüngsten Neuromantik christlich-katholischer Prägung, nach dessen Ansicht wir am Ende der übernommenen Volkskunst stehen. „Haas-Berkow grub die mittelalterlichen Volksspiele wieder aus, da er mit ihnen Lebensformen gegeben glaubt, die man heute wieder in den Brennpunkt der Bühnen und somit des Lebens stellen könne. Aber es gelang diesen und ähnlichen Ausgrabungen keineswegs, die Märchen-Religiösen-Spiele in den Brennpunkt heutigen Lebens zu stellen, denn dieser liegt nicht mehr dort, wo er im Mittelalter, wo er im 16., 17. oder 18. Jahrhundert gelegen hat. Wir konnten etliche Jahre unserer Jugend damit befriedigen. Aber selbst der Jugend wurde dies auf die Dauer zu langweilig. Bloß übernommene Volkskunst, in der bildenden Kunst wie in der Sprache und damit auch im Bühnenspiel ist eine erstorbende Angelegenheit." Er verlangt vom „Volksdichter" (Laienspieldichter) Verwurzelung im Stofflichen des heutigen Volksschicksals. „Von dort empfängt er Stoff und Form. Dabei wächst die Form durch die Idee und wandelt diese. Durch die Wandlung der Motive in der Dichtung reinigt sich der Geist des Menschen: dies ist der biologische Sinn der Dichtung ... Und wem dieser letzte biologische Sinn des Laienspiels aufgegangen ist, der muß Gegner sein sowohl jenes reinen Museumstheaters, das ohne Zusammenhang mit der heutigen Volksgeisteslage die Tragödien aller Völker und aller Länder und aller Zeiten spielt, das ehrfurchtslos auf den Markt wirft, was früheren Zeiten einmal ein Heiliges war — er muß auch Gegner sein des Amüsiervertriebes unserer Vereinsbühnen, und er kann auch nur sehr bedingt die Ausgrabungen alter Volksspiele anerkennen. Diese Ausgrabung erinnert nur daran, daß es einmal kollektive Formen der Kunst gegeben hat, die allen im Volk sich einmal geöffnet haben. Es können auch heute wieder Volksspiele erwachsen, aber nur durch die Hingabe an das Dichterische im Volk. In der heutigen Dichtung äußert sich nur die Individualität des Künstlers. Die Kollektivform der Kunstgemeinschaft eines Volkes kann erst dort wiedergefunden werden, wo ein Dichter in einer Gemeinschaft, in deren körperlichen Anwesenheit, aus dem Stoffkreis dieser Gemeinschaft heraus dichtet. Nur so sind die neuen Grundlagen des Laienspiels zu finden."

[1] Vgl. das Stichwort „Dieb" im Hw. Aberglaube.

Digitalisiert von Google

Bemerkenswert ist noch eine Äußerung von sozialistischer Seite anläßlich der Leipziger Arbeitswoche (8. bis 13. Juni 1931) über einen „Kursus zur Einführung in das Gebiet sozialistischer Feste und Feiern". In der Aussprache meinte ein Teilnehmer: „Während wir auf der einen Seite eine Inflation haben (Stiftungs-, Sommerfeste u. dgl.), sind wir auf der anderen Seite durch die Loslösung von kirchlichen Formen und Banden doch auch festarm geworden. Neben den eigentlichen revolutionären und sozialistischen Festen, wie März-, Mai-, Revolutions-, Verfassungsfeier, festliche Gestaltung des Eintrittes in die Partei und den Jahres- und Naturfesten (Frühling, Sonnenwende), sind auch die Lebensfeste im Familienkreis zu gestalten: Lebensweihe, Jugendweihe, Hochzeit und Tod. Gerade hier kommen wir an Kreise heran, die uns sonst verschlossen sind."

•

Reg.-Rat Dr. Karl Siegl, der Archivdirektor und Verwalter des Städtischen Museums in Eger, geboren am 6. November 1851 in Joachimsthal, erfuhr anläßlich seines 80. Geburtstages zahlreiche Ehrungen. Seine durch Gründlichkeit und Verläßlichkeit ausgezeichneten geschichtlichen Arbeiten sind auch volkskundlich wichtig. Insbesonders hat Siegl aus alten Archivakten viel Stoff veröffentlicht und so Grundlagen für die Erforschung der Erscheinungen in ihrer geschichtlichen Entwicklung geliefert.

Volkskundliche Vorträge hielt G. Jungbauer im Rahmen der Gablonzer Hochschulwoche vom 24. bis 26. September und vor den am 25. Oktober in Prag versammelten Gaudielwarten des Deutschen Turnverbandes.

Zum Schwank **„Spinne und Zipperlein"** im 2./3. Heft des Jahrgangs macht Dr. G. Eis darauf aufmerksam, daß auch hier eine geistliche Person als ängstlicher Pfleger kleiner Übel erscheint, wie in der bisher ältesten Fassung des Schwankes, die Ulrich Boner in seinem „Edelstein" (um 1350, 1461 als eins der ersten deutschen Bücher gedruckt) bietet, wo das Fieber bei der Äbtissin gute Pflege findet und der hier vertriebene Floh bei der Waschfrau, die das Fieber nicht beachtet hat, auf seine Rechnung kommt.

Das **Arbeitslosenlied** im letzten Heft ist auch in anderen Gegenden Nordböhmens bekannt. Es wird nicht nach der Weise von „Sprach der Knabe zu dem Bächlein", sondern nach der sehr beliebten Weise des Wolgaliedes gesungen[1]).

Atlas der deutschen Volkskunde

Eingelaufen sind noch Beantwortungen des 1. Fragebogens von Ln. A. Tinkl, Markt Krönau, L. A. Jenisch Putzendorf, OL. L. Bezdicka, Reigersdorf, OL. i. R. F. Fiedler, Birkigt bei Tetschen a. E., und SL. J. Winter, Zweifelsreuth.

Der 2. Fragebogen ist bis 5. Dezember von 1015 Mitarbeitern beantwortet worden, was als ein sehr erfreuliches Ergebnis zu bezeichnen ist.

Da der 3. Fragebogen von der Hauptstelle in Berlin bisher nicht ausgegeben wurde, ist mit seinem Versand erst zu Beginn des nächsten Jahres zu rechnen.

Einlauf für das Archiv

(Abgeschlossen am 30. November)

Nr. 111, Richard Baumann, Elbogen: Abschrift eines Testaments und einer Erbserklärung aus dem Jahre 1797. Zahlreiche Beantwortungen älterer Umfragen.

Nr. 112. Adolf Gücklhorn, Prag: Osterbräuche in der Iglauer Sprachinsel. 52 Bierzeiler aus Milikau bei Mies.

Nr. 113. Hans Freising, Brünn: Lichtbild einer bemalten Truhe aus Beneschau (Slowakei).

Nr. 114. Karl Ledel, Grünau bei Mähr.-Trübau: Mehrere Antworten auf ältere Umfragen.

[1]) Bei dieser Gelegenheit sei ein Druckfehler in der Mitteilung über den „Donnerkeil" im Volksglauben im letzten Heft berichtigt. Es soll im letzten Satz „Die bildliche (nicht biblische) Redewendung" heißen.

Digitalisiert von Google

Nr. 115. Anton Wässerle, Deutsch-Proben: Spottreime auf die Dörfer der Sprachinsel. Antworten auf Umfragen.

Nr. 116. Hedwig Wenzel, Doberseik: Lieder mit Singweisen bei den Umzügen der Kinder am Karsamstag (O du falscher Judas) und am Maisonntag.

Nr. 117. Johann Bernard, Nieder-Mohrau: Mehrere Antworten auf ältere Umfragen.

Nr. 118. Johann Keßler, Petersdorf bei Hennersdorf: Antworten auf Umfragen.

Nr. 119. Franz Götz, Poschkau: Spottreime und Scherznachdichtungen, sowie andere Antworten auf Umfragen.

Nr. 120. Theodor Chmela, Prag: Spottreime und andere Antworten auf Umfragen aus Südböhmen.

Nr. 121. Martin Schnelle, Meißen: Mehrere biblische Rätsel aus Sachsen.

Nr. 122. Eduard Böhs, Mähr.-Rothmühl: Scherznachdichtungen und Rätsel.

Nr. 123. Karl Horak, Professor in Wien: 149 geistliche und weltliche Lieder mit Singweisen aus der Kremnitzer und Deutsch-Probener Sprachinsel.

Nr. 124. Dr. Hans Fischer, Graslitz: 3 Lieder mit Singweisen und eine mundartliche Scherzdichtung „Gute Nacht" (in verschiedenen Abwandlungen).

Nr. 125. P. Adam Winter, Pfarrer in Lebring unter Graz: 2 Kümmernisbilder.

Nr. 126. Emma Saxl, Prag: Lieder, Sprüche, Inschriften, Spottnamen u. a. aus Grulich und Umgebung.

Nr. 127. Adolf König, Reichenberg: 8 Lieder mit Singweisen und 11 Sprüche.

Nr. 128. Raimund Zoder, Wien: 14 Lieder aus Süd- und Westböhmen und 21 Lieder aus der Iglauer Sprachinsel mit Singweisen.

Nr. 129. Nikolaus Rollinger, Klein-Mohrau: Herbar, angelegt von Josef Funk, Gießer in Klein-Mohrau, mit volksmedizinischen Anmerkungen. Veröffentlichungen des Mundartdichters G. Weiser.

Nr. 130. Ignaz Göth, Iglau: 21 sudetendeutsche Weihnachts- und Krippenlieder. Zahlreiche Aufnahmen von Krippen und Musikinstrumenten der Iglauer Sprachinsel.

Antworten

(Einlauf bis 15. November.)

164. Scherznachdichtungen aus Kaplitz sandte A. Galfe, Gratzen.

165. Zu dem biblischen Rätsel von dem Geburtsort des Judas haben die Bewohner von Aich bei Karlsbad eine genauere Deutung. Sie sagen, daß es in der Bibel richtig heiße „Einer unter Euch wird mich verraten", und daß daher nur der unterhalb von Aich gelegene Ort Pirkenhammer gemeint sein könne. (Dr. A. Bergmann, Olmütz.)

181. Spottreime, die Armut oder sonstige Mängel eines Dorfes kennzeichnen, sind sehr häufig. Eine solche Dichtung auf das wasserarme Glaselsdorf, das Wasser aus dem eingepfarrten Dorfe Pohler holen muß, und auf Pohler, das dagegen nach Glaselsdorf zur Messe gehen muß, sandte K. Ledel, Grünau bei Mähr.-Trübau.

182. Die besonders zur Kriegszeit verbreiteten Kettenbriefe finden auch heute noch hie und da leichtgläubige Abschreiber. (K. Ledel, Grünau.)

183. Im Schönhengstgau versehen den Nachtwächterdienst vielfach ältere Leute (Ortsarme oder Arbeitsunfähige), die mit einer Hellebarde oder einem Säbel bewaffnet sind und die Stunden auf einem alten Horn blasen. In Gobitschau bei Sternberg aber wandert die Hellebarde, die Laterne und eine Pfeife auch heute noch von Haus zu Haus und verpflichtet die Besitzer, entweder selbst den Nachtdienst zu versehen oder einen Ersatzmann zu stellen. (K. Ledel.) In Herautz bei Mähr.-Weißwasser war die Nachtwache bis 30. Juni 1914 üblich und wurde dann durch eine Feuerwache ersetzt, die nur in den Monaten Juli, August und September tätig ist. In diesen Monaten wandern zwei Spieße von Haus zu Haus, so daß immer zwei Personen auf die Wache gehen sollten. In Wirklichkeit nimmt man es aber damit nicht so genau. Am liebsten gehen junge Burschen auf die Wache, um

Digitalisiert von Google

bei ihren Liebsten „fenstern" zu können. (Josef Kesselgruber, stud. päd., Eger.) In Lundenburg wurde noch in der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Hellebarde jeden Tag in ein anderes Haus getragen. Doch konnte sich der Hausbesitzer von einer anderen Person gegen Bezahlung bei der Nachtwache vertreten lassen. (F. J. Beranek, Neuhaus.)

185. Die Gelbsucht bekommt man durch großen Ärger, wenn die Galle übergeht. Man wird geheilt, wenn man unverhofft angespuckt wird oder einen massen „Penkhoda" (Geschirrsetzen) ins Gesicht geschlagen erhält. Auch ein Kranz aufgefädelter Knoblauchstückchen, eng um den Hals geschlungen, befreit von der Krankheit. Der Knoblauch nimmt dann angeblich die gelbe Farbe an. (M. Vedel, Grünau.)

186. Wie überall bevorzugen auch hier die alten Leute die Pfeife, die jungen die Zigarette. (M. Vedel.)

188. Von jüdischen Bräuchen ist der Schabesbrauch besonders bekannt. In Annaz sagt man, wenn jemand in einem Raume, in dem ohnehin ein Licht brennt, noch ein zweites brennen läßt: „Heit is kai Schabes, daß zwai Lichter brien." (G. Tilscher, Kornitz.) Sonst ist im Schönhengstgau, wo wenig Juden seßhaft sind, eigentlich nur bekannt, daß man im Tempel den Hut aufbehalten muß und daß die Juden nur „Koscheres" essen, wobei meist selten angegeben werden kann, was das Wort bedeutet. (M. Vedel, Grünau.)

189. Von jüdischen Wörtern dürfte „koscher" — im Sinne von körperlich unwohl, z. B. mir ist nicht ganz koscher, gebraucht — am verbreitetsten sein. (G. Tilscher). Bekannt sind auch die Ausdrücke: Gieres, meschugge, kapores, Nepach, Epes (= Jude). (M. Vedel.)

190. Was die Rolle der Juden im Aberglauben anbelangt, ist auch in der Sprachinsel Deutsch-Brodek-Wachtl der Glaube verbreitet, daß sie ihrem Ostergebäck Christenblut beimischen. (G. Tilscher.) Wenn man über einen Stein stolpert, sagt man: „Da ist ein Jud begraben." Wenn jemand unerwartet viel Geld hat, heißt es: „Wo hast denn das Geld her? Hast wohl einen reichen Jud erschlagen?" Eine weitere Redensart ist: „Du stinkscherst (stinkst) wie ein Jud." (M. Vedel.)

191. Die Freimaurer gelten als Feinde der Kirche und Ordnung. (A. Wässerle, Deutsch-Proben.)

192. Hier gibt es noch viele, von mir bereits aufgezeichnete Templersagen, die sich auf zwei unter Kaiser Josef II. aufgelassene Klöster beziehen. (A. Wässerle.) In Alt-Moletein, dessen Großgrundbesitz (Patronat) dem Erzbistum Olmütz gehört, befindet sich ein zerstückter Meierhof, der „Tempelhof" (Tempelwald) heißt. Aus dem Namen schließt man, daß dies einst ein Besitz der Tempelherren gewesen ist. (M. Vedel, Grünau.) An die nördlich von Mähr.-Kromau im Tale der Igla liegende Burg Tempelstein knüpfen sich zahlreiche Sagen, über die besonders Herr Erich Slavicek in Brünn, Zwittagasse 5/I., Auskunft geben kann. (F. J. Beranek.)

194. Früher glaubte man an den Lindwurm, der das Unwetter verursacht und mit seinem Schwanz Dörfer und Städte zerstört. Der Lotterpfaff ist in Deutsch-Proben unbekannt, aber in Mährisch-Weiß und in der Umgebung von Kremnitz daheim. Ein ähnlicher Schimpfname ist das Wort „Bisthag". (A. Wässerle.)

195. Der hier allgemein Schweinschneider genannte Sauschneider schmiert die wunde Stelle mit Fett (Schmalz) ein. Irgendwelche besondere Bräuche sind unbekannt. (F. Götz, Potschlau.)

196. Landwirt und Bauer sind im allgemeinen gleichbedeutend, doch bezeichnet das zweite Wort eigentlich einen Landwirt mit größerem Besitz. Wer einen solchen, etwa 50 Metzen übersteigenden Grundbesitz sein eigen nennt, läßt sich gern Bauer nennen, während der andere nur ein einfacher Landwirt bleibt oder gar zum „Gärtler" oder zu einem „Häusler" herabsinkt. (F. Götz.) Im Schönhengst nennen sich jetzt die Bauern Grundbesitzer und die Häusler Landwirte. (M. Vedel.)

197. Hier ist die amerikanische Art des Essens allgemein. (F. Götz.) Ebenso in Deutsch-Proben (A. Wässerle) und in der Deutsch-Brodek-Wachtler Sprachinsel, von wo G. Tilscher berichtet, daß Gabeln im allgemeinen nur bei festlichen Anlässen, wenn Gäste da sind, gebraucht werden. Dann wird das Fleisch in Stücke geschnitten,

Digitalisiert von Google

das Messer weggelegt und mit der Gabel in der rechten Hand gegessen. Für gewöhnlich ißt man die Fleischstücke mit dem Löffel nach dem Grundsatze „Mit dr Gobl is a Ehr, mit Löffl kriegt mr mehr". Nicht selten wird das Fleisch in die Hand genommen und davon abgebissen. Oder man ißt es erst zuletzt nach beendigter Mahlzeit. Dann sei es angeblich so, als ob man lauter Fleisch gegessen hätte. Fleisch kommt nämlich selten auf den Tisch und wird deshalb besonders geschätzt. Die abgenagten Knochen wirft man unter den Tisch für die Hunde. Verbreitet ist auch die Volksmeinung, daß Gäste kommen, wenn eine Gabel vom Tisch fällt und im Fußboden stecken bleibt. Auch A. Ledel berichtet, daß man im Schönhengstgau nur mit dem Löffel oder nur mit der Gabel ißt. Ebenso ist im böhmischen Niederland, wie Erna Zimmer aus Schönlinde schreibt, die allgemein übliche Art des Essens die, daß man die zerschnittenen Speisen mit dem Löffel ißt.

198. Gegenüber der 53. Frage des 2. Fragebogens zum Volkskundeatlas, die das Wort Weg nicht nennt, wurde dies in unserer Frage besonders betont. Um das Betreten eines Weges zu verbieten, wird auf eine Stange ein Strohwisch aufgehängt oder auf einer in der Erde steckenden Stange eine Querstange angebracht, an der zuweilen außerdem noch ein Strohwisch ist, oder um eine Stange Dornen gegeben oder eine solche mit entsprechender Aufschrift aufgestellt. Um den Weg zu verlegen, versperrt man ihn auch mit einem dorthin gebrachten Wagen oder einem größeren Gegenstand oder verrammelt ihn mit Stachrin, Dornen und Gestrüpp oder man gräbt quer über den Weg einen Graben. Anzuführen ist noch, daß ein Strohwisch oder eine Tafel auch auf das Tor gegeben werden, wenn im Hause ein bissiger Hund ist oder darin die Maul- oder Klauenseuche herrscht. Man hängt ferner einen Strohwisch an die Obstbäume, von denen nicht gepflückt werden darf. Dies tut man auch oder man windet ein Strohseil um den Stamm, wenn das Obst verkauft ist. Endlich bekommen auch bissige Pferde auf das Kopfgeschirr einen Strohwisch, der also wieder als Warnungszeichen erscheint. (F. Geo. Pohlchen.) Um das Gras auf Wegrainen, Abhängen und anderen Flächen, die nicht als Wiesen gelten können und daher begangen werden, zu sichern, stellt man einen auf einer kurzen Stange befestigten Strohwisch an die betreffende Stelle. Hie und da verwendet man auch einen beblätterten Zweig (Hoireifer). (J. Losch, Pedersam.) Verbotszeichen sind Strohwische auf Bäumen oder Stangen, Holzstücke in Kreuzform oder Dornen, die mitten auf den Weg gesteckt werden. (A. Wäfferle, Deutsch-Proben.) Dasselbe gilt vom Schönhengstgau. (A. Ledel.)

Umfragen

201. Wie nennt man die Nottaufe eines Kindes durch die Hebamme?

202. Wo kommt noch der Glaube an einen Mittagsgeist (Mittagshexe) vor?

203. Bei den Lausitzer Wenden spielen namentlich in den Sagen vom Wendenkönig Brücken aus Leder eine Rolle, die meist zwei Burgen oder eine Burg mit einer Stadt verbinden. Von solchen ledernen Hängebrücken erzählen auch Sagen im Vogtlande, in Eger, wo eine solche Brücke einst die alte „Kaiserburg" mit der am andern Flußufer befindlichen „Wenzelsburg" verbunden haben soll, in Schelesen bei Jechnitz, wo sie vom ehemaligen Schloß zum Kirchturm geführt haben soll, in der Sächsischen Schweiz und weiterhin auch im Osten, z. B. in Suczawa (Bukowina). Gibt es sonst noch derartige Überlieferungen?

204. Was bedeutet es, wenn der Holzwurm (Totenuhr) klopft? Stirbt dann jemand im Hause selbst oder außerhalb des Hauses in der Richtung, aus der man den Käfer klopfen hört?

205. Wird die Primiz des neugeweihten Geistlichen als eine Art geistlicher Hochzeit mit einer weißgekleideten Brautjungfer (Primizkrone = Brautkrone) gefeiert?

206. An welchem Tage haben nach der Volksmeinung die Vögel ihre Hochzeit?

207. Wo ist es Brauch, die ersten Kartoffeln zu Jakobi (25. Juli) zu graben?

Digitalisiert von Google

208. Pflegt man beim Hochzeitsmahl außer den Brautschuhen auch den Hut des Bräutigams zu versteigern?

209. Welche Volksmeinungen knüpfen sich an die Fledermaus?

210. Haben alle erwachsenen Männer und Frauen oder nur bestimmte Familien ihren festen, zuweilen mit Namentafeln versehenen Sitz in den Kirchenbänken oder steht es den Besuchern frei, ihren Platz nach Belieben zu wählen?

Schrifttum.

Altrichter A. Aus dem Schatzberg. Sagen und Märchen aus der Iglauer Sprachinsel. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg. 1931. 202 S. Preis geh. 28 Rtsch. in Halbleinen 34 Rtsch. in Ganzleinen 38 Rtsch.

Das eben erschienene Buch ist eine Neuauflage der vergriffenen „Sagen aus der Iglauer Sprachinsel" (1929), bietet aber statt 162 Sagen der Erstausgabe 325 Sagen und Märchen, die in planvoller Anordnung und mit kurzen, treffenden Einführungen zu den einzelnen Abschnitten ein abgerundetes Bild des Sagen- und Märchenschatzes der Iglauer Sprachinsel geben, der mitunter Beziehungen zu tschechischer Überlieferung aufweist und so auch für die wissenschaftliche vergleichende Grenzland- und Sprachinselvolkskunde eine ausgezeichnete Quelle ist. Die Gewährsleute sind stets angegeben, einzelne Sagen sind alten Chroniken entnommen. In den Anmerkungen, bei welchen bei den „Sagen des Leitmeritzer Gaues" ein Druckfehler richtigzustellen ist, indem von S. 175–187 als Verfassername Alem und erst von S. 189 an der richtige Name Aem erscheint, wird nicht allein das wichtigste Schrifttum herangezogen, sondern es werden auch kurze Erläuterungen, Deutungen und gelegentliche Hinweise auf ähnliche Sagen gegeben. Das vom Verlag hübsch ausgestattete Buch verdient weiteste Verbreitung.

Franz L. Selbstgewachsene Altertümer. Sonderabdruck aus der „Wiener Prähistorischen Zeitschrift", XVIII. 1931, S. 10–21.

Die für Volksglauben und Volkssage wichtige Abhandlung bringt zahlreiche Belege für den mehr in Kreisen von Gelehrten – während das Volk entweder die richtige Vorstellung, daß es sich um Gräber früherer Bewohner des Landes handle, hatte, oder an Zwerge als Verfertiger der Töpfe dachte — heimischen Glauben, daß die wiederholt im Erdboden gefundenen Tongefäße wie auch Tierknochen von selbst in der Erde gewachsen seien und daß diese Töpfe ihre Tiefenlage in der Erde je nach der Jahreszeit wechseln. Man sah hier das, was man auch von Versteinerungen glaubte, auf die vorgeschichtlichen Gefäße und Knochen übertragen. Diese Anschauungen gehen auf Aristoteles zurück, bei dem sich die Vorstellung von der elternlosen Zeugung niederer Tiere im Schlamme findet. Der arabische Übersetzer des Aristoteles, Avicenna (980 bis 1037), übertrug sie auch auf Versteinerungen, die durch eine geheimnisvolle vis plastica im Schoße der Erde aus Urschlamm hervorgebracht seien.

Thalheim R. G. Das Grenzlanddeutschtum. Mit besonderer Berücksichtigung seines Wirtschafts- und Soziallebens. Sammlung Göschen Nr. 1026. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin, 1931. 142 S. Preis geb. 1 ℳ 80.

Das Buch behandelt außer dem eigentlichen Grenzlanddeutschtum (Nordschleswig, Belgien, Elsaß-Lothringen, Saargebiet, Südtirol, Südslawien, Burgenland, Tschechoslowakei, Polen, Memelland) auch die nationalen Probleme der Deutschen in den fünf deutschen oder überwiegend deutschen Staaten Österreich, Danzig, Schweiz, Luxemburg und Liechtenstein so daß es eine Übersicht über das gesamte außerhalb Deutschlands in Europa lebende Deutschtum — ausgenommen Rumänien (Siebenbürgen), die baltischen Staaten und das europäische Rußland — bietet. Zum Abschnitt über das Südtiroldeutschtum sind einige Richtigstellungen notwendig. Das Deutschtum in Prag ist nach der letzten Volkszählung nicht zurück-

Digitalisiert von Google

gegangen, sondern bedeutend angewachsen. Man kann mit rund 50.000 Prager Deutschen rechnen. Tschechische Legionen haben auch in Italien gegen die Mittelmächte gekämpft. Von einer „Aufwertung" der österreichischen Kriegsanleihen in der Tschechoslowakei kann nicht gesprochen werden. Unser Dichter heißt Hans (und nicht Franz) Watzlik. Die Bezeichnung „Österreichisch-Schlesien" ist für das heute tschechoslowakische Schlesien nicht mehr üblich.

Krieg H. Schleswig-Holsteinische Volkskunde aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts. 1. Teil: Landschaftliche und wirtschaftliche Grundlagen. Verlag Franz Westphal. Lübeck. 1931. 127 S. Preis geh. 3 ℳ 20.

Die fleißige Arbeit — eine Dissertation der Hamburger Universität — benutzt die Schleswig-Holsteinischen Provinzialberichte (1787—1834) als einzige Quelle und behandelt von dem darin enthaltenen volkskundlichen Stoff zunächst das Siedlungswesen, ferner die Landwirtschaft (Feldbestellung und Geräte, Ernte, Tierzucht) und das Gewerbe, das gegliedert wird in bäuerliches Hausgewerbe, primitives Gewerbe (Fischerei, Jagd, Köhlerei u. a.) und bürgerliches Gewerbe. Ein Urteil über das Werk wird erst nach Vorliegen des 2. Teiles, der sich mit den Trachten, dem Hausrat, dem Brauchtum und Volksglauben, der Sprache und Dichtung beschäftigen wird, möglich sein.

Brandsch G. Siebenbürgisch-deutsche Volkslieder. 1. Band. Lieder in siebenbürgisch-sächsischer Mundart. Schriften der Deutschen Akademie Nr. 7. Verlag von Krafft & Drotleff. Hermannstadt 1931. 258 S.

Mit diesem umfangreichen Buch legt Brandsch eine wesentlich umgearbeitete und vermehrte Neuauflage der 1865 erschienenen „Siebenbürgisch-sächsischen Volkslieder, Sprichwörter, Rätsel, Zauberformeln und Kinderdichtungen", von F. W. Schuster, vor. Die neue Sammlung beschränkt sich auf die Lieder und vermehrt die von Schuster veröffentlichten um mehr als 100 Stück. Bei Betrachtung dieser Lieder empfängt man, wie das Vorwort bemerkt, „einen starken Eindruck von der Kraft dichterischer Gestaltung, die sich in einzelnen Balladen, in den Waisenliedern, auch in einzelnen Kinderliedern noch offenbart, und von der künstlerischen Eigenart des Volkstums, das hinter diesen anspruchslosen Dichtungen steht und ohne Zweifel wesentlich niederländische und rheinische Züge trägt: neben behaglicher Kleinmalerei die Vorliebe für romantische Begebenheiten, neben derber Lebensfreude anmutiges Spiel und überquellende Sangeslust".

Bažant K. Der Böhmerwald. Winkelried-Verlag Goffengrün bei Eger, 1931. 43 S. Preis 2 Ktsch.

Die bereits im letzten Heft angezeigte treffliche Übersicht, erschienen in der Zeitschrift „Winkelried", ist nun auch in diesem Sonderabdruck erhältlich.

Putz F. Aus unserer Ascher Heimat. Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft für Heimatkunde im Asch er Bezirkslehrerverein. Asch, 1931.

Dieses Heft bringt Aufsätze, die früher in der „Asch er Zeitung" veröffentlicht wurden, nämlich „Heimische Volksdichtungen als Spiegel unserer Stammesart" mit sehr vielen Vierzeilern und „Volksgut und Volksart im heimischen Kinderliede und Kinderreime". Der Verfasser zieht hiebei auch das wichtigste volkskundliche Schrifttum heran.

Treixler G. Das Graslitzer Bergwerk. 11. Jahresbericht des Staats-Realgymnasiums in Graslitz. Graslitz 1931. S. 1—42.

Mit Unterstützung von W. Weizsäcker, der namentlich für die bergrechtlichen Angelegenheiten als Berater dient, hat hier der verdiente Heimatforscher Treixler, der Direktor der Anstalt, der heuer nach 38jähriger Tätigkeit im Schulamt in den Ruhestand trat, eine gründliche Darstellung der Geschichte des Graslitzer Bergwerkes geliefert.

Jahrbuch des Deutschen Riesengebirgs-Vereines 1931. Herausgegeben von Dr. R. W. Fischer und Dr. K. Schneider. Hohenelbe 1931.

Aus dem reichen Inhalt dieses 20. Jahrganges ist die auch volkskundlich wichtige Abhandlung von J. Teichert „Der Arnauer Heidenstein" — mit einer neuen

Digitalisiert von Google

ansprechenden Erklärung dieses 1895 in der Arnauer Dekanalkirche aufgefundenen Reliefs hervorzuheben.

Bacher K. Schnitthohn. Neue Dichtungen in südmährischer Mundart. Verlag Gutenberghaus, Knittelfeld, 1931. 126 S.

Eine neue Gabe des in Wien lebenden Mundartdichters, der diese Sammlung nach dem Verlauf einer Erntemahlzeit (Nudelsuppe, Rindfleisch mit Semmelkren, Braten mit Salat, Backwerk, Wein) aufbaut und dabei ernste Dichtungen, die von treuer Liebe zur südmährischen Heimat und echtem Volksbewußtsein zeugen, mit heiteren Gedichten und Erzählungen mischt, alles in unverfälschter Mundart und in einem kernigen Volkston, der angenehm absticht von dem läppischen Machwerk, das sich auch heute noch in manchen mundartlichen Dichtungen breitmacht.

Altrichter A. Tribus saeculis peractis. 1631—1931. Festschrift des Staatsrealgymnasiums in Nikolsburg. Selbstverlag. Nikolsburg. 1931. 143 S.

Unser Mitarbeiter, der hochverdiente Volks- und Heimatforscher Altrichter, behandelt in dieser mit vielen Abbildungen und Tabellen ausgestatteten Festschrift die Geschichte der von ihm geleiteten Anstalt mit der erstaunlichen Gründlichkeit, die den erfahrenen Historiker und ausgezeichneten Schulmann zeigt. Die einzelnen Abschnitte (Gründung, Piaristenschule und Staatsanstalt, Die Schule — ein Spiegel der Zeit, Vom Lehrplan und Unterricht, Von Prüfungen und Zeugnissen, Von der Schülerbühne, Vom Schulgebäude, Aus alten Handschriften) führen weit über den eigentlichen Rahmen hinaus und geben ein Bild der Entwicklung des ganzen Mittelschulwesens in den letzten drei Jahrhunderten, zugleich aber auch eine Sitten- und Kulturgeschichte dieser Zeit. Angeschlossen sind „Bedenkblätter ehemaliger Schüler", darunter Zuschriften und Gedichte von P. Strzemcha (Kirsch), Staatskanzler Dr. K. Renner, Dr. W. Pauker, E. Münz, Dr. P. Mosich u. a.

Göth J. 50 Jahre deutsche Schutzarbeit in der Iglauer Sprachinsel. Verlag des Deutschen Kulturverbandes, Prag, 1931. 28 S.

Im Jahre 1881 war in Iglau die Ortsgruppe des Deutschen Schulvereines, des ersten Schutzvereines auf altösterreichischem Boden, gegründet worden. Die seither geleistete Arbeit schildert Göth, der nicht allein auf volks- und heimatkundlichem Gebiete, sondern auch als Volksbildner und Vorkämpfer im Dienste der Deutscherhaltung seiner Heimat unermüdlich tätig ist, in seiner mit zahlreichen Bildern, namentlich auch der um die Iglauer Sprachinsel verdienten Männer und Frauen, geschmückten Schrift, die bis zur Gegenwart führt, in der der Deutsche Kulturverband allein die ganze Schutzarbeit in dieser bedrängten Volksinsel besorgt.

Ehm F. Lava. Erlebnisse auf dem Feuerberge Ätna. Selbstverlag. Komotau. 1931. 82 S. Preis in Halbleinen 15 Ksch, in Ganzleinen 18 Ksch.

Ehm, dessen Buch „Der Steinmetzbub" (1926) mit den prächtigen Jugenderinnerungen aus dem Heimatdorfe noch viel zu wenig gewürdigt wird, hatte während seiner Kriegsgefangenschaft in Sizilien, die er in dem Werke „Ewiger Frühling" geschildert hat, stets den mächtigen aufragenden Ätna vor seinen Augen. Sein Wunsch, einmal auch auf diesem Gipfel zu stehen, wurde erst 1923 erfüllt, in dem Jahre, in dem der Vulkan wieder einmal unheilbringend erwacht war. Dieses gefährliche und große Erlebnis versteht Ehm in einer spannenden Weise und mit dichterischer Kraft zu gestalten. Das geschmackvoll ausgestattete Buch ist mit vielen Federzeichnungen von Gustav Zindel nach Lichtbildaufnahmen des Verfassers geziert.

Lochner A. Erweckung der Gefolgschaft. Abriß einer Lehre von den volksbildnerischen Verfahrungsweisen. Ratgeber für Volksbildner Nr. 5. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg, 1931. 47 S. Preis 8 Ksch.

Das E. Lehmann gewidmete Heft bietet keineswegs, wie so viele Schriften zur Volksbildung, bloße Theorie, sondern aus reicher Erfahrung geschöpften Stoff. Von besonderem Werte ist die Tafel der Seelentypen, die der Volksbildner bei den „Bildlingen" — ein Wort, das Lochner als Ersatz für „Zögling" geprägt hat — feststellen und beachten muß und die ausführliche Begründung des richtigen Gedankens.

Digitalisiert von Google

daß im ganzen Volksbildungswesen die Persönlichkeit des Volksbildners ausschlaggebend ist. Denn „Gefolgschaft leisten kann man nur jemandem, dem man in Neigung verbunden ist, der einem als nachahmenswerte Persönlichkeit erscheint, die etwas vorstellt und etwas will, die nicht nur etwas weiß und kann."

Der Große Brockhaus. Handbuch des Wissens in zwanzig Bänden. 15. Auflage. 9. Band (J—Kas). Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig. 1931. 784 S. Preis in Ganzleinen 26 Mark, bei Rückgabe eines alten Lexikons 23 Mark 50.

Auch der neue Band behandelt neben einer Reihe umfangreicher Artikel allgemeinen Inhalts, wie Impfung, Indien, Industrie, Insekten, Internationale, Irland, Islam, Island, Italien, Jagd, Japan, Jesus, Juden, Jugend, Jugoslawien, Kalender, Kanada, Kanal, Kant, Kapital, Karl, Karpathen u. a. Volkskundliches, z. B. Irrlicht, Jägersprache, Jodler, Johannisfest, Julfest, Kaisersage, Kammerwagen, Karlssage u. a.

Aus dem deutschen Gebiet der Tschechoslowakei sind die folgenden Namen herauszuheben: F. Janauschek, Schauspielerin, geb. Prag, 1830; K. Jelinek, Astronom, Brünn, 1822; A. Jellinek, jüdischer Gelehrter, Drslawitz i. M., 1821, und sein Bruder Hermann, ebd. 1822; W. Jerusalem, Philosoph und Pädagog, Dreuič i. B., 1854; E. Jettel, Maler, Johnsdorf i. M., 1845; O. L. Jiriczek, Germanist und Anglist, Ungarisch-Hradisch, 1867; J. Joachim, Violinvirtuos und Komponist, Kittsee bei Preßburg, 1831; Johann von Neumarkt, Frühhumanist und Kanzler des Kaiser Karl IV., Hohenmauth, um 1310; A. John, Heimatforscher, Oberlohma, 1860; F. Kafka, Dichter, Prag 1883; G. Graf Kalnoky, Staatsmann, Lettowitz i. M., 1832; G. Karpeles, Literaturhistoriker, Eiwanowitz i. M., 1848; R. Kaßner, Schriftsteller, Groß-Pawlowitz i. M., 1873.

*

Zeitschrift für Volkskunde (Berlin). 41. Jahrgang, N. F. Bd. III, Heft 1: O. A. Erich, Der Anteil der Kunstgeschichte an der Erforschung unseres Volkstums; Th. Schwickert, Die Christophoruslegende und die Überfahrtsagen; R. Wolfram, Volkstanz — nur gesunkenes Kulturgut? u. a. Von besonderer Bedeutung ist der Beitrag Wolframs, des heute wohl besten Kenners der Volkstänze, der mit der auch in unserer Zeitschrift (1928, S. 175) abgelehnten Schreibtischarbeit von P. J. Bloch über „Die deutschen Volkstänze der Gegenwart" gründlich abrechnet und die einseitige Auffassung Naumanns in bezug auf alle volkskundlichen Erscheinungen beleuchtet. Herausgehoben seien die Sätze: „Gemeinschaftstanz muß ebensowenig völlig uniforme Gleichheit besitzen, wie die Gemeinschaft überhaupt. Abstrakte Typisierungen, wie sie Naumann z. B. gibt, schießen weit über das Ziel hinaus." „Persönliche Besonderheit, Schöpferkraft kann eben niemand leugnen, der es schon wirklich mit europäischen Bauern zu tun hatte, die deshalb noch lange nicht vom städtischen Einfluß zersetzt sein müssen, sondern noch völlig in der Gemeinschaft stecken können. Individualität und Gemeinschaft sind eben keine Gegensätze." „Wie überall gibt es kein Entweder-Oder, sondern nur eine lebendige Wechselwirkung. Keines kann ohne das andere bestehen. Individuum und Gemeinschaft, Volk und Oberschicht sind Pole einer großen Zusammengehörigkeit, und es ist Pflicht einer gesunden Wissenschaft, neben dem Trennenden auch das Verbindende zu zeigen. Jede unbelehrbare Einseitigkeit aber führt in die Irre."

Wiener Zeitschrift für Volkskunde. 36. Jahrgang, 3. 4. Heft: A. Haberlandt, Volkscharakter und Rassenpsychologie (ausgehend von Günthers Rassenkunde); H. Pinckinger, Die Mistelbacher Kirchtagsumzüge; R. Pittioni, Zum kulturgeschichtlichen Alter des Blockbaues u. a. — 5. 6. Heft: O. Lassally, Die Bedeutung der Schwelle im Aberglauben; K. M. Klier, Dämonenschutz auf westkärntnischen Alpen u. a.

Das deutsche Volkslied (Wien). 33. Jahrgang, 4. Heft: Volkslieder aus dem Burgenlande. — 5. Heft: K. Liebleitner, An die Chormeister, die Volkslieder einstudieren; K. M. Klier, Zwölf Fragen zur Sammlung von Volkstänzen; 6. Heft: H. Moser, Lieder der Sathmarer Schwaben in Rumänien. — 7. Heft: K. Reiterer, Sang, Klang und Tanz im Volksmunde; Neues Tanzlied aus Südmähren

Digitalisiert von Google

(gegen den Bubikopf); C. Hartenstein, Volkstänze und Tanzlieder aus Westböhmen. — 8. Heft: K. Spieß, Die drei Stimmen des Ulinger, dazu neben andern auch eine Fassung der Ulingerballade aus Kremnitz, aufgezeichnet von A. Karasek und E. Pissl. Im selben Heft Schluß des Beitrages von C. Hartenstein und Besprechungen von G. Jungbauer, Volkslieder aus dem Böhmerwald I. 2. Lieferung und R. Kubitschek, Tief drin im Böhmerwald.

Die Singgemeinde (Kassel). 8. Jahrgang, 1. Heft: A. Viebig, Zur schlesischen Stammessingwoche in Hassitz; E. Lehmann, Sudetendeutsche Volks- und Heimatbildung; R. Patscheider, Stammlandbewegung.

Der Auslanddeutsche (Stuttgart). 14. Jahrgang, 19. Heft: G. Schreiber, Minderheitenfrage und Volkstum; R. Schaffer, Das deutsche Schulwesen in der Slowakei; F. A., Volkszählung und Geburtenstatistik in den sudetendeutschen Ländern. — 20. Heft: J. von Payer und die Sudetendeutschen (zur Errichtung eines Payerzimmers im Teplitzer Museum). 21. Heft: Reform des deutschen Staatsangehörigkeitsgesetzes (auch für Auslanddeutsche wichtig). Unter den Besprechungen eine scharf abweisende des Husromanes von J. Mühlberger.

Deutsch-Ungarische Heimatsblätter (Budapest). 3. Jahrgang, 3./4. Heft: Aus dem stets fesselnden Inhalt dieser unterstützungswerten Zeitschrift ist besonders auf den in Fortsetzungen erscheinenden Beitrag „Zur Geschichte der Erforschung des Ungarländischen Deutschtums" von G. Petz aufmerksam zu machen. Unter der Leitung von G. Petz hat sich an der Budapester Universität eine volkskundliche Abteilung des Germanistischen Institutes gebildet, welche die Aufnahmen zum deutsch-ungarischen Volkskundeatlas durchführt. Darüber berichtet E. v. Schwartz, der die bereits ausgesandten ersten Fragebogen mit einer in magyarischer Sprache verfaßten Anleitung, in der einerseits der Atlas der deutschen Volkskunde im allgemeinen und das ungarische Unternehmen im besondern behandelt wird, versehen hat und die ganzen mit diesen Aufnahmen verbundenen Arbeiten leistet.

Ethnographia (Budapest). 42. Jahrgang, 3. Heft: S. Solymossy, Die Drachengestalt in den ungarischen Märchen (mit deutschem Auszug). Über den reichen Inhalt des der „Ethnographia" beigegebenen „Anzeigers der Ethnographischen Abteilung des Ungar. National-Museums" berichten ebenfalls deutsche Auszüge.

Boabe de Grâu (Bukarest). 2. Jahrgang, 5. Heft: L. Netoliczka, Muzeul Etnografic al Ardealului din Cluj. Dieser treffliche Bericht der Leiterin des Siebenbürgischen Ethnographischen Museums in Klausenburg ist auch wegen der prächtigen Bildbeigaben hervorzuheben.

Heimatbildung (Reichenberg). 12. Jahrgang, 10./11. Heft: K. Schopf, Das Egerland in der deutschen Literatur (Beginn eines längeren Beitrages); E. Gierach und E. Schwarz, Erster Bericht des Sudetendeutschen Mundartenwörterbuches für das Arbeitsjahr 1930/31; E. Schwarz, Die Heidelbeere in den sudetendeutschen Mundarten.

Sudetendeutsche Familienforschung (Aussig). 4. Jahrgang, 1. Heft: G. Eis, Altgermanische Familiengeschichtsschreibung; R. Saliger, Von Erbgesundheit und Erbkrankheiten; J. Blau, Adelige, Auswärtige und Ausländer im alten Kirchenbuch von Neuern (1654—1706) u. a.

Waldheimat (Budweis). 8. Jahrgang, 10. Heft: E. F. Rassetsberger, A. Stifter als Maler; A. Carolo, Zum 90. Geburtstag des Tonkünstlers Max v. Weinzierl (geb. 1841 in Bergstadtl bei Budweis). — 11. Heft: Schluß des Beitrages über A. Stifter als Maler; S. Skalitzky, Ein Jahr im Waldland (Brauchtum im November); K. Brdlik, Ein Bericht über die „Brunst in Kalsching" im Jahre 1607 u. a.

Unser Egerland (Eger). 35. Jahrgang, 8./9. Heft: R. v. Rueling, Alte Barockorgeln in Karlsbad und Umgebung. — 10. Heft: J. Pohl, Reg.-Rat Dr. Karl Siegl zu seinem achtzigsten Geburtstag. Auch andere Beiträge dieses K. Siegl gewidmeten Heftes feiern die Verdienste des Egerer Archivdirektors.

Beiträge zur Heimatkunde des Aussig-Karbitzer Bezirkes (Aussig). 11. Jahrgang, 3. Heft: F. J. Umlauft, Über Familienforschung; W. Schuster, Deutschlahn und Böhm.-Kahn (gegen die von E. Reder behauptete Her-

Digitalisiert von Google

leitung des Ortsnamens aus dem Deutschen); R. Köhler, Frühere Beschäftigungen (Flechten, Flachshandel) u. a.

Mitteilungen des Nordböhm. Vereines für Heimatforschung und Wanderpflege (Böhm.-Leipa). 54. Jahrgang, 3. Heft: V. Matwald, Ein Leipaer Privileg im Jahre 1636; E. Neder, Dresdner Bürger aus Böhmen 1533—1653; P. Marschner, Von einem Schluckenauer Bürgermeister (aus der Zeit der Gegenreformation) u. a.

Ostböhmische Heimat (Trautenau). 6. Jahrgang, 7. und 8. Heft: A. Fischer, Flurnamen aus dem Braunauer und Wekelsdorfer Bezirke.

Unsere Heimat. Monatsschrift zur Pflege der Heimatkunde und Heimatliebe (Zöptau). Das von Dr. A. Strnad geleitete, im 11. Jahrgang stehende Heimatblatt bringt besonders viele Beiträge zur nordmährischen Ortsgeschichte.

Sudetenland (Teplitz-Schönau). Diese Heimatzeitschrift des Bundes der Deutschen in Böhmen ist seit Oktober an Stelle des früheren „Bundesboten" getreten. Sie erscheint alle 14 Tage. Da die Bezeichnung „Sudetenland" behördlich verboten wurde, sind die letzten Hefte, die, wie die früheren, belehrende und unterhaltende Beiträge bieten, ohne Titel erschienen.

Aus den Urteilen über unser 2. Beiheft: G. Jungbauer, Geschichte der deutschen Volkskunde:

„Ein Buch für jeden Heimatforscher, denn dieser trägt in geduldiger Kleinarbeit unermüdlich die Steine zu einem gewaltigen Bau zusammen, zur deutschen Volkskunde. Soll ihm, der teilhat durch Arbeit und Mühe, der Plan des stolzen Gebäudes verborgen bleiben? Wird, wenn er sich erst das Wozu und das Wie zu eigen gemacht hat, seine Mitarbeit an dem Werke nicht ungleich förderlicher und wertvoller sein? Darf er, der mitkarrt aus Heimatliebe und oft unter Schwierigkeiten und Opfern, darf er vor dem verwirrend großen Werke stehen, die Augen auf dem Wege und nicht dem Hochziele zu? Oder soll er sich verbunden, eins fühlen mit Werk und Meister?

Die Antwort ist leicht. Schwer aber war, sich die zielweisende Literatur zu beschaffen, um aus ihr zu schöpfen, zu lernen, über der Sache zu stehen. Wohl haben wir sudetendeutschen Heimatleute endlich unsere eigene Volkskundezeitschrift und akademische Führung. Aber über die reichen Anregungen hinaus fehlte bisher ein Spiegel des Ganzen, Großen, ein Beweis, der Ziele nennt und Wege nach ihnen weist, die aus der Vergangenheit über uns in die Zukunft führen, zu Besinnen führt und vor Irrwegen warnt, vor Phantastereien, die solange unsere Volkskunde mitleidig über die Achsel ansehen ließen, daß sie es nicht leicht hatte, endlich als wirkliche Wissenschaft anerkannt zu werden, ein Buch, das jeden, mag er welches Volksgut immer betreuen, sich als Rad im großen Werke fühlen muß, das klar macht, was er will und soll, das ihn sich und seine Arbeit zielstrebig und willig dem Ganzen eingliedern heißt.

Ein solches Buch hat uns jetzt unser Führer Jungbauer geschenkt. Werten wir es! Bedenken wir bei seinem Studium, daß die sudetendeutsche Volkskunde, an der wir bauen, doch nur ein kleiner (wenn auch ungemein wichtiger) Teil der gesamtdeutschen Volkskunde ist und sich dieser naturgemäß einzufügen hat.

Jungbauer betrachtet die Volkskunde immer in ihren Beziehungen zum Leben der Vergangenheit und der Gegenwart. Die Kapitelüberschriften erweisen, daß nichts vergessen ist, das Buch zu einem unentbehrlichen zu machen. Wie mit einer Wünschelrute werden hier die geheimen Quellen aufgespürt, die, geboren aus ihrer Zeit, heute noch rinnen, die geistigen Grundlagen aufgezeigt, die, verbindend, die volkskundlichen Erscheinungen zeitigten, wandelten und verlöschen ließen." (A. Stern in der „Leitmeritzer Zeitung" vom 16. Juni 1931).

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII., Chodská 2a.
Druck von Heinr. Mercy Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die Post- und Telegraphendirektion in Prag. Erlaß Nr. 1806/VII/1928.

Digitalisiert von Google

Digitalisiert von Google

PERIC
3 0000 096 193 788

Digitalisiert von Google

Digitalisiert von Google